UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Geschichte Europas

seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871.

Von

Alfred Stern.

Fünfter Band.

(Zweite Abteilung. Zweiter Band.)

Geschichte Europas von 1830 bis 1848. II.

Stuttgart und Berlin 1911.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

HMod.
S8396

Geschichte Europas

von 1830 bis 1848.

Von

Alfred Stern.

Zweiter Band.

12285-8
29/6/12

Stuttgart und Berlin 1911.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

I. **Blick auf die zeitgenössische Litteratur.** Allgemeiner Charakter der Litteratur. Frankreich 1. Viktor Hugo. Lyrik 2. Dramen. Dumas. de Vigny 3. Lamartine. A. de Musset 4. George Sand 5. Stendhal-Beyle. Balzac 6, 7. Der Feuilleton-Roman. Dumas. Sue 8. A. Comte. Michelet 9. Quinet 10. A. de Tocqueville. „Die Demokratie in Amerika" 11.

Die französische Litteratur und das Ausland. Ungarn. Polen. Mickiewicz 12. Słowacki. Krasinski. Kraszewski 13. Rußland. Lermontov 14. Gogolj 15. Deutsche und französische Einflüsse 16. Belinskij 17. Herzen. Turgenev. Gončarov. Dostoevskij 17. Spanien. Espronceda 17. Larra. Zorrilla 18. Italien. Cantù 19. M. d'Azeglio 19. Guerrazzi 20. Giusti 21.

Deutschland. Goethes Tod. 22. März 1832. Bettina. Rahel 22. Französische Einflüsse 22. Das „junge Deutschland". Wienbarg 23. Heine und Börne 24. Laube 25. Gutzkow 25. „Wally" 26. Mundt 27. Büchner 28. Menzels Denunciation. Preußische Maßregeln 29. Eingreifen Metternichs. Beschluß des Bundestags. 10. Dec. 1835. Seine Folgen 30. Menzel und das Judentum. „Menzel der Franzosenfresser". Börnes Tod. 12. Febr. 1837 31. Schwächen des „jungen Deutschland". Immermann. „Münchhausen" 32. Düsseldorfer Maler. C. F. Lessing. A. Schrödter. Immermanns Tod. 2. Aug. 1840 33. Die Lyrik. Mörike. Lenau 34. Grün 35. Die Hegelsche Schule. D. F. Strauß 36. „Das Leben Jesu." Baur und die Tübinger Schule 37. Zerfall der Schule Hegels. Die „Hallischen Jahrbücher". A. Ruge 38. Bruno Bauer. Ludwig Feuerbach. „Das Wesen des Christentums" 1841 39. Rotteck und Welckers „Staatslexikon" 1834 ff. Dahlmanns „Politik" 1835. Rankes „Päpste" 1834—36 40. „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" 1839—43 41. Gervinus 41. „Litteraturgeschichte" 42.

England. Hood. Ebenezer Elliott 43. E. Bulwer. B. Disraeli 44, 45. Dickens 46. Carlyle 47—49.

II. **Österreich.** Einwirkungen der Litteratur. Sicherheit der Regierung 50. Ungarn. Rückblick auf den Reichstag von 1825—27. Szechenyi 51. Sein praktisches und litterarisches Wirken. Seine Erfolge 52. Reichstag von 1830. Wachsen der Reformideen 53. Der Operatenreichstag 1832—36. Die Urbarialfrage 54. Widerstände. Verstümmelung der Reform. Deak 55. Kossuth 56. Siebenbürgen. Wesselenyi 57. Der Siebenbürger Landtag 1834—35. Tod des Kaisers Franz I. 2. März 1835 58. Verschärfung der Gegensätze. Enttäuschungen des Operatenreichstags 59. Sein Schluß 2. Mai 1836. Steigende Verbitterung. Verhaftung und Verurteilung Kossuths 1837, 1838 60. Proceß und Verurteilung Wesselenyis 1839. Versöhnungsprogramm Deaks. Beschwichtigungsversuche des Erzherzog-Palatins 61. Der Reichstag von 1839 bis 1840. Amnestie. Gesetzgeberische Resultate des Reichstags 62. Die Ruhe vor neuen Stürmen 63.

Die westliche Reichshälfte. Ferdinand I. Haltung Metternichs 64. Seine Zukunftssorgen. Mängel der Regierungsmaschine. Erzherzog Ludwig 65. Kolowrat. Die Damen des Herrscherhauses 66. Erzherzogin Sophie. Schwankungen der Regierung. Zusammenkunft in Teplitz Sept. 1835. Zar Nikolaus in Wien 9. Okt. 67. Hemmungen durchgreifender

Reformen. Gefäll- und Zollwesen. Heerwesen 68. Clam-Martinitz 69. Finanzverwaltung. Eichhoff 70. Die Jesuiten in Österreich. Kolowrats-Konflikte 71. Seine Beurlaubung 72. Sein Zusammenstoß mit Metternich. Einrichtung der Staatskonferenz 12. Dec. 1836. Schönfärberei Metternichs 73. Fortdauer der Schwerfälligkeit der Regierung. Neue Reibungen Kolowrats und Metternichs 74. Ihre Ursachen 75. Krönung in Mailand 6 Sept. 1838. Amnestie 76. Metternichs Erkrankung 1839. Tod Clam-Martinitz' 29. Jan. 1840. Zolltarif 1839 77. Handelspolitik. Verlegenheit Eichhoffs. Das Deficit 78. Eichhoffs Rücktritt 24. Nov. 1840. Kübeck. Seine Pläne. Verzicht Kolowrats 3. Nov. 1840 79. Unveränderlichkeit der Staatsverwaltung. „Österreich im Jahre 1840". Vergleich mit deutschen Zuständen 80. 81.

III. Deutschland.

Der deutsche Zollverein. Abfall Kurhessens vom mitteldeutschen Handelsverein 82. Anschlußvertrag mit Preußen 25. Aug. 1831. Vorwürfe gegen Kurhessen. Klagen am Bundestag 83. Verhandlungen mit Sachsen und den thüringer Kleinstaaten. Verhandlungen über eine Verschmelzung des preußisch-hessischen und bairisch-würtembergischen Zollvereins 84. Schwierigkeiten. Östreichische Verhandlungen mit Baiern und Württemberg 85. Hannovers Antrag auf Erfüllung des Artikels 19 9. Aug. 1832 86. Mission Miegs nach Berlin. Unterzeichnung des Verschmelzungsvertrags 22. März 1833. Ratifikation 87. Sächsischer Anschlußvertrag 30. März 1833. Beitritt der Thüringer 11. Mai 1833. Der deutsche Zollverein 1. Jan. 1834 88. Erwägungen Metternichs 89. Der Steuerverein 1. Mai 1834. Östreich und der Zollverein. England und der Zollverein 90. Frankreich und der Zollverein 91. Nassauisch-französischer Handelsvertrag 19. Sept. 1833. Lage Badens 92. Badischer Anschlußvertrag 12. Mai 1835. Kritik in der zweiten Kammer. Bestätigung 93. Verhalten Nassaus gegen Frankreich. Anschluß an den Zollverein 10. Dec. 1835 98. Anschluß Frankfurts 2. Jan. 1836. Umfang und Wirkungen des Zollvereins 95. Vertrag mit den Niederlanden 1839. Vertrag mit der Türkei 1840 96. Schiffahrtsvertrag mit England 1841. Preußische Bedenken. Alvensleben und Kühne 97. Ausgleich auf den Zollkonferenzen 1841 98.

Die Reaktion. Preußen. Politische Verurteilungen. Fritz Reuters Festungszeit 99. Behandlung der Presse 100. Preußen und das „junge Deutschland". Laube. Mundt. Gutzkow 101. Heine. Hansemanns „Preußen und Frankreich" 102. Rechtspflege. Kamptz 103. Mühler. Inneres. Rochow. Kultus und Unterricht. Altenstein 104. Königsberger „Mucker". Altlutheraner. Kriegsministerium. Witzleben. Zweijährige Dienstzeit 105. Prinz Wilhelm. Rauch. Finanzministerium. Alvensleben. Auswärtiges. Werther 106. Baiern. Politische Processe. Landtag von 1834. Machtbewußtsein König Ludwigs 107. Landtag von 1837. Entlassung Wallersteins 25. Okt. 1837. Abel. Würtemberg 108. Erlahmen der Opposition. Baden. Umgestaltung des Gemeindegesetzes 1837. Verdienste Winters 109. Sein Tod 27. März 1838. Nebenius. Blittersdorff. Landtag von 1839 110. Tod Rottecks 26. Nov. 1840. Hessen-Darmstadt. Du Thil. Politische Verfolgungen 111. Proceß Weidigs. Sein Tod 23. Febr. 1837. Kurhessen 112. Hassenpflug. Lähmung der Gesetzgebung 113. Entlassung Hassenpflugs. Scheffer. Gefangennahme Jordans 1839 114.

Der Verfassungsbruch in Hannover. Hannover. Mangelhafter Ausbau der Verfassung. Die Kammern 115. Stüve. Regierungsantritt Ernst Augusts 20. Juni 1837. Sein Charakter und Ruf 116. Stellung zur Verfassung Hannovers 117. Protest gegen die Kassenvereinigung. Geheime Ratschläge Scheles 118. Ankunft Ernst Augusts in Hannover 28. Juni 1837. Patent vom 5. Juli 119. Eindruck des Patentes. Sondirung Östreichs und Preußens 120. Verhandlung in Karlsbad und Königswart. Jubiläum der Universität Göttingen 17.—19. Sept. 121. Auflösung der Stände 30. Okt. Entlassung des Kabinets 31. Okt. Aufhebung des Staatsgrundgesetzes 1. Nov. Erstarrung des Landes. Protest der Göttinger Sieben 122. Beschwichtigungsversuche Arnswaldts und Hoppenstedts. Die Deputation in Rotenkirchen. Entlassung der Sieben 11. Dec. 123. Ausweisung von Dahlmann, J. Grimm, Gervinus 17. Dec. Teilnahme in Deutschland. Verhalten der

Regierungen 124. Das Land Hannover 125. Protest des Osnabrücker Magistrates 3. Febr. 1838. Stüve. Die Wahlen. Eröffnung der Stände 20. Febr. 1838. Vertagung 29. Juni 126. Haltung Östreichs und Preußens. Beschwerde Osnabrücks u. a. beim Bundestag. Ihre Abweisung 6. Sept. 1838 127. Frage der Steuerverweigerung. Die Gutachten der Universitäten. Wiederberufung der Stände. Beschlußunfähigkeit. Vertagung 2. März 1839 128. Vertagung 10. Juni. Steuerverweigerungen. Verhandlung am Bundestag 26. April. Erklärung Hannovers 27. Juni. Votum der zweiten badischen Kammer 129. Antrag Münchs am Bundestag 22. August. Vergeblicher Widerstand Baierns. Inkompetenzerklärung des Bundestags 5. Sept. 1839 130. Proklamation Ernst Augusts 10. Sept. Beschlußfähigkeit der zweiten Kammer 19. März 1840. Das Landesverfassungsgesetz vom 6. Aug. 1840. Ende und Rückwirkung des Verfassungskampfes 131. 132.

IV. Neukatholicismus und klerikale Politik. Frankreich. Lamennais. „L'Avenir." Montalembert 133. Lacordaire. Parole der Unterrichtsfreiheit. Haltung des Episkopates 134. Lamennais in Rom 1831. Verhalten der Kurie. Die Encyklika „Mirari Vos" 12. Aug. 1832 135. Unterwerfung und Abfall Lamennais'. „Worte eines Gläubigen" 1834. Lamennais' Jünger 136. Wachstum des Neukatholicismus. Ermutigung durch die Regierung 137. Klöster und Jesuiten. Belgien 138. Niederlande. England. Traktarianer. Pusey und Newman. Wiseman 139. Deutschland. „Der Katholik." München. Görres. Phillips. Döllinger 140. Ministerium Abel. Östreich. Die Zillerthaler 1837 141. Die Schweiz. „Badener Artikel" 1834 142. Gärung im Jura. Einbußen der Kirche. Zustand des Kirchenstaates. Die Centurionen 143. Gregor XVI. Entlassung Bernettis Jan. 1836. Lambruschini 144. Zunahme der Mißstände. Ansprüche des Papsttums 145.

Die katholische Kirche und Preußen 145. Bulle „De salute animarum". Breve vom 16. Juli 1821. Friedlicher Zustand. Erzbischof Spiegel. Hermes 146. Altenstein und Schmedding. Die Frage der gemischten Ehen 147. Kabinetsbefehl vom 17. Aug. 1825. Bunsen in Rom 148. Breve vom 25. März 1830. Stimmung Gregors XVI. 149. Geheimvertrag vom 19. Juni 1834 150. Tod Spiegels 2. Aug. 1835. Das „rote Buch". Droste-Vischering 151. Seine Wahl zum Erzbischof von Köln. Sein Benehmen. Vorgehen gegen die Hermesianer 152. Neuer Streit über die gemischten Ehen. Hommers Reuebrief 10. Nov. 1836 153. Unterhandlung mit Droste. Mission Capaccinis. Scheinerfolg Stolbergs und Bunsens. Widerstand Drostes 154. Seine Abführung nach Minden 20. Nov. 1837 155. Päpstliche Allokution 10. Dec. 1837. Bunsen in Wien 9.—11. Dec. 1837. Ansicht Metternichs 156. Bunsens Note von Ancona 17. Dec. 1837. Seine Abrufung von Rom April 1838 157. Diplomatische Niederlage Preußens. Stimmung und Ratlosigkeit in Berlin 158. Erregung in den Rheinlanden und Westfalen. Nachgiebiger Kabinetsbefehl. 28. Jan. 1838 159. Widerstand der Bischöfe von Münster und Paderborn. Dunin, Erzbischof von Posen und Gnesen. Sein Rundschreiben vom 30. Jan. 1838. Seine Verhandlungen mit Flottwell 160. Sein Proceß. Päpstliche Allokution vom 13. Sept. 1838. Die öffentliche Meinung 161. Görres' „Athanasius". Döllinger: „Über gemischte Ehen". Die Würzburger Zeitung. Die „Historisch-politischen Blätter" 162. Montalembert und Lacordaire. Potter. Verteidiger der preußischen Regierung. Protestantische Theologen 163. Gutzkow, Laube, Ruge. Die „Neue Würzburger Zeitung" gegen Preußen. Verhalten Metternichs 164. Festigkeit der Kurie 165. Metternichs Ratschläge. Abweisung in Berlin. Vereinzelung Preußens 166. Gesetzgeberische Vorschläge. Wachsende Verlegenheiten 167. Verurteilung Dunins. Seine Entweichung aus Berlin 3. Okt. 1839. Seine Abführung nach Kolberg. Sedlnitzky, Fürstbischof von Breslau 168. Denkweise des Kronprinzen. Tod Altensteins 14. Mai. Tod Friedrich Wilhelms III. 7. Juni 1840 169.

Allgemeine Bedeutung der Frage der gemischten Ehen 169. Baden. Würtemberg. Östreich. Verlegenheit Metternichs 170. Kolowrat und die Klerikalen. Konflikte in der Staatskonferenz 171. Ungarn. Hirtenbrief des Bischofs von Großwardein 172. Die Religionsfrage auf dem Reichstag 1839/40. Streit in den Komitaten. Lonovicz in Rom. Breve vom 31. April 1841 173. Beratung in Wien. Instruktion Lambruschinis 22. Mai 1841.

Gewinn des Ultramontanismus. Doppelsinn dieses Wortes 174. Zuspitzung des päpstlichen Absolutismus 175.

V. **Socialismus und Kommunismus.** Internationaler Zug des Socialismus. Allgemeiner Begriff 176. Frankreich. Saint-Simon 177. „Recht auf Arbeit." Die Saint-Simonisten. Bazard und Enfantin. Ihr Manifest 178. Ihre Anhänger. Spaltung 179. Enfantin in Ménilmontant. Sein Proceß 1832. Fernwirkungen des Saint-Simonismus 180. Fourier. Sein System 181. Das Phalansterium. Geschichtsphilosophie und Kosmogonie 182. Die Schule Fouriers. Considerant. Kritik der Gesellschaftsordnung 183. Politische Parteilosigkeit. Leroux 184. Mangelnde Teilnahme der Massen 185. Kleinbäuerliche Rücksichten. Das städtische Arbeiterproletariat. Seine Lage 186. Fabrikgesetz von 1841. Kommunistische Lehren 187. Buonarroti. Kommunistische Geheimbünde. Ziele und Mitglieder 188. Bernard. Barbès. Blanqui 189. Der Aufstand des 12. Mai 1839 190. Louis Blanc. Seine „Geschichte der zehn Jahre". Seine Vorschläge der „Organisation der Arbeit" 1840 191. 192. Ihre Wirkung. Proudhon 193. Cabet. Revolutionäre Erinnerungen 194. Verblendung der Machthaber 195.

England. Godwin. Owen 195. Seine Wendung zum Socialismus. Sein „soziales System". Die Oweniten. Thompson 196. Gray. Hodgskin. Owens „New Harmony" 197. Sein Mißerfolg. Rückkehr nach England 198. Englische Arbeitergenossenschaften. Owen und die Genossenschaften. Verhältnis zu den Gewerkvereinen 199. Die Arbeitstauschbörse". Mißlingen 200. Rückgang der Konsumvereine. Niederlagen der Gewerkvereine. Fortsetzung des Owenismus 201. Der „Verein aller Klassen aller Nationen" 1835. Das Buch von der „Neuen moralischen Welt" 1836—44. Angriffe gegen Owen 202. Mißlingen der Siedelung Queenwood. Owen als Gegner des Klassenkampfes. Scheidung von Socialismus und Demokratie 203.

VI. **England.**

Der Niedergang der Whigs. Mißliche Lage der Regierung. Parlamentssession 1837. Irische Angelegenheiten 204. Angriff O'Connells. Abfall Burdetts. Voreilige Hoffnungen der Tories 205. Tod Wilhelms IV. 20. Juni 1837. Königin Viktoria. Auflösung des Parlamentes 17. Juli. Gewinn Melbournes und seines Ministeriums 206. Ergebnis der Wahlen. Parlamentseröffnung 20. Nov. 1837. Adreßdebatten. Unruhen in Kanada 207. Durham Generalgouverneur. Sein Auftreten in Kanada 208. Mißbilligung im Oberhaus. Preisgebung durch Melbourne 10. Aug. 1838. Durhams Rückkehr. Union der beiden Kanada 1840. Durhams Tod 28. Juli 1840 209. Annahme des Armengesetzes und der Zehntenbill für Irland. O'Connells „Precursor-Society". Wachsende Zuversicht der Tories 210. Irische Verlegenheiten. Sieg des ministeriellen Vertrauensvotums 13. April 1839 211. Konflikt mit Jamaica. Niederlage und Rücktritt des Ministeriums 7. Mai 1839. Berufung der Tories. Die Hofdamenfrage. Rücktritt Peels 10. Mai. Wiedereintritt Melbournes. Schwäche seines Ministeriums 212. Kompromiß wegen Jamaicas. Verzicht auf ein Lehrerseminar. Personaländerungen in der Regierung 213. Eintritt Macaulays. Parlamentarische Schwierigkeiten 1840. Irische Städteordnung 214. Irische Wählerlisten. Feindseligkeit Stanleys 215. Heirat der Königin Viktoria 10. Febr. 1840. Prinz Albert. Schwierigkeiten seiner Stellung. Verhandlungen über seine Dotation 216. Zusicherung der Regentschaft. Juli 1840. Parlamentseröffnung 24. Jan. 1841. Erneuter Angriff Stanleys 217. Bedrängnis des Ministeriums. Das Deficit. Reduktion des Briefportos. Barings Budgetentwurf 218. Russells Ankündigung über die Kornzölle 30. April 1841. Die Antikorngesetz-Liga 219. Cobden. Bright. Schlaffheit der Regierung 220. Widerstand zu Gunsten der Kornzölle. Taktik Peels 221. Niederlage des Ministeriums 19. Mai. Peels Mißtrauensvotum. Seine Annahme 4. Juni. Parlamentsauflösung 23. Juni. Der Wahlkampf 222. Niederlage der Whigs. Eröffnung des Parlamentes 24. Aug. 1841. Rücktritt des Ministeriums Melbourne 30. August. Bildung des Ministeriums Peel 223.

Der Chartismus. Proletarischer Grundzug. Vorgeschichte. Nationale Union der Arbeiterklasse 224. Hetherington. O'Brien. Londoner Arbeiterverein 1836. Petition vom 28. Febr. 1837 225. Entstehung der Charte 1838. Ihre

Verbreitung. Unterstützung Attwoods 226. Agitation gegen das Armengesetz. Agitation für den Zehnstundentag 227. Oastler und Fielden. Eindruck der Charte. Elend des Industrieproletariates. Hungerjahre 228. Riesenversammlungen der Arbeiter. Vincent. O'Connor. Stephens. Verhalten der Regierung 229. Verbot der nächtlichen Versammlungen 12. Dec. 1838. Stephens' Verurteilung. Zusammentritt des Chartistenkonventes 4. Febr. 1839. Seine zwei Parteien 230. Seine Übersiedelung nach Birmingham 13. Mai 1839. Sein Manifest 231. Seine Vertagung 17. Mai bis 1. Juli. Sein Wiederbeginn 1. Juli. Verhaftung Lovetts. Zurückweisung der Chartistenpetition 12. Juli. Aufruhr in Birmingham 15. Juli 232. Rückkehr des Konventes nach London. Seine Auflösung 6. Sept. 1839. Aufstand in Newport 4. Nov. 1839 233. Processe und Verurteilungen. Scheinbares Schwinden des Chartismus. Urteil Carlyles 1839 234. Wiederaufleben des Chartismus. Die Chartisten als Gegner der Whigs. Ihre zweite Petition im Unterhaus 2. Mai 1842. Debatte. Befürchtungen Macaulays 235. Zurückweisung der Petition. Verschärfung des Notstandes. Versuch des Generalstrikes 236. Sein Scheitern. Abschreckung des radikalen Bürgertums. Machtstellung O'Connors. Sein Landplan 237. Seine Feindschaft gegen die Antikorngesetz-Liga. Gegensatz von Chartismus und Owenismus 238. Zurückhaltung der Gewerkvereine. Die Genossenschaften Düstere Urteile von Engels und Disraeli. Allmähliche Abschwächung des Chartismus 239. 240.

VII. Frankreich. Annäherung der Regierung Louis Philipps an die Ostmächte. Lockerung des englisch-französischen Einvernehmens. Wünsche Louis Philipps 241. Ermutigung durch Metternich. Kühles Verhalten des Zaren 242. Barante in Petersburg 243. Klagen Louis Philipps über das Ministerium Broglie. Das Ministerium und die Kammer 244. Frage der Rentenkonversion. Entlassung Humanns. Fall des Ministeriums Broglie 5. Febr. 1836. Befriedigung Louis Philipps 245. Das Ministerium Thiers 22. Febr. 1836. Thiers' Stellung zu den Parteien 246. Verhältnis zum Ausland. Angelegenheit Krakaus 247. Geheimvertrag vom 14. Okt. 1835. Besetzung Krakaus durch Truppen der Ostmächte Febr. 1836. Verhalten der Westmächte 248. Protest Palmerstons. Nachsicht Thiers' 249. Schweizer Angelegenheiten. Ermordung Julius Lessings 4. Nov. 1835. Mazzini. „Die junge Schweiz". Der Verein 250. Das Journal. Rauschenplat 251. Ersetzung Rumignys durch Montebello. Louis Philipp und Thiers über die Schweiz. Einzelne Maßregeln gegen die Flüchtlinge Ende Mai, Anfangs Juni 1836. Kreisschreiben des Vorortes Bern 22. Juni 252. Die Diplomaten in Bern. Beschuldigung der Schweiz nach Alibauds Attentat 253. Drohende Note Montebellos 18 Juli. Conclusum vom 11. Aug. 254. Flüchtlingsverfolgung in Bern. Gereizte Stimmung in der Schweiz. Beantwortung der Note Montebellos 29. Aug. 255. Pläne Bombelles'. Entlarvung des Spions Conseil. Antrag der Untersuchungskommission 256. Abstimmung darüber 10. Sept. Ministerwechsel in Frankreich. Die spanische Angelegenheit. Thiers' Aussöhungsplan 257. Sein Scheitern. Thiers' Rückkehr zum Plan der Waffenhilfe. Widerstreben Louis Philipps 258. Auflösung des Ministeriums Thiers 25. Aug. 1836. Das Ministerium Molé 6. Sept. 259. Befriedigung der Ostmächte. Molé und der Conseil-Handel. Seine Note vom 27. Sept. Befürchtungen Bombelles' 260. Außerordentliche Tagsatzung 19. Okt. bis 7. Nov. Antwortnote vom 5. Nov. Schlichtung des Conseil-Handels. Abreise Mazzinis u. a. 261. Mathy in Grenchen. Maßhalten Metternichs. Verhalten Englands 262.

Louis Bonaparte. Sein Leben in der Schweiz 263. Seine Präsidentenrolle. Wachstum des Napoleonkultus in Frankreich 264. Vorbereitung des Straßburger Unternehmens. Der Straßburger Handstreich und sein Mißerfolg 30. Okt. 1836 265. Verschiffung Louis Bonapartes nach Amerika 21. Nov. 266. Freispruch des Straßburger Geschworenengerichtes 18. Jan. 1837. Tod Karls X. 6. Nov. 1836. Freilassung seiner Minister Okt., Nov. 1836. Tod Carrels 24. Juli 1836 267. Attentat Meuniers 27. Dec. 1836. Das „Trennungsgesetz" 268. Seine Verwerfung 7. März 1837. Spannung zwischen dem Ministerium und dem Herzog von Orléans. Spannung zwischen Molé und Guizot. Rücktritt Molés 5. April 1837 269. Rücktritt

Guizots und Wiedereintritt Molés 15. April. Amnestie 8. Mai 1837. Plan der Vermählung des Herzogs von Orléans 270. Reise Orléans' und Nemours' nach Berlin und Wien. Vergebliche Werbung in Wien 271. Verlobung mit Helene von Mecklenburg-Schwerin. Vermittlung Friedrich Wilhelms III. 272. Abschluß der Ehe 29. Mai 1837. Mißbilligung durch den Zaren 273. Rückkehr des Prinzen Louis Napoleon in die Schweiz. Die Schrift Laitys 274. Seine Verurteilung 10. Juli 1838. Forderung der Ausweisung des Prinzen. Verhandlung über Montebellos Note vom 1. Aug. Seine Drohungen. Unterstützung durch die Ostmächte 275. Aufschiebender Beschluß der Tagsatzung. Aufregung in der Schweiz. Rücktritt der Brüder Schnell. Verzicht des Prinzen auf sein Bleiben 276. Geheime Verhandlung Metternichs. Abreise des Prinzen nach England 14. Okt. Antwort der Tagsatzung auf Montebellos Note 6. Okt. Seine Versetzung nach Neapel Nov. 277. Unzufriedenheit Bombelles' und Metternichs mit der Lösung. Räumung Bolognas durch die Östreicher Nov. 1838. Räumung Anconas durch die Franzosen 4. Dec. 1838 278. Erfolge des Ministeriums Molé in Algier und Mexiko. Der Herzog von Orléans in Algier 279.

Auflösung der Kammer 3. Okt. 1837. Neuwahlen. Session von 1838. Bildung einer Koalition gegen Molé 280. Sessionseröffnung 17. Dec. 1838. Die Adreßdebatte in der zweiten Kammer 7.—19. Jan. 1839. Molés Verteidigung und Pyrrhussieg 19. Jan. 281. Vergebliche Verhandlung mit Soult. Auflösung der Kammer 2. Febr. 282. Die Wahlen. Rücktritt Molés 8. März 1839. Ministerkrisis. Versuche Soults 283. Scheitern der Verhandlungen mit Thiers. Provisorisches Ministerium Soult 31. März. Eröffnung der Session 4. April 284. Der Aufstand vom 12. Mai. Endgiltiges Ministerium Soult 285. Befriedigung Louis Philipps. Schwache Stellung des Ministeriums. Gegnerschaft Thiers'. Erste Reformbewegung 286. Parlamentarische Windstille. Gesetzvorlage der Dotation für Nemours 25. Jan. 1840 287. Ihre Verwerfung 20. Febr. 1840. Das Ministerium Thiers 1. März 1840 288. Bedenken der Ostmächte. Thiers' Kunst des Lavirens. Erweiterung der Amnestie 27. April 1840 289. Thiers' Widerstand gegen die Wahlreform. Debatte darüber 290. Hinderung eines Reformbankettes im Quartier St. Antoine. Ungewißheit über Thiers' auswärtige Politik. Ankündigung der Überführung der Gebeine Napoleons 12. Mai 291. Ausscheiden der Frage einer Intervention in Spanien 292.

VIII. Die pyrenäische Halbinsel. Besiegung des Karlismus. Lockerung der Quadrupel-Allianz. Die Hilfslegionen der Westmächte in Spanien 293. Der Karlistenkrieg. Tod Zumalacarreguis 24. Juni 1835. Cabrera. Anarchie in Catalonien 294. Klosterbrände. Ermordung des Generals Bassa in Barcelona 5. Aug. 1835. Die Exaltados in Madrid 295. Versuch eines Aufstandes Mitte August 1835. Tumulte im Süden. Verlegenheit Torenos. Abweisung seines Hilfegesuches in Paris 15. Sept. Sein Sturz. Mendizabal 296. Sein Verhältnis zu Toreno. Unterstützung des englischen Gesandten. Ministerium Mendizabal 14. Sept. 1835 297. Mendizabals Macht. Sein Programm. Zugeständnisse an die Exaltados 298. Bearbeitung der öffentlichen Meinung. Berufung der Cortes. Verordnungen. Finanzmaßregeln 299. Angriffe gegen Frankreich 300. Geheimverhandlung über einen Handelsvertrag mit England. Corteseröffnung 15. Nov. 301. Finanzielles Vertrauensvotum 4. Jan. 1836. Aufschwung des Karlismus. Greuel in Barcelona 302. Taktik Mendizabals. Streit über das Wahlgesetz. Auflösung der Cortes 27. Jan. 1836 303. Regulierung der Staatsschuld 16. 19. 28. Febr. Klösteraufhebung 8. März. Volkswirtschaftliche Folgen 304. Fortdauernde Geldnot. Sympathieen für den Karlismus. Die Mutter Cabreras erschossen. Seine Rache 305. Begünstigung der Exaltados. Ihre Wahlerfolge. Ihre Spaltung. Mendizabal und die Fremdherrschaft Englands 306. Gespanntes Verhältnis zu Isturiz. Verstärkte Hilfeleistung Englands 307. Konflikt Mendizabals mit Cristina 308. Konflikt mit Cordoba. Entlassung Mendizabals 14. Mai. Ministerium Isturiz 309. Auflösung der Cortes 23. Mai. Dämpfung der Emeuten. Günstigere Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Besserung des Verhältnisses zu Frankreich 310. Sendung Boisle-Comtes. Neue Erfolge der Karlisten. Ermutigung der Exaltados 311. Anrufung französischer Hilfe. Meuterei in La Granja 12. August. Er-

zwungene Annahme der Verfassung von 1812 312. Entlassung des Ministeriums 14. August. Ministerium Calatrava. Bedrängte Lage Cristinas 313. Erwägung ihrer Flucht. Aussichten Don Carlos'.

Sympathie des Liberalismus mit den Cristinos 314. Liberale Mitkämpfer. Sympathie der Legitimisten mit dem Karlismus. Legitimistische Mitkämpfer 315. Geldhilfe für Don Carlos 316. Vorenthaltung seiner Anerkennung durch die Ostmächte. Sardinisch-preußische Ratschläge. Mission Cerutti 317. Ihr Fehlschlag. Verhalten Karl Alberts 318. Verhalten der Ostmächte. Einlenken des Ministeriums Calatrava 319. Dekret für Neuwahlen und Verfassungsrevision 21. August 1836. Ermutigung Cristinas. Elender Zustand der Finanzen 320. Die konstituirenden Cortes 24. Okt. 1836. Revision der Verfassung von 1812. Inhalt der neuen Verfassung 321, 322. Ihre Beschwörung 18. Juni 1837. Konflikt des Ministeriums mit Espartero. Ministerium Bardaji 18. August 1837 323. Verlauf des Krieges. Esparteros Sieg bei Luchana 24. Dec. 1836. Expedition Gomez 324. Narvaez' Sieg bei Arcos 25. Nov. 1836. Schicksal Cabreras. Koncentrischer Angriff der Cristinos im Norden 325. Sein Scheitern. Don Carlos' Plan eines Zuges gegen Madrid. Zögerungen und Streitigkeiten 326. Aufbruch von Estella 15. Mai 1837. Siege bei Huesca und Barbastro 20. Mai, 2. Juni. Irrfahrten 327. Übergang über den Ebro 29. Juni. Vergebliche Ratschläge Cabreras. Karlistische Niederlage bei Chiva 15. Juli. Streifzug Zaratieguis. Karlistischer Sieg bei Villar de los Navarros 24. August 328. Don Carlos' Vorrücken. Don Sebastian und Cabrera vor Madrid 12. Sept. Befehl des Rückzugs 329. Cabreras Trennung vom Hauptheer. Don Carlos' Vereinigung mit Zaratiegui. Ihre Vertreibung ins Baskenland 330. Guergué und Teijeiro. Verhalten der Mächte Europas 331. Geldhilfe für Don Carlos 332. Einnahme Peñaceradas durch Espartero 27. Juli 1838. Maroto karlistischer Oberfeldherr. Seine Erfolge. Siege Cabreras bei Morella und Maella 18. August, 1. Oktober 333. Die Regierung der Cristinos. Pläne Cordobas. Ministerium Ofalia 16. Dec. 1837. Ministerium Frias 6. Sept. 1838 334. Beziehungen zu Narvaez. Narvaez' Entlassung 31. Okt. Tumulte in Madrid und Sevilla 3. 12. Nov. 335. Ministerium Perez de Castro 10. Dec. Stellung Marotos. Gegnerschaft der Apostolischen 336. Marotos Gewaltstreich in Estella 16. Febr. 1839. Don Carlos' Demütigung 24. Febr. „Friede und Fueros" 337. Muñagorri. Verhandlungen Esparteros und Marotos. Ihr Abbruch. Siege Esparteros. Verdächtigungen Marotos 338. Seine Bedrängnis. Seine Rechnung auf französische und englische Vermittlung 339. Meutereien im Heere Marotos. Sein Schwanken 340. Neue Verhandlungen mit Espartero. Don Carlos' Erscheinen und Flucht. Zusammenkunft Marotos und Esparteros 26. August. Vertrag von Vergara 31. August 341. Don Carlos' Entweichen nach Frankreich 14. Sept. Ende Españas. Letzte Kämpfe Cabreras.

Ende des Karlistenkrieges 342. Clarendons Urteil über den Sieg der Cristinos. Folgen des Bürgerkrieges. Verwüstungen. Unsicherheit 343. Mängel der Volksbildung. Langsame Wirkungen der Säkularisation. Die Politik als Geschäft. Pronunciamentos 344. Stellung Esparteros. Die Progressisten in den Cortes. Auflösung 18. Nov. 1839 345. Wahlsieg der Moderados. Annahme des Gemeindegesetzes 6. Juni 1840. Gegnerschaft Esparteros. Sein Auftreten in Barcelona 346. Erzwingung eines neuen Ministeriums 18. Juli. Vergeblicher Widerstand Cristinas. Diktatur Esparteros. Verzicht und Abreise Cristinas 12. Okt. 1840. Neue progressistische Cortes 19. März 1841 347. Espartero Regent 8. Mai 1841. Gleichgiltigkeit des Volkes. Gegensätzliche Stellung der Westmächte. Passivität der Ostmächte 348. — Portugal. Parteiung der Liberalen. Mängel des Staatswesens. Vermählung der Königin mit Ferdinand von Koburg 9. April 1836 349. Aufstand in Lissabon 9. Sept. 1836. Annahme der Verfassung von 1822. Konstituirende Cortes 1837. Kampf der Parteien. Flucht der Führer der „Cartisten". Neues Grundgesetz 4. April 1838 350. Amnestie. Beruhigung des Landes. Reformbestrebungen. Ihre Unzulänglichkeit 351. Erschlaffung der Industrie. Drückende Schutzherrschaft Englands. Der Zolltarif von 1837. Verhalten Frankreichs 352. Englische Forderungen. Spanisch-portugiesische Streitigkeiten. Englisch-portugiesischer Handelsvertrag 1842. Zurückhaltung der Ostmächte 353.

IX. Die orientalische Frage und der Gegensatz Rußlands und Englands. Bedeutung des Wortes „Orientalische Frage". Verhältnis Rußlands zur Türkei 354. Bundesgenossenschaft des Patriarchates. Die Donaufürstentümer. Kiselev. Das „organische Reglement" 1831 355. Lage der Bauern. Moldau. Michael Stourdza 356. Walachei. Alexander Ghica. Verwüstung des Landes. Mängel von Industrie und Handel 357. Lücken der Bildung. Übergriffe Rußlands 358. Die Klösterfrage 359. Nationale Bestrebungen. — Serbien 360. Miloš Obrenović. Seine Investitur 12. Dec. 1830. Charakter seiner Herrschaft 361. Verfassung von 1835 362. Ihre Mißachtung. Eingreifen Rußlands 363. Grundgesetz von 1838. Erhebung Michaels 1840 364. Unfertigkeit der Zustände Serbiens. Russische Schutzherrschaft. — Griechenland 365. Russische Einflüsse. Katakazy. Englische Gegenwirkungen. Lyons. Armansperg. Schäden des Staatswesens 366. Entlassung Armanspergs Febr. 1837. Rudhardt Ministerpräsident 367. Sein Rücktritt 21. Dec. 1837 († 11. Mai 1838). König Ottos Selbstherrschaft. Die Verfassungsfrage und England. Widerstreben Rußlands. Verhalten Frankreichs 368. Schwäche des Königtums Ottos 368.

England und Rußland in Konstantinopel. Ponsonby. Butenev 369. Wechselnde Erfolge beider 370. Urqhart. Das „Portfolio" 371. Urqhart Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel 372. Die Tscherkessen. Die Angelegenheit des „Vixen" 373. Abrufung Urqharts Frühling 1837. Fortdauer seiner Agitation. Allgemeiner Gegensatz Englands und Rußlands. Reibungen in Persien. Afghanistan 374. Chiwa. Die Zukunft der Türkei 375. „Die europäische Pentarchie" 1839. Die Westmächte und Rußlands Orientpolitik 376. 377.

X. Der türkisch-aegyptische Streithandel und die Großmächte Europas. Unhaltbarkeit des Vertrages von Kutahja. Spannung zwischen der Pforte und Mehmed Ali 378. Versuche ihrer Lösung. Verdrängung Chosrews 1836. Pläne Mehmed Alis. Zurückberufung Chosrews 1838. Reschid Minister des Auswärtigen. Aufstand der Drusen. Gegenseitige Rüstungen 379. Verhalten der Großmächte. Ziele Rußlands. Preußen und Östreich 380. Gemeinsames Interesse der Westmächte. Ihr Gegensatz. Frankreich für Mehmed Ali. England gegen Mehmed Ali 381. Besetzung Adens 1839. Englisch-türkischer Handelsvertrag 16. August 1838. Ponsonbys Doppelspiel 382. Hafis' Marsch über den Taurus. Rückzug der Aegypter. Erregung der Großmächte 383. Vereinbarung Soults und Palmerstons. Vorschlag von Konferenzen in Wien 384. Widerspruch des Zaren. Schlacht bei Nisib 24. Juni 1839 385. Hafis' Niederlage. Tod Mahmuds 30. Juni. Sultan Abdulmedjid. Gefahr der Türkei. Abfall des Kapudan Pascha 5. Juli 386. Seine Einfahrt in den Hafen von Alexandria 17. Juli. Befürchtungen der Westmächte. Metternichs Weisung nach Konstantinopel 387. Kollektivnote der dortigen Vertreter der Großmächte 27. Juli. Schwäche ihres Einverständnisses 388. Gegensatz der Westmächte. Französische Sympathieen für Mehmed Ali 389. Die Politik des Zaren 390. Annäherung Rußlands an England. Brunnows Mission nach London 391. Berechnungen Palmerstons. Seine Gegenvorschläge 3. Okt. Zunahme der Spannung zwischen den Westmächten 392. Sorgen Metternichs 393. Seine Nachgiebigkeit gegen den Zaren. Rußlands Erfolg in Konstantinopel. Der Hattischerif von Gülhane 3. Nov. 1839 394. Zweite Mission Brunnows nach London Dec. 1839. Französische Befürchtungen. Ersetzung Sébastianis in London durch Guizot 395. Die Londoner Verhandlungen Ansicht Metternichs und des Zaren. Reibungen zwischen Paris und Petersburg 396. Sturz Soults. Ministerium Thiers. Seine Stellung zu England 397. Seine Instruktionen für Guizot 398. Guizots Warnungen. Thiers' Zuversicht. Vermittlung zwischen England und Neapel 399. Mißtrauen Palmerstons gegen Frankreich. Hinhaltendes Verfahren Thiers'. Sturz Chosrews 17. Mai 1840 400. Mission Samid Beys nach Konstantinopel. Mission E. Périers nach Alexandria. Palmerstons Gegenmaßregeln 401. Täuschung Guizots. Der Vertrag vom 15. Juli 1840 402. Mitteilung an Guizot 403.

Entrüstung in Frankreich 403. Unmut Louis Philipps. Seine Friedensliebe. Thiers' militärische Vorbereitungen. Verordnungen vom 29. Juli und 5. Aug. 404. Thiers' Hoffnung auf Teilung der Mächte. Vorbehalt

Preußens. Versöhnlichkeit Metternichs 405. Anfechtungen Palmerstons. Bemühungen Leopolds von Belgien 406. Der Bonapartismus und Prinz Louis Bonaparte. Sein Boulogner Unternehmen 6. Aug. 1840 407. Sein Mißerfolg. Gleichgiltigkeit des Publikums. Proceß und Verurteilung des Prinzen 6. Okt. 408. Fortgang der Rüstungen. Ordonnanzen vom 10., 21., 25., 29. Sept. Plan der Befestigung von Paris 409. Thiers' Ausfälle gegen Östreich. Komödie der Drohungen 410. Wahre Absicht Thiers'. Walewskis Mission nach Alexandria. Seine Fahrt nach Konstantinopel. Thiers' Genugthuung 411. Optimismus Metternichs. Starrheit Palmerstons. Absetzung Mehmed Alis 14. Sept. 412. Die Zwangsmaßregeln gegen ihn. Militärische Schwäche der Aegypter. Erstürmung Saidas 26. Sept. Besetzung Beyruts 8. Okt. 413. Erbitterung in Frankreich. Kriegslärm. Aufwallung des deutschen Nationalgefühls. Beckers Rheinlied 414. Auslassung Moltkes. Urteil Metternichs 415. Meinungsverschiedenheit Thiers' und des Königs 416. Vorläufiger Ausgleich. Thiers' versöhnliche Note vom 8. Okt. Entgegenkommen Palmerstons. Fortsetzung der Rüstungen Frankreichs 417. Steigerung des Kriegslärmes. Attentat Darmès' 15. Okt. Friedlich-konservative Strömung 418. Sorgen Guizots. Widerstand des Königs. Entlassung des Ministeriums Thiers 20. Okt. Das Ministerium Soult-Guizot 29. Okt. 419. Schwinden der Kriegsgefahr.

Eröffnung der Kammersession in Paris 5. Nov. 420. Adreßdebatte der Pairs 17., 18. Nov. Adreßdebatte der Abgeordneten 23. Nov. bis 2. Dec. 421. Sieg des Ministeriums. Beruhigung in Paris. Beisetzung der Gebeine Napoleons 15. Dec. 422. Schwierigkeiten gegenüber dem Ausland. Gereiztheit Palmerstons. Mißtrauen in Turin 423. Frage der deutschen Wehrhaftigkeit. Grolmans und Radowitz' Sendung nach Wien Nov. 424. Preußisch-östreichische Verständigung. Preußisch-östreichische Interpellation in Paris 6. Dec. 425. Gesetzentwurf über die Befestigung von Paris. Abschluß der Kämpfe im Orient 426. Eroberung Akkas 4. Nov. Abzug Ibrahims. Napiers Vertrag mit Mehmed Ali 27. Nov. Seine Gutheißung. Vorläufige Annäherung des Sultans und Mehmed Alis 427. Vorbereitung der Wiederaufnahme Frankreichs in das europäische Koncert 428. Hemmungen. Paraphirung der Akte 15. März 1841. Neue Weiterungen in Alexandria 429. Sturz Reschid Paschas 29. März 1841. Türkisch-aegyptische Verständigung. Protokoll über den Ablauf des Vertrages vom 15. Juli 1840 10. Juli 1841. Der Meerengenvertrag 13. Juli 430. Rückblick. Einbuße Frankreichs. Gewinn Englands und Rußlands 431. Schwäche des europäischen Staatensystems 432.

Anhang.

I. **Auszug aus dem Bericht Tschauns, des eidgenössischen Gesandten in Paris. 22. December 1833** . . . . . S. 435
(Eidgenössisches Archiv Bern.)

II. **Weisung Metternichs an Trautmannsdorff. Wien, 30. November 1837** . . . . . S. 436—437
(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.)

III. **Bericht Maltzans. Wien, 26. April 1838** . . . . . S. 437
(Geh. Staats-Archiv Berlin.)

IV. **Zwei Berichte Maltzans. Wien, 21. April 1839** . . . . S. 438—440
(Geh. Staats-Archiv Berlin.)

V. **Bericht L. Bombelles'. Bern, 6. September 1836, nebst Beilage: Coup d'œil sur la crise actuelle, 4 Septembre 1836** S. 440—444
(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.)

VI. **Bericht L. Bombelles'. Bern, 8. December 1836, nebst Beilage: Copie d'une lettre de Madame la Duchesse de St. Leu à Monsieur le Comte de Bombelles. Arenenberg, ce 17 Novembre 1836** . . . . . S. 444—445
(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.)

VII. **Weisung Metternichs an Apponyi. Wien, 14. Juli 1838, nebst Beilage: Jérôme Bonaparte à son père le Prince de Montfort à Florence (Kopie)** . . . . . S. 446—447
(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.)

VIII. **Berichte Bois-le-Comtes an Thiers. San Ildefonso, 13. 14. August 1836** . . . . . S. 447—454
(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris.)

IX. **Schreiben der Königin-Regentin Maria Cristina an die Königin von Frankreich. Madrid, 19. August 1836** . . . . . S. 454—455
(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris.)

I.

Blick auf die zeitgenössische Litteratur.

Allgemeiner Charakter der Litteratur.

Der größte deutsche Historiker hat einmal den Satz ausgesprochen: „Wir bemerken die Erscheinung, daß die Ereignisse, welche die Gemüter beherrschen, aber doch nicht befriedigen, in der Litteratur ihre Kritik finden und gleichsam ihr Widerspiel zu Tage fördern." Man ist nicht selten versucht, diesen Worten Rankes noch in einem weiteren Sinn, als in dem sie gemeint sind, Berechtigung zuzuschreiben, wenn man das Gesamtbild der Litteratur Europas überblickt, wie es in der Zwischenzeit von der Juli-Revolution bis zum Nahen neuer Erschütterungen des Weltteils dem Nachgeborenen in allgemeinen, großen Zügen sich darstellt. Unstreitig hatte das Ereignis der Juli-Revolution wie kein anderes seit dem Zusammenbruch des napoleonischen Reiches die Gemüter beherrscht. Von den Rückwirkungen dieses Ereignisses hatten tausende im Umkreis der europäischen Völkerfamilie die Erfüllung heißer Wünsche erhofft, die ihnen im Zeitalter der Restauration versagt geblieben war. In der That ward so manche Fessel, die man damals in Lehre und Leben drückend empfunden hatte, gesprengt oder gelockert. Aber viele hochfliegende Erwartungen wurden auch bitter getäuscht und große Opfer im Kampf der Geister und Leiber waren umsonst gebracht. So kam es, daß das Gefühl der Befriedigung fehlte oder sehr ungleich verteilt war. Dementsprechend bekundete die europäische Litteratur der Zeit in vielen ihrer wirksamsten und namhaftesten Erzeugnisse einen starken kritisch-skeptischen Grundzug und eine sichtliche Neigung, klaffende Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit aufzudecken. Am natürlichsten erschienen solche Merkzeichen bei geistigen Hervorbringungen, die in irgend welcher Verbindung mit politischen und socialen Vorgängen standen. Aber auch in hervorragenden Werken reiner Spekulation oder dichterischer Phantasie waren sie unverkennbar.

Frankreich.

Für Frankreich, von wo der jüngste revolutionäre Stoß ausgegangen war, ergab sich dieser Zusammenhang aus einer besonders innigen Verknüpfung mannichfaltiger Ursachen. Die Umwälzung, die der Herrschaft Karls X. ein Ende gemacht, hatte hier vielen Mitlebenden eine Erschütterung aller und jeder Autorität bedeutet. Nicht nur für das ganze alte

Staatswesen, auch für ererbte Satzungen der Gesellschaft, für die überlieferten Formen des Glaubens, für die schon unlängst durchbrochenen Regeln der Kunst dünkte sie die Stunde des endgiltigen Untergangs gekommen. Sodann ward mancher, der von Haus aus darauf angelegt zu sein schien, nur im Forschen und Gestalten Befriedigung zu suchen, durch die lange Fortdauer der revolutionären Erregung, durch die Macht des Parteigeistes und durch eigenen Antrieb der öffentlichen Bühne des Lebens als handelnder Mitspieler zugeführt. Andere konnten dem Reiz nicht widerstehen, an den Kämpfen, die sie erfüllte, wenigstens aus der Ferne teilzunehmen. Dazu kam die starke geistige Reibung, die mehr als je durch die alles beherrschende Hauptstadt gefördert wurde, und die Empfänglichkeit eines buntgemischten, unersättlichen Publikums der Boulevards, der Salons, der Theater, der Hörsäle. Theophil Gautier, als ein Prediger des Kultus „der Kunst um der Kunst willen", mochte immerhin im Namen „des jungen Frankreich die Angelegenheiten der Zeit" für durchaus gleichgiltig erklären. Das Geschlecht, dem er angehörte, blieb doch großenteils „befangen in allen Wünschen, Bedürfnissen, Konflikten und Gärungen des augenblicklichen Tages".

Noch vor der Juli-Revolution hatte Goethe im Gespräch mit Eckermann diese Worte auf „die jungen französischen Romantiker der übertriebenen Sorte" gemünzt. Nach der eingetretenen Veränderung behielten sie ihre volle Wahrheit. Ihr Geltungsbereich konnte sogar noch weiter ausgedehnt werden. Gewissermaßen paßten sie auf die romantische Schule Frankreichs als solche, die durch den Mund Viktor Hugos (s. II. 553) bereits „Freiheit für die Gesellschaft" wie „Freiheit für die Kunst" gefordert hatte. Er selbst, der sich mit wachsender Vergötterung des eigenen Ich als „Meister" der Schule Weihrauch streuen ließ, war ehemals der poetische Herold der Bourbonen gewesen. Dann aber hatte er die glorreichen „drei Tage" des Julimondes von 1830 besungen und ihre „tapferen Märtyrer" gepriesen. Ganz andere Töne erklangen aus vielen der schönsten Verse seiner „Herbstblätter". Hier hörte man nicht den Kampfruf der Straße, sondern den Widerhall zarter Stimmen aus der Kinderzeit, aus den Tagen der Liebesseligkeit und häuslichen Glückes. Indessen alle diese friedlichen Erinnerungsbilder waren noch vor dem Sturmjahr 1830 entstanden. Das Schlußgedicht vom November 1831 redete eine neue Sprache. Es zählte auf, was die Völker in weitem Umkreis, von Lissabon „unter den Füßen Dom Miguels" bis Warschau unter der Notzüchtigung des „furchtbaren Kosaken", zu leiden hätten, und gelobte ewige Treue „dem Kultus des heiligen Vaterlandes und der heiligen Freiheit". In der nächsten Sammlung lyrischer Poesieen Viktor Hugos von 1835, in den „Dämmerungsliedern", klang die politische Melodie vor. Daneben kam das Mitleid mit den elenden Verworfenen der Groß-

Viktor Hugo. Lyrik.

stadt zum Ausdruck, wie sie „Blumen im Haar, Schmutz zu Füßen, Haß im Herzen" die Auffahrt der vornehmen Welt zum Stadthausball betrachten. Der Dichter schien wie im Bann eines dunkeln Gefühls der Unruhe zu stehen. Er klagte, daß in seinem Jahrhundert „jede Überzeugung" sofort „die schreckliche Hefe des Zweifels" absetze, und mahnte die Könige, „auf die eine Vergangenheit drückt", der unheilschwangeren Zukunft zu gedenken.

Dramen.

Mittlerweile feierte der von Börne gekennzeichnete „Jakobinismus der romantischen Litteratur" Frankreichs, zumal mit Viktor Hugos Dramen, ein Jahrzehnt hindurch lärmende Triumphe. Auf dem Wege, den er mit „Marion de Lorme" und mit „Hernani" betreten, schritt der Dichter von „Le roi s'amuse", „Lukretia Borgia", „Angela", „Ruy-Blas" weiter. Dabei wuchs neben dem Aufwand schwülstiger Rhetorik und dekorativer Schaustücke der Mangel psychologischer Vertiefung, die Sucht des Monströsen, die Vorliebe für künstlich konstruirte moralische Antithesen. Aber das Publikum der jungen „Bohémiens", die sich, die Marseillaise und die Parisienne singend, zu den ersten Aufführungen drängten, ließ sich dies alles nicht anfechten. Es bejubelte vielmehr die grelle Beleuchtung fürstlicher Verruchtheiten und die blendende Verherrlichung der aus der guten Gesellschaft Ausgestoßenen. Es bestärkte den Dichter noch in dem stolzen Glauben, ein Apostel und Lehrer zu sein, der „eine nationale, eine sociale Mission" zu erfüllen habe. Im Kampf mit der Theater-Censur, der ihm auch nach 1830 nicht erspart blieb, beschuldigte Viktor Hugo die Regierung Louis Philipps, das schöne, noch unvollendete Gebäude, dessen Grundriß die Juli-Revolution entworfen, langsam zu untergraben. Er wußte auf diese Weise den Lorbeer des Tribunen mit dem des Poeten zu verflechten. Doch war dies später (1845) kein Hindernis seiner Erhebung zur Pairswürde. Neben ihm und nach ihm brachten Berufene und Unberufene ähnliche Figuren, wie er sie skizzirt hatte, auf die Bühne: hochherzige Verbrecher, edelgesinnte Kurtisanen, heroische Lakaien, in mehr oder weniger fadenscheinigem historischen Kostüm. Der Typus des interessanten Schurken wandelte sich auf den kleineren Bühnen ins Possenhafte des „Robert-Macairetums" um. Dem Publikum des Théatre Français aber erschien das Übermaß der gepfefferten Kost und aller ihrer bizarren Zuthaten nach kurzer Zeit nicht mehr schmackhaft. Mit dem Auftreten der Rachel kam das klassische Drama wieder zu hohen Ehren. Mit dem Mißerfolg der ungeheuerlichen „Burggrafen" Viktor Hugos (1843) endlich war die Niederlage des romantischen Dramas entschieden.

Dumas. de Vigny.

Indessen erklang die schon bei seinem ersten Erscheinen angeschlagene Note auch in so verschiedenartigen Bühnenschöpfungen wie in Dumas' „Antony" und in de Vignys „Chatterton". In dem Schicksal des heiß-

blütigen Findlings wie in dem des zartbesaiteten Poeten sollte sich die Moral offenbaren, die „Stello" in de Vignys gleichnamigem grandiosen Roman durch den epigrammatischen Ausspruch verkündigt: „Der Mensch
Lamartine. hat selten, die gesellschaftliche Ordnung hat immer Unrecht." Zu einer so scharfen Anklage hätte Lamartine, der seraphische Sänger, allerdings sich nicht verstanden. Immerhin bekundete er in poetischen Schöpfungen, die auf seine Wanderungen im Orient folgten, eine Erschütterung der ehemaligen Glaubenszuversicht. Nicht lange währte es, so lockte es den Dichter des „Jocelyn" und des „Falles eines Engels" in das Kampfgewühl der parlamentarischen Arena. Lieber zwar, gestand er im Vorwort eines poetischen Sammelbandes, hätte er sein Lied in der Sonne auf dem Deck des Schiffes gesungen, statt aus Pflichtgefühl im Sturm mit zum Ruder zu greifen. Auch rühmte er sich, „die Flügel seiner Muse nicht abgeschnitten zu haben, um sie an den Wagen der Faktionen zu spannen". Aber die Politik nahm ihn fortan ganz gefangen. Ihr dankte er, zumal wenn er der Eingebung des Augenblicks folgte, berauschende rhetorische Triumphe. Je lauteren Widerhall sein Wort im Lande fand, desto mehr gefiel sich der Sprößling des königstreuen Adelsgeschlechtes in der Rolle eines Propheten der Völker verbrüdernden Demokratie.

A. de Musset. „Die Politik ist unser Unglück," rief mit einem Seitenblick auf Lamartine so viele Jahre später Alfred de Musset aus. Diese „Krankheit" wenigstens wußte er, der Jüngere und Genialere, sich fern zu halten. Um so schriller ertönte seine Klage über das eigene Elend und „die Nacht des Herzens", sein Spott- und Weheruf angesichts „dieser Maskerade, die man das Leben nennt", in einem „Jahrhundert ohne Hoffnung und ohne Glauben". Man vernahm einen Nachhall des Byronschen Weltschmerzes gemischt mit Tönen eines mehr oder weniger erkünstelten Cynismus. Musset mochte in aller Ehrlichkeit versichern, „das Plagiat wie den Tod zu hassen": der Byronismus konnte sich doch in „Frank", „Namouna", „Rolla" nicht verleugnen. Wie man gesagt hat, war es ein Stück „des romantischen Mantels", das der dem romantischen Cénacle Entsprungene an sich behielt. Es kam für den Verzogenen und Blasirten die Zeit der großen Leidenschaft, in deren Feuerbad er sich zu reinigen und zu stählen wähnte. Es kam danach die Zeit der großen Enttäuschung, als er das Band, das ihn mit George Sand verknüpft hatte, durch ihre wie durch eigene Schuld für immer zerschnitten sah. Kein Zweifel, daß diese Erlebnisse den Künstler erst zur vollen Reife brachten, wie er sich in den „Nächten" und im „Bekenntnis eines Kindes des Jahrhunderts" offenbarte. Mit den Musterstücken seiner Novellen und mit den reizenden Dramen, die so lange in den Spalten der „Revue des deux Mondes" schlummerten, ehe sie auf der Bühne gesehen wurden, wußte er sich wohl auch in beinahe wolkenlose Regionen der Anmut und des Witzes aufzuschwingen. Aber die Grund-

stimmung des Dichters blieb das tief melancholische Gefühl, „Kraft und Leben, Frohsinn und Stolz verloren zu haben", während der Mensch, vor der Zeit erschöpft, im Taumel von Begierde zu Genuß sich aufrieb und zu Grunde ging.

George Sand.

Mit George Sand, einer nicht weniger sinnlichen, aber um so viel gesünderen Natur, erschien die große Zauberin, der es meisterhaft gelang, den Roman zum Spiegelbild „idealer Wahrheit", wie sie selbst sich einmal ausdrückte, zu gestalten. Als ihre „Indiana" 1832 im Sturm die Herzen eroberte, war sie beinahe eine Unbekannte. Bald aber ging die Geschichte der schönen jungen Frau, die sich den männlichen Autornamen gewählt, ihrer unglücklichen Ehe, der Trennung vom Vater ihrer Kinder, des zigeunerhaften Lebens, das sie führte, mit böswilligen Übertreibungen von Mund zu Mund. Die nächsten Schöpfungen ihrer glutvollen Phantasie, von „Valentine" bis „Lelia" und „Jacques", viel bewundert und viel gescholten, steigerten zugleich mit ihrem Ruhm die Neugier, aus den Zügen ihrer Heldinnen und Helden Selbsterlebtes und Selbsterlittenes herauszulesen. Auch war es gewiß nicht zum wenigsten die Naturtreue in der Verwertung eigener Erfahrungen, was den meisten ihrer Erstlingswerke unwiderstehlichen Reiz verlieh und über Schwächen der Komposition, Mängel der Charakterzeichnung, deklamatorische Auswüchse hinwegsehen ließ. Allein den tiefsten Eindruck machte doch die vulkanische Gewalt rebellischer Gefühle, die aus der poetischen Umhüllung lodernd hervorbrachen. Mit allem, was sie der Romantik und ihren Überspanntheiten entlehnte, gemahnte George Sand unwillkürlich an Rousseau. Sie warf, ohne sich selbst dessen voll bewußt zu sein, der Gesellschaft den Fehdehandschuh hin. Sie erhob gegen viele ihrer Begriffe von Anstand, Sitte, Pflicht und Recht im Namen der persönlichen Freiheit Widerspruch. Zumal mit der furchtlosen Apotheose wahlfreier Liebe und mit der unbedingten Verdammung heuchlerischen Zwanges rüttelte sie an den Grundlagen der bestehenden Einrichtung der Ehe. Die unverstandene, erniedrigte oder von Fesseln befreite, nur sich selbst gehörige Frau blieb denn auch ein Hauptgegenstand ihrer Dichtung: verlockend für so viele Nachahmer beiderlei Geschlechts, die jedoch nur ausnahmsweise den weichen Schmelz und das schöne Linienspiel des verführerischen Vorbildes erreichten.

Daneben schuf die nie rastende Fabulirlust der auf den Ertrag ihrer Feder Angewiesenen jene Fülle von Gestalten, in deren Thun und Leiden so häufig die Überlegenheit durch die Liebe geläuterter Sünder über das tugendstolze Pharisäertum und erträumter Ideale über die prosaische Wirklichkeit dichterisch verklärt wurde. Alle Schmerzen und Freuden, die ihr die Herzens- und Freundschaftsbündnisse mit Sandeau, Musset, Chopin, Michel, Lamennais, Leroux brachten, wurden ihr zur Quelle, aus der sie dabei schöpfte. Alles, was der Saint-Simonismus und der Socialismus

ihrem empfänglichen Geist an Ideen zutrug, verwandelte sich unter ihrer Hand in poetische Gebilde. Aus derselben Zeit wie „Consuelo“ und „Die Gräfin von Rudolstadt“ stammten „Horace“, „Der Compagnon du Tour de France“, „Der Müller von Angibault“, „Die Sünde Monsieur Antoines“. Der Welt, wie sie ihr vor Augen stand, stellte George Sand eine Welt, wie sie von ihr ersehnt wurde, gegenüber: der selbstsüchtigen Bourgeoisie die edelgesinnten Kinder des arbeitenden Volkes, der plutokratischen Klassenherrschaft der Monarchie ein republikanisches Reich der Gleichheit und Brüderlichkeit. Was die Künstlerin etwa bei dieser parteiischen Beschäftigung mit großen zeitgenössischen Problemen verlieren mochte, brachte sie in der Erfindung jener entzückenden Dorfidyllen wieder ein, unter denen „La Mare au diable“ als Perle glänzt. Aber wenn irgend jemand, so war sie nicht dazu gemacht, sich auf die Dauer in die olympischen Höhen reiner Kunstschöpfung zurückzuziehen. „Das Jahrhundert, durfte Renan nachmals von ihr sagen, hatte keine Wunde, die ihr blutendes Herz nicht mitgefühlt, keine Krankheit, die ihr nicht harmonische Klagen entrissen hätte.“

Kein größerer Gegensatz als der Genius George Sands, die sich ihren eigenen Worten nach vor allem berufen fühlte, zu malen, „was sein sollte“, und der Genius Balzacs, der nur malen wollte, was wirklich war. Dennoch war der realistische und der idealistische Roman Frankreichs ein Kind derselben Zeit und die Träger der Namen, an die sich beider Ruhm vornehmlich knüpfte, betrachteten sich als Waffengefährten.

Stendhal-Beyle.

Schon der kaustische Stendhal-Beyle hatte mit seiner Kunst unerbittlicher psychologischer Zergliederung auf einen neuen Weg gewiesen. Aber der Verfasser von „Rot und Schwarz“ erfuhr, seiner eigenen Prophezeiung gemäß, erst lange nach seinem Tode eine, wie man wohl sagen

Balzac.

darf, überschwängliche Schätzung. Früher drang sein Bewunderer Balzac durch, so hart auch er viele Jahre lang zu ringen hatte. Mit Schulden beladen, stets auf der Jagd nach einem märchenhaften Glück, erfüllt von naiv-großsprecherischem Selbstgefühl, ein gehetzter Arbeiter, der die Nacht zum Tag machte und seinem Gehirn die äußerste Anspannung zumutete, warf er, ohne die Mine seiner überhitzten Einbildungskraft zu erschöpfen, sehr ungleichartige Ware auf den litterarischen Markt. Allzuoft verriet sich, trotz wiederholter Ausfeilung, die fieberhafte Mache in Maßlosigkeit und Rohheit. Aber seit dem Erscheinen der tiefsinnigen Erzählung „La peau de chagrin“, die Goethe sofort als Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes erkannte, wuchs das Staunen über die Rabelaisschen Kühnheiten dieses vor nichts zurückschreckenden Beobachters. Das Leben, wie es sich im Hause und auf der Gasse, im verschwiegenen ehelichen Schlafgemach und im glänzend erleuchteten Salon, im Boudoir und in der Spielhölle, in den Palästen der Groß-

stadt und in der Dorfschenke der Provinz abspielte, schien keine Geheimnisse für ihn zu haben. Es stellte sich dar in unzähligen, gröber oder feiner verarbeiteten Einzelzügen, die er mit der Gewissenhaftigkeit eines Naturforschers gesammelt, ohne das Gemeinste, Häßlichste, Abstoßendste zu verschmähen, das ihm sein Mikroskop gezeigt hatte. So marschirten sie denn auf in der großen „menschlichen Komödie", alle die Beamten und Finanzmänner, Krieger und Priester, Kleinbürger und Bauern, Diebe und Wucherer, Hochstapler und Geizhälse, Weltdamen und Kurtisanen, Blaustrümpfe und Landmädchen: jede Figur mit dem ihr zugehörigen Kostüm und Mobiliar, herausgewachsen aus dem ihr eigentümlichen Milieu, ein kolossales Fresko, das nach Balzacs Absicht „alle socialen Schichten" umfassen, „die Geschichte der ganzen Gesellschaft" enthalten sollte.

Gab man sich dem Gesamteindruck dieses riesenhaften Bildes hin, so mußte man zu dem Schlusse gedrängt werden, daß das Bestehende durch und durch morsch und angefault sei. In diesem Sinne durfte man auch Balzac, trotz seiner Versicherung, „die zwei ewigen Wahrheiten, die Religion und die Monarchie", als Leitsterne zu betrachten, für einen Revolutionär erklären. Zuerst war es die Gesellschaft der Kaiserzeit und der Restauration, dann die aus ihr hervorgegangene Gesellschaft des Julikönigtums, in deren Bau er sich vertiefte. Je weiter er bei seinen Entdeckungsreisen vorrückte, desto dunklere Farben erhielt ihre Beschreibung. Wohl fehlte es nicht an einzelnen Lichtgestalten, die mit den Vautrin, Rastignac, de Marsay, Gobseck, Hulot, Marneffe, Nucingen kontrastirten. Aber die Ausnahmen schienen die Regel nur zu bestätigen. Sie muteten in einer ungesunden, schmutzigen Umgebung fremdartig, wenn nicht unglaubwürdig, an. Was der Homer des realistischen Romans dichtete, war, um mit ihm selbst zu sprechen, „eine Iliade der Korruption", und in seinem Epos spielte nicht einmal eine moderne Helena die Hauptrolle, sondern das schnöde Gold. Unzweifelhaft trug die Balzac innewohnende Neigung für raffinirte Darstellung des Abnormen und Ungeheuerlichen, gleich starken mystischen Anwandlungen ein echt romantisches Erbstück, nicht wenig zur Verdüsterung seiner Sittengemälde bei. So kam es, daß von ihm, wie von manchem seiner Nachfolger, krankhafte Ausnahmeerscheinungen für allgemeingiltig angesehen wurden, und daß sich vermeintliche Wirklichkeit dann und wann in krasse Karikatur verwandelte. Allein die tiefste Wurzel jener Neigung war Balzacs von Grund aus pessimistische Lebensansicht. In dem ganzen menschlichen Treiben, das ihn umgab, erblickte er nicht viel anderes als ein Gewebe von Betrug, Heuchelei, Gewinnsucht, Schwindel, durch das nur „der Starke", der Übermensch, mit welchen Mitteln auch immer sich durchzuringen vermöge. „Er packte, wie Viktor Hugo ihm 1850 ins Grab nachrief,

die moderne Gesellschaft Mann gegen Mann und entriß jedem etwas: dem einen die Illusion, dem anderen die Hoffnung."

Der Feuilleton-Roman.

Schon an sich war es sehr verlockend, den Spuren eines Autors zu folgen, der durch erbarmungsloses Aufdecken so vieler Wunden und Schwären des socialen Körpers die Nerven der Leser reizte. Eine Neuerung, die damals in der Pariser Presse stattfand und die vorbildlich wurde, trug aber nicht wenig dazu bei, diesen Hang noch zu verstärken. Der spekulative Journalist Emile de Girardin, Herausgeber der „Presse", erweiterte den Kreis der Zeitungskäufer einerseits durch die Herabsetzung des Abonnementspreises, andrerseits durch Vergrößerung des Inseratenteiles und des Feuilletons. Sein Beispiel fand alsbald Nachahmung. In den unpolitischen Spalten des Feuilletons kamen die begabtesten Berichterstatter über litterarische und künstlerische Erscheinungen, wie Madame de Girardin, Jules Janin, Theophil Gautier, Hektor Berlioz zu Worte. Aber einen noch viel breiteren Raum nahm die leichte Unterhaltungslitteratur ein. Der für den Tag, mitunter von der Hand in den Mund fabricirte Feuilleton-Roman trat in Wettbewerb mit dem in Buchform oder doch in größeren Abschnitten der „Revue" dargebotenen Dichtwerk. Der Schriftsteller wurde dadurch nur allzuleicht verführt, zum industriellen Geschäftsmann zu werden, der alles daran zu setzen hatte, sein heißhungriges Publikum beständig in Spannung zu erhalten.

Dumas.

Talente von übersprudelnder Kraft wie Alexander Dumas, der fesselnde Erzähler unerhörter Abenteuer der „Drei Musketiere", gerieten immer

Sue.

mehr auf diese schiefe Ebene. An Erfolg übertraf ihn noch Eugen Sue, dessen „Geheimnissen von Paris" 1842 sogar das „Journal des Débats", das Lieblingsblatt des wohlhabenden, vornehmen Bürgertums, seine Spalten öffnete. Hier entrollte der erfindungsreiche Virtuose gröbster melodramatischer Kunstgriffe, mit der Maske des Menschenfreundes angetan, ein Nachtbild aller Laster, Verbrechen und Greuel des „modernen Sodom", das bisher Gewagtes weit hinter sich ließ. Man bekam den Schmutz naturgetreu förmlich zu riechen und hörte die Gaunersprache in unverfälschter Echtheit. Um so unwahrscheinlicher waren die tugendhaften Engel geraten, die sich in dem Teufelspfuhl rein erhielten. Die Quintessenz des Romanes war aber der Protest gegen eine Gesellschaftsordnung, derzufolge alles Elend und alle Schandthaten in der Tiefe durch die Sünden verschuldet sein sollten, mit denen die Angehörigen der herrschenden Klasse in der Höhe befleckt seien. Allein das gewählteste Lesepublikum eben dieser Klasse wurde nicht müde, sich voller Bewunderung in den Anblick der ihm vorgeführten aufregenden Schauergemälde zu versenken, ohne Ahnung des Widerscheines, den sie nach unten warfen, „seiner selbst spottend, nicht wissend wie". Währenddessen fanden billige Nachdrucke der „Geheimnisse von Paris" unter dem Proletariat nicht

minder gierige Abnehmer. Arbeiter, die in dem luxusfrohen Lebemann einen Rächer gefunden zu haben wähnten, begrüßten Eugen Sue als evangelischen Sendboten, und mit jedem neuen Erzeugnis seiner geschäftigen Feder steigerte sich seine Volkstümlichkeit.

Der gleichzeitige agitatorische Einfluß der socialistischen Litteratur auf weitere Leserkreise ist erst in anderem Zusammenhang zu schildern. Auch des heute berühmtesten der damaligen französischen Geschichtsphilosophen, Auguste Comtes, der die Fäden socialistischer und naturwissenschaftlicher Anschauung verknüpfte, darf hier nur mit einem Worte gedacht werden. Denn nicht die Zeit der Entstehung, sondern die Zeit der Wirkung für das europäische Geistesleben fruchtbarer Ideen muß für die Einreihung in den Rahmen der Erzählung maßgebend sein. Auguste Comte, den langjährigen Vertrauten und Sekretär Saint-Simons, leitete bei der Übersicht des bisherigen Verlaufes der Menschheitsgeschichte und bei dem Versuch, Grundgesetze ihrer Entwicklung aufzustellen, nicht ausschließlich ein wissenschaftliches Interesse. Er zielte, schon vor seiner Verstrickung in das phantastische Reich einer Zukunftsreligion, bei der Betrachtung des Gewordenen auf die von ihm angenommene und gewünschte Umbildung desselben ab. Indessen gewann sein sechsbändiger „Kursus der positiven Philosophie" (1830—1842) zunächst keine große Verbreitung. Auch Comtes begeisterter Jünger Littré, der es unternahm, die Goldbarren des Meisters auszumünzen, hatte auf die Triumphe des „Positivismus" innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes noch zu warten. A. Comte.

Einen weit stärkeren Einfluß auf das geistige Leben jener Zeit übten zwei Männer, die gleichfalls von geschichtsphilosophischen Studien ausgegangen waren, und deren Namen man sich bald gewöhnte, in einem Atem zu nennen: die beiden durch innige Freundschaft Verbundenen Jules Michelet und Edgar Quinet. Beide verdankten Deutschland nicht wenig von dem Schatz ihrer Ideen. Kant und Fichte, Niebuhr und Jakob Grimm, Herder und Goethe wurden ihnen zu Führern. Michelet, der Sohn eines armen Buchdruckers und sein Leben lang stolz auf seine plebejische Abkunft, hatte sich durch eine sehr harte Jugend durchgerungen. Bessere Tage kamen für den Professor an der Ecole Normale, für den Sektionschef des Nationalarchives und für den Lehrer der Töchter Louis Philipps. Aber rastlose Arbeit blieb das Element, in dem der von Leidenschaft für die wechselnden Gegenstände seiner Forschung und Darstellung Verzehrte auf Kosten seiner schwankenden Gesundheit sich bewegte. Eine Übersetzung und Würdigung des Hauptwerkes Vicos hatten ihm zuerst einen Namen gemacht. Dann waren, von anderem zu schweigen, in rascher Folge die „Geschichte der römischen Republik" und die „Einleitung in die Universalgeschichte" (1831), sowie die Anfangsbände der Michelet.

„Geschichte Frankreichs" (1833 ff.) erschienen. Die Stärken des hinreißenden Geschichtsschreibers traten schon hier zu Tage: Fähigkeit, zerstreute und gesichtete Einzelheiten dem Allgemeinen unterzuordnen, in die Tiefe dringender psychologischer Scharfblick, nachschaffende künstlerische Gestaltungskraft, die das Hauptgeschäft des Historikers zu einer „Erweckung von den Toten" machte. Indessen auch die Gefahren einer Verwandlung des Berichterstatters in den Visionär und Rhapsoden, sowie einer Trübung der Kritik durch allzu lebhaftes Empfinden kündigten sich bereits frühe an. Von Parteinahme an den die Mitwelt bewegenden Angelegenheiten war bei dem Schriftsteller noch nichts zu bemerken. Aber in den Aufzeichnungen seines Tagebuches wie in den Notizen für seine Vorträge enthüllte sich der Anhänger der Demokratie, der Gegner des Jesuitismus, der vom katholischen Dogmatismus freie Spiritualist. Mit seiner Berufung an das Collège de France, vor einem neuen, weniger friedlichen Auditorium, nahm Michelet selbst in kurzem eine kriegerische Haltung an und ließ sein feuriges Wort in den Kämpfen des Tages erschallen.

Quinet. Edgar Quinet, der frühreife Sohn eines gestrengen Kriegskommissärs der Republik, hatte beinahe gleichzeitig mit Michelets Übersetzung Vicos seine Übersetzung der „Ideen" Herders vollendet. Ein langer Aufenthalt in Heidelberg hatte ihn danach noch inniger mit deutschem Geistesleben, vornehmlich im Bereich der Romantik, vertraut gemacht. Ausgedehnte Reisen in Griechenland und Italien erweiterten seinen Gesichtskreis. Was er beim Studium von Natur, Volkstum, Geschichte, Litteratur des In- und Auslandes während der Lehr- und Wanderjahre in sich aufnahm, legte er in einer Reihe Aufsehen erregender Schriften nieder. Er war der erste Franzose, der die künftige Einigung Deutschlands durch Preußen voraussagte. Nebenher wandte seine Phantasie sich den Gestalten eines Ahasver und Prometheus zu, um geschichtsphilosophischen Träumen dichterischen Ausdruck zu leihen, oder sie beschwor auf dem Schlachtfeld von Waterloo den zürnenden Schatten Napoleons herauf. Mit seiner Würdigung fremder Eigentümlichkeiten, die freilich nicht immer von Vorurteilen ungetrübt blieb, ging das reizbarste Empfinden für vaterländische Ehre und Größe Hand in Hand. Durch das Königtum Louis Philipps konnte er sie nicht nach Wunsch gewahrt finden. Schon 1831 hatte er von den Machthabern öffentlich Rechenschaft wegen ihrer Preisgebung Polens gefordert. Im Briefwechsel mit der Mutter und mit den Freunden klagte er über „die Vermoderung der Urkunde der Juli-Revolution" und über „die Erschlaffung des öffentlichen Geistes". Die Offenherzigkeit, mit der er seine Ansichten kundgab, verschuldete, daß er lange auf eine Professur warten mußte. Zwei Jahre bekleidete er ein akademisches Lehramt in Lyon. Dann wurden auch ihm die Pforten

des Collège de France geöffnet, wo er als Abgott der stürmischen Jugend an Michelets Seite trat.

Aus der Zahl der Historiker, die sich schon vor der Juli-Revolution einen Namen gemacht hatten, wurden Guizot und Thiers zunächst fast ganz durch die Politik in Anspruch genommen. Ein neues glänzendes Gestirn ging mit Alexis de Tocqueville auf. Seine tief eindringenden staatswissenschaftlichen Betrachtungen erinnerten an Montesquieu. Bald kam er als Abgeordneter in die Lage, an der Lösung staatlicher Aufgaben praktisch mitzuwirken. Sprößling eines normannischen Adelsgeschlechtes, Sohn eines ausgezeichneten Präfekten der Restauration und selbst ein Muster vornehmer Gesinnung und feinster Bildung, erhob sich Tocqueville mit seinem Erstlingswerk zu einer von keinem anderen erreichten Höhe. Er hatte mit seinem Freund Gustav de Beaumont im Auftrag der Regierung das Gefängniswesen der Vereinigten Staaten an Ort und Stelle studirt. Jenseits des Oceanes faßte er den Gedanken des Werkes über „Die Demokratie in Amerika". Wiewohl es Späteren Raum genug für Berichtigungen im einzelnen bot, konnte es als Ganzes Anspruch darauf machen, „ein Schatz für immer" zu bleiben. Tocquevilles bahnbrechende Forschung und lichtvolle Darstellung sollten in erster Linie den Einfluß der Demokratie auf das politische, gesellschaftliche und geistige Leben innerhalb der nordamerikanischen Union kennen lehren. Aber dem auf das große Ganze gerichteten Denker erweiterte sich der Gegenstand zu einer Gesamtbetrachtung der demokratischen Ideen und Institutionen, ihrer Voraussetzungen und ihrer Wirkungen, ihrer Erfolge und ihrer Gefahren in der Neuzeit. Vor allem hatte er dabei sein eigenes Vaterland im Auge. Er hatte, wie er Freunden eingestand, „keine Zeile geschrieben, ohne an Frankreich zu denken". Hier war noch seinem Bedünken nach die große Aufgabe einer Versöhnung der Gleichheit und Freiheit zu lösen. Hier waren, wenn irgendwo, „die Sitten der Demokratie zu reinigen, ihre Bewegungen zu regeln, die Einsichten in ihre wahren Interessen an Stelle ihrer blinden Instinkte zu setzen". So sehr es ihm aber darauf ankam, diese Lehren seinen Lesern einzuprägen, so wenig machte er ein Hehl aus seinem Glauben an die werbende Kraft des demokratischen Gedankens in der Gegenwart und in der Zukunft. „Ich hege die Überzeugung, sagte er am Schluß seines Werkes, daß alle, die in den kommenden Jahrhunderten die Macht auf das Privileg und auf die Aristokratie stützen wollen, scheitern werden. Alle die werden gleichfalls scheitern, die die Macht im Schoß einer einzelnen Klasse sammeln und festhalten wollen. Es giebt in unseren Tagen keinen so geschickten und starken Herrscher, der den Despotismus durch Herstellung dauernder Unterschiede unter seinen Unterthanen begründen könnte. Es giebt keinen so weisen und mächtigen Gesetzgeber, der imstande wäre, freie Institutionen aufrecht zu

A. de Tocqueville.

„Die Demokratie in Amerika" 1835.40.

halten, wenn er nicht die Gleichheit als ihr erstes Princip und Symbol gelten ließe." So wurde der von der herrschenden plutokratischen Klasse bewunderte, aber nicht recht verstandene „Liberale neuer Art", wie er selbst sich nannte, zu ihrem prophetischen Warner.

Die französische Litteratur und das Ausland.

Es gehörte zu den chauvinistischen Übertreibungen Viktor Hugos, wenn er in einem seiner Gedichte Paris als heilige „Mutterstadt" pries, „die mit ihrer Glocke und mit ihrer Trommel Tag und Nacht den Riesen Europa wach erhält". Aber unbestreitbar war es: Frankreich übte noch immer einen ganz außerordentlichen Einfluß auf andere Nationen des Weltteils. Durch die Juli-Revolution war er für das politische Leben zu erneuter Geltung gekommen. Er blieb für lange Zeit auch im Bereich des geistigen Lebens sichtbar. Wie die historische Oper Meyerbeers von der Seine aus ihren Triumphzug über die Bühnen Europas antrat, wie das historische Gemälde Delaroches durch Nachbildungen die weiteste Verbreitung fand und zu Nachahmungen anregte, so eroberte sich die französische Litteratur im Original oder in Übersetzungen ein an Zahl und Empfänglichkeit unvergleichliches Publikum im Ausland und rief an vielen Stellen Europas ein Echo hervor.

Ungarn.

Für Ungarn hat es ein Kenner wie Moriz Jokai bezeugt, daß in seiner Jugend die Verehrung der französischen Dichter von Lamartine bis Viktor Hugo, von Béranger bis Dumas vorgewogen habe[1]). Auch traten in der poetischen Erzählung und im Drama hie und da starke Nachwirkungen der französischen Romantik auf ungarischem Boden zu Tage. Indessen erhielt die aufblühende Dichtung Ungarns ihr modernes nationales Gepräge mit den urwüchsigen Schöpfungen, die ganz in der heimischen Erde wurzelten, und deren Bedeutung von Vörösmarty bis Petöfi erst im Zusammenhang mit der Geschichte der Kämpfe für die politische und sociale Reform des ungarischen Volkes gewürdigt werden kann.

Polen.

Man hätte glauben können, daß jener Nachhall der französischen Litteratur nicht am schwächsten in den poetischen Hervorbringungen des polnischen Nationalgeistes hörbar sein werde. So viele der begabtesten Söhne des polnischen Volkes waren ja durch die Flucht und durch die Verbannung an die Seine verschlagen worden. Dorthin hatte sich von Dresden auch Mickiewicz gewandt (s. II. 528). Abgesehen von einer kurzen Lehrthätigkeit in Lausanne blieb Paris seine Wohnstätte. Er lieh sogar als Professor der slawischen Litteratur neben Michelet und Quinet dem Collège de France den Glanz seines Namens und bildete mit ihnen ein geistiges Triumvirat von außerordentlichem Einfluß auf die Jugend. Allein von

Mickiewicz.

---

[1]) Kont: Geschichte der ungarischen Litteratur 1906. S. 145.

den Strömungen in der zeitgenössischen Litteratur Frankreichs erschien er so gut wie unberührt. Sein Meisterwerk, jenes Epos „Herr Thaddäus", das in Paris ans Licht trat (1834), stellte sich nach Inhalt und Form als ein ächtes Gewächs des vaterländischen Bodens dar. Es war ein glänzendes, verschönerndes Epos der altpolnischen Adelsgesellschaft: Fehden und Liebesabenteuer, Kriegszüge und Feste, Jagd und Tanz, das alles auf dem landschaftlichen Hintergrunde der vertrauten litauischen Heimat und auf dem historischen Hintergrund des Jahres 1812, abschließend mit dem Ausblick auf vaterländische Hoffnungen. Seit diesem Sang verstummte Mickiewiczs Muse. Er selbst geriet für lange Zeit in den mystischen Bann des „Messianismus" seines überspannten Landsmannes Towianski, was 1844 die Entfernung von seinem Pariser Lehrstuhl zur Folge hatte. Aber die patriotische Idee, die der Leitstern seines ganzen Dichtens und Trachtens war, machte auch den Grundstock der geistigen Erzeugnisse seiner Kunst- und Schicksalsgenossen aus. Sie durchzog die Dichtungen seines Rivalen, des melancholischen Träumers Słowacki, wie die des ungeschlachten Verschwörers Goszynski, die gleich ihm Jahre lang wider Willen in Paris weilten. Słowacki.

Beim philosophisch reflektirenden Grafen Sigmund Krasinski, dem „anonymen Dichter", dem Italien beinahe zur zweiten Heimat wurde, verband sich das Pathos sehnsüchtigen Gedenkens des Vaterlandes sofort mit glühender religiöser Begeisterung. Ein anderer Dante, wagte er sich 1835 an eine „ungöttliche Komödie": eine symbolische Dichtung in lockerem dramatischen Gewand, die eine Erneuerung der irdischen Welt nach vorausgegangenem Ringen von Aristokratie und Demokratie und nach dem Untergang der alten Civilisation verkündigte. Auf denselben Ton gestimmt waren später seine dramatische Allegorie „Iridion", seine Kanzone „Aurora", seine „Psalmen der Zukunft". Aber die Abmahnungen von unchristlichen Rachegedanken riefen den geharnischten Protest Słowackis hervor, der ihn des Abfalles von der Sache der Freiheit bezichtigte. Krasinski.

In den polnischen Landen selbst war der Aufschwung der nationalen Litteratur nach der Niederlage der Revolution und nach der Befestigung der russischen Zwingherrschaft zunächst gelähmt. Doch weckten schon die ersten Romane und Epen Kraszewskis, der als Student in Wilna beinahe zum Märtyrer seiner patriotischen Gesinnung geworden wäre, hohe Erwartungen. Man erquickte sich an der Lebenswahrheit, mit der er Volkstypen aus vergangenen und gegenwärtigen Zeiten zu schildern wußte. Man bekam einen Vorgeschmack von der Vielseitigkeit des Dichters, der sich bald auch als fruchtbarer Historiker und Journalist entpuppte und bei allem, was er unternahm, die Läuterung und Aufklärung seiner Landsleute im Auge hatte. Mußten die polnischen Schriftsteller inner- Kraszewski.

halb des Machtbereiches Rußlands es sich versagen, den Gefühlen der Trauer und Erbitterung einen unmittelbaren Ausdruck zu geben, so kam ihnen die Musik zu Hilfe, der damals Chopin, gleichfalls in Frankreich eingebürgert, neue Offenbarungen des nationalen Genius abgewann. Insofern hatte Schumann nicht Unrecht zu sagen: „Wüßte der gewaltige Selbstherrscher im Norden, wie in Chopins Werken, in den einfachen Weisen seiner Mazurkas ihm ein gefährlicher Feind droht, er würde die Musik verbieten. Chopins Werke sind unter Blumen versenkte Kanonen." —

Rußland. Währenddessen konnte die eiserne Faust des Zaren Nikolaus nicht hindern, daß sich aus der Mitte seines eigenen Volkes Stimmen vernehmen ließen, die in das übliche Lob des Bestehenden grelle Mißklänge brachten. Wohl gelang es der Regierung, die sich ihres ächt nationalen Charakters rühmte, für lange Zeit das Eindringen politischer Ideen aus Westeuropa abzuwehren und die Bildung einer öffentlichen Meinung zu hindern. Die Masse der russischen Schriftsteller sah sich auf Gebiete beschränkt, die gar keine Gelegenheit boten, Fragen des wirklichen Lebens kritisch zu beleuchten. Viele Männer der Feder sanken sogar zu schmeichlerischen Dienern des Militärdespotismus, der polizeilichen Allmacht und der gesellschaftlichen Mißwirtschaft herab. Aber dem Dichtermund entrangen sich Rufe der Klage, der Verwünschung, des Spottes, die selbst der Knebel des Censors nicht zu ersticken vermochte.

Lermontov. Vom Grabe Puškins, der 1837 im Duell der Kugel eines elenden Gegners zum Opfer fiel, erhob sich Lermontov. Er strafte seine eigenen Worte Lügen, mit denen er seine ergreifende Ode auf Puškins Tod geschlossen hatte. Der „Quell der Lieder" war nicht „versiegt": er sprudelte frisch und rein in Lermontovs Sang fort. Zur Strafe für jene Ode, in der er den Zaren angefleht hatte, den „Blitz seines Zornes gegen den Mörder zu schleudern" ward er, der blasirte, aristokratische Gardeofficier, zeitweise aus der Residenz nach dem Kaukasus verbannt. Hier in dem „freien, rauhen Bergland", das er schon als Knabe kennen gelernt hatte, fand er unerschöpfliche Motive der großartigen Naturschilderungen seiner kampferfüllten und schwermutsvollen Epen. Noch stärker als Puškin an Byrons Vorbild gemahnend, und doch ganz selbständig im Erfinden und Gestalten des Wildesten wie des Zartesten, machte er die erhabenen und düsteren Bilder der Gebirgswelt, des Waldes, der Steppe zur Folie seiner eigenen Empfindungen. Auch darin durfte man ein Hinausgehen Lermontovs über Puškin erblicken, daß seine Helden fast immer der Rolle gegen Zwang und Druck sich aufbäumender Kraftnaturen treu blieben. Vor allem traf dies zu auf die Lieblingsgeschöpfe der Phantasie Lermontovs: die tapferen, unbeugsamen Tscherkessen. Im „Dämon" verwandelte sich der Geist der Empörung in den „von Blitzen umzuckten, mit Erde und Himmel im Streit liegenden" Lucifer. Etwas

von trotziger Rebellenstimmung haftete sogar dem in seiner drastischen Eigenart einzigen, volksmäßigen „Lied vom Zaren Iwan Wassiljewič, seinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufmann Kalašnikov" an.

Wo der Dichter sich seiner eigenen Umgebung zuwandte, hörte man den Aufschrei der „Sehnsucht":

Freiheit, Freiheit will ich haben,
Und ich schenk' euch euer Glück.

Er versicherte das „Vaterland" seiner Liebe, aber diese Liebe galt nicht „dem bluterkauften Ruhm", nicht „der stolzen Zuversicht, die sich auf Bajonette stützt". Er betrauerte das „feige und kalte Geschlecht von heute", das früh gealtert und verdorrt „die innere Stimme, die mahnend zum Besseren spricht, übertäubt". Er zeichnete in den anmutigen Versen der scheinbar harmlosen Erzählung von der „Rentmeisterin" die höhere russische Gesellschaft mit dem scharfen Griffel der Satire. Ein nichts weniger als schmeichelhaftes Bild übertünchter russischer Civilisation im Gegensatz zur Ursprünglichkeit der leidenschaftlichen kaukasischen Naturkinder bot endlich der Roman „Ein Held unserer Zeit". Reich an autobiographischen Zügen war es gleichsam das letzte Wort des Dichters, der, „im Hassen wie im Lieben zu stolz zum Heucheln", das Leben „für ein ödes Possenspiel" ansah. Auch er, „ein Sklave der Ehre", was er Puškin verdacht hatte, fiel, kaum siebenundzwanzigjährig, angesichts der Berge des Kaukasus in einem Duell.

Gogolj.

Dem Moskauer Adligen Lermontov stellte sich Gogolj, der Sohn des verarmten kleinrussischen Landwirtes, solange er geistig ungebrochen war, ebenbürtig zur Seite. Mangelhaft vorgebildet, durch rastlosen Ehrgeiz nach Petersburg getrieben, aber nicht dazu gemacht, in den wechselnden Stellungen des Schauspielers, Beamten, Lehrers, Professors auszuhalten, zeigte er zuerst seine Stärke als fesselnder und witziger Erzähler. Treue Erinnerung an das Leben, an die Geschichte, an die Sagen der geliebten Heimat führte ihm die Feder bei der Erfindung jener Novellen, die das kleinrussische Volkstum, die Ukraine, den Kosaken poetisch verklärten. Schärfste Beobachtung so vieler Schichten der Bevölkerung Petersburgs, wo er die gründlichsten Portraitstudien machen konnte, kam seiner unwiderstehlichen Neigung zustatten, die Hohlheit und Elendigkeit großstädtisch russischer Halbkultur ins Lächerliche zu ziehen. Endlich feierte der unbarmherzige Realismus des Dichters, der mit allen romantischen Überlieferungen brach, den größten Triumph in dem unübertrefflichen Lustspiel „Der Revisor". Als Litteraturdenkmal bedeutete es für Rußland beinahe, was einst für Frankreich Beaumarchais' „Figaro" bedeutet hatte. Nach einigem Bedenken gestattete der Zar 1836 die Aufführung des Stückes. Daß seine unwiderstehliche Komik den kaiserlichen Herrn zur höchsten Heiterkeit stimmte, durfte Gogolj selbst in Erstaunen

setzen. Denn dies erschreckend wahre Abbild gehäufter Gaunereien und Schurkereien der Bureaukratie, vom Gouverneur abwärts bis zum Spitalverwalter und Polizeikommissär, war die stärkste Verurteilung des ganzen herrschenden Systems. Gleichsam eine Ergänzung dieser blutigen Satire war der Roman „Tote Seelen", dessen erster Teil sechs Jahre später erschien. Die kühne Verspottung des russischen Gemeinwesens, das in seinem socialen Aufbau die Leibeigenschaft zum Fundament hatte, in Form lebensprühender, spannender Erzählung ließ sich nicht weiter treiben. Der tiefe Eindruck des Werkes konnte durch die fragmentarische schwache Fortsetzung nicht verwischt werden, die gleich Gogoljs „ausgewähltem Briefwechsel" nachmals ein Reuebekenntnis des seelisch und körperlich zerrütteten, von religiöser Schwermut umnachteten Dichters bezeichnen sollte.

Deutsche und französische Einflüsse.

Inzwischen machten sich innerhalb der heranwachsenden Generation des gebildeten Rußland auch fremde Einflüsse geltend, die geeignet waren, den Geist der Kritik zu wecken und zu verbreiten. Von Deutschland aus, wohin so mancher vornehme junge Russe als Student geführt wurde, drangen die Ideen der Philosophie Schellings und Hegels in das Zarenreich ein. Zumal die Anregungen des „linken" Flügels der Schule Hegels blieben nicht ohne Frucht. Sie riefen eine lebhafte Erörterung kulturgeschichtlicher Fragen im weitesten Sinne hervor. Bald hatten sich hiebei die Verteidiger westeuropäischer Civilisation mit den fanatischen Slawophilen zu messen, die den Westen für grundfaul und verkommen erklärten. Das Signal zu diesen Kämpfen war schon 1836 mit dem berühmten „philosophischen Brief" Čaadejevs gegeben worden, der das byzantinische Rußland ein warnendes Beispiel für andere Völker genannt hatte und darauf von der Regierung für geisteskrank erklärt worden war. Gleichzeitig mit den geschichtsphilosophischen Lehren deutschen Ursprungs verbreiteten sich, mitunter an der Quelle geschöpft, viele der socialen Ideen, die in Frankreich Form gewonnen hatten. Die Hauptwerke der neueren französischen Geschichtsschreibung und poetische Erzeugnisse der modernen Litteratur Frankreichs konnten häufig unverstümmelt die streng gehütete Grenze passiren. Vor allem fanden die Romane George Sands im Original wie in Übersetzungen Eingang und erregten weit mehr Bewunderung als Widerspruch. Die Zeugnisse dafür sind zahlreich genug[1]). George Sand vor allem meinte Saltykov „den Glauben an die Menschheit" danken zu müssen. Alexander Herzen und Iwan Turgenev widmeten ihr von frühe an die höchste Verehrung. Dostoevskij erzählte viele Jahre später: „Aus ihren Romanen wußten die Leser alles das herauszuziehen, wovor man uns mit so viel Sorgfalt zu behüten suchte[1])."

[1]) S. W. Karénine: George Sand 1899. I. 21 ff.

In Rußland selbst übte als Verfechter westeuropäischer Kultur niemand einen so tiefgehenden Einfluß unter der aufstrebenden Jugend aus, wie der zum Meister litterarischer Kritik sich durchringende, nicht selten schroffe und leidenschaftliche, aber von Wahrheits- und Freiheitsliebe glühende Belinskij. Mit seiner Übersiedelung von Moskau nach Petersburg wurde dieser Proletarier der Feder leitender Geist der „Vaterländischen Blätter" wie später des „Zeitgenossen" und anerkannter Herrscher der heimischen Journalistik. Durchdrungen von Begeisterung für die Größe und Wohlfahrt des russischen Volkes sah er den Weg zu glücklicher Entfaltung seiner Eigenart doch nur in freier Aneignung westeuropäischer Bildung gegeben. So ward er zum Gegner des von den Slawophilen in Schutz genommenen, byzantinisch-antiquarischen Moskowitertums und zum Bekämpfer eines aristokratischen „litterarischen Götzendienstes". Seiner Forderung, daß die Kunst vor allem lebendige Wahrheit bieten und daß ihr Hauptgegenstand das Studium des Volkes sein müsse, hatten gewissermaßen schon die besten Schöpfungen der gesunden Tage Gogolj's entsprochen. Je tiefer ihn dessen unvermuteter Abfall empörte, desto hoffnungsvoller begrüßte er die junge Schule des „Naturalismus", die sich mit Herzens Romanen, mit Turgenevs „Tagebuch eines Jägers", mit Gončarovs und Destoevskijs Novellen „Eine gewöhnliche Geschichte" und „Arme Leute" ankündigte. Die schöne Litteratur schien sich immer mehr der Aufgabe zuzuwenden, wahrheitsgetreue Bilder der gesellschaftlichen Zustände des Volkes zu bieten, und der von Mitleid ergriffene Dichter hatte nur allzuhäufig die Sonde in ihre wunden Stellen zu legen. —

Belinskij.

Herzen. Turgenev. Gončarov. Dostoevskij.

Unter den romanischen Völkern war es das spanische, das die stärksten litterarischen Anregungen von Seiten Frankreichs empfing. Der größte spanische Dichter der Zeit, José de Espronceda, ehemals ein Flüchtling im sicheren Asyl Englands (s. II. 541), hatte im Juli 1830 auf den Barrikaden von Paris mitgekämpft. Ganz erfüllt von neufränkischen Ideen, die dem altspanischen Wesen aufs äußerste widersprachen, radikal in Politik, Religion, Kunst, kam er aus der Verbannung ins Vaterland zurück. Hier warf er sich in die streitbaren Scharen der Exaltados und wagte schließlich sogar, ein rein republikanisches Glaubensbekenntnis zu verkünden. Nach der Erhebung Esparteros zum Machthaber ward er als Sekretär der spanischen Gesandtschaft im Haag beigegeben. Aber der nördliche Winter setzte seiner ohnehin zerrütteten Gesundheit zu. Kaum nach Spanien heimgekehrt, um einen Sitz in den Cortes einzunehmen, starb er (1842) mit zweiunddreißig Jahren. Der poetische Ertrag dieses kurzen, stürmisch bewegten Lebens war nicht groß, aber einzig in seiner Art. Eine solche Verbindung kühner, den Regelzwang durchbrechender Form mit leidenschaftlichen Äußerungen eines zer-

Spanien.

Espronceda.

rissenen, geheiligter Satzungen spottenden Herzens, wie sie in einzelnen Balladen und Kanzonen, im „Studenten von Salamanca", in den Bruchstücken der „Teufel-Welt" zu finden war, hatte in Spanien bisher nicht ihresgleichen. Ließ sich der Gedanke an Byrons Vorbild nicht abweisen, so drängte sich auch die Erinnerung an Alfred de Musset auf. Aber das südliche Temperament fand in Espronceda's Dichtungen vielleicht einen noch stärkeren Ausdruck. Als Quinet sie bei einer Reise nach Spanien kennen lernte, erschienen sie ihm wie die „Poesie eines Lazarus im Grabe ohne die Erwartung eines Befreiers".

Larra. Ein Seitenstück zum Leben und Schaffen Espronceda's bildete das Mariano José de Larras, dessen Laufbahn noch früher und noch tragischer endigte. Auch er stand im Bann des modernen französischen Geistes. Allein er wußte sich die Freiheit der Kritik angesichts der zersetzenden Wirkungen zu wahren, welche die Ablösung von alten Überlieferungen des Glaubens und der Sitte ohne das Gegengewicht strenger Selbstzucht und Arbeit bei so manchem seiner Landsleute zeitigte. Sein eigentümliches Talent entwickelte er vor allem als Sittenschilderer in novellistischen und journalistischen Kabinetsstücken. Man hatte sie zuerst in den Spalten des Blattes bewundern können, das der Dreiundzwanzigjährige unter dem Titel „Der arme kleine Plauderer" herausgab. Später wählte er mit Vorliebe die Maske des Figaro, um als ironischer Beobachter nach rechts und links seine Pritsche zu schwingen. Durch den Anblick so vieler Übelstände in der Tiefe des eigenen Volkes verbittert, die er auch durch den Anbruch der scheinbar konstitutionellen Aera nicht gebessert sah, aber zugleich höchst mißtrauisch gegen die Heilslehre der fanatischen Exaltados, wählte er immer düsterere Farben für die unerbittlichen Darstellungen seiner Zeitbilder. Mitunter konnte man glauben, einen spanischen Balzac sprechen zu hören. In einer ergreifenden Vision „Der Allerseelentag 1836" enthüllte sich ganz Madrid seinen Augen als eine einzige ungeheure Grabstätte. Aber auch sein eigenes Herz kam ihm vor wie ein Grab mit der trostlosen Aufschrift: „Hier ruht die Hoffnung". Aufgerieben durch eine unglückliche Liebesleidenschaft, die ihn, den Sittenprediger, den Familienvater, umstrickt hatte, machte er, noch nicht achtundzwanzig Jahre alt, (1837) durch einen Pistolenschuß
Zorrilla. seinem Leben ein Ende. An der Gruft des tief beklagten Selbstmörders verlas der junge Zorrilla ein später von ihm bereutes Trauerlied, durch das er seinen Ruhm begründete.

Man hatte Larra, von seinen eigenen für das Theater bestimmten Werken abgesehen, die Übersetzung und Würdigung einer Reihe französischer Bühnenstücke zu danken gehabt. In dem Kampf gegen den Klassicismus, der sich auch in Spanien auf dem Feld der dramatischen Litteratur erhob, erschienen diese Franzosen als wertvolle Bundesgenossen

der Neuerer. Zorrilla selbst, so bald er auch andere Wege einschlug, blieb gegen ihren Einfluß nicht ganz gefeit. Gleichzeitig schossen die Nachahmungen französischer Muster im historischen Roman massenhaft auf und hinderten, wie man nachmals beklagte, für lange Zeit das Aufblühen des realistischen spanischen Originalromanes. —

Italien.

Freier von unmittelbarer Einwirkung des französischen Geistes hielt sich die Litteratur Italiens. Zwar fehlte es auch hier nicht an eifrigen Lesern der aus der Fremde stammenden Bücher, die in gebundener und ungebundener Rede so manchen seelischen Mißklang und so manchen Zweifel am Werte der Weltordnung bezeugten. Selbst wer schon gegen Viktor Hugo im Namen der Moral zu Felde zog, wie der strenggläubige lombardische Katholik Cesare Cantù, empfand doch den Reiz mancher der für sündlich erklärten verbotenen Früchte. An Cantùs eigenem Beispiel erwies sich übrigens die Wahrheit, daß zu dauernder Lebensfähigkeit eines Dichtwerkes mehr gehört als aufdringliches sittliches Pathos, Ausmalung rührender und schreckhafter Situationen, buntes, historisch-phantastisches Kolorit. Alles dies fand sich in seinem Roman „Margherita Pusterla" vereint, der in demselben Jahr wie der erste Band seiner klerikal gefärbten Weltgeschichte erschien, und sich damals einer unglaublichen Beliebtheit erfreute. Mancher Beurteiler stellte ihn unmittelbar hinter Manzonis Meisterwerk „Die Verlobten", so gefährlich ihm der Vergleich mit diesem glänzenden Vorbild bei der Nachwelt auch werden mußte. Es war bekannt, daß Cantù als Opfer der argwöhnischen österreichischen Polizei einige Zeit Gefängnishaft zu erdulden gehabt hatte. Im Kerker hatte er jene Erzählung der Mailänder Verschwörung des vierzehnten Jahrhunderts entworfen. Am Schluß seines Romanes flocht er eine Anspielung auf das gegenwärtige „Glück" der Lombardei ein, die von vielen seiner Leser für ironisch gehalten werden konnte. Die patriotischen Accente, die er anschlug, die warnende Erinnerung an frühere Zwistigkeiten, die „das gemeinsame Gefühl der Nationalität" in Italien erstickt hatten, trugen nicht am wenigsten dazu bei, die Zahl seiner Bewunderer zu vermehren.

Cantù.

Dies war überhaupt das Kennzeichen ähnlicher litterarischer Erzeugnisse, die den größten Beifall des italienischen Publikums fanden: dichterische Behandlung landesgeschichtlicher Vorwürfe im herkömmlichen romantischen Stil, verbunden mit immer stärker durchbrechender politischer Tendenz. Wie die historische Tragödie Niccolinis, so ward auch das historische Epos in Prosa zum Mittel, die Geister für den Kampf um Unabhängigkeit und Einheit des Vaterlandes zu entflammen. Kurz vor dem Erscheinen von Cantùs Roman hatte Massimo d'Azeglio mit seinem „Ettore Fieramosca" (1833) dies Banner aufgesteckt. Daß er ihm treu blieb, bewies er acht Jahre später durch sein zweites poetisches

M. d'Azeglio.

Wagnis, „Niccolò de Lapi“. Azeglio, der Sprößling einer alten piemontesischen Adelsfamilie, in dem die selten vereinten Anlagen zum Künstler, Soldaten und Staatsmann schlummerten, eine durch und durch harmonische Natur, hatte sich zuerst in Rom als Maler einen Namen gemacht. Dann hatte er als Schwiegersohn Manzonis in Mailand sich dazu ermutigen lassen, dessen Spuren mit der Feder zu folgen. In der That verriet sich, trotz mancher Schwächen, zumal in dem zweiten Werk, eine achtungswerte Nachahmung des großen Musters. Was aber bei diesem nicht hatte gefunden werden können, war die Durchtränkung des poetischen Stoffes mit dem überquellenden patriotischen Gefühl. Vom sechzehnten Jahrhundert war die Rede, aber an das neunzehnte Jahrhundert sollte man denken. „Ettore Fieramosca“ war nach Azeglios eigenem Geständnis dazu bestimmt, die Italiener mit dem Beispiel ihrer Vorväter zum Widerstand gegen die Fremden zu befeuern. „Niccolò de Lapi“ predigte auf jeder Seite Liebe des Vaterlandes im Verein mit religiöser Zuversicht. Lambertos aufreizende Ansprache im kaiserlichen Lager an seine Landsleute, sein schmerzlicher Hinweis auf die „gefesselte, arme, entehrte“ gemeinsame Mutter Italien mußte in tausenden von Herzen Widerhall finden.

Guerrazzi.

Nach der Wahl des Gegenstandes seines zweiten Romanes schien Azeglio mit Guerrazzi wetteifern zu wollen, dessen „Belagerung von Florenz“, unter falschem Namen in Paris gedruckt, fünf Jahre vorher allgemeines Aufsehen gemacht hatte. Aber wie die Charaktere beider Männer so zeigten auch ihre poetischen Schöpfungen, ungeachtet einzelner Anklänge, die stärksten Unterschiede. Der ehrgeizige und gallige Livorneser, schon berühmt als Dichter der „Schlacht von Benevent“ und zeitweise als Zugehöriger des „jungen Italien“ verfolgt, schuf ein Werk, in dem die farbenprächtige Erzählung mit persönlichsten Zeugnissen eines blasphemischen Skepticismus und republikanischen Zornes durchwoben war. Guerrazzi begnügte sich nicht damit, das geschichtliche Drama, das seine Phantasie nachbildete, an sich als Nutzanwendung für die Gegenwart wirken zu lassen. Er sprach selbst, mit Unterbrechung des Ganges der Erzählung, zu den Lebenden. Er wollte sie emporrütteln „aus der Ruhe ihrer weichen Schlummerkissen, in der sie sich dem Traume menschlichen Glückes hingeben“. Er warf die zürnende Frage auf: „Florenz, was hast du aus deinen Ruhmestagen gemacht? Wo sind deine gekrönten Löwen? Wo sind deine großen Männer?“ Er rief seinen Zeitgenossen zu: „Das Maß eurer Niedertracht ist voll. Erhebt euch, den Zorn im Herzen, die Drohung auf der Lippe, den Tod in der Rechten. Zerbrecht alle eure Götter und betet keinen anderen Gott an als Zebaoth, den Gott der Schlachten.“ Mazzini, der von ferne der Entwicklung der heimischen Litteratur mit Spannung folgte, hatte zwar

an der Technik Guerrazzis dies und jenes auszusetzen. Auch warf er ihm seinen „misanthropischen Mangel an Glauben" vor. Aber er wußte die „heilige Absicht", die den Lebensatem seines Werkes bilde, nicht laut genug zu preisen. „Die Kunst, rühmte der unbeugsame, unverwandt auf sein Ziel hinblickende Verbannte, ist für ihn, was sie eines Tages für alle sein wird: ein Mittel der Handlung, ein Instrument der Erziehung künftiger Generationen ... Die Unabhängigkeit, Freiheit, Wiedergeburt des italienischen Vaterlandes stehen an der Spitze aller seiner Gedanken."

Giusti.

Inzwischen erwuchs auf demselben Boden Toscanas, dem Guerrazzi entstammte, der Satiriker, der, statt die Vergangenheit dem Ausdruck patriotischer Wünsche dienstbar zu machen, mit kecker Hand ins volle Leben der Gegenwart hineingriff. Giusti hatte seine Studentenjahre in Pisa verbracht, als im Gefolge der Juli-Revolution bei so vielen der edelsten Italiener Hoffnungen und Enttäuschungen in raschem Wechsel sich ablösten. Schon aus dieser Zeit stammten für seine eigenartige Begabung so bezeichnende Strophen wie die zum spöttischen Lobe der „Dampfguillotine": eine schneidende Satire auf den „Tiberius des neunzehnten Jahrhunderts", Franz IV., Herzog von Modena. In den Jahren dumpfer Erschlaffung entstand eine Reihe ähnlicher, scheinbar rasch hingeworfener, in Wahrheit höchst kunstvoll ciselirter Gedichte, die heimlich von Hand zu Hand gingen. Einige, wie „Dies irae", ein giftiger Nekrolog auf den Kaiser Franz, oder wie „König Klotz", die „bequeme, schaukelnde Hoheit von Holz", in der man den Großherzog Leopold II. von Toscana zu erkennen glaubte, verbreiteten sich über die ganze appeninische Halbinsel. Es fehlte auch nicht an unbefugtem Druck, bis Giusti selbst sich (1845) zur Herausgabe einer ersten Auswahl seiner Stachelverse entschloß. Da Bastia in Corsica der Druckort war, hatten die Censoren das Nachsehen. Die überraschende Wirkung der Satiren des Toscaners erklärte sich großenteils aus ihrer originellen Form. Hier war keine Spur von Konventionellem und Akademischem zu finden, wohl aber die natürliche Sprache des Volkes, wie der Kenner und Sammler sie zahllosen anmutig-burlesken oder urwüchsig-derben Wendungen des Marktes und der Straße entnommen hatte. Giusti zog, wie er sagte, beim Schreiben „den Rock der feinen Gesellschaft aus und fuhr ins Bauernwamms". Mit den Pfeilen seiner leichtbeschwingten, scharf zugespitzten Reime traf er aber nicht bloß Fürsten und Päpste, die fremde Zwingherrschaft und den heimischen Polizeistaat. Er wählte sich auch einzelne Typen der Gesellschaft zum Ziel, durch deren meisterhaft sarkastische Zeichnung er ihre Gebrechen aufdeckte: den kriechenden Bureaukraten, den frömmelnden Spion, den aufgeblasenen Emporkömmling, den herabgekommenen Aristokraten, den politischen Wetterhahn. Es

war kein großer Kreis von Gestalten, in dem er seine Modelle suchte. Aber die Figuren, die er vorführte, erschienen wie in Erz gegossen. Der Dichter, der die „Divina Commedia" von Jugend auf kannte und der sich bis zum Ende seines Lebens mit ihrer Erläuterung beschäftigte, erhob sich mitunter zu Dantescher Kraft, und wie für Dante, so gab es auch für ihn keine Schmach Italiens, die er nicht mitgefühlt hätte. Er hatte ein Recht, in Versen von unnachahmlichem Zauber dem Freunde Girolamo Tommasi zu bekennen, „sein Lachen habe sich aus Zorn und Schmerz losgelöst".

Deutschland. Goethes Tod. 22. März 1832.

In Deutschland war der Nachglanz der Erscheinung Goethes zu blendend, als daß nicht der Masse der litterarischen Chorführer in der nächsten Zeit der Charakter des Epigonentums hätte anhaften sollen. Noch mit dem zweiten Teil des Faust, mit der Verherrlichung des „hohen Glückes" der That vor der Erlösung, hatte der Greis in einer an großen Thaten so armen Zeit prophetisch unbewußt der Jugend den Weg gewiesen. Innerhalb der wachsenden Gemeinde der dem Genius Goethes Huldigenden nahmen zwei Frauen eine gewissermaßen priesterliche Stellung ein: grundverschieden nach Herkunft, Temperament, Begabung, aber gleichfühlend in dem Drang, sich für die Leidenden aufzuopfern und mit freier Entfaltung der Persönlichkeit die Fesseln des Konventionellen abzustreifen. Bettina Brentano, Achim von Arnims Witwe, gab den köstlichen „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" heraus, in dem sie nach ihrer unbefangenen, kecken Art Wahrheit und Dichtung mischte. Rahel Levin lernte man erst recht aus dem „Buch des Andenkens" kennen, mit dem ihr Gatte, Varnhagen von Ense, ihr nach ihrem Tode ein dauerndes Monument errichtete. Aber schon zu Lebzeiten hatte sie in ihrem Salon und durch ihre Korrespondenz einen weitreichenden Einfluß ausgeübt. Vor allem war es ihr nicht weniger wie Bettina zu danken, wenn das aufstrebende Schriftsteller- und Poetengeschlecht eindringlich, wiewohl mit unsicherem und ungleichem Erfolg, gemahnt wurde, in Goethe den vorbildlichen Meister zu ehren.

Bettina. Rahel.

Französische Einflüsse.

Inzwischen ließ sich nicht verkennen, daß auch auf deutschem Boden die neuesten litterarischen Erzeugnisse des westlichen Nachbarlandes, und nicht zum wenigsten die Ausgeburten ungebändigter Phantasie und zersetzender Kritik, von starker Wirkung waren. Man braucht nur auf die Worte Fanny Lewalds hinzuweisen, die sich in ihrer Lebensgeschichte, aus eigener Erinnerung schöpfend, unzweideutig darüber ausspricht: „Weil das geistige Leben in Deutschland sich unter dem Druck der staatlichen Verhältnisse nicht frei entfalten konnte, weil ihm der rechte Gehalt, und den Männern ein rechtes Feld für die Entwicklung ihrer Kraft gebrach,

so geschah es, daß man in der fremden Litteratur Maßlosigkeit für Kraft, Zügellosigkeit für Freiheit, Verwirrung der sittlichen Begriffe und alle Fehler und Verbrechen, welche aus denselben entspringen, für die Berechtigung des Individuums halten konnte." Dieser Betrachtung reiht sie einen Hinweis auf das „sogenannte junge Deutschland" an, zu dessen Voraussetzungen sie die „Vermittlung des französischen Lebens mit dem deutschen" rechnet. Sie gesteht, daß ihre Altersgenossen die Erstlingswerke des jungen Deutschland „in Bausch und Bogen mit Überraschung und großer Zustimmung" begrüßt hätten. Sie verschweigt nicht, daß seine „bewegende und vorwärtsbringende Kraft" auch von reiferen Menschen, wennschon sie die Grundsätze und das phraseologische Gebaren „der jungen Weltstürmer" nicht gutgeheißen hätten, doch anerkannt worden sei.

Das „junge Deutschland".

Wienbarg.

Die Prägung des Schlagwortes „Junges Deutschland" im litterarischen Sinn ging auf das Jahr 1833 zurück[1]). Aber erst im folgenden Jahr trat es an die Öffentlichkeit. Im April 1834 widmete der feurige, reckenhafte Holste Ludolf Wienbarg, Privatdocent an der Universität Kiel, seine „Aesthetischen Feldzüge", gleichsam sein Programm für die neue Litteraturschule, ohne irgend welche Personenangabe, „dem jungen Deutschland". Seitdem erhielt der Ausdruck, vieldeutig wie er war, Bürgerrecht in Schrift und Wort. An eine geschlossene Gesellschaft der Jungdeutschen auch im engsten Sinne war freilich nicht zu denken. Gemeinsam war den meisten, die ihnen zugezählt wurden, nur die ehrliche Absicht des Kampfes für Ideen, durch die sie für die Gesamtheit etwas Neues, Befreiendes hervorzurufen hofften. Als „Verbündete aller mächtigen Zeitbestrebungen", wie Wienbarg sich ausgedrückt hatte, gedachten sie, Kunst und Leben miteinander zu versöhnen. Sie protestirten wider die asketische Scheidung des Sinnlich-Schönen und des Sittlich-Guten in Staat und Gesellschaft. Sie erhoben, wenigstens teilweise, den Vorwurf gegen die christliche Kirchenlehre, den Einklang beider gestört zu haben. Manche erklärten diesen und jenen Artikel des giltigen Sittenkodex der Umwertung für bedürftig und verfochten eine freiere Stellung des Weibes. Gleichzeitig bekannten sie in ihrer Mehrzahl politische Ansichten, die an viele durch die Juli-Revolution erweckte und bald wieder entschwundene Hoffnungen anknüpften. Wienbarg wies dem „nationalen Genius" Deutschlands, „des ewigen, natürlichen Centrums der Bewegungen Europas", die Führerrolle in dem Freiheitskampf des Jahrhunderts an. Bei anderen trat das vorwiegend vaterländische

[1]) Laube an Heine 9. Mai 1833: „meine Novelle la jeune Allemagne". Gutzkow an Cotta 2. Mai 1833: „Jeune Allemagne". S. Elster: Heinrich Heine und Heinrich Laube (Deutsche Rundschau 1907. Nov. S. 262, 264). Proelß: Das junge Deutschland 1892. S. 354. Houben: Gutzkow-Funde 1901. S. 36, 37.

Selbstbewußtsein hinter weltbürgerlichen Gefühlen zurück. Alle aber schienen sich mehr oder weniger als Werkzeuge der von ihnen betonten „Tendenz" zu fühlen. Darin besonders lag ihre zeitgeschichtliche Bedeutung.

Heine und Börne.

Niemand vielleicht hob das so scharf heraus wie Heine, dem die Jungdeutschen in vieler Hinsicht die Rolle eines Vorläufers zuschreiben durften. Jedenfalls führten von ihm noch stärkere Verbindungsfäden zu ihnen als von Börne. Je länger beide nebeneinander auf demselben Boden an der Seine weilten, desto mehr verschärfte sich in Gesinnung und Lebensführung ihr Gegensatz (s. IV. 414). Börnes Kampf gegen die politische Reaktion wurde in der Fortsetzung seiner „Pariser Briefe" (1833. 34) immer erbitterter. Schon hier machte der sittenstrenge, überzeugungstreue Tribun, dem die Frage der Volksfreiheit über alles ging, dem Verfasser der „Französischen Zustände" seine „sybaritische Natur", seinen Hang, „den Jesuiten des Liberalismus zu spielen" unverblümt zum Vorwurf, um ihn auf den ausschließlichen Dienst „der absoluten Kunst" zu verweisen. Später, als der offene Bruch beider Männer erfolgt war, glaubte Börne in einem Artikel von Raspails „Réformateur" Heine überhaupt „jeden ernsten Glauben, jede ernste Überzeugung" abstreiten zu dürfen. Heine wartete die Stunde der Rache ab und begnügte sich zunächst mit dem Portrait des „kleinen Simson" aus Frankfurt, des „beständigen Champions des Deismus", in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski". Inzwischen hielt er es für ratsam, sich vorläufig aus der Politik zurückzuziehen und „das Vaterland sich einen anderen Narren suchen" zu lassen. Für den Poeten zeugte noch mancher ergreifende und mancher frivole Vers, den er in seinen mit Unflätigkeiten ausgestatteten „Salon" einrückte. Aber der Essayist, zumal als Vermittler deutscher Ideen in Frankreich, lief in dieser Zeit dem Dichter den Rang ab: geistvoll und witzig, auch wo er nicht in die Tiefe drang, verletzend und cynisch, auch wo er sich dadurch die dauernde Wirkung verderben konnte. Soviel war gewiß: in Heines Schriften, die trotz aller Verbote und nur mit Censurlücken über den Rhein gelangten, fand sich ein wohlgefülltes Arsenal, dem die Jungdeutschen manche brauchbare Waffe entlehnen konnten. Vornehmlich galt dies von jenen ursprünglich zu Nutz und Frommen der Franzosen verfaßten Aufsätzen über Religion, Philosophie, Litteratur in Deutschland. Auch die Form, die Heine hier mit besonders auffälliger Virtuosität handhabte, jene prickelnde, schillernde Prosa, die spielend, mitunter im Ton des Feuilletons, die sprödesten Gegenstände behandelte, diente diesem und jenem Schriftsteller des jungen Deutschland zu einem nicht ungefährlichen Muster. Seinerseits rühmte er sie insgesamt in seinem Buch über die romantische Schule als Männer, „die keinen Unterschied machen wollen zwischen Leben und Schreiben, die

nimmermehr die Politik trennen von Wissenschaft, Kunst und Religion, und die zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel sind".

Im Anschluß an diese hochtrabenden Worte zeichnete Heine mit ein paar überaus schmeichelhaften Strichen die zwei litterarischen Charakterköpfe Heinrich Laubes und Karl Gutzkows. Sie erschienen ihm mit Recht als die bedeutendsten des jungen Deutschland. Mit dem ersten stand er seit kurzem in freundschaftlichem Briefwechsel. Beide waren sie dem theologischen Beruf abtrünnig geworden und hatten sich frühe in die Laufbahn des freien Schriftstellertums geworfen: Wandervögel auf unsteten Kreuz- und Querfahrten, bei einer gemeinsamen Reise durch Oberitalien und Östreich zeitweise verbündet, übrigens aber in Naturell und Geistesrichtung nichts weniger als gleichartig. Bei dem Sohne des Laube.
Sprottauer Maurermeisters, dem knorrigen, lebensfrohen Laube, der seine einstige Zugehörigkeit zur Burschenschaft mit Monate langer Untersuchungshaft in Berlin büßen mußte, herrschten noch burschikoser Übermut und frische Ungenirtheit vor. Dies trat in vielen seiner Jugendarbeiten zu Tage. Sie folgten sich in bunter Reihe, keck im Wurf, mitunter etwas überhastet oder herausfordernd durch manche renommistische Wendung: Recensionen und Theaterkritiken, politische Briefe und geschichtliche Skizzen über Polen, pikante Reisenovellen, litterarische Essays, die ersten Teile einer groß angelegten modernen Roman-Trilogie unter dem Titel „das junge Europa" (1833—37). Hier vor allem sollte der Realismus einer Darstellung bestechen, die immer in Fühlung mit den Kämpfen der Gegenwart stand, mochte Paris oder Warschau der Schauplatz sein, und die das Thema erotischer Ungebundenheit ohne jegliche Scheu variirte. Auch als Dramatiker hatte sich Laube schon frühe, damals noch ganz im Bann Schillers und Kleists, mit einem Trauerspiel „Gustav Adolf" versucht. Als umsichtiger Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt" hatte er aus ihr einen Sprechsaal der „modernen Ideen" zu machen unternommen. An dieser Stelle verfocht er auch den Satz, daß die französischen Romantiker im Gegensatz zu den deutschen die Wirklichkeit des Lebens darstellen wollten, betonte aber die Selbständigkeit der Jungdeutschen und feierte Goethe als Bahnbrecher aller „modernen Richtungen der Litteratur". Erst seine Ausweisung aus Leipzig und jene Berliner Haft machten seiner redaktionellen Thätigkeit ein Ende.

Gutzkow, ein Berliner Kind, der Sohn eines Subalternbeamten, Gutzkow.
hatte sich aus ärmlichen Verhältnissen zur Höhe umfassender gelehrter Bildung emporgearbeitet. In der Schule Hegels hatte er sich den Blick für große geschichtsphilosophische Perspektiven und für die Künste blendender Dialektik angeeignet, die seiner Kämpfernatur trefflich zustatten kamen. Zu grüblerischem Zweifel und scharfer Zergliederung aller Erscheinungen des geistigen und wirklichen Lebens geneigt, reizbar und stolz

auf sein Wissen, wagte er sich an die Behandlung der verschiedensten Probleme, die in der Ideenströmung seiner Zeit auftauchten. Der Publicist ging mit dem Dichter, nicht selten zum Schaden für diesen, Hand in Hand. Eine im ganzen so abgerundete Kunstschöpfung wie die Novelle „Der Sadducäer von Amsterdam", die Grundlage des „Uriel Acosta", stand beinahe vereinzelt unter seinen Jugendwerken. Reich an geistvollen Betrachtungen und polemischen Spitzen waren sie fast alle, wenngleich oft skizzenhaft und bruchstückartig. Diesen Charakter trugen auch die dramatischen Erstlingswerke des später so gewandten Bühnentechnikers. Einiges Aufsehen hatten 1832 seine anonymen „Briefe eines Narren an eine Närrin" erregt, in denen man starke Einflüsse Jean Pauls und Börnes finden mochte. Ein Jahr darauf war der philosophisch-satirische Roman „Maha Guru" erschienen. Er sollte den Wert rein menschlicher Liebe im Gegensatz zu einer erheuchelten Göttlichkeit beweisen. Daneben aber ließ er trotz der tibetanischen Hülle an mancher Stelle Anspielungen auf europäische Zustände von Staat, Kirche, Gesellschaft erraten. Hienach beförderte Gutzkows Verbindung mit Laube den geistigen Gärungsprozeß, aus dem er sich zur Führerschaft des jungen Deutschland durchrang.

In Frankfurt am Main niedergelassen, am Sitz des Bundestages, suchte der vielseitige, bewegliche Schriftsteller seit 1835 durch das litterarische Beiblatt des Dullerschen „Phönix" zu ersetzen, was mit Laubes Ausscheiden aus der Redaktion der „Eleganten Zeitung" verloren gegangen war. Bald entwarf er den Plan, gemeinsam mit Wienbarg im Verlag seines Mannheimer Freundes Löwenthal eine eigene „Deutsche Revue" großen Stils ins Leben zu rufen und hoffte auf die Mitarbeiterschaft vieler Berühmtheiten der Gelehrten- und Schriftstellerwelt. Inzwischen hatte er selbst, ein Jahr nach Schleiermachers Tod, den „Berliner Zionswächtern" durch eine neue Herausgabe der „Vertrauten Briefe über Schlegels Lucinde" einen argen Streich gespielt. Nicht genug damit: er hatte die Schrift des gefeierten protestantischen Theologen, die man als seine romantische Jugendsünde in den Kreisen der „Glattgescheitelten" gerne hätte vergessen lassen, mit einer mutwilligen Vorrede eingeleitet. Man mochte es ihm noch nachsehen, daß er hier u. a. für die Giltigkeit der Ehe ohne Mitwirkung „der Vikare des Himmels" eintrat. Unverzeihlicher aber erschienen wenig geschmackvolle, leicht mißverständliche Äußerungen über die „Wassersuppenhochzeiten" der „sogenannten ersten Liebe" wie über die ungleichartigen „Begriffe" der Männerhosen und Weiberröcke tragenden Geschlechter und eine gesuchte, atheistisch klingende Kraftphrase mit der er schloß.

„Wally." Einer ähnlichen Stimmung wie dies Vorwort entsprang bald danach Gutzkows Roman „Wally", der nicht nur für ihn eine verhängnisvolle Bedeutung erlangte. Den äußeren Anstoß zur Abfassung des kleinen von

Löwenthal verlegten Werkes hatte der erschütternde Selbstmord der schönen Charlotte Stieglitz gegeben. Dazu kamen Nachklänge eigener Herzenserfahrungen und fremder Seelenkämpfe, die Rückwirkung der durch Strauß' „Leben Jesu" eben damals hervorgerufenen Bewegung und nicht zuletzt gewisse Anregungen George Sands. Gutzkow selbst hat später seine Wally, die aus dem Wirrsal ihrer Zweifel und Verzweiflung nur im Tode Rettung findet, „die französische Hexe Lelia in deutschem Gewande" genannt: freilich „nur ein Aschenbrödel der Realität" gegenüber dem „schönen Ideal, das sich, von Tizian gemalt, prächtig an der Wand ausnehmen würde". Indessen kam gerade „die Realität" in der romanhaften Einkleidung der Polemik Gutzkows gegen „die Ansprüche des Theologen- und Kirchentums" entschieden zu kurz. Auch die wider Willen komische Nachahmung der naiven Sigunen-Scene des Titurel, in der sich Wally „in ihrer ganzen natürlichen Schönheit" vor Cäsar zeigt und sich „geistig mit ihm vermählt", entbehrte jedes sinnlichen Reizes. Das schwachgezimmerte Gerüst der Fabel mit ihren meist schemenhaften Figuren und mit ihrem oft gezierten Vortrag zerbrach unter der Fülle von Reflexionen, die sich in den Augen mancher Leser als religiöse und moralische Anstößigkeiten ausnehmen konnten.

Hinter Laube und Gutzkow traten andere zurück, die zeitweise zum „jungen Deutschland" gerechnet werden mochten. Manche sind heute beinahe ganz vergessen: so Laubes ästhetischer Mentor, Gustav Schlesier, den Heine gleichfalls seines Lobes würdigte, und Gustav Kühne, der 1835 die Redaktion von Laubes Journal übernahm. Der Potsdamer Theodor Mundt, der wie Gutzkow durch Hegels dialektische Schule hindurchgegangen war, konnte und wollte nicht einmal mit dem ketzerischen Verfasser der „Wally" in eine Reihe gestellt werden. Ein sehr betriebsamer Journalist, erwies er sich vorwiegend begabt für ästhetische Kritik und Charakteristik einzelner Persönlichkeiten. Er war ganz dazu gemacht, seiner geliebten Freundin, jener überspannten und heroischen Charlotte Stieglitz, die das schlaffe dichterische Vermögen ihres Mannes durch ihre That aufrütteln zu können gewähnt hatte, ein verherrlichendes, litterarisches Denkmal zu setzen. Aber seine Novellen und Romane übten nur eine rasch vorübergehende Wirkung. Dies galt auch von dem „Buche der Bewegung", wie er selbst 1835 seine „Madonna" nannte. Was Wienbarg als „das Recht des Sinnlichen gegen die Anmaßungen des Spiritualismus" verfochten hatte, erschien hier, im Anschluß an die Saint-Simonisten und an Heine, unter der plumperen Bezeichnung der „Wiedereinsetzung des Fleisches". Indessen nahmen sich die Abenteuer der böhmischen Dorfschulmeisterstochter Maria sehr zahm aus im Vergleich mit denen der Romanheldinnen Laubes. Auch blieb die Frage nach der Besserung des Frauenloses, ein Hauptthema des äußerst locker gefügten Buches, unbeantwortet.

Mundt.

Büchner. Einen großen Gewinn mochte Gutzkow sich von dem jungen Georg Büchner (s. IV. 330) versprechen, der sich der drohenden Verhaftung im Darmstädtischen durch die Flucht nach Straßburg entzog. Büchners kraß naturalistisches, trotz skizzenhafter Formlosigkeit von Geist funkelndes Drama „Dantons Tod" wurde nach Empfang des Manuskriptes von Gutzkow sofort gewürdigt und bei einem Frankfurter Verleger untergebracht. Freilich erfuhr es, um die Censur zu entwaffnen, vor dem Abdruck die stärksten Verstümmelungen. Aber auch in dieser Mißgestalt glaubte Gutzkow es nach dem Erscheinen im „Phönix" als „ein Werk des Genies" preisen zu dürfen. Er blieb mit Büchner in dauernder Verbindung. Er gewann ihn für die Mitarbeit an einer Übersetzung der Werke Viktor Hugos und rechnete auf seine Beteiligung an der geplanten „Deutschen Revue". Indessen war Büchner, der Verfasser des „Hessischen Landboten", jener socialen Kampfschrift von 1834, längst über den Gedankenkreis des „jungen Deutschland" hinausgeschritten. Er hielt es für ein völlig vergebliches Mühen, „durch die Tageslitteratur" eine Umgestaltung der Gesellschaft herbeiführen zu wollen. „Sie werden, schrieb er Gutzkow, nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Konzessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältnis zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für sie giebt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot — und dann ein Kreuz oder sonst so was." Dieser Ansicht blieb er treu, bis zu seinem frühen Ende.

Den Machthabern erschienen die Schriftsteller des „jungen Deutschland" gefährlicher[1]). Nicht als ob sie, wie öfter behauptet worden, im Ernst an ihre Verbindung mit jenem anderen „jungen Deutschland" gedacht hätten, das 1834 unter Mazzinis Einfluß in der Schweiz entstanden war (s. IV. 404). Aber sie stempelten sie schlechtweg zu Staatsverbrechern. Als Büchner jenes Schreiben an Gutzkow absandte, hatte der Bundestag in Frankfurt bereits seinem Vorsitzenden Recht gegeben, der sich also hatte vernehmen lassen: „Es bedroht diese schlechte Richtung des Geistes nicht minder wie das offene Predigen des Aufruhrs die Obrigkeit und die öffentliche Ordnung in ihren Fundamenten." Zur Gutheißung dieses

---

[1]) S. außer den auf S. 23 angeführten Werken aus der neueren Litteratur: Ludwig Geiger: Das junge Deutschland und die preußische Censur 1900. Derselbe: Das junge Deutschland. Studien und Mitteilungen 1907. Houben: Zeitschriften des jungen Deutschlands. (Bibliographisches Repertorium. Veröffentlichungen der Deutschen bibliographischen Gesellschaft IV. 1906.) Dresch: Gutzkow et la jeune Allemagne. Paris 1904. Draeger: Theodor Mundt und seine Beziehungen zum jungen Deutschland 1909. (Daselbst S. 145 ff. die Korrespondenz Metternichs und Wittgensteins.)

Urteils und zu dem darauf folgenden Verdammungsspruch war die hohe Körperschaft in der Eschenheimergasse durch eine kaum verblümte Denunciation angetrieben worden. Wolfgang Menzel, der einflußreiche Redakteur des Stuttgarter „Litteraturblattes", nahm das Erscheinen der „Wally" zum Anlaß eines wütenden Vorstoßes gegen „das kranke, entnervte und dennoch junge, aus dem Bordell herbeiwankende Deutschland". Der alte Burschenschafter, bisher Mitglied der liberalen württembergischen Kammeropposition, hatte Gutzkow früher als seinen „litterarischen Adjutanten" geschätzt und seine ersten Arbeiten gepriesen. Aber allmählich hatte sich das Band zwischen beiden Männern ganz gelöst. Menzel, bei dem die Neigung für das Christlich-Romantische in demselben Maß zunahm wie die Verkennung der Größe Goethes, hatte Gutzkow seinen Übergang ins Lager der „Modernen" höchlich verübelt. Gutzkow wiederum hatte mit der Anklage gegen Menzel nicht zurückgehalten, das Auftreten neuer Ideen unter dem Deckmantel der Philistermoral und des Patriotismus zu bekämpfen. Endlich schlug sein Plan der Gründung der „Deutschen Revue", durch die Menzel seine eigene journalistische Diktatur bedroht fühlte, dem Faß den Boden aus. In zwei Artikeln des „Litteraturblattes" vom 11. und 14. September 1835 beschäftigte sich Menzel mit dem Verfasser der „Wally", den er „nicht vermocht habe, auf der Bahn der Tugend und Ehre festzuhalten". Er fand in seinem Roman „eine potenzirte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit", eine Predigt „der Gotteslästerung" und „der offensten Unzucht". Er erklärte, auch das „Libell gegen Schleiermacher" sei „im tiefsten Kote der Entsittlichung, im Bordell, geboren". Er kündigte der ganzen jungdeutschen „Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffinirtesten Lüge", die sich mit Gutzkows und Wienbargs Revue „ein mächtiges Organ" zu schaffen drohe, im Prophetenton den Vernichtungskampf an. Gutzkow und Wienbarg setzten sich zur Wehre. Der Streit zog immer weitere Kreise in der Litteratur des Tages. Zumal Menzel ließ nicht locker. Er warnte vor der Predigt „des Franzosentums in Worten und Werken", vor der Einschwärzung „einer furchtbaren Unzucht unter der Maske des französischen Republikanismus". Er malte in erschreckenden Farben aus, daß die Lehren „der Herren Gutzkow und Wienbarg" geeignet seien, „den Massen ein Gift der Immoralität, ein Feuer verzehrender Begierden einzuimpfen" und richtete die Frage, ob er nicht seine Pflicht gethan, an „alle, die sich um die öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland irgend bekümmerten".

Menzels Denunciation.

In Berlin, wo die „Evangelische Kirchenzeitung" Hengstenbergs salbungsvoll Menzel sekundirte, war man mit einzelnen Censurverboten, die auch Heine betrafen, schon vorangegangen. Dann erfolgte auf Metternichs Drängen beim Fürsten Wittgenstein und auf dessen persönliche An-

Preußische Maßregeln.

regung hin am 14. November ein ministerielles Edikt, das sämtliche bisherige und künftige Verlagsartikel der Löwenthalschen Buchhandlung, sowie sämtliche Schriften Gutzkows, Wienbargs, Laubes, Mundts verbot[1]). In Wien war Metternich durch den östreichischen Gesandten am würtembergischen Hof und durch einen Bericht Jarckes (s. IV. 294) auf Menzels Artikel aufmerksam gemacht worden. Er konnte sich mit den preußischen Maßregeln nicht begnügen. Sein Wille war, den Bundestag gegen „die sich unter dem Namen des jungen Deutschland ankündigende Schule unchristlicher, unsittlicher Autoren" mobil zu machen. Ihre Schriften, die in den Wiener Buchläden nicht aufzutreiben waren, mußte er sich freilich erst aus Leipzig zur Ansicht bestellen. Er übermittelte dem Präsidialgesandten Münch in Frankfurt Vorschläge der Abwehr, gab den Vertretern Östreichs bei verschiedenen deutschen Regierungen die nötigen Anweisungen und bot wieder den alten Freund in Berlin, den Fürsten Wittgenstein, zum gemeinsamen Kampf auf. So sehr ihn das letzte preußische Censurverbot befriedigte, hielt er doch für billig, „den geistigen Vater des jungen Deutschland, den berüchtigten Heine" von der Liste der in Frankfurt zu Verfemenden nicht auszuschließen. Dies war auch in Berlin, wo ein ausdrückliches Verbot sämtlicher Schriften Heines nicht lange auf sich warten ließ, die Meinung. Der Bundestag hatte schon am 29. Oktober einen Ausschuß zur Berichterstattung eingesetzt. Inzwischen erfolgten, von dem Vorgehen Preußens abgesehen, rasch nacheinander einzelne Maßregeln, die dem Hauptschlag vorausgingen: Konfiskation der „Wally", Entzug der Konzession für die Verlagsbuchhandlung Löwenthal, Ausweisung Wienbargs aus Frankfurt, Verhaftung Gutzkows in Mannheim, wo er drei Monate im Gefängnis bleiben mußte.

Eingreifen Metternichs.

Hierauf kam es in der Bundesversammlung am 10. December zur Entscheidung. Sämtliche Bundesregierungen verpflichteten sich, die Verbreitung der Schriften „aus der unter der Bezeichnung Das junge Deutschland bekannten litterarischen Schule", als deren Hauptglieder Heine, Gutzkow, Wienbarg, Mundt, Laube namhaft gemacht wurden, „mit allen ihnen gesetzlich zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern". Der Präsidialgesandte rühmte bei der Mitteilung dieses Beschlusses an Metternich die „Einmütigkeit" der Regierungen. In der That wagte nicht einmal die würtembergische, obwohl ihr Gesandter seiner Instruktion gemäß sich von der Mehrheit hätte trennen sollen, Einspruch zu erheben. Eine andere Frage freilich war es, ob das in Frankfurt Beschlossene, das in der Praxis verschiedene Auslegungen zuließ, in sämtlichen Bundesstaaten mit gleicher Strenge durchgeführt werden würde.

Beschluß des Bundestags. 10. Dec. 1835.

Zunächst hatten alle, die sich als Glieder des „jungen Deutschland"

Seine Folgen.

[1]) Über die Entstellungen H. von Treitschkes s. u. a. Nerrlich: H. von Treitschke und das junge Deutschland 1890.

geächtet sahen, Grund genug zu Befürchtungen. Es konnte scheinen, als sollten sie für immer mundtot gemacht werden. Die „Deutsche Revue", von der sich nur ein einziges Exemplar der drei ersten Korrekturbogen erhalten hat, war schon im Keime erstickt worden. Viele, deren Mitarbeit in Aussicht genommen war, wie Varnhagen und eine Anzahl preußischer Professoren, beeilten sich, öffentlich zu widerrufen. Nicht besser als der Revue erging es den „Deutschen Blättern für Leben, Kunst und Wissenschaft", die Gutzkow statt ihrer hatte herausgeben wollen. Braunschweig und Gotha waren den preußischen Censurverboten bereits vor dem Bundestagsbeschluß gefolgt. In mehreren anderen Staaten ward er anfangs gleichfalls im Sinne eines unmittelbaren Gesamtverbotes aufgefaßt.

Menzel und das Judentum.

Menzel hatte die Genugthuung, mit Erfolg die Besorgnisse der Staatsgewaltigen erweckt zu haben. Er wußte noch ein anderes bewährtes Mittel anzuwenden: die Aufstachelung des Judenhasses. Er, der sich der Emancipation der Juden mit Wärme angenommen, der noch vor wenig Jahren Heine und Börne gegen ein antisemitisches Pamphlet verteidigt hatte, leistete nun der Meinung Vorschub, „das sogenannte junge Deutschland sei eigentlich ein junges Palästina". Auf diese Weise wurde „die Entsittlichung", „die Franzosensucht", der „tückische ohnmächtige Christenhaß" des von ihm bekämpften „litterarischen Gesindels" den Juden in die Schuhe geschoben. Das von Menzel ausgegebene, von Fanatikern und Unkundigen oft wiederholte Stichwort fand Anklang, obwohl die Thatsache feststand, daß vier der vom Bundestag Verfemten aus reinem christlichem Blut stammten. Zu den deutschen Juden, die öffentlich gegen den ungerechten Anwurf protestirten, gehörte der vierundzwanzigjährige Berthold Auerbach. Später wies Gabriel Riesser, übrigens gleich Auerbach von den Erzeugnissen des „jungen Deutschland" keineswegs befriedigt, die erhobene Anklage mit noch stärkeren Tönen zurück. Der hochsinnige, unermüdliche Vorkämpfer der vollen bürgerlichen Gleichstellung seiner Glaubensgenossen, dessen meisterhafte Erstlingsschrift „Über die Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland" unmittelbar nach der Juli-Revolution das Eis gebrochen hatte (s. IV. 323), nahm die Gelegenheit wahr, auch mit Menzels Bundesgenossen, dem schwäbischen Dichter Gustav Pfizer, abzurechnen.

„Menzel der Franzosenfresser."

Über Menzel selbst wurde das schärfste Strafgericht von Börne und Heine gehalten. Vergeblich hatte er in seinem Litteraturblatt Börne, den „berühmten Goethefeind", gegen die neuen „Goethepriester" aufgereizt und ihn brieflich beschworen, sich wider die „ehrlosen Buben" zu erklären. Börne, so wenig ihm „Wally" gemundet hatte, hielt dafür, daß das ganze Deutschland „in den Fünfen mißhandelt" sei. Er verfaßte mit seiner unvergänglichen Schrift „Menzel der Franzosenfresser" gleich-

Börnes Tod. 12. Febr. 1837.

sam sein litterarisches Testament. Am 12. Februar 1837 nahm der Tod ihm die Feder aus der Hand. Viel gröberes Geschütz fuhr Heine auf in seinem Libell „Über den Denuncianten", das ursprünglich als Vorrede zum dritten Bande des „Salon" in Deutschland hatte eingeschmuggelt werden sollen.

Mit der Zeit glätteten sich die Wellen der Erregung, die durch Menzels Angriff und durch den Beschluß des Bundestages hervorgerufen war. Sehr tief war sie allem Anschein nach, außerhalb des Kreises der zunächst Betroffenen, nicht gegangen. Auch mußte es der Teilnahme für sie Abbruch thun, daß sie sich fast ausnahmslos angesichts der drohenden und ins Werk gesetzten Verfolgung keineswegs als unbeugsame Charaktere erwiesen. Dazu kam, daß sie sich sehr bald untereinander in den bittersten Zwistigkeiten befehdeten. Sie erschienen nicht als Bundesgenossen, sondern als Rivalen. Teilweise verketteten sich ihre Kämpfe mit dem Gegensatz Börnes und Heines und mit der Parteinahme für den einen oder den anderen. Vor allem wurde diese verschärft durch Heines unverantwortliche Schrift über den Entschlafenen, in der er sich sogar durch eine Beschimpfung der treuesten Freundin Börnes entehrte. Von dem Gesagten abgesehen: es fehlte dem „jungen Deutschland" innerhalb der deutschen Grenzen doch zu sehr an poetischer Gestaltungskraft und an Wärme des Gefühls, als daß es einen nachhaltigen Einfluß auf das geistige Leben des Volkes hätte gewinnen können. Das Lehrhafte und Verstandesmäßige in lockerer künstlerischer Gewandung nicht selten oberflächlich oder paradox überwog, und die Schöpfungen freier Erfindung waren niemals ganz ausgereift und abgerundet. Auch für Laube und Gutzkow bedurfte es erst der Sammlung, bis sie, namentlich durch die Eroberung der Bühne, weitreichende Erfolge davontrugen.

Schwächen des „jungen Deutschland".

Immermann.

Was das „junge Deutschland" mit bewußtem Hervorkehren der Tendenz in der Litteratur angestrebt hatte, realistische Zeitbilder zu bieten, unternahm absichtsloser und glücklicher für sich allein Immermann. Inmitten des regen künstlerischen Treibens Düsseldorfs, ein paar Jahre lang, anfangs Felix Mendelssohn zur Seite, vorwiegend durch die Musterleitung des Theaters in Anspruch genommen, suchte er sich als Dichter mit den Widersprüchen der Zeit auseinanderzusetzen. Schon in den „Epigonen", die erst 1836 bekannt wurden, hob sich aus allen romantischen Zuthaten die Ausmalung unvereinbarer Gegensätze in der modernen Gesellschaft mit starker Leuchtkraft ab (s. II. 536). Entschiedener und mit unbefangenerem Blick brachte Immermann im „Münchhausen" zur Geltung, was er selbst in den unvergleichlichen „Maskengesprächen" bald danach als ästhetischen Glaubenssatz aufstellte. Der Dichter zeigte sich „ganz hingegeben an seine Zeit", nahm „alle ihre Stimmungen und Bezüge in sich auf" und suchte sich doch dank „seinem poetischen Gewissen" gegenüber „ihrer rohen Mannichfaltigkeit" seine Freiheit zu

„Münchhausen." 1838. 39.

wahren. Allerdings gab die „Geschichte in Arabesken", wie der Nebentitel des Romanes Münchhausen lautete, so manches Rätsel auf, daß viele Stellen ohne begleitenden Kommentar gar nicht gewürdigt werden konnten. Aber aus der Fülle satirischer Anspielungen auf zeitgenössische Erscheinungen in Leben und Litteratur löste sich ein unter dem Namen des „Oberhof" dauerndes, wennschon willkürlich herausgeschnittenes Meisterwerk der modernen deutschen Erzählungskunst. Dies Stück ächten Volkslebens auf der roten Erde Westfalens, umwoben von der Erinnerung an alten Brauch und Glauben, mit der mächtigen Kerngestalt des Hofschulzen, mit dem reizenden Idyll des Liebespaares Lisbeth und Oswald, bot ein Gegenbild voll Wahrheit und Naturwüchsigkeit zu den Karikaturen des trügerischen Scheines, der Unnatur und der Phantastik.

Düsseldorfer Maler. C. F. Lessing.

Es war bezeichnend für die Umwandlung der Romantik, daß auf demselben Boden Düsseldorfs, in dem Immermann Wurzel gefaßt hatte, auch in der Malerei neue Pfade betreten wurden. Der hervorragendste Schüler Schadows, Karl Friedrich Lessing, hatte sich durch das erste seiner Hussitenbilder zwei Jahre vor dem Erscheinen des „Münchhausen" eines Stoffgebietes bemächtigt, das dem modernen Empfinden doch näher lag als der melancholische Zauber zerfallener Ritterburgen und Klöster. Zugleich versetzte er durch treue und stimmungsvolle Darstellung des deutschen Waldes, der Felsen von Harz und Eifel, wie der Dichter, in die Wirklichkeit der vertrauten Heimat. Lessings Freund, Adolf Schrödter, hatte schon vorher in seinen „trauernden Lohgerbern", die den fortschwimmenden Fellen wehmütig nachblicken, über die elegische malerische Mode der „trauernden Juden, trauernden Räuber, trauernden Könige, trauernden Mädchen und Burschen" ein schalkhaftes Urteil gefällt. Seine humoristisch-satirische Begabung fand sodann beim Zurückgreifen auf Gestalten der Weltlitteratur das reichste Feld. Neben Don Quixote, Falstaff, Till Eulenspiegel ward eine seiner Lieblingsfiguren der Lügenkönig Münchhausen, der Stammvater des Romanhelden Immermanns.

A. Schrödter.

Was dieser selbst seinen Zeitgenossen geboten, wurde weit und breit freudig anerkannt. Berthold Auerbach, in dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" wenige Jahre später so manche Fäden zum Oberhof zurückführten, nahm mit seinem Lobe des „frischen und gesunden Lebens" der Schöpfung Immermanns Unzähligen das Wort aus dem Munde. Auf dem nach langem Ringen eroberten festen Grund weiter zu bauen, blieb dem Erfinder des modernen „Münchhausen" versagt. Er hatte es unternommen, den „Tristan", mit Abstreifung des „konventionell Ritterlichen oder Romantischen", wie er Tieck berichtete, in das menschliche und natürliche Element umzudichten. Aber mitten in der Arbeit und kaum in den ruhigen Hafen häuslichen Glückes eingelaufen, ward der Vierundvierzigjährige durch ein Nervenfieber hinweggerafft.

Immermanns Tod. 2. August 1840.

Die Lyrik. Naturgemäß fand der zeitlose Sang des Lyrikers in den Jahren der Gärung und Zersetzung, deren Schlagwort der „Zeitgeist" war, am schwersten Anklang. Indessen fehlte es auch in deutschen Landen nicht an einer Nachblüte des Liederfrühlings, der vor allem als schönstes Erbstück der Romantik gelten konnte. Wenn Rückert nur selten noch mit einfach volksmäßigem Sang sich hören ließ, so spendete er um so freigebiger, was er an Weisheit und Schönheit dem Füllhorn des Orients entnahm. Wenn Uhlands Dichtermund immer schweigsamer wurde, so war die schwäbische Dichterschule, der sein großer Name als glänzender Schild diente, nicht verstummt. Wohl wußte Heine, durch Gustav Schwab gereizt, ihre Schwächen herauszufinden, aber die vergifteten Pfeile seines Spottes

Mörike. flogen weit über das Ziel hinaus. Als einer der Jüngsten im schwäbischen Sängerhain trat eben damals, sechs Jahre nach dem Erscheinen seines Romanes „Maler Nolten", Eduard Mörike mit seiner Gedichtsammlung hervor. Er ließ alles Verschwommene und Weichliche hinter sich. Offenen Sinnes für das Schöne auch im Unscheinbarsten, beseelt von feinstem Formgefühl, volkstümlich und hellenisch gebildet zugleich, stellte sich der einfache Landpfarrer von Cleversulzbach mit den köstlichsten seiner lyrischen Gaben, wie man sofort herausfand, Goethe zur Seite.

Lenau. Mit der schwäbischen Dichterschule durch innige persönliche Freundschaftsbande verkettet, fühlte der Österreicher Lenau, wie der Dichtername Niembschs von Strehlenau lautete, sich ihr auch geistesverwandt. Doch konnten die unterscheidenden Merkmale seines Genius, die seine eigentümliche Stellung in der Litteratur bestimmten, nicht lange verborgen bleiben. Als Motto seines gesamten Schaffens hätten seine eigenen Worte dienen können: „Du geleitest mich durchs Leben, sinnende Melancholie". Diese Grundstimmung verdüsterte viele der Landschafts- und Seelengemälde, für welche die ungarische Heimat mit ihrer Heide und ihren Zigeunern das Kolorit geliefert hatte. Sie durchzog die Reiseblätter des in den Urwald Amerikas verschlagenen, müden Wanderers und die Lieder der Sehnsucht, Erinnerung, Entsagung, in denen, ähnlich wie bei Lermontov, Naturbild und Gemütszustand harmonisch zusammenschmolzen. Gleich seinem „Faust" fühlte sich Lenau von „der ernsten, tiefvermummten Zeit" fortgestoßen „durch des Lebens Nächte". Und so war es vor allem wirkliche Schwermut statt des sich aufbäumenden Trotzes oder des ätzenden Spottes, wie sie in Byron und Heine durchbrachen, die Lenau zum grollenden und warnenden Sänger der Freiheit machten. Seine Klage galt „dem Trauerlos der Polen", dem gehetzten „edlen Wild" im deutschen Lande, den „vergessenen Gräbern" der Tiroler Helden, der ganzen ringenden, von ihren Zwingherrn bedrückten Menschheit. Aber er verkündete den „Verstockten" das Kommen der Stunde, „wenn es blitzt im Herzensgrund, wenn die Sklaven ketten-

wund doch den Gott in sich entdecken". Tiefer noch als der politische Freiheitsdrang ergriff den finsteren Grübler der religiöse. In seinem „Savonarola" (1837) suchte er ihn freilich mit der Zuversicht des christlichen „Glaubensstarken" zu versöhnen. In den „Albigensern" dagegen (1842) verherrlichte er, kurz ehe die Nacht des Wahnsinns ihn umfing, den von „Innocenz blutig gejagten Zweifel". Hatte der „große Tote", den die Tiara geschmückt, „der Menschheit Herz nicht still gezwungen", so mußten die lebenden „Schrumpfgestalten der Despoten" den Wahrspruch vernehmen, der ihren Opfern als Trosteswort für die Zukunft erklang:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.

Grün.

Als Freund und Landsmann Lenaus trat beinahe gleichzeitig Anastasius Grün auf den Plan: an künstlerischer Eigenart ihm nicht zu vergleichen, aber kaum weniger wirksam durch die bilderreiche Rhetorik seiner Dichtungen. Die Preßzustände Österreichs bedingten nicht nur, daß beider Werke jenseits der schwarzgelben Pfähle gedruckt werden mußten, sondern auch, daß dies unter angenommenen Namen geschah. Aber die Tatsache, daß der Sprößling eines der ersten Adelsgeschlechter Österreichs, Anton Alexander Graf Auersperg, als Anastasius Grün das Banner der Freiheit aufsteckte, konnte nur zur Ausbreitung seines Ruhmes dienen. In dem Romanzenkranz, den er dem Andenken Kaiser Maximilians, des „letzten Ritters", wand, kam die Stärke des ganz modern fühlenden Edelmannes noch nicht zum rechten Ausdruck. Allgemeine Begeisterung weckten erst 1831 die „Spaziergänge eines Wiener Poeten": statt gemütlicher Promenadengespräche flammende Strafpredigten, die sich über die große, schöne Stadt der „Klöster, Kasernen, Akten-Arsenale" an der Donau ergossen. Mautcordon und Censur, Pfaffentum und Spitzelunwesen wurden durch die Zornworte des Dichters getroffen. Vor dem Standbild Josefs II. gedachte er wehmütig seines „beharrlich ernsten Kämpfens um ein morgenrotes Land". Metternich, dem allmächtigen „Mann des Staates, Mann des Rates" zeigte er „Österreichs Volk, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein", artig flehend: „Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?" Vier Jahre später entwarf er im „Schutt" allegorische Bilder, die Italiens Knechtschaft und Verfall dem freien Amerika gegenüberstellten. Sie zeigten in einer Schlußvision ein „Ostern der Verjüngung", das dem ganzen Menschengeschlecht ein Vergessen „der alten Greuel" von „Schergenehre, Krieg, Knechtsinn und des Luges Brut" schenken werde. Das „Vorwärts" blieb Anastasius Grüns tapfere Losung. Mitten unter seinen Liebes- und Wanderliedern hörte man sie auch aus den „Zeitklängen" hoffnungsvoll herausschallen.

Von Lenau und Grün ward die Brücke zur politischen Lyrik der Folgezeit geschlagen, die sich schon, ihm selbst noch unbewußt, mit dem Namen Freiligrath ankündigte. Zunächst aber machten Religion und Philosophie im deutschen Geistesleben der Politik den Platz noch streitig.

Die Hegelsche Schule.

Dies wurde namentlich durch die Kämpfe bezeugt, die innerhalb der Schule Hegels ausbrachen und von da aus weitere Kreise ergriffen. Als Hegel 1831 die Augen schloß, hatte seine Lehre schon einen außerordentlichen Einfluß erlangt. Nach seinem Tode war er noch in fortdauerndem Steigen begriffen. Hegels Ideen und Kunstausdrücke wurden auf den verschiedensten Gebieten des Wissens herrschend. Sie kamen, wie das junge Deutschland bewies, teilweise auch in der schönen Litteratur zur Geltung. Hegels Anhänger hatten zahlreiche Lehrstühle der Universitäten inne und wurden besonders in Preußen dank Altensteins und Schulzes Gunst bevorzugt. Indessen trat seit dem Jahre 1835 ein Riß in der Schule ein, der sich seitdem immer mehr vergrößerte und ihren vollkommenen Zerfall herbeiführte. Einer ihrer Hauptsätze, den nicht wenige Jünger des Meisters als ein für immer schützendes Bollwerk gegen Einbrüche der Kritik und des Zweifels betrachteten, geriet ins Schwanken. Die Lehre von der Übereinstimmung der christlichen Dogmatik mit dem philosophischen System, die im vieldeutigen Begriff des Gottmenschen gipfelte, erhielt den schwersten Stoß durch das Erscheinen von David Friedrich Strauß' „Leben Jesu".

D. F. Strauß.

Der siebenundzwanzigjährige Repetent des Tübinger theologischen Seminars machte mit diesem Werk Epoche in der zeitgenössischen Litteratur. Herausgewachsen aus dem gesunden Boden des Bürgertums der behäbigen Stadt Ludwigsburg, auf der vorzüglichen Klosterschule in Blaubeuren und in dem berühmten „Stift" der Landesuniversität ausgebildet, brachte Strauß für die Arbeit und für den Kampf des Lebens Eigenschaften mit, die in ihrer Mischung wenigstens teilweise als elterliches Erbteil gelten konnten. Vom Vater, einem geweckten, aber auf den Kleinhandel beschränkten Kaufmann, mochten das heftige Temperament und die ästhetische Neigung stammen, die sich in dem Sohn zum feinsten Kunstverständnis entwickelte. Der Mutter dankte er die Lernbegierde, den Sinn für Humor, die Richtung auf das Verstandesmäßige und Realistische. Doch hatte auch er seine romantische Durchgangszeit, in der er von dem Freunde Eduard Mörike poetisch angeregt, für Schelling und Jakob Böhme begeistert, durch Justinus Kerner und seine „Seherin von Prevorst" sogar zu mystischen Anwandlungen verlockt wurde. Aus diesem Bann befreiten ihn noch während der Tübinger Studienjahre der Unterricht seines großen theologischen Lehrers Baur, zu dessen Füßen er schon in Blaubeuren gesessen hatte, der Einfluß der Glaubenslehre Schleiermachers und die Anziehungskraft der Phäno-

menologie Hegels. Nur kurze Zeit hielt ihn ein ländliches Vikariat und ein Lehrauftrag in Maulbronn zurück, ehe er sich nach Berlin aufmachte, um dort an der Quelle zu schöpfen. Zwar wurde Hegel unmittelbar nach seiner Ankunft ein Opfer der Cholera. Aber der Verkehr mit hervorragenden Angehörigen der Hegelschen Schule, sowie Schleiermachers Predigten und Vorlesungen gewährten ihm nachhaltige Anregung. Gleichzeitig reizte ihn die Kenntnis von Nachschriften einer Vorlesung Schleiermachers über das Leben Jesu zum Widerspruch. Er faßte den Plan, ein historisch-kritisches Werk über die evangelische Geschichte zu schreiben. Dieser Plan begleitete ihn zurück nach Tübingen, wo er eine glänzende Lehrthätigkeit entfaltete, und gewann feste Gestalt in seinem eigenen „Leben Jesu".

„Das Leben Jesu." 1835.

Das Buch war eine That. Ließ Strauß einer Kritik der Evangelien selbst noch Raum, so lieferte er eine um so schärfere Kritik der evangelischen Geschichte. Er wagte, viel entschiedener als es bisher geschehen, einen großen Teil der evangelischen Erzählungen, vor allem die Geschichte der Geburt, der Kindheit, der Wunder, der Auferstehung Jesu für ungeschichtlich zu erklären, indem er sie als mythisches Erzeugnis des urchristlichen Gemeinbewußtseins auffaßte. Die Einheit des Göttlichen und Menschlichen, die von der Lehre für die Einzelpersönlichkeit Jesu behauptet wurde, fiel somit als unwirklich dahin. Mit der Kühnheit des Angriffs verbanden sich Tiefe der Gelehrsamkeit, Virtuosität der Beweisführung, Meisterschaft der Sprache. Dadurch ward die unerhörte Wirkung eines an sich streng wissenschaftlichen Buches nicht wenig befördert. Hunderte von Gegenschriften erschienen aus den verschiedensten Lagern, in den verschiedensten Tonarten. Auch hier ließ sich Wolfgang Menzel als Ketzerrichter vernehmen. Am gehässigsten und zugleich am folgerichtigsten äußerte sich Hengstenberg in Berlin. Als ein moderner Jeremias rief er sein Wehe über die gottlose Wissenschaft und die Grundverdorbenheit des Zeitgeistes. Strauß war schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes seines Werkes seiner Repetentenstelle entsetzt und auf ein Schulamt in seiner Vaterstadt angewiesen worden. Indessen hielt er dort nicht lange aus. Er zog nach Stuttgart, wo ihm volle Muße und Freiheit gewährt war, sich seiner Feder zu bedienen, verteidigte sich in „Streitschriften", die an Lessings Muster erinnerten, bequemte sich auch wohl zu einigen Zugeständnissen, die er später rückgängig machte. Mittlerweile führte Strauß' Lehrer Ferdinand Christian Baur seine kritischen Untersuchungen zur Geschichte des Urchristentums, die er lange vor ihm begonnen hatte, erfolgreich weiter. Der Stifter der „Tübinger Schule", wie man ihn nannte, fand bald Helfer in Eduard Zeller, Albert Schwegler und Jüngeren. Ihre gemeinsamen Arbeiten dienten dem kühnen Vorgehen David Friedrich Strauß' zur Stütze und zur Ergänzung.

Baur und die Tübinger Schule.

Zerfall der Schule Hegels.

Die Schule Hegels, dessen Spekulationen auf Strauß' Entwicklung den größten Einfluß ausgeübt hatten, trennte sich fortan in eine Rechte und in eine Linke. Auf jener Seite blieben die gläubigen Nachbeter des Stifters stehen, denen seine in Halbdunkel gehüllten Äußerungen über das Verhältnis von Philosophie und Dogmatik zu starren Glaubenssätzen wurden. Auf dieser sammelten sich die von seinen Ideen angeregten, mit seinen Fechterkünsten vertrauten, aber zur kritischen Prüfung des Bestehenden Entschlossenen. Binnen kurzem dehnte sich der Kampf auch auf andere Gebiete aus. Hegels Gleichstellung des Wirklichen und des Vernünftigen bot dem linken Flügel der Schule die Handhabe, alles der Vernunft Widersprechende als unwirklichen Schein, als „Romantik", zu verurteilen. Was immer in der Litteratur, in der Wissenschaft, im Staat dem vernunftgemäßen Ideal widersprach, fiel unter diesen nun spottweise angewandten Sammelnamen.

Die „Hallischen Jahrbücher". A. Ruge.

Das Hauptorgan der Junghegelianer wurden 1838 die „Hallischen Jahrbücher". Ihren Verlag übernahm der Leipziger liberale Buchhändler Otto Wigand. Zu ihrer Herausgabe verband sich Arnold Ruge, der alte Burschenschafter, der sechs Jahre in Haft gesessen hatte, (s. II. 417 ff.) mit seinem Freunde Theodor Echtermeyer. Nach seiner Befreiung hatte Ruge in Halle beim Studium Hegels „das neuentdeckte Land des neuesten Geistes" kennen gelernt und ein paar Jahre lang an der Universität docirt. Aber der akademische Lehrer machte dem Schriftsteller Platz. Ruge war die Seele der Jahrbücher: der immer schlagfertige, kampflustige Pommer, dessen Derbheit sich, wo es ihn nötig dünkte, zur Grobheit steigern konnte. Es gelang ihm, eine große Schar ausgezeichneter Mitarbeiter zu gewinnen: unter ihnen Strauß und seinen Jugendfreund, den Ästhetiker Vischer. Aber auch namhafte Gelehrte, die kein unmittelbares Verhältnis zu dem Heerbann der Hegelianer hatten, liehen der streitbaren Zeitschrift durch ihre Beteiligung Glanz. Sie wurde trotz der einseitigen Tendenz Ruges eine geistige Macht, die zu leisten versprach, was Gutzkow an der Spitze der Jungdeutschen in seiner Weise angestrebt hatte. An erbitterten Feinden konnte es den Jahrbüchern nicht fehlen. In Halle selbst erhob sich gegen die „Hegelingen" mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Naturelles der Historiker Heinrich Leo, der nach stürmischer Burschenzeit längst in das Fahrwasser mittelalterlich-feudaler Anschauungen eingelaufen war. Von Berlin aus schleuderte Hengstenberg, der „evangelische Großinquisitor", wie Ruge ihn nannte, seine Bannstrahlen, und die Herausgeber des „Politischen Wochenblattes" witterten in den Junghegelianern gefährliche Revolutionäre.

Indessen geberdeten sich die Gründer der „Hallischen Jahrbücher" anfangs als Verteidiger des preußischen Beamtenstaates, in dem sie den Hort zugleich der Intelligenz und des Protestantismus erblickten. Das

änderte sich jedoch gründlich mit ihrer Behauptung eines Abfalles innerhalb des Protestantismus selbst. Sie fanden den preußischen Absolutismus mit jedem Tage unfähiger, der Aufklärung gegenüber dem „Obskurantismus" zum Rechte zu verhelfen. Daher gedachte Ruge 1840, in der Hauptstadt eines konstitutionellen Mittelstaates, in Dresden, „eine Akademie der freien Wissenschaft, reine Philosophie ohne die abgeschmackten praktischen Zöpfe" zu stiften. Dieser Plan freilich zerschlug sich. Aber im folgenden Jahre, als die preußische Regierung Unterwerfung unter ihre Censur forderte, siedelte Ruge doch nach Dresden über. Dort erschien nun die Zeitschrift, von ihm allein herausgegeben, mit immer radikalerem Anstrich unter dem Namen der „Deutschen Jahrbücher", bis sie nach kurzer Frist im Kampf mit den Machthabern erlag.

B. Bauer. L. Feuerbach.

Zu Ruges Hilfsarbeitern, die namentlich auf dem Felde der Theologie und der Philosophie die Wendung zur äußersten Linken beförderten, gehörten in erster Linie Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach. Der Thüringer Bruno Bauer, ein Überläufer aus dem Lager der Orthodoxen, hatte als theologischer Docent einiges für die Kritik der Evangelien geleistet und geriet bald in den Geruch krasser Ketzerei. Unvergleichlich bedeutender und aus edlerem Stoff geformt war Feuerbach, der Sohn des berühmten Juristen. Er war als Student in Berlin von Schleiermacher zu Hegel geführt worden. Aber sein unbestechlicher Wahrheitssinn konnte sich mit der Zusage der Versöhnung von Glauben und Wissen, wie Hegels Religionsphilosophie sie verhieß, nicht abfinden lassen. Seine Jugendschrift über Tod und Unsterblichkeit kündigte bereits sein Widerstreben gegen die religiöse Weltbetrachtung an. Dann entstanden in dem abgelegenen Bruckberg unweit Ansbach, teilweise unter Sorgen des täglichen Lebens, jene Arbeiten des feurigen Denkers, die ihn als geistvollen Historiker der Philosophie bekannt machten. Zugleich bereiteten einzelne kritische Schriften das Hauptwerk vor, das 1841 mit dem Titel „Das Wesen des Christentums" gegen Erwarten des Verfassers seinen Weg ins große Publikum fand. Hier las man den harten Satz: „Der Mensch bezweckt nur sich selbst in und durch Gott." Man sah die Religion, als Erzeugnis des menschlichen Egoismus, unter dem Gesichtspunkt einer verderblichen Täuschung dargestellt, die sich „durch den Glauben mit der Sittlichkeit, der Vernunft, dem einfachen Wahrheitssinn des Menschen in Widerspruch setzt". Zwar legte Feuerbach starken Nachdruck darauf, „das Christentum sei nicht nur eine Religion des Glaubens, sondern auch der Liebe". Aber die schroffe Verneinung, mit der er den Glauben als „das Gegenteil der Liebe" brandmarkte, drückte seinem Werk in den Augen sowohl entrüsteter wie zustimmender Leser den Stempel auf.

„Das Wesen des Christentums." 1841.

Für die staatswissenschaftliche und historische Litteratur bot der Zerfall der Hegelschen Schule den unleugbaren Gewinn, scholastischen For-

meln, die als absolute Wahrheit ausgegeben waren, den Zauber der Unfehlbarkeit zu rauben. Über jene von der „Staatsphilosophie" gepriesene Regierungsweisheit des herrschenden Beamtentums im Dienst einer vorsorglichen wohlgeordneten Monarchie ward nicht nur von Ruge und seinen radikalen Mitstreitern der Stab gebrochen. Wesentlich vom Boden des Vernunftrechtes aus, wiewohl historischen Erwägungen keineswegs unzugänglich, kämpften dagegen mit ungeschwächter Kraft Rotteck und Welcker. Das große Zeughaus, in dem sich ihr Hauptvorrat von Waffen und Munition aufgespeichert fand, war das seit 1834 von ihnen gemeinsam herausgegebene „Staatslexikon". Zwar deckten sich ihre Ansichten nicht in jedem Punkt. Rotteck war geneigt, wenigstens nach den Grundzügen der Charte, Frankreich als konstitutionellen „Musterstaat" gelten zu lassen, während in Welckers Augen eher England als solcher gelten mochte. Aber ihre allgemeine Denkweise, im ganzen und großen gleichbedeutend mit den Gesinnungen der liberalen parlamentarischen Opposition Süddeutschlands, gab dem bändereichen Unternehmen, an dem viele tüchtige Federn mitarbeiteten, doch die einheitliche Färbung. In gemeinverständlicher Sprache geschrieben, nicht selten auf einseitige Behandlung von Tagesfragen zugespitzt, dienten zahlreiche Artikel des weitverbreiteten Sammelwerkes dem gebildeten Bürgertum zur Belehrung und zur Erbauung. Auf einer vornehmeren Höhe hielt sich Dahlmanns „Politik", deren erster und einziger Band 1835 herauskam. Im Gegensatz zu den Aposteln des Vernunftrechtes knüpfte Dahlmann seine Betrachtungen über den Staat an die Geschichte. Er führte die Politik zurück „auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände". Aber auch er, so entschieden er der Auffassung des Staates als eines „Vertragswerkes" widersprach, bezeichnete die „Verfassungsurkunden" der einzelnen deutschen Bundesstaaten als eine unumgängliche „Notwendigkeit". Er spottete ihrer Tadler, die „den Staat halb als Vaterhaus, halb als Kirche übertünchen möchten" und wies vor allem auf Preußen hin mit dem Kernspruch: „Provinzialstände dürfen bloß raten, die Entscheidung kommt den Reichsständen zu." Die abgerissene, gedrängte Form des Buches, die Dahlmanns wortkarger, schwerflüssiger Natur entsprach, machte es allerdings nicht zu einer bequemen Lektüre. Doch blieb es, namentlich in Norddeutschland, als politisches Bildungsmittel sehr wirksam.

Rotteck und Welckers „Staatslexikon". 1834 ff.

Dahlmanns „Politik". 1835.

In derselben Zeit, die Dahlmanns Politik und Strauß' Leben Jesu entstehen sah, beschenkte Ranke die deutsche Litteratur mit seinem Meisterwerk über Kirche und Staat der Päpste im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Es war die reifste Frucht seiner großen italienischen Forschungsreise, von der er mit reicher Ausbeute nach Berlin zurückgekehrt war. Hier belud er sich zwar für einige Jahre mit der Heraus-

Rankes „Päpste". 1834—36.

gabe jener konservativ gefärbten „historisch-politischen Zeitschrift" (s. IV. 294), in der das geschichtliche Element allmählich überwog. Daneben entfaltete er als Professor eine eifrige Lehrthätigkeit, deren Schwerpunkt in den vorbildlichen Übungen lag. Er wurde zum Haupt einer weitverzweigten Schule, deren namhafteste Glieder in Waitz, Giesebrecht, Sybel heranwuchsen. Aber seine eigene Schaffenskraft erreichte nun erst ihre Höhe. Das Werk über die Päpste begründete seinen Weltruf. Einer so großartigen Auffassung des gewaltigen Gegenstandes, so frei von Voreingenommenheit, mit solchem Geschick künstlerischer Gruppirung bei solcher Fülle neuer Ergebnisse der Forschung, hätte man sich am wenigsten von einem gläubigen Protestanten versehen. In diesem Massenbild waren Ursprung und Verlauf der deutschen Reformation nur mit leichter Hand skizzirt worden. Daher entschloß sich Ranke, dem nicht minder bedeutenden Abschnitt der vaterländischen Geschichte eine eigene Darstellung zu widmen. Sie reihte sich, obwohl der sprödere Stoff der schönen Formgebung weit hinderlicher war, dem Werk über die Päpste ebenbürtig an. Das bunte Gemälde der Reformationszeit war gleichfalls von der Hochwarte des Universalhistorikers ins Auge gefaßt. Mit reichster urkundlicher Kenntnis verknüpfte sich auch hier die geistige Durchdringung des kaum zu übersehenden Thatsächlichen, und dieser unermüdliche Schnitter schien höchstens Ährenlesern noch Arbeit übrig zu lassen.

„Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation." 1839—43.

Ranke blieb sich in kühler Objektivität auch darin gleich, daß er der Absicht einer Wirkung auf die Gegenwart völlig entsagte. Anders Gervinus, der namhafteste Schüler Schlossers. Damals erst gewann dessen Umarbeitung der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts (s. II. 510) mit ihrer sittenrichterlichen Verurteilung so vieler Machthaber den stärksten Einfluß auf die öffentliche Meinung. Durch den Verfasser der „Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen" sollte sie in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen werden. Dem kaufmännischen Beruf früh entfremdet, Autodidakt von verzehrendem Eifer und von staunenswerter Belesenheit, war der Darmstädter Gervinus nach langem Schwanken durch Schlosser ganz für das Geschichtsstudium gewonnen worden. Aber die Vertiefung in die Historie bahnte ihm den Weg zur politischen Erkenntnis. Nach der Juli-Revolution, während eines Aufenthaltes jenseits der Alpen und daheim unter dem Druck der Reaktion, befestigte er sich in der Meinung, daß die Wissenschaft auf das Leben wirken müsse. Diesen Grundsatz vor Augen wandte er sich bald von fremden Stoffgebieten ab, so viel Gewinn auch aus Forschungen über Macchiavellis Schriften oder die Verfassung der Aragonesen für die politische Betrachtung im allgemeinen zu ziehen war. Er suchte sein ganzes Thun mit Gegenwart und Zukunft des deutschen Staatslebens in Verbindung

Gervinus.

zu setzen: selbstbewußt und furchtlos, imponirend durch sittliche Würde und Ernst der Rede, oft ungerecht in lehrhaftem Absprechen und nicht selten unglücklich bei seinen Voraussagungen, immer aber durchglüht von reinster Vaterlands- und Freiheitsliebe.

„Litteraturgeschichte." 1835—42.

Mannichfache Vorarbeiten wiesen auf das monumentale litteraturgeschichtliche Werk hin, das sofort als eine Leistung ersten Ranges begrüßt wurde. Dank der kühnen Einordnung der Einzelerscheinungen in ein großes Ganzes wie dank der straffen ideellen Verflechtung der poetischen Schöpfungen untereinander und mit dem nationalen Kulturzustand wurde Gervinus' Buch gleichsam zur Entdeckung einer neuen Wissenschaft. Dieser Ruhm eines Pfadfinders ist ihm verblieben, so manche Lücken seiner Forschung sich ausfüllen ließen, so viele Härten seiner Urteile den Widerspruch herausforderten. Ihm selbst erschien es als Erfüllung einer heiligen Pflicht, durch sein Werk „der Nation neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten, Freudigkeit an dem jetzigen Augenblick und den gewissesten Mut auf die Zukunft einzuflößen". Jene Freudigkeit sollte sich auf die mit Schiller und Goethe erreichte Höhe der schönen Litteratur beziehen. Was sie nach ihnen hervorgebracht, galt dem überstrengen Richter als „greller Absturz". Um so wichtiger dünkte es ihn, sich mutig für die politische Zukunft zu rüsten, „das Leben über dem Buche nicht zu vergessen". Das Erscheinen des ersten Bandes der Litteraturgeschichte trug ihm eine Berufung von Heidelberg nach Göttingen ein, wo ihn Dahlmann und die Brüder Grimm als Gefährten freudig aufnahmen. Mit ihnen mußte er schon ein Jahr danach vor einem despotischen Gewaltstreich von der Stätte glücklichen gemeinsamen Wirkens weichen. Diese schmerzliche Erfahrung konnte nur dazu dienen, ihn in der Rolle des politischen Mahnpredigers zu bestärken. In der Widmung des vierten Bandes seiner Litteraturgeschichte an Dahlmann (1840) sprach er es in aller Schärfe aus: „Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist." Zwei Jahre später beim Abschluß des ganzen Werkes wünschte er „dem Vaterlande große Geschicke", ohne die auf ein „neues und gesundes Leben" der Dichtung nicht zu hoffen sei. Er rief dazu auf, dem „ruhesüchtigen Volk ... Thaten und Handlungen in größerem Wert zu zeigen". Dem jungen Poetengeschlecht ließ er wenigstens das Verdienst, „dem Quietismus der Romantik entgegenzuarbeiten". Aber den Lorbeer verhieß er „dem Mann", der das Ziel ins Auge fasse, im Staatsleben des unmündigen, mißachteten Volkes als Reformator „die ungestümsten Wünsche" zu erfüllen. So traf Gervinus, den Börnes „Pariser Briefe" als ein „durchgehendes Hofmeistern der deutschen Nation" angewidert hatten, in dem,

was Börne vor allem Herzenssache gewesen war, mit ihm zusammen. Seine gelehrte Arbeit wurde zu einem Ferment mehr in der zwischen Enttäuschungen und Erwartungen auf- und abschwankenden Zeit.

England.

Unter den Stimmen der Völker Europas, wie sie damals in der Litteratur erklangen, war die des englischen nicht zu überhören. Indessen weckte sie jenseits des Kanales keinen so lauten Widerhall wie in den Tagen der Rückwirkungen Byrons und Walter Scotts. Der junge Lyriker, der sich später der größten Beliebtheit erfreute, Alfred Tennyson, fand nach der Herausgabe seiner ersten Gedichtsammlungen selbst in seinem Vaterlande zunächst wenig Beachtung. Auch Thomas Hood ward es nicht gerade leicht gemacht, sich den Weg zum Herzen seines Volkes zu bahnen. Als ihn 1843 sein „Lied vom Hemd", jene ergreifende Klage über das jammervolle Los der hungernden Nähterin, mit einem Schlage zum berühmten Mann machte, war es zu spät für den von Sorgen und Krankheit Aufgeriebenen. Was seine poetische Individualität nach Byron, Moore, Keats, Shelley als Zwischenglied der alten und neuen Generation bedeutete, war nicht hoch genug anzuschlagen. Durch manche Fäden hing er noch mit den Abkömmlingen der Romantik zusammen. In seinen Versen wechselten düstere und sonnige Phantastik, volksmäßiger Balladenton, derber Witz und zartes Empfinden. Hie und da überschlug sich seine im Gespenstischen oder Possenhaften schwelgende Einbildungskraft. Hie und da störte der unvermittelte Übergang vom Naturwahren zum Grotesken. Aber von tiefster Wirkung waren jedesmal die dumpfen Trauerklänge, die man aus Scherzen und Lachen herauszuhören bekam. Hier zeigte sich der Genius Hoods, mitfühlend mit den Verlorenen und Gedrückten, in einer ganz neuen Gestalt. Er wurde gleichsam zum vorwurfsvollen Dolmetscher des von den oberen Zehntausend so oft nicht verstandenen socialen Elends der Gegenwart. Gleich dem Klagelied der armen Nähterin konnte niemand die schmerzlichen und schaurigen Melodieen vergessen, die Gedichte wie „Die Seufzerbrücke" und „Die Arbeitshausglocke" durchzitterten.

Hood.

E. Elliott.

Bereits vor Thomas Hood hatte ein Dichter, der selbst den Tiefen des Volkes angehörte, sich zum Anwalt der Leidenden gemacht. Er griff einen an sich prosaischen Gegenstand, die Verteuerung des täglichen Brotes durch die Kornzölle, heraus und wußte ihm immer neue Seiten abzugewinnen. Ebenezer Elliott hatte als einfacher Arbeiter in einer Gießerei, namentlich durch Thomson und Crabbe angeregt, sein poetisches Talent entdeckt, das er, nicht immer mit wählerischem Geschmack, in mannichfachen Formen kundgab. Indessen wahrhaft originell erschien er nur in den „Kornzollreimen", die alsbald nach ihrem Bekanntwerden

(1831) allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Hier fand er für das, was ihm aus dem Herzen kam, den rechten Ton, mochte er in der Weise des Bänkelsängers die einzelnen Klassen der Gesellschaft anreden oder mit der Frage, wie lange Gottes Langmut noch dauern werde, zum höchsten Richter aufblicken: schmerzerfüllt, entrüstet, beinahe drohend, ein Sprecher „der schlichten Leute", unter denen seine Lieder von Hand zu Hand, von Mund zu Mund gingen.

Länger währte es, bis mit gleichem Erfolg die sociale Note im englischen Roman angeschlagen wurde. Geraume Zeit rangen auf diesem Felde zwei Männer um die Gunst des Publikums, von denen es noch zweifelhaft schien, ob sie der schriftstellerischen oder der politischen Laufbahn den Vorzug geben würden. Edward Bulwer, der frühverwaiste Sohn eines verdienten Generals, unter der Leitung einer feingebildeten Mutter aufgewachsen, war bereits eine litterarische Berühmtheit, als er 1831 an der Seite seines Bruders Henry im Unterhaus auf den Bänken der Whigs Platz nahm. In weltmännischen Erzählungen wie „Falkland" und „Pelham" hatte man gewisse Einflüsse Byrons erkennen können. Mit der abenteuerlichen Fabel des Kriminalromanes „Paul Clifford" hatte man Benthams und Godwins Ideen über Strafrecht und Gefängniswesen, wennschon überaus locker, verflochten gesehen[1]). „Eugen Aram" führte wieder, wie man es von Frankreich her gewohnt war, den edlen Verbrecher vor Augen. „Die Pilger am Rhein", während eines Aufenthaltes in Deutschland entstanden, sollten romantischen Märchen- und Sagenzauber erwecken: eine für Bulwers Temperament freilich unlösbare Aufgabe. Sicherer fühlte er sich, als er mit den „letzten Tagen Pompejis" und „Rienzi", Schöpfungen, die er einer italienischen Reise dankte, das Gebiet des historischen Romanes betrat. Bald danach versuchte er sich auch als Dramatiker, ohne der Novellistik untreu zu werden. Diese Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit, die der Dichter bei lebhafter Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auch als Baronet und später noch als Lord Lytton an den Tag legte, sicherte ihm eine weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreichende Bewunderung. Doch blieben mit der Zeit die kritischen Stimmen nicht aus, die ihm neben einem Überschuß abschweifender Reflexionen Mangel an straffer Komposition und an greifbarer Lebenswahrheit vorwarfen, um nur einer streng gesichteten Auslese seiner Massenerzeugnisse längere Dauer in der Weltlitteratur zu verheißen.

E. Bulwer.

Bulwers Nebenbuhler, Benjamin Disraeli, erklomm als Staatsmann eine Höhe, die dem Schriftsteller niemals erreichbar gewesen wäre. Es wurde zu einem Schauspiel ohnegleichen in der Geschichte des neun-

B. Disraeli.

[1]) Louis Cazamian: Le roman social en Angleterre 1830—50. Paris 1903.

zehnten Jahrhunderts, wie es dem Emporkömmling jüdischen Ursprungs ohne sonderliche äußere Vorzüge, ohne Familienverbindungen, nach zäher Überwindung aller Hindernisse gelang, sich zum Führer der stolzen aristokratischen Partei der Tories und für eine Reihe von Jahren zum ersten Minister der Regierung Großbritanniens aufzuschwingen. Unbestreitbar aber war es, daß die kecken litterarischen Jugendstreiche Disraelis, seiner Absicht gemäß, nicht wenig dazu beitrugen, seinen Namen bekannt zu machen und ihm den Weg zum Aufsteigen in den herrschenden Kreisen zu bahnen. Vom Vater, dem Sprößling einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie, der mit den Seinigen zum Christentum übertrat, hatte er die schriftstellerische Neigung überkommen und um ihr nachzuleben auf den Beruf des Rechtsgelehrten verzichtet. Gleich sein erster Roman „Vivian Grey" (1826), den er mit zweiundzwanzig Jahren verfaßte, hatte durch die gesuchte Mischung von Ernst und Fopperei, Schwulst und Ironie in der Darstellung der vornehmen Welt bedeutendes Aufsehen gemacht. Auch mochten scharfblickenden Lesern die ehrgeizigen Wünsche des Autors, die sich in der Schilderung des bürgerlichen Ministerpräsidenten kundgaben, nicht entgangen sein. Es folgte bis 1837 eine lange Reihe schriftstellerischer Zeugnisse dieses bald anziehenden, bald abstoßenden, in allen Farben schillernden und doch auf ein Ziel gerichteten Geistes. Besonders merkwürdig war seine Verwertung der Eindrücke einer Reise, die ihn nach dem Orient bis Jerusalem und über Aegypten wieder nach England geführt hatte, wo er nun als affektirter Dandy und Skeptiker der hauptstädtischen Gesellschaft manches Rätsel aufgab.

In „Contarini Fleming" und in „David Alroy" entdeckte man nebst der Verherrlichung des Judentums eine Menge autobiographischer Anspielungen. Den stärksten Gegensatz dazu bildeten phantastische sociale Satiren oder ein sentimentaler Liebesroman wie „Henrietta Temple". So sehr das Theatralisch-Gesuchte in Form und Inhalt der meisten Erzählungen Disraelis zu Tage trat, übten sie doch durch den Glanz der Diktion und durch die Fülle geistvoller, mitunter paradoxer Züge einen eigentümlichen Reiz aus. Allein ihr Verfasser strebte nach einem anderen Siegespreis als dem, der ihm in der Arena der Litteratur zu winken schien. Ursprünglich wegen mancher kühner Äußerungen den Radikalen zugerechnet, bald aber erklärter Anhänger der Tories und Bewunderer Peels, versuchte er einen Sitz im Unterhaus zu erobern. Viermal war sein heißes Bemühen vergeblich, bis er endlich 1837 zum Ziel kam. Damit trat für geraume Zeit bei ihm eine Pause im Fabuliren ein. Als er (1844—45) mit den Romanen „Coningsby" und „Sybil" wieder vor dem Publikum erschien, machte er sie zu Dokumenten der von ihm verfochtenen Lehren eines torystischen „Jung-England" und zum Spiegelbild erbitterter Klassenkämpfe des Tages.

Dickens. Schon aber hatte der Genius des großen modernen Romandichters Englands sich entfaltet, vor dem alle Mitbewerber in den Schatten treten mußten, und der sich besser als sie auf den Pulsschlag der Zeit verstand. Charles Dickens, der Sohn eines von Sorgen verfolgten, zeitweise durch Schuldhaft betroffenen Unterbeamten im Zahlamt der Marine, hatte ungleich Bulwer und Disraeli eine harte Schule durchzumachen, deren schmerzliche Erinnerung in manchem Kapitel „David Copperfields", vielleicht seiner vollendetsten Dichtung, nachklingt. Sehr früh auf Gelderwerb angewiesen, Packer in einer Schuhwichsefabrik, Schreiber bei einem Advokaten, journalistischer Berichterstatter über Processe und Parlamentsverhandlungen, konnte er sich nur im Flug und bruchstückweise Kenntnisse erwerben. Aber eine eben so rasche wie feine Beobachtung aller seiner Umgebungen, verbunden mit überquellender Kraft der Phantasie und sicherer Gestaltung, befähigten ihn zum unvergleichlichen Darsteller des Daseins der unteren und mittleren Schichten seines Volkes. Zumal von der komischen Seite, hie und da stark karikirt, lernte man diese städtische und ländliche Kleinwelt aus den gesammelten „Skizzen" und aus den „Pickwickiern" kennen, die Dickens unter dem Namen „Boz" 1836 und 1837 herausgab. Damit war das Glück des Fünfundzwanzigjährigen gemacht. Jedes neue Werk, das er erscheinen ließ, war ein Ereignis: so 1838—40 vor allem die Romane „Oliver Twist", „Nicholas Nickleby", „Der Raritätenladen", „Barnabas Rudge". Eine Fahrt über den Ocean trug ihm in Nordamerika, so ungünstig seine eigenen damaligen Eindrücke auch waren, gleichfalls Ehren und Bewunderung ein. Er war und blieb der Liebling unzähliger Leser und wußte sie durch weitere überraschende Gaben beständig in seinem Bannkreis festzuhalten.

Was immer er heimischen Meistern wie Smollett, Fielding, Goldsmith abgelauscht haben mochte: in der Kunst der Durchführung eines verwickelten Planes, der aus dem vollen Leben geschöpften Sittenschilderungen, der Kontrastwirkungen vom Rührendsten zum Grausigsten, vom Tragischsten zum Lächerlichsten war er durchaus ursprünglich und konnte es auch mit jedem fremden Rivalen aufnehmen. Seine Gallerie menschlicher Portraits, obwohl auf einen engeren Gesellschaftskreis beschränkt, war nicht ärmer als die Balzacs. Er ging in der Gabe, ein Bild mit den kleinsten Einzelheiten vor die Augen zu zaubern und das verborgene Spiel der Natur zu enthüllen, ebenso auch in der Vorliebe für monströse Erscheinungen und haarsträubende Nachtstücke mit dem Franzosen Hand in Hand. Mit vielleicht noch größerer Virtuosität und Sachkenntnis als dieser und mancher seiner Nachfolger wußte er sich in das Treiben, das Fühlen, die Sprechweise des Gauners, des Diebes, des Schurken zu versetzen. Aber die Mächte des Lichtes trugen bei ihm in

der Regel den Sieg davon über die Mächte der Finsternis. So wenig er davor zurückbebte, in die tiefsten Abgründe des wirklichen Lebens hinabzuleuchten: am wohlsten war ihm doch, wenn er seine Oberfläche mit den Strahlen des Humors vergolden konnte. Nicht der Pessimismus, wie bei Balzac, sondern der unzerstörbare optimistische Glaube an die überwindende Kraft des Guten führte ihm die Feder. Darin vor allem lag seine Bedeutung als unermüdlicher Herold socialer Reformen. Sein ganzes poetisches Schaffen war, zumeist ohne vordringliche Tendenz, durchzogen von mahnenden Hinweisen auf das Elend und die Rohheit des Proletariates, auf die Selbstsucht und die Gleichgiltigkeit so vieler Glieder der regierenden Klassen. Mitunter rückte er einzelne Seiten dieses unerschöpflichen Themas in die grellste Beleuchtung, wie die Verwahrlosung der Armenkinder in „Oliver Twist" oder die Greuel des Privatschulwesens in „Nicholas Nickleby". Die Jämmerlichkeit der Proletarierwohnungen, die Ausnutzung der hungernden Unmündigen, die sittliche Verkommenheit, in der Millionen aufwuchsen, wurden mit ergreifender Treue von ihm vorgeführt. Immer war es die hartherzige Lehre des Individualismus, der er die Forderung des Eingreifens durch die für das Volkswohl verantwortlichen Herrschenden gegenüberstellte. Aber er legte es mehr darauf an, Gefühle der Liebe als Gefühle des Hasses zu wecken. Er wandte sich mit seinem socialen Evangelium, das er in den „Weihnachtsgeschichten" gleichsam zusammenfaßte, an die edleren Regungen der Mitmenschen. Er setzte ein idealistisches Vertrauen auf die bloße Macht des Wortes, das sie erschüttern, bessern und zur Rettung der hilflosen Parias ihres Volkes bewegen sollte.

In dieser bewußten Verflechtung der socialen und der moralischen Frage begegnete sich Dickens mit Thomas Carlyle, der nicht weniger tiefe Spuren in der zeitgenössischen Litteratur zurückließ, und dessen geistige Wirkungen im Laufe der Jahre noch mächtiger wurden. Gleich Dickens hatte Carlyle, der echte Abkömmling eines zähen schottischen Bauerngeschlechtes, keine leichte Zeit des Werdens und Reifens. Der geistliche Beruf, auf den er sich als Student in Edinburg hatte vorbereiten sollen, stieß ihn ab. Als Schulmeister, Privatlehrer, Übersetzer, Mitarbeiter an Zeitschriften und Sammelwerken verdiente er lange kaum so viel wie für die Notdurft des Lebens hinreichte. Dazu kamen schwere seelische Kämpfe, durch die er, von Natur zur Hypochondrie geneigt, sich hindurchzuringen hatte. Halt und Stärkung gewährten ihm die puritanischen Überlieferungen seiner Heimat und seines Elternhauses. Mit ihnen verbanden sich die Einflüsse der deutschen Litteratur, der Philosophen und Romantiker und vor allem die Schillers und Goethes. Die Biographie Schillers, die er 1825 mit dreißig Jahren veröffentlichte, war sein erstes selbständiges Buch. Goethe, dessen Wilhelm Meister er ins Englische übertrug, würdigte

Carlyle.

ihn seines freundschaftlichen Briefwechsels. Ein Aufenthalt in London, Reisen nach den Industriebezirken Englands und nach Paris erweiterten seinen Gesichtskreis und förderten seine Vertiefung in die politischen und socialen Hauptfragen der Zeit. Alle die verschiedenen Elemente seiner Bildung schmolzen zusammen in den stillen Jahren, die er 1828 bis 1834 an der Seite seiner sich aufopfernden, geistvollen Frau auf deren abgelegenem Landgut verbrachte. Hier entstanden zahlreiche seiner besten litteraturgeschichtlichen Essais, der Artikel „Die Zeichen der Zeit" im „Edinburgh Review", der „Sartor resartus", dem „Frasers Magazine" trotz der krausen Form Aufnahme gewährte, ein großer Teil des Werkes über die „Französische Revolution". Mit der Übersiedelung nach London, wo das Haus der Carlyles den erlesensten Geistern ein Stelldichein bot, schloß die lange Zeit der einsamen Sammlung ab. Mit der Veröffentlichung der „Französischen Revolution" (1837) war der Ruf des Schriftstellers begründet.

Hier äußerte sich zunächst die Eigentümlichkeit des Historikers Carlyle, die für sklavische Nachahmer seiner Manier große Gefahren mit sich brachte. Denn man bedurfte schon seines seherhaften Tiefblicks und seiner Gabe dramatischer Wiederbelebung des toten Stoffes, wenn man sich Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten verzeihen lassen wollte, wie sie seinem leidenschaftlichen Eifer wohl entspringen konnten. Auch Carlyles origineller, alle Glätte und Anmut verschmähender Stil mit seinen barocken Überladungen und Bildern, plötzlichen Brüchen und Sprüngen, kühnen Worterfindungen mußte, von einem Kopisten gehandhabt, schwer erträglich werden, wenn durch die rauhe Hülle nicht die Glut der Entrüstung oder Begeisterung gleichmäßig hindurchleuchtete. Nicht weniges in dem Historiker Carlyle, der freilich erst später mit der Sammlung der „Briefe und Reden Cromwells" sein Bestes gab, erinnerte an Michelet. Beiden gemeinsam war die außerordentliche Kraft der „Auferweckung" des Vergangenen, ein gewisser Hang zum Visionären, eine von der alltäglichen Prosa abweichende, selbsterfundene oder gemodelte Ausdrucksweise. Aber, von anderen Unterschieden abgesehen: für Michelet war der wahre Held der Geschichte „das Volk", für Carlyle ruhte ihr Inhalt und Wert in dem Wirken der von Gott der Menschheit geschenkten „Heroen". Dieser „Heroenkultus", dem (1841) ein auf Vorträgen begründetes, vielgelesenes Buch das Wort redete, hatte in mancher Hinsicht etwas Bestechendes. Zweifelnden und Verzweifelnden mochte Stärkung und Trost gewährt werden mit dem Hinweis auf die Macht der großen Persönlichkeit, die zum führenden Geist wird, indem sie ihr Einzeldasein den Zwecken der Allgemeinheit opfert. Aber viel näher lag die Gefahr einer Mißachtung aller anderen geschichtsbildenden Mächte. Zumal bei der historischen Betrachtung der Neuzeit mußte der einseitige Heroenkultus

zu einer Unterschätzung der Bedeutung und der Berechtigung demokratischer Tendenzen verleiten.

Für den Socialpolitiker Carlyle sprachen neben älteren Zeugnissen, von denen „Sartor resartus" 1838 in Buchform erschien, namentlich seine späteren Schriften „Chartismus" und „Vergangenheit und Gegenwart". Auch hier zeigte sich seine unverhohlene Abneigung gegen den demokratischen Zug der Zeit und seine unverhohlene Vorliebe für die gerechte Herrschaft eines übergeordneten Stärkeren. Dadurch konnte er dazu verführt werden, gleich den romantischen Staats- und Wirtschaftslehrern Deutschlands, Zustände des Mittelalters zu idealisiren oder die in der Gesetzgebung sich spiegelnden großen Verdienste Benthams und seiner Schüler zu mißachten. Aber bei weitem wichtiger war es, daß sein Widerwille gegen die individualistische Weltanschauung und gegen die Ableitung der Gesellschaft aus egoistischen Antrieben ihn zum unbestechlichen Kritiker socialer Nachtseiten des vielgerühmten, erfindungsreichen „Maschinenzeitalters" werden ließ. Er lehrte seine Landsleute die Vorzüglichkeit der Volkswirtschaft nicht nach dem Reingewinn, sondern nach dem Grade des Wohlbefindens der großen Masse zu bemessen. Er gab den oberen Klassen und der Regierung, deren ganze Weisheit im „Gehenlassen" bestehe, die bittersten Worte zu hören. Er ließ es dabei an einzelnen gelegentlichen Vorschlägen zur Hebung des Proletariates und zur Bekämpfung des Pauperismus, wie Fabrikgesetze, staatliche Maßregeln der Hygiene, Aufhebung der Kornzölle, nicht fehlen. Aber das Hauptgewicht legte er auf die Forderung, daß man, um das Ganze zu bessern, vor allem sich selbst bessern müsse. Noch schärfer als in Dickens' Dichtung prägte sich in seinen Bekenntnissen und Ansprachen die Auffassung der socialen Frage als einer ethischen, in letzter Linie als einer religiösen, aus. So wurde er ein Straf- und Bußprediger, der im Namen der Notleidenden und Unterdrückten eigennützigen Industriellen, habgierigen Kapitalisten, selbstsüchtigen Agrariern sein „Mene Tekel" zurief. Die Litteratur der Zeit, in der auf dem europäischen Festland so manche schmerzliche, warnende, zürnende Stimme laut wurde, erhielt einen ihrer merkwürdigsten und einflußreichsten Repräsentanten in dem düsteren, insularen Puritaner.

II.

Österreich.

Einwirkungen der Litteratur.

Dank der Kulturgemeinschaft der Völker Europas konnte keines der großen Reiche des Weltteils auf die Dauer gegen die modernen Strömungen des geistigen Lebens abgesperrt bleiben. Sie fluteten allmählich auch über die Marken der habsburgischen Monarchie, die nächst der des Zaren am stärksten wider das Eindringen von Neuerungen gefeit zu sein schien. Allerdings gebot die österreichische Regierung nach wie vor über die Machtmittel einer tausendäugigen Polizei. Sie handhabte die Censur mit herkömmlicher Willkür. Sie schlug, mit gewohntem Beistand der Kirche, Schule und Universität in Fesseln. Aber fremde verbotene geistige Ware ward auf Schleichwegen eingeschmuggelt. Aus der Heimat flüchtete das druckfertige Wort häufig zu Verlegern des Auslandes und kam von dort wieder zurück. Dies wirkte nach und nach unwiderstehlich auf Gefühl und Urteil der Leser. Namentlich in der gebildeten bürgerlichen Mittelklasse blieb die bisher vorwaltende Stimmung gutmütigen Behagens an genußfrohem Dasein im engen Kreise nicht völlig ungetrübt. Selbst wer nur an dem Becher genippt hatte, den Landsleute wie Anastasius Grün und Lenau kredenzten, mußte mit der Zeit an dem schalen Gebräu der sogenannten „humoristischen Vorlesungen" Saphirs den Geschmack verlieren. Bald konnte Bauernfeld es wagen, den in den höchsten Kreisen verzogenen Virtuosen des gequälten Wortwitzes selbst, wenigstens für einen Abend, von der Bühne des Burgtheaters herab zu verspotten. Freilich für die politische Satire fand der feine Kenner der feinen Wiener Gesellschaft damals noch nicht den Ton. Auch wäre ihr unter dem Scepter des Kaisers Franz innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle kein Raum gewährt worden. Überhaupt hielten sich vorläufig Regungen des Zweifels an der Vortrefflichkeit der bestehenden Zustände doch noch sorgsam verborgen, und die Regierung durfte, wie ehedem, sich und andere mit dem Hinweis auf die Ergebenheit des treugehorsamen Volkes täuschen.

Sicherheit der Regierung.

Desgleichen fand sie trügerische Gründe des Selbstlobes in dem Anschein unerschütterlicher Sicherheit, die über alle Gefahren benachbarter Revolutionsstürme triumphirt hatte. Der Aufstand Polens, so

lebhafte Teilnahme er weit über den Kreis der Stammverwandten hinaus geweckt, hatte keine ansteckende Rückwirkung geäußert. Die adligen Grundbesitzer Galiziens begnügten sich, den Brüdern jenseits der Grenze ein paar hundert Mann Hilfstruppen zuzusenden, und ihre ruthenischen, andersgläubigen Hintersassen verhielten sich ganz gleichgiltig. Am lombardisch-venetianischen Königreich war die Bewegung, welche die Po-Herzogtümer und den Kirchenstaat ergriffen hatte, spurlos vorübergegangen. Auch das „junge Italien" machte, so viel sich erkennen ließ, in den östreichischen Gebieten südwärts der Alpen geringe Fortschritte. Metternich empfing durch seine Berichterstatter Mitteilungen über die Stimmung der Bevölkerung, die weit besser klangen als ehedem. Sie erschien in ihrer überwiegenden Mehrzahl ohne Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten und der Regierung anhänglich. Fuhr diese nur fort, das materielle Wohl ihrer italienischen Unterthanen zu fördern, so war z. B. nach der Versicherung des Ritters Menz in Mailand zu hoffen, daß diese immer mehr „die süße Gewohnheit" annehmen würden, sich „der väterlichen Hand", die sie leitete, freudig zu fügen.

Ungarn.

Das Bild allgemeiner Zufriedenheit, mit dem die Staatslenker an der Donau zu prahlen pflegten, zeigte jedoch in dem Bereich der Stephanskrone und in Siebenbürgen unleugbare Trübungen. Schon der beinahe zwei Jahre, 1825 bis 1827 dauernde Preßburger Reichstag war ihr sprechendes Zeugnis gewesen. Seine Berufung war dem Herrscher endlich durch den zähen Widerstand der Komitate gegen willkürliche Besteuerung und Rekrutenaushebung (s. I. 238) abgerungen worden. Seine Verhandlungen begannen mit dem Entrollen eines langen Sündenregisters der Regierung. Nach ärgerlichem Hadern und Feilschen erhielt sie zwar die Bewilligung einer erhöhten Kontribution. Aber sie mußte sich dazu bequemen, die Grundlagen der ererbten ständischen Rechte anzuerkennen. Dieser dem Reichstag aufgedrungene Kampf zum Schutz einer aus feudaler Vorzeit überkommenen Verfassung, die so viel Veraltetes in sich barg, war ein natürliches Hindernis dringend nötiger Reformen. Die großen Fragen der Bauernbefreiung, der wirtschaftlichen Hebung des Bürgertums, der Umwandlung verrotteter Satzungen von Civil- und Strafrecht, verrotteter Einrichtungen von Verwaltung und Justiz traten zurück hinter der Verteidigung ständischer Bollwerke, die wesentlich doch nur der Herrschaft des privilegirten Adels zustatten kamen.

Rückblick auf den Reichstag von 1825—27.

Indessen erhob sich aus seiner Mitte ein Mann, dem, was grau vor Alter deshalb allein nicht auch als heilig galt. Er suchte daher seine Standesgenossen durch die Forderung selbstthätiger Umgestaltung des Gemeinwesens aufzurütteln. Es war Graf Stephan Szechenyi, der Sohn eines ausgezeichneten Patrioten, den er als einen an Ungarns Wiedergeburt Verzweifelnden hatte ins Grab sinken sehen müssen. Er

Szechenyi.

selbst, als tapferer Husarenoffizier zur Zeit Napoleons und als lernbegieriger Reisender mit Sitten und Einrichtungen anderer Nationen vertraut geworden, erfüllte sich mit siegesgewissen Hoffnungen für die Zukunft seines eigenen Volkes. Eingefleischter Magyare, aber durch den Vergleich mit der Fremde beschämt, Aristokrat ohne die Vorurteile seiner Kaste, von glühender Phantasie, die sein stückweise selbsterworbenes Wissen mitunter überwucherte, steckte er sich das hohe Ziel, sein heißgeliebtes Vaterland aus dem Chaos halb barbarischer Zustände herauszureißen, um es zunächst auf die Bahn geistiger und wirtschaftlicher Entwicklung zu führen. Auf dem Reichstag von 1825—1827 mit seinen Ideen noch vereinzelt, war er nur durch das edelmütige Anerbieten einer großartigen Geldspende hervorgetreten, das sofort Nachahmung fand und den Grundstock zur Errichtung der ungarischen Akademie bilden half. Außerhalb der Sitzungssäle hatte er aber durch die Stiftung eines Klubs nach englischem Muster, der sich bald in das Pester Nationalkasino verwandelte, schon Anhang und Einfluß gewonnen.

Sein praktisches und litterarisches Wirken.

Die nächsten Jahre sahen ihn erfolgreich thätig für die Ausbreitung landwirtschaftlicher Vereine und für die Schaffung eines Journals, der von Helmeczy herausgegebenen „Gegenwart", das bald den Censurschranken zum Trotz eine weitreichende Bedeutung erhielt. Er selbst entwickelte in eigenen Schriften mit eindringlicher Beredsamkeit sein Programm. Schon die erste derselben, betitelt „Der Kredit" (1830), in welcher er der in „Schlafsucht erstarrten Nation" eine neue Jugend prophezeite, machte gewaltiges Aufsehen. Sein schonungsloser Tadel der gepriesenen „alten Freiheiten", die großenteils in der ungerechtesten Entlastung der grundbesitzenden Edelleute bestanden, weckte weit über den Kreis adliger Komitats-Machthaber lebhafte Entrüstung. Umgekehrt bejubelten alle diejenigen das „gefährliche Buch", die mit dem Verfasser der Ansicht waren, heilsamer sei es, bei der Hinwegräumung des Schuttes der Feudalzeit rüstig Hand anzulegen, als in unablässigen Beschwerden über die Verletzung alter Rechte die Kraft zu erschöpfen. Ein zweites, umfangreicheres Werk Szechenyis, „Das Licht", kam ihnen zu Hilfe. Es erschien ihnen als „Vorbote der Feuersäule, die Ungarn aus der Wüste ins Land der Verheißung führen sollte".

Seine Erfolge.

Man mochte dem „großen Grafen", wie Szechenyi genannt wurde, vorwerfen, daß er sich zu sehr daran gewöhnt habe, durch fremde Brillen zu sehen. Man mochte ihn namentlich einer übertriebenen Anglomanie zeihen, die bei ihm selbst sogar in Schnitt und Farbe der Kleidung zu Tage trat. Sicher war es, daß er in kurzer Frist Außerordentliches leistete. Er stachelte den Gemeingeist an, wies die Wege zur Verwertung der Naturschätze des Landes, erhob die Herzen durch glänzende Ausmalung nationaler Ideale. Manches später erst Ausgeführte, wie die Belebung

der Donauschiffahrt, die Anlage einer festen Brücke zwischen Pest und Ofen, die bauliche Verschönerung der Hauptstadt, ward von ihm schon geplant und entworfen. Bei alledem vermied er sorgfältig eine feindselige Haltung gegenüber der Regierung und suchte sich möglichst über den Parteien zu halten. Daher konnte er 1830 in der Magnatentafel die Rolle des führenden Oppositionsredners nicht übernehmen. Er überließ sie vielmehr dem leidenschaftlich ungestümen Freunde Nikolaus Wesselenyi, der sich von da an immer weiter von ihm entfernte.

Reichstag von 1830.

Jener rechtzeitig berufene neue Reichstag von 1830 verlief übrigens ruhiger, als man es nach den Eindrücken der Juli-Revolution hätte erwarten sollen. Zum Teil war dies das Verdienst des kürzlich zum ungarischen Hofkanzler ernannten Adam Reviczky, eines sehr begabten, auch an höchster Stelle wohlgelittenen Beamten, in dem viele seiner Landsleute den zuverlässigsten Wächter der Verfassung erblickten. Zum Teil spielte dabei das Bewußtsein des tiefen Gegensatzes mit, der zwischen dieser aristokratischen Verfassung und den demokratischen Bestrebungen im westlichen Europa bestand. Genug: die beiden damaligen Hauptwünsche der Regierung, die feierliche Krönung des Kronprinzen Ferdinand zum König und die Bewilligung einer, wennschon der Zahl nach verkürzten, Rekrutenaushebung gingen im Laufe weniger Wochen in Erfüllung. Wohl fehlte es in der Ständetafel nicht an Wiederholung alter Beschwerden. Aber sie nahm, zumal auf die Mehrheit der loyalen Magnaten kein Verlaß war, vorläufig mit ausweichenden Antworten vorlieb. Nur in einem Punkt, in dem sich die Idee ungarischer Nationalität und ungarischen Selbstgefühls berührten, ward ein kleiner Fortschritt gemacht. Allerdings konnten auch die feurigsten Verkündiger einer großen Zukunft des Magyaren-Volkes sich nicht erkühnen, die Thatsache einer Vorherrschaft der magyarischen Sprache in dem national bunt gemischten Lande zu behaupten. Allein mit dem Aufblühen der magyarischen Litteratur wuchs das Verlangen, im gesamten amtlichen Verkehr, vor Gericht, in der Gesetzgebung, bei den Reichstagsverhandlungen dem Magyarischen ausschließliche Geltung zu verleihen. Noch war an die gänzliche Aufhebung der lateinischen Geschäftssprache nicht zu denken. Doch wurde sie für die Auswechselung der Botschaften zwischen den beiden Häusern des Reichstags beseitigt und im Kanzlei- wie Gerichtswesen eingeschränkt. Auch sollte die Anstellung in einem öffentlichen Amt und die Ausübung der Advokatur künftig durch die Kenntnis der ungarischen Sprache bedingt sein. In einer Zeit, da nach dem Eingeständnis des entrüsteten Veteranen der Opposition, Paul Nagy, viele von deutschen oder französischen Hofmeistern erzogene Magnaten die Muttersprache noch verachteten, war dies ein erster wichtiger Schritt auf einem unübersehbaren Wege.

Wachsen der Reformideen.

Der nächste Reichstag sollte endlich mit Wiederaufnahme der Reform-

arbeiten befaßt werden, die seit der Aufstellung der „Operate" von 1791 geruht hatten. Seine für 1831 versprochene Berufung wurde mit Rücksicht auf das Wüten der Cholera um ein Jahr verschoben. Indessen kam dieser Aufschub der Sache der Reform nur zustatten. Die Gründung von Klubs nach dem Vorbild des Pester Nationalkasinos, die Zunahme des Lesetriebes, das Aufblühen von Vereinen: alles das diente dazu, namentlich unter dem Kleinadel neuzeitliche Ideen zu verbreiten. Er entsandte 1832 eine stattliche Schar von Vertretern nach Preßburg, die mehr oder weniger für Szechenyis Lehren gewonnen waren. Der „große Graf" selbst vertiefte sie in einem Buche („Stadium"), das wegen Regierungsverbotes 1833 im Ausland erscheinen mußte. Mit Gewandtheit suchte er hier den Privilegirten die Aufopferung von Vorrechten durch den Hinweis auf einen Gewinn für das Ganze abzuschmeicheln. Er hatte die Genugthuung, daß dies wenigstens in einem Einzelfall von grundsätzlicher Bedeutung anerkannt wurde. Dank seiner Fürsprache ward der Bau der Pest-Ofener Kettenbrücke vom Reichstag genehmigt, zugleich aber die gehässige Exemtion des Adels von der Zahlung des Brückenzolles aufgehoben.

Der Operatenreichstag. 1832—36.

Indessen blieb der „Operatenreichstag" an durchgreifenden Reformen viel ärmer als hochgespannte Erwartungen es vorausgesetzt hatten. Anfangs verzögerte das Zurückgreifen auf die alten noch unerledigten Beschwerden und die Beifügung neuer Anträge die Vornahme der königlichen Vorlagen. Danach erhob sich ein langwieriger Streit über die Reihenfolge ihrer Beratung. Endlich ward die erste, weitaus wichtigste in Angriff genommen. Nun aber zeigte sich, daß man zugleich mit der Eigensucht beschränkter Standesgenossen und mit dem Widerstreben der Regierung gegen einschneidende Maßregeln rechnen mußte, die den deutsch-slawischen Kronlanden ein gefährliches Beispiel hätten bieten können. Es handelte sich um die endgiltige Ordnung der Beziehungen von Grundherren und bäuerlichen Unterthanen. Bisher hatte dieser elendesten und zahlreichsten Klasse der Bevölkerung nicht einmal das provisorisch giltige Urbar Maria Theresias gegen unerträgliche Überbürdung mit Fronen und Abgaben, gegen Willkürsprüche der Herrenstühle und gegen Stockprügel der grundherrlichen Haiducken unverbrüchliche Sicherheit gewährt. Wie tief sich Groll und Haß in den Herzen der Gedrückten eingefressen hatten, war während des Wütens der Cholera durch erschreckende Bauernaufstände bewiesen worden. Die freisinnige Mehrheit der Ständetafel war allerdings nicht gesonnen, sofort durch gänzliche Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses das Übel mit der Wurzel auszurotten. Aber sie ging mit dem von ihr befürworteten Urbarialgesetz über die Regierungsvorlage weit hinaus. Es genügte ihr nicht, daß die schweren Lasten des Bauern gemindert, daß seine Person und sein Besitztum Rechtsschutz erhalten sollten. Es sollte ihm auch die

Die Urbarialfrage.

Möglichkeit gewährt werden, sich durch Ablösung von Diensten und Giebigkeiten für ewige Zeiten zu befreien, und Processe zwischen ihm und dem Grundherrn sollten nicht vor dessen Tribunal, sondern vor dem Komitatsgericht entschieden werden.

Widerstände.

Schon bei den Magnaten ward es Szechenyi und seinen Mitstreitern nicht leicht gemacht, dem Gesetzentwurf in voller Ausdehnung zum Siege zu verhelfen. In Wien fanden fast nur diejenigen seiner Artikel Gnade, die auf eine materielle Erleichterung der Gutsunterthanen abzielten. Die meisten übrigen, vor allem die Vorschläge der Erbablösung und der Beschränkung patrimonialer Gerichtsbarkeit, wurden, als ungehörig in einer Urbarialordnung, entschieden zurückgewiesen. Nochmals kam der Gegenstand vor den Reichstag, während in den Komitaten, von oben erhitzt, beim aufgeregten Adel eine lebhafte Agitation gegen seine liberalen Mitglieder entfacht wurde. Die Folge war strenge Einschärfung vieler Instruktionen, sich ausschließlich an das königliche Reskript zu halten, und Fahnenflucht einer Anzahl von Abgeordneten, die ihm noch jüngst Trotz bieten zu wollen erklärt hatten. Die eindringlichsten Worte ihrer standhafteren Genossen konnten sie nicht festhalten. Den Magnaten gab das Zurückweichen der Ständetafel ein erwünschtes Beispiel. Zu Anfang des Jahres 1835 war die Verstümmelung der Reform entschieden. Auch so noch bedeutete das neue Urbar eine Verbesserung des Loses des bäuerlichen Unterthanen. Die ihm bisher zugemuteten Leistungen wurden eingeschränkt oder, wie der „kleine Zehnt", ganz und gar aufgehoben. Im Fall der Übersiedelung wurde ihm gestattet, nicht nur sein Haus, sondern auch das Nutznießungsrecht zu verkaufen. Es ward ihm erlaubt, durch Abschluß eines Vertrages mit seinem Grundherrn die Naturallasten in einen Geldzins umzuwandeln. Dem Grundherrn wurde die Befugnis der Verhängung von Leibesstrafen entzogen. Mit allen seinen Mängeln bedeutete das Gesetz doch, wie mit Recht gesagt worden ist, einen Markstein in der Geschichte des ungarischen Bauernstandes[1]).

Verstümmelung der Reform.

Deak.

Unter den Angehörigen der Ständetafel, die neben dem hochsinnigen Dichter und Schriftsteller Kölcsey bei der Verteidigung ihres ursprünglichen Reformentwurfes im Vordertreffen standen, war einer, dem damals schon eine große Zukunft vorausgesagt werden durfte. Franz Deak zählte noch nicht dreißig Jahre, als er 1833 nach dem Rücktritt seines kränklichen älteren Bruders Anton an dessen Stelle in dem heimatlichen Zalaer Komitat zum Abgeordneten des Kleinadels gewählt wurde. Aber die Schärfe seines Urteils, die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, die Klarheit und Würde seiner Ansprachen verschafften ihm sogleich ein ungesuchtes Ansehen. Er, der bis dahin die Macht seines Wortes selten erprobt hatte,

[1]) Schwicker: Die Bauernbefreiung in Ungarn im Jahre 1848. (Österreichisch-Ungarische Revue. XXIV. 231. 1898.)

bediente sich ihrer nun, von persönlichem Ehrgeiz ganz frei, ausschließlich für Vaterland, Freiheit, Menschlichkeit glühend, zur Förderung gesetzgeberischer Reformen. Er riß nicht fort mit dem Zauber stürmischer Rhetorik, aber er wußte den Herzen seiner Hörer seine eigene tiefbegründete Überzeugung einzupflanzen. Seine Reden glichen nach dem Urteil seines Freundes Pulszky „nicht dem Orkan, der alles, was ihm entgegentritt, vor sich wegfegt, sie waren dem leisen Sommerregen gleich, der das Erdreich befruchtet und die Saat zeitigt". Daneben verstand er es meisterhaft, in launigem Gespräch, die Cigarre im Munde, an gemütlicher Tafelrunde die Geister zu fesseln. Auch politische Gegner konnten ihm nicht gram sein. Mancher von ihnen ließ sich im Lauf der Zeiten dazu herbei, den selbstlosen, maßvollen, durch klaren Verstand und festen Willen geleiteten Mann als „Weisen des Landes" zu preisen.

Kossuth.

Neben Deak ward damals ein anderer, der seinen Namen noch tiefer in die Annalen der Geschichte Ungarns eingegraben hat, zuerst weiteren Kreisen bekannt: Ludwig Kossuth. Der Sprößling einer unbemittelten Adelsfamilie aus dem Zempliner Komitat, von Beruf Advokat, hatte als Bevollmächtigter eines abwesenden Magnaten zwar keine Stimme im Reichstag. Aber seine gewandte Feder verhalf ihm bereits zu Ruhm und Bedeutung. Bis dahin hatten die Verhandlungen des Reichstags kein lautes Echo in der Bevölkerung wecken können. Denn die Regierung widersetzte sich der Forderung seiner Verlegung aus der deutsch redenden Stadt Preßburg nach Pest ebenso entschieden wie dem Drängen auf Veröffentlichung von Verhandlungsberichten, wäre es auch nur in Form eines Auszugs. Die Anwesenheit der etwa anderthalbtausend sogenannten „Juraten"[1]), junger Rechtspraktikanten, die von den Komitaten ihren Abgeordneten beigegeben wurden, bot nur einen schwachen Ersatz. Die lärmende Jungmannschaft war zwar das dankbarste Publikum der freisinnigen Opposition. Sie konnte aber zwischen ihr und den des Lesens kundigen Wißbegierigen in Stadt und Land keine Brücke schlagen. Da war es Kossuth, der es auf sich nahm, einer Anzahl von Juraten geschriebene „Reichstagsberichte" zu diktiren, die mit Eifer von allen Komitaten, sowie von den meisten Freistädten und Kasinovereinen bezogen wurden. Auf Grund seiner Notizen entwarf er ein farbenreiches Bild der Verhandlungen, aus dem die Reden der liberalen Wortführer sich glänzend abhoben. Seine eigene Leidenschaft leuchtete mitunter aus der fremden Hülle vor, und er erlangte dank seiner geschriebenen Zeitung Einfluß, noch ehe er über die Druckerpresse und über die Tribüne gebieten konnte.

Gewinn und Mißerfolge der Reformpartei.

Die Reformpartei gewann durch Kossuths Berichte unleugbar an Fühlung mit den Gebildeten im Lande. Aber sie stieß, wie bei der Fest-

[1]) Heinrich Marczali: Ungarische Verfassungsgeschichte 1910. S. 132.

stellung des Urbars, beinahe in jedem Einzelfall innerhalb wie außerhalb des Reichstags auf starken Widerstand. Die von ihr geförderte Umarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches geriet ins Stocken. Die von ihr beantragte Abschaffung des geistlichen Zehnten wurde schon von der Ständetafel verworfen. Eine verbesserte Gerichtsordnung erlangte nicht die Zustimmung der weltlichen und geistlichen Magnaten. Auch in den Fragen, die sich auf Kultusfreiheit, Bekenntniswechsel, gemischte Ehen bezogen, konnten die beiden Tafeln sich nicht einigen. Die Regierung that das ihrige, um das Zustandekommen freisinniger Kirchengesetze zu hintertreiben. Dagegen gab sie dem Drängen auf Erweiterung des amtlichen Gebrauches der magyarischen Sprache statt der lateinischen in etwas nach. Sie bewilligte, daß in Fällen zweifelhafter Auslegung der magyarische Text der Gesetze für den authentischen gelten, daß Processe in ungarischer Sprache zu führen erlaubt sein, daß in rein ungarischen Gemeinden die Matrikel ungarisch abzufassen vorgeschrieben werden sollte. Desgleichen erhob sie gegen die Besteuerung der auf Bauerngütern ansässigen Adligen keinen Einspruch. Mit diesem Gesetz feierte die Reformpartei einen kaum erhofften Triumph. Ein zweiter ward ihr durch Bestätigung des Beschlusses zuteil, nach dem die Tagegelder und sonstigen Reichstagskosten ausschließlich durch den Adel getragen werden sollten. Dadurch ward eine empörende Unbill beseitigt, die bis dahin das unvertretene, steuerzahlende Volk belastet hatte. Zugleich aber konnte nicht deutlicher zum allgemeinen Bewußtsein gebracht werden, daß der vielgerühmte Reichstag in Wahrheit nur einen einzigen Stand vertrete, also selbst der Reform dringend bedürftig sei.

Siebenbürgen.

Während so mit wechselndem Erfolg um die Wiedergeburt des Gemeinwesens in Ungarn gerungen wurde, erwachte auch das Nachbarland Siebenbürgen aus langem politischem Schlummer. Seine alte ständische Verfassung war von der Regierung Jahre lang noch stärker mißachtet worden als die des ungarischen Königreiches, mit dem es bis zum Erlaß des Diplomes Leopolds I. von 1691 enger oder loser verbunden gewesen war. Der Bruch feierlicher Gelöbnisse verbitterte alle drei gleichberechtigten, privilegirten „Nationen" Siebenbürgens: Ungarn, Szekler und Sachsen. Die nur „geduldeten" Walachen oder Romanen, der Hauptstamm der siebenbürgischen Bevölkerung, verhielten sich noch beinahe schweigend. Wie begreiflich bäumte sich der magyarische Adel des Landes, angespornt durch das Beispiel seiner Genossen jenseits der Grenzen, am heftigsten gegen die Willkürhandlungen der Wiener Machthaber auf. Er übernahm die Führung im Kampf um das verbriefte Recht, großenteils zugleich bestrebt, für „die Wiedervereinigung" ganz Siebenbürgens und Ungarns zu arbeiten. Sein Hauptkämpe war jener, auch als ungarischer Magnat in den vordersten Reihen weithin sichtbare, Baron

Wesselenyi.

Nikolaus Wesselenyi: wie sein gleichnamiger Vater berühmten Angedenkens ein unbändiger Kraftmensch, dem auf dem Rücken eines wilden Rosses und im Gewühl stürmischer Debatten am wohlsten war. In Preßburg arbeitete er mit Glück für die seit lange vom Reichstag verlangte Rückgabe mehrerer vor einem Jahrhundert (1732) zu Siebenbürgen geschlagener Komitate. Aber dies war im Sinne seiner vorschauenden Berechnung nur ein erster Schritt auf dem Weg zur völligen Union seines Geburtslandes mit dem Reich der Stephanskrone.

Der Siebenbürger Landtag 1834—35.

Als endlich nach mehr denn zwanzigjähriger Unterbrechung 1834 ein siebenbürgischer Landtag nach Klausenburg berufen wurde, hütete er sich freilich, dort dies Losungswort auszugeben. Denn er würde dadurch vor allem die in Verwaltung, Justiz, Unterricht völlig selbständigen, vor Jahrhunderten eingewanderten Deutschen, die „sächsische Nation", unter ihrem Sachsengrafen zum schärfsten Widerspruch gereizt haben. Dafür schürte er das Feuer durch unablässiges Vorbringen der Landesbeschwerden. „Der Monarch, rief er einmal aus, steht nicht über, sondern unter dem Landtag, nicht der Monarch gab der Nation und dem Landtag das Dasein, sondern diese ihm." Monate vergingen in bitteren Streitigkeiten mit dem königlichen Kommissar, Erzherzog Ferdinand von Este. Deputationen und Adressen, die an das Hoflager zu Franz I. entsandt wurden, begegneten einer höchst ungnädigen Aufnahme. Die Stände weigerten sich, ungesetzlich ernannte königliche Mitglieder anzuerkennen. Der König beschuldigte sie, auf Schleichwegen den Umsturz aller Ordnung zu erstreben. Ihre Auflösung war schon beschlossen, als eine herausfordernde Handlung Wesselenyis dem Faß den Boden ausschlug. Auf das Verbot der Regierung, ein Landtagsprotokoll durch den Druck zu veröffentlichen, antwortete er durch Aufstellung einer lithographischen Presse, die er dem Landtag zum Geschenk machte, in seiner Wohnung. Der Gegenschlag der Regierung ließ nicht auf sich warten. Die lithographische Presse wurde von Beamten konfiscirt. Wenige Tage danach, am 6. Februar 1835, verkündigte der Erzherzog die Auflösung des Landtags. Seine Mitglieder wurden mit scharfen Tadelsworten des Herrschers nach Hause geschickt, um dort gehorsam weitere Verordnungen abzuwarten. Durch diese ward die Verfassung suspendirt und die gesamte staatliche wie militärische Machtbefugnis dem Erzherzog von Este übertragen.

Die Rückkehr zur Gewaltherrschaft in Siebenbürgen war einer der letzten Akte der dreiundvierzigjährigen Regierung des Kaisers Franz.

Tod des Kaisers Franz. 2. März 1835.

Ende Februar erkrankte er an einer Lungenentzündung, der er bereits am 2. März erlag. Aus seinem Testament bekam man einen Artikel zu lesen, der mit den Worten begann: „Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen". In der östlichen Reichshälfte, wo er sich niemals wie in

den deutsch-slawischen Kronlanden einer leicht erworbenen Volkstümlichkeit hatte rühmen können, wurde die Todesnachricht nebst diesem wertlosen Vermächtnis ziemlich gleichgiltig aufgenommen. Auch knüpfte man jenseits der Leitha an die Thatsache des Thronwechsels keine sonderlichen Erwartungen. Der Sohn und Nachfolger des Entschlafenen, als König von Ungarn Ferdinand V., war seit 1830 trotz seiner Krönung in Preßburg immer im Hintergrund geblieben. Auf irgend welches Eingreifen von seiner Seite zur Lösung obwaltender Verwicklungen durfte nicht gerechnet werden. In Wahrheit aber hatte man es, statt mit einer Abschwächung, vielmehr mit einer Verschärfung der Gegensätze zu thun.

Verschärfung der Gegensätze.

Zunächst reizte das gewaltsame Vorgehen der Regierung in Siebenbürgen die Ständetafel des ungarischen Reichstags zur Absendung einer Vorstellung an den König. Er wurde, wenn auch in demütiger Redeweise gemahnt, den verfassungsmäßigen Zustand bei dem Schwestervolk in dem Nachbarland wiederherzustellen. Gleichzeitig riefen die Angelegenheiten Wesselenyis eine stetig wachsende Erregung hervor. In Klausenburg nicht mehr sicher und einer gerichtlichen Vorladung gewärtig, eilte er nach Preßburg zurück, wo er als Mitglied der Magnatentafel geschützt zu sein glaubte. Allein insgeheim war bereits wegen einer Rede, die er in einer Generalversammlung des Szatmarer Komitates gehalten, eine Untersuchung auf ungarischem Boden gegen ihn eingeleitet. Einzelne aus seiner Strafpredigt herausgerissene Kraftstellen dienten einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung. Sofort bezeichnete die Ständetafel dies als eine Verletzung der Redefreiheit, da nach alter Gepflogenheit der Obergespan, als Vorsitzender jener Versammlung, Wesselenyis Worte hätte ahnden müssen. Der gefeierte Abgeordnete des Barser Komitates, Johann Balogh, ein Liebling des Galleriepublikums beiderlei Geschlechts, wiederholte sie, als Ausdruck der eigenen Gesinnung, im Ständesaal. Auch er ward daraufhin angeklagt und seines Sitzes für verlustig erklärt. Aber sein Komitat, von jeher eines der unbeugsamsten, weigerte sich, eine Ersatzwahl vorzunehmen. Es bestätigte ihn in seiner Stellung und die Regierung hielt es für ratsam, vorläufig zurückzuweichen.

Enttäuschungen des Operatenreichstags.

Über diesen Händeln, während endloser Hemmungen des schleppenden Geschäftsganges, verfloß die Zeit ohne erfolgreichen Abschluß so mancher begonnenen Arbeiten des Reichstags. Die Operate, die sich auf Handel und Industrie bezogen, blieben großenteils liegen. Beim Verzicht auf die Neuordnung des bürgerlichen Rechtes mußte man sich mit einem provisorischen Kreditgesetz begnügen. Die Errichtung einer Militärakademie, als ungarischer Nationalanstalt, für die ein Gebäude in Pest und Stiftungsgelder schon vorhanden waren, stieß in Wien auf Mißtrauen und unterblieb. Der Gesetzvorschlag, auf Kosten Ungarns ebenfalls in Pest ein Polytechnikum und in anderen Städten Gewerbe-

schulen ins Leben zu rufen, ward von der Regierung desgleichen verworfen. Sie wollte sich die ausschließliche Einwirkung auf dem Gebiet des Unterrichtswesens nicht nehmen lassen. Sie erklärte, kraft ihres Amtes, „soweit es die Umstände erlauben würden", für die Gründung solcher Anstalten nach eigenem Belieben sorgen zu wollen. Selbst Deak, der so leicht nicht seine Ruhe verlor, wurde durch diesen Bescheid heftig erregt. „Die östreichische Regierung, rief er tief entrüstet seinen Genossen der Ständetafel zu, fürchtet Ungarns Entwicklung und trachtet, sie in ihrem Fortschritt zu unterdrücken. Eine unglückliche Politik! Eine trügerische und armselige Berechnung!... Man braucht kein Prophet zu sein, um vorherzusagen, daß die Politik der Regierung die Kraft der nationalen Opposition besser stärken wird als alle wissenschaftlichen Institute". Unter solchen Eindrücken ward der Preßburger Reichstag am 2. Mai 1836 geschlossen. Seine Bedeutung lag mehr in der Erschütterung des Alten als im Aufbau von Neuem. Was er geschaffen hatte, war wenig im Vergleich zu dem, was von ihm erhofft worden war. Aber die Empörung enttäuschter Reformfreunde richtete sich in erster Linie nicht gegen die Widersacher in den Reihen der Privilegirten, sondern gegen die argwöhnische, auf Hemmung und Unterdrückung bedachte Regierung.

Sein Schluß. 2. Mai 1836.

Steigende Verbitterung.

Ihre nächsten Maßnahmen trugen nicht wenig zur Verbitterung bei. Der Hofkanzler Revizky, ohne Halt bei dem ihm mißgünstigen Erzherzog-Palatin Josef, wurde durch den Grafen Fidel Palffy ersetzt: einen der starrsinnigsten, allen freiheitlichen und nationalen Bestrebungen von Grund aus abgeneigten Magnaten. Seine erste That bestand in feindseligem Vorgehen gegen jene „Juraten", die der liberalen Gruppe der Ständetafel zugejubelt hatten. Begeistert durch Börnes „Pariser Briefe", Lamennais' „Worte eines Gläubigen" und andere aus Frankreich heimlich eingeführte Schriften, hatten viele der feurigen Jünglinge sich zu einem Verein verbunden, der für die „Verbreitung der Menschenrechte" arbeiten sollte. Der an sich harmlose Verein wurde aufgelöst, ein paar der Klubisten gefangen genommen, der durch seinen Eifer bekannteste, Ladislaus Lovassy, zu zehnjähriger Festungshaft verurteilt.

Verhaftung und Verurteilung Kossuths. 1837. 38.

Der nächste Streich traf Ludwig Kossuth. Ermutigt durch seine Freunde suchte der kühne Journalist auch nach der Auflösung des Reichstags sein geschriebenes Blatt fortzusetzen. Er verlegte seinen Wohnsitz nach Pest und gab von dort aus in „Behördlichen Nachrichten" Rechenschaft über die Verhandlungen der Komitate. Bei ihnen fand er Rückhalt gegen ein Verbot, bis ihm im Mai 1837 seine Verhaftung die Feder entriß. Des Hochverrats bezichtigt, hatte er eine lange und strenge Untersuchungshaft zu erdulden. Der Spruch des obersten Appellationsgerichtes, der Septemviraltafel, die das Urteil der königlichen Tafel noch verschärfte,

lautete auf vier Jahre Kerker. Nur ein Jahr weniger ward Wesselenyi, wider den sich die Anklage gleichfalls auf Hochverrat zuspitzte, von dem höchsten ungarischen Gericht als Strafe zuerkannt. Keiner der damaligen politischen Processe machte so viel böses Blut wie der dieses volkstümlichen siebenbürgischen Edelmannes. Er hatte erst jüngst, im Frühling 1838, bei einer furchtbaren Überschwemmung in Pest seinen Opfermut bewährt, und in Folge unermüdlicher Rettungsarbeit ein schweres Augenleiden davongetragen. Um das Los des Freundes zu erleichtern, eilte Deak nach Wien, wo er nach langen Mühen die Erlaubnis für ihn erwirkte, sich einstweilen zur Herstellung seiner Augen in die Heilanstalt von Gräfenberg zu begeben.

Proceß und Verurteilung Wesselenyis. 1839.

Dem Scharfblick Deaks konnte es nicht entgehen, daß die Regierung durch einen vereinzelten Akt der Nachgiebigkeit, der keine Sühne der letzten Vorgänge war, noch nichts gewinnen werde. Er benutzte daher seinen Aufenthalt in Wien zu dem Versuch, den leitenden Persönlichkeiten ein zukunftsreiches Versöhnungsprogramm genehm zu machen. Einerseits verbürgte er sich für die loyale Gesinnung der Reichstagsmehrheit, die den Bund mit Östreich, schon im Hinblick auf den russischen Nachbarn, stets als eine unbedingte Notwendigkeit ansehen werde. Andrerseits drang er auf Förderung dieses Gefühles der Zusammengehörigkeit durch Zulassung gesetzlicher Freiheit, Gewährung nationaler Wünsche, Entwicklung des Wohlstandes der Bevölkerung. Als größtes Hindernis der Überleitung zu glücklicheren Zeiten bezeichnete er die ausschließliche Hingabe des mißtrauischen Hofes an die Partei der reformfeindlichen, eigennützigen Magnaten[1]). Welchen Eindruck seine Worte in Wien gemacht haben, steht dahin. Die Zurückweisung einer Deputation des Pester Komitates, die umsonst eine Audienz beim Monarchen erbat, sprach nicht eben für versöhnliche Absichten. Indessen erwirkte der Erzherzog-Palatin doch einen Versuch der Beschwichtigung. Die sichtbare Abnahme seiner eigenen früheren Beliebtheit, die Heftigkeit des Wahlkampfes nach der Ausschreibung eines neuen Reichstags, selbst die Bildung einer gemäßigt konservativen Partei der Magnaten unter Führung des angesehenen Grafen Dessewffy: alles dies ließ es ihm ratsam erscheinen, wenigstens auf einen Personenwechsel in den höchsten Amtsstellen zu dringen. Der verhaßte Graf Palffy machte als Hofkanzler dem geachteten Vicekanzler Anton Mailath Platz. Die Präsidenten der Gerichtstafeln, unter deren Leitung sich jene aufregenden politischen Processe der jüngsten Zeit abgespielt hatten, wurden durch Männer von besser klingenden Namen er-

Versöhnungsprogramm Deaks.

Beschwichtigungsversuche des Erzherzog-Palatins.

[1]) E. von Wertheimer: Franz Deak in Wien im Jahre 1839. Nach ungedruckten Quellen (Pester Lloyd 31. März 1900). Derselbe an derselben Stelle (26. 27. Jan. 1901): Der ungarische Reichstag 1839. 1840. Nach ungedruckten Akten.

setzt. Allein diese Zugeständnisse kamen zu spät und konnten der Opposition nicht genügen.

Der Reichstag von 1839–40.

Auf dem Reichstag, den der König am 6. Juni 1839 persönlich eröffnete, stand sie fest zusammen und fand in der Verfechtung des Grundsatzes der Redefreiheit eine nie versagende Waffe[1]). Sie warf der Regierung vor, diesen Grundsatz neuerdings durch Anklage und Ausschluß des Grafen Radaj, eines der Erwählten des Pester Komitates, verletzt zu haben. Wochenlang tobte der hitzige Streit über seine Zulassung, in dem sich der Mehrheit der Ständetafel eine unverächtliche Anzahl von Magnaten zugesellte. Auch nach Radays freiwilligem Verzicht währte es noch lange, bis man zur Abwicklung friedlicher Arbeit gelangte. Erst ein königliches Reskript vom 24. März 1840 stumpfte die Hauptbeschwerde, die den ruhigen Gang der Geschäfte immer zu durchkreuzen drohte, einigermaßen ab. Es anerkannte den Schutz der Redefreiheit, unter dem Vorbehalt gesetzlicher Ahndung ihres Mißbrauchs. Hierauf erfolgte die beinahe unverkürzte Bewilligung der geforderten Rekrutenmannschaften und Kontribution. Noch aber ließ die ungestüm verlangte Amnestirung der in den letzten politischen Processen Bestraften und die Niederschlagung der schwebenden Anklagen auf sich warten.

Amnestie.

Am 29. April ward auch dieser Stein des Anstoßes hinweggeräumt. Der erste Mai, an dem der Erzherzog-Palatin den königlichen Beschluß mitteilte, wurde zu einem allgemeinen Freudenfest. Rasch kam man nun zum Abschluß der gesetzgeberischen Arbeiten, denen am 13. Mai die königliche Sanktion erteilt wurde.

Gesetzgeberische Resultate des Reichstags.

Weitaus die wichtigsten dieser Arbeiten bezogen sich auf Ergänzungen der Urbarialordnung. Die Ablösbarkeit der bäuerlichen Lasten und Fronen auf ewige Zeiten, um die so heftig gestritten worden, ward nunmehr sichergestellt. Auch wurde bei diesem Anlaß das Erbrecht der bäuerlichen Unterthanen gleichmäßig und zweckentsprechend geregelt. Eine Wechsel- und Konkursordnung, die mit bisherigen unerträglichen Privilegien des adligen Schuldners aufräumte, Bestimmungen über Flußregulirungen, Kanal- und Fabrikanlagen sollten der Hebung von Handel, Verkehr und Gewerbefleiß dienen. Die nationalen Ansprüche wurden durch eine neue Erweiterung des Geltungsbereiches der magyarischen Sprache abgefunden. Sie wurde im Verkehr der weltlichen und kirchlichen Behörden Ungarns als die amtliche vorgeschrieben. Auch in nichtmagyarischen Gemeinden des Königreiches war das Verzeichnis der Pfarrkinder in magyarischer Sprache zu führen. Ihre Kenntnis wurde künftig von allen Geistlichen, ohne

---

[1]) Ed. von Wertheimer: Der ungarische Reichstag von 1839—40 (nach Aufzeichnungen des Grafen Johann Mailath). Pester Lloyd 1901. Nr. 23. 24.

Unterschied der Konfession, gefordert. In der Militärgrenze sollte für ihre Ausbreitung gleichfalls Sorge getragen werden. Von den kroatischen Abgeordneten war gegen einzelne Artikel des Gesetzes der schärfste Widerspruch erhoben worden, während die Verfechter des magyarischen Nationalstaates sie nur als eine Abschlagszahlung betrachteten. Mit einer solchen mußten in Wahrheit notgedrungen die Juden vorlieb nehmen. Statt voller Emancipation wurden ihnen nur einige Erleichterungen gewährt wie die Gestattung freier Niederlassung, außer in den Bergstädten, die Erlaubnis des Gewerbebetriebs und der Güterpacht. Andere Gegenstände, die heftige Debatten veranlaßt hatten, wie das Verlangen einer Vermehrung der Stimmen der königlichen Freistädte, (s. I. 260) die Fragen der gemischten Ehen, der Gleichberechtigung der christlichen Bekenntnisse, blieben auch diesmal unerledigt.

Die Ruhe vor neuen Stürmen.

Alles in allem genommen war das Ergebnis dieses Reichstags doch sehr fruchtbar. Sein versöhnlicher Abschluß bildete den stärksten Gegensatz zu dem unbefriedigenden Ende seines Vorgängers. Nicht zum wenigsten hatte man diesen Erfolg der klugen Vermittlung Franz Deaks zu danken, des anerkannten Führers der Mehrheit der Ständetafel. Es mochte scheinen, als sei die Zeit dafür gekommen, in gegenseitigem Vertrauen gemeinsam Hand an die Reformen zu legen, deren das auf so vielen Gebieten der Kultur zurückgebliebene Land so dringend bedurfte. Allein im ungarischen Königreich selbst drohten bei weiterem Kampf um die Beseitigung von Adelsvorrechten und um die Vorherrschaft der magyarischen Nation neue, furchtbarere Stürme. Dazu kam der innere Widerspruch, der darin lag, daß die altersgraue Verfassung, die als Schutzwehr der Freiheit diente, mit ihrer Begünstigung des Adels und der Komitatsgewalten, zugleich als Hemmschuh des Fortschritts wirkte. Von der Regierung aber war nicht zu erwarten, daß sie Bestrebungen zu Hilfe kommen werde, die darauf abzielten, diese feudalständische Verfassung in eine modern-repräsentative umzuwandeln. Sie sah vielmehr in solchen Bestrebungen eine beklagenswerte Einwirkung englisch-französischer Ideen, eine gefährliche Anreizung für die übrigen Gebiete der Monarchie. Nach wie vor äußerst argwöhnisch, konnte sie selbst kein dauerndes Vertrauen erwecken. Metternichs Hoffnung auf den Erfolg „moralischer Eroberungen“[1]) durch den letzten Reichstag erwies sich binnen kurzem als trügerisch.

[1]) Berichte Maltzans 10. März. 9. Juni (mit geschriebenen Reichstagsberichten) 1839 u. s. w. Arch. Berlin.

Die westliche Reichshälfte.

In der westlichen Reichshälfte hatte der plötzliche Thronwechsel des Jahres 1835 für einen Augenblick große Erwartungen einer Änderung der herrschenden Regierungsweise geweckt. Die Hauptstadt wogte nach Bauernfelds Schilderung „gleich einem stürmischen Meer". In den überfüllten Wirts- und Kaffeehäusern wie auf der Straße wurde lebhaft über die Zukunft gesprochen. Das eine war klar: eine Fortsetzung beständiger persönlicher Überwachung der Geschäfte, wie sie Kaiser Franz

Ferdinand I.

mehr noch im kleinen als im großen ausgeübt hatte, war für Ferdinand I. ein Ding der Unmöglichkeit. So allgemein seine Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit bekannt waren, so wenig war die körperliche und geistige Schwäche des Zweiundvierzigjährigen, die traurige Folge häufiger epileptischer Anfälle, ein Geheimnis. Selbst für die regelmäßige Erfüllung der Pflichten äußerer Repräsentation war nicht mit Sicherheit auf ihn zu rechnen. Die Regierung des hilflosen armen Kranken konnte als ein Hohn auf die Monarchie von Gottes Gnaden erscheinen. Aber allen Zweifeln, was unter solchen Umständen aus der Leitung der Staatsmaschine werden solle, machte Metternichs rasches Eingreifen ein Ende.

Haltung Metternichs.

Falls wirklich, wie behauptet wird, die Erzherzoge Karl und Johann seinen Sturz beabsichtigt hatten[1]), so wußte er ihre Pläne ganz und gar zunichte zu machen. Er vereinte sich sofort mit dem Erzherzog Ludwig, dem Lieblingsbruder des verstorbenen Kaisers, und mit dem Grafen Kolowrat, der unter Franz I. den größten Einfluß in der gesamten Verwaltung des Inneren erlangt hatte, zu einem „beratenden Kollegium". Er stellte den ihm ganz ergebenen Grafen Clam-Martinitz als General-Adjutanten dem neuen Träger der Krone zur Seite. Eine Stütze fand er an dem politischen Testament des Kaisers Franz[2]), in dem dieser seinem Sohn unverrückbare Erhaltung „der Grundlagen des Staatsgebäudes" und volles Vertrauen zum „Fürsten Metternich, seinem treuesten Diener und Freund", als heilige Pflicht einschärfte. Metternichs Machtstellung erschien bedeutender als je zuvor, und das System, dem man seinen Namen zu leihen sich gewöhnt hatte, bot das Bild der Unerschütterlichkeit. Ernüchterte Landeskinder gestanden sich mit mehr oder weniger bitteren Empfindungen: „Alles bleibt beim alten." Fremde Diplomaten berichteten in die Heimat: „Die Grundsätze der auswärtigen wie der inneren Politik sind nicht mit dem Kaiser Franz zu Grabe getragen[3])". Metternich selbst ließ durch ein Rundschreiben die Gesandt-

---

[1]) Zwiedineck-Südenhorst: Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten Reichs u. s. w. II. 220. (1903.)

[2]) Seine Ächtheit wird von Springer: Geschichte Österreichs I. 443 mit Unrecht bestritten.

[3]) Bericht Brockhausens 9. März 1835. Arch. Berlin. — Tettenborns 17. März 1835. Arch. Karlsruhe.

schaften wissen: „Alles war unter der letzten Regierung vorausgesehen ... Österreich ist heute, was es gestern war und was es morgen sein wird."

Seine Zukunftssorgen.

Indessen wenn er der Gegenwart sicher war, so konnte er sich einiger Sorgen wegen der Zukunft nicht erwehren. Schon wenige Monate später fand ihn seine Gemahlin, die Fürstin Melanie, „traurig gestimmt und von trüben Ahnungen" heimgesucht. Sein Verhältnis zum Kaiser Franz hatte sich in den langen Jahren gemeinsamen Wirkens der Art gestaltet, daß beider Wille als einer erschien. Kaiser Ferdinand, dessen Wille so gut wie gar nicht mitsprach, mußte „geführt werden", und es war sehr fraglich, ob es bei seiner Führung ohne unliebsame Zwischenfälle abgehen werde. Zwar hatte man nicht zu fürchten, daß sein Krankheitszustand von Unberechtigten öfter dazu hätte mißbraucht werden können, ihm seine Unterschrift zu entlocken. In einem einzigen Ausnahmefall wurde sie nachträglich sofort von ihm selbst kassirt. Aber der Mangel eigener Beschlußfähigkeit höchsten Ortes, mußte angesichts der schwerfälligen und lockeren Gestaltung der obersten Behörden (s. I. 230 ff.) doppelt fühlbar werden. Noch immer waren die einzelnen Hofstellen, wie die Ministerien hießen, außer dem des Auswärtigen und der Polizei, kollegiale Körperschaften, deren Anträge dem Monarchen durch ihre Präsidenten schriftlich unterbreitet werden sollten. Zur Begutachtung waren nach wie vor die getrennten Sektionen des Staatsrates dienlich. Von ihnen konnte gleichsam in letzter Instanz an jenen Rat der Staats- und Konferenzminister, die sogenannten „Konferenzen", appellirt werden. Er hatte jedoch niemals feste Formen gewonnen und war auf vier Mitglieder, Metternich, Kolowrat und die zwei Pensionäre, Feldmarschall Bellegarde und Nadasdy, ehemaligen Präsidenten der Hofkammer, zusammengeschmolzen. Oft genug hatte Kaiser Franz durch Kabinetsweisungen an einzelne Vertrauenspersonen die Ordnung der dreifachen Beratungskörper durchbrochen und dadurch die Unsicherheit ihrer Befugnisse noch gesteigert. Immerhin war, wie mit Recht gesagt ist, seine Person der einzige Nagel gewesen, welcher die Stücke dieser „Staatsmaschine" zusammenhielt[1]). Sein Nachfolger war dazu völlig unfähig.

Mängel der Regierungsmaschine.

Es ließ sich demnach erwarten, daß die kaiserliche Familie den Anspruch erheben werde, bei seiner „Führung" nicht übergangen zu werden.

Erzherzog Ludwig.

[1]) H. von Sybel: Die österreichische Staatskonferenz von 1836, (Histor. Zeitschrift 1877. XXXVIII nach Berliner Archivalien.) zur Korrektur von W. A. Schmidt und Springer, ergänzt durch Hock: Der österreichische Staatsrat, Beer: Kübeck und Metternich (Denkschriften der Wiener Akademie 1897. XLIV. 31) und vor allem durch E. von Wertheimer: Fürst Metternich und die Staatskonferenz mit Benutzung ungedruckter Quellen. (Österreich. Rundschau X. 2. 1907) sowie durch die Tagebücher des C. F. Freiherrn Kübeck von Kübau. Herausgegeben von seinem Sohn Max von Kübeck. Wien 1909.

In erster Linie stand hier Erzherzog Ludwig, den das politische Testament des Kaisers Franz seinem Sohn als Ratgeber in wichtigeren inneren Angelegenheiten empfohlen hatte. Mit leidlicher Geschäftskenntnis und Arbeitsamkeit im kleinen verband der Erzherzog einen Mangel an Thatkraft, der ihn nur im Widerstreben gegen Änderungen des Überkommenen stark machte. Auf diesen, dem Verstorbenen in so vielen Zügen gleichartigen Vertreter des Herrscherhauses, glaubte Metternich zunächst zählen zu dürfen. Doch fehlte dem Erzherzog, der weder dem Staatsrat noch der Konferenz angehörte, bisher die Befriedigung einer anerkannten amtlichen Stellung. Mit der Zeit mußte er dies bitter empfinden.

Kolowrat.

Anders verhielt es sich mit dem Grafen Kolowrat. Dieser Sprößling eines alten, reich begüterten böhmischen Adelsgeschlechtes hatte sich schon als Oberstburggraf in Prag der vorzüglichen Gunst des Kaisers Franz zu erfreuen gehabt. Im Jahre 1825 als Staats- und Konferenzminister nach Wien berufen, war er hier rasch zu steigendem Einfluß gelangt. Im Staatsrat war ihm das Präsidium der Sektionen des Inneren und der Finanzen, sowie die Verfügung über die staatsrätlichen Personalangelegenheiten zugefallen. Die Einrichtung besonderer Kommissionen unter seinem Vorsitz zur Bearbeitung von Finanzsachen und Verwaltungsgeschäften, die dem Namen nach dem Kronprinzen zugewiesen waren, hatte ihm eine noch größere Selbständigkeit verliehen. Er hatte sogar die Ermächtigung erlangt, ohne Vorwissen des Kronprinzen Resolutionen, die in dessen Wirkungskreis fielen, auszufertigen. Sehr rührig, wenngleich ohne Stetigkeit bei der Arbeit und leicht von Untergebenen abhängig, reizbar und eifersüchtig auf Wahrung seiner Stellung, fühlte er sich neben Metternich als Hauptträger des Gemeinwesens. Er hatte sich vorläufig dazu bequemt „die Macht mit ihm zu teilen", aber schon wenige Tage nach dem Regierungswechsel einen heftigen Auftritt mit ihm gehabt[1]). In der Volksmeinung galt er damals als liberaler Nebenbuhler des Staatskanzlers. Indessen sein Liberalismus beschränkte sich auf lebhafte Wünsche möglichster Ersparung entbehrlicher Ausgaben, gewisser Reformen der Verwaltung, besserer Erschließung der Hilfsquellen des Reiches durch Lockerung der Bande von Handel, Gewerbe und Verkehr. Diese Wünsche lagen keineswegs außerhalb des Ideenkreises Metternichs. Immerhin mochte er über das Tempo und den Umfang ihrer Verwirklichung kühler denken als Kolowrat. Vor allem aber setzte er dabei Berücksichtigung der allgemeinen Politik voraus, deren Leitung er sich vorbehielt.

Die Damen des Herrscherhauses.

Sehr stark kamen für seine Rechnung die Damen des Herrscherhauses in Betracht, deren zarte Hände hinter den Kulissen thätig waren.

---

[1]) Kübeck: Tagebücher I. 677. 679.

Allerdings die Gemahlin des Kaisers, Maria Anna, eine piemontesische Prinzessin, schien ganz in seiner Pflege, in frommen Übungen und in Handlungen der Wohlthätigkeit aufzugehen. Aber die Neigungen oder Abneigungen der Kaiserin-Witwe, Karoline Auguste von Baiern, der große Rücksicht bei Hofe geschenkt wurde, durften nicht unterschätzt werden. Noch mehr Beachtung verdiente ihre Stiefschwester Sophie, die Gemahlin des mutmaßlichen Thronerben. Dies war der Bruder des kinderlosen Kaisers, Erzherzog Franz Karl, der ganz hinter ihr in den Schatten trat. Ehrgeizig und energisch, von natürlicher Begabung und vielseitig gebildet, strebte die Erzherzogin Sophie namentlich in einer bestimmten Richtung nach Einfluß. Sie begegnete sich darin mit dem glühenden Verlangen der verwitweten Kaiserin. Es galt, den Machtkreis der katholischen Kirche zu erweitern und dem Jesuitenorden den höheren Unterricht zu überweisen. In Kolowrat war nach allem, was man über seine Gesinnung wußte, ein entschiedener Widersacher solcher Pläne zu vermuten. Auch Metternich hatte sie bisher durchaus nicht begünstigt. Aber bei seiner Scheu vor offenem Zerwürfnis hatte er ein Auge zugedrückt, als die Jünger Loyolas und ihre Vorarbeiter, die Liguorianer, an einzelnen Stellen nach und nach Eingang fanden.

Erzherzogin Sophie.

Überblickten halbwegs Eingeweihte diese ganze Sachlage, so durften sie zu dem Urteil gelangen: „Die höchste Gewalt schwankt bei dem Zustand thatsächlicher Regentschaft zwischen einer Anzahl von Personen auf und ab, die weder durch gemeinsame Grundsätze noch durch aufrichtige Gefühle verbunden sind“[1]). Die Herrscher der beiden anderen Ostmächte konnten sich dieses Eindrucks, der durch den persönlichen Verkehr mit dem neuen östreichischen Kaiser noch verstärkt werden mußte, nicht wohl erwehren. Ende September 1835, nach der Abhaltung glänzender russisch-preußischer Manöver in Kalisch, trafen sie mit Kaiser Ferdinand in Teplitz zusammen. Hier sollte der Welt bei der Einweihung des Kulmer Siegesdenkmales das Schauspiel vollkommener Einigkeit der drei Alliirten geboten werden. Niemandem war so viel an dieser Kundgebung gelegen wie dem Zaren Nikolaus. Aber gerade er, dem schon zwei Jahre zuvor in Münchengrätz Kaiser Franz seine Sorgen wegen der Kränklichkeit des Sohnes anvertraut hatte, zog die Festigkeit der östreichischen Regierung stark in Zweifel. Er äußerte sich darüber in Unterredungen mit Metternich und Clam-Martinitz. Danach vollführte er einen seiner beliebten Theaterstreiche, indem er plötzlich ungemeldet für vierundzwanzig Stunden in Wien erschien. Den Vorwand dieser Überraschung bot das Verlangen, der verwitweten Kaiserin seine

Schwankungen der Regierung.

Zusammenkunft in Teplitz. Sept. 1835.

Zar Nikolaus in Wien. 9. Oktober.

---

1) Bericht Sainte-Aulaires Nov. 1836, abgedruckt in Barante: Souvenirs V. 570 trotz einiger Irrtümer wertvoll.

Teilnahme zu bezeugen. Indessen sprach ohne Zweifel die Absicht mit, als Schutzgeist und Berater auf die anwesenden Glieder des Herrscherhauses einzuwirken. Metternich glaubte, das Ergebnis sich zugute schreiben zu dürfen. Nachdem er den Zaren in Teplitz wiedergesehen, meldete er seiner Gemahlin: „Er hat in Wien den Eindruck erhalten, den er meinem Wunsch nach erhalten sollte."

Hemmungen durchgreifender Reformen.

Wie dem auch sein mochte: die Reibungen der Regierungsmaschine dauerten fort und erschwerten ihre unerläßliche Arbeit. In den ersten Monaten nach dem Tode des Kaisers Franz, dessen Überbedenklichkeit so manches Geschäft unerledigt gelassen, hatte man vermeint, auf den verschiedensten Gebieten eine größere Thätigkeit entfaltet zu sehen[1]). Auch fehlte es weiterhin nicht ganz an Zeichen beschleunigter Bewegung.

Gefäll- und Zollwesen.

Auf Grund eines schon am 9. April 1835 ergangenen Beschlusses trat eine neue verbesserte Gefällenwache zum Schutz der indirekten Abgaben ins Leben. Daran schloß sich ein umfassendes Strafgesetzbuch über Gefällsübertretungen, das die bisherigen chaotischen Bestimmungen lichten und genügende Bürgschaften der Rechtspflege gewähren sollte. Freilich wurden durch die erste Maßregel Übergriffe und Bestechlichkeit der Beamten so wenig beseitigt wie Ungerechtigkeiten und Proceßverschleppungen durch die zweite. Desgleichen stand trotz der Ermäßigung mancher Tarifposten der alte Bau der Zollmauern in seinen Fundamenten unerschüttert. Zwei Jahre zuvor hatte Metternich selbst, um dem preußischen Zollverein entgegenzuarbeiten, eine Milderung des östreichischen Prohibitivsystems angeraten. Vorläufig aber beeilte man sich nicht, damals Versäumtes unter dem neuen Kaiser nachzuholen. Auch der Zoll- und Staatsmonopolsordnung des Jahres 1835 war nicht viel mehr als die übersichtliche Zusammenstellung der geltenden Vorschriften nachzurühmen[2]).

Heerwesen.

Entschiedener begann, wie es schien, der Antrieb zum Verbessern im Heerwesen durchzugreifen. Allerdings blieb die beste Kraft, die das kaiserliche Haus selbst hiefür hätte stellen können, lahmgelegt. Der Erzherzog Karl trat im Oktober 1835 unvermutet aus seiner Zurückgezogenheit hervor, um dem Kaiser seine Dienste als Höchstkommandirender anzubieten. Allein dem Mann, der erst kürzlich dem Lehrer seiner Söhne eingeschärft hatte: „Vor allem treten Sie der Neigung zum Absolutismus entgegen"[3]), war ein für alle Mal der Weg verschlossen. Zudem fürchtete Metternich wie Kolowrat sein Übergewicht. Er empfing eine äußerst höfliche abschlägige Antwort und kehrte notgedrungen in sein würde-

[1]) Berichte Effingers 28. Juli, 6. 31. August 1835. E. Archiv Bern.

[2]) Näheres bei Plenker: Die Entwicklung der indirekten Abgaben in Östreich. (Österreichische Revue 1863. V.)

[3]) J. von Kalchberg: Mein politisches Glaubensbekenntnis (1881) S. 142.

volles Stilleben zurück[1]). Nächst ihm durchschaute wohl keiner der Fachmänner alle Mängel des heimischen Militärwesens so scharf wie Radetzky. In einer seiner gehaltreichen Denkschriften hatte er erst jüngst auf sie hingewiesen. Er hatte u. a. die Ungleichheit und Länge der Dienstzeit, die Fehlerhaftigkeit des Hofkriegsrates, der Militärverwaltung, der Montur, Verpflegung und Ausbildung, besonders in den höheren Graden, aufs lebhafteste beklagt. Als Kommandant der Truppen im lombardisch-venetianischen Königreich suchte er, so viel an ihm lag, ein Muster zu schaffen. Aber eine Einwirkung auf das ganze Gefüge des Heerwesens blieb ihm versagt.

Clam-Martinitz.

Diese Aufgabe fiel dem Grafen Clam-Martinitz zu, dem seine militärische wie diplomatische Begabung und die bewährte Gunst Metternichs längst den Weg zu den höchsten Posten gebahnt hatten. Der weltkundige böhmische Edelmann, ein starrer Aristokrat, aber ausgezeichnet durch Verstand und Kenntnisse, verband seit dem Februar 1836 mit der Stelle des kaiserlichen Generaladjutanten die Leitung der Militärsektion des Staatsrates. Durch die Vereinigung beider Ämter erlangte er eine Macht, die sich noch über den Bereich eines Kriegsministers erstreckte. Er benutzte sie, um das stockende Triebwerk des Heerwesens einigermaßen in Schwung zu setzen. Es wurde Sorge getragen für eine Verbesserung der unzweckmäßigen Uniformirung. Die bettelhafte Löhnung der Unterofficiere ward erhöht. Die wissenschaftliche Schulung der Officiere sollte durch strengere Anforderungen gehoben werden. Die Übungen der Truppen, die früher auf einzelne Regimenter beschränkt waren, wurden auf Brigaden und Divisionen ausgedehnt. Die Ausarbeitung eines Planes für den normalen Friedensetat führte zur Festsetzung höherer Bestände der Kompanieen und Schwadronen, als sie seit 1815 üblich gewesen waren[2]). Noch wagte man nicht, die schmachvolle Strafe der Stockstreiche einfach abzuschaffen. Aber die Austeilung von mehr als zehn Hieben war fortan vom Auditeur zu bestimmen und vom Regimentskommandanten zu bestätigen. Wohl zog sich der stolze, auch im äußeren Auftreten herrische Clam-Martinitz den Vorwurf zu, zwischen Bürgertum und Militär eine Kluft reißen zu wollen. Doch mußten auch seine Feinde gestehen, daß nicht Herkunft oder Protektion, sondern Tüchtigkeit und Diensteifer bei ihm den

---

[1]) Kübecks Tagebücher I. 705 ff. Daselbst die Note des Erzherzogs Karl vom 21. Okt. und die kaiserliche Erwiderung vom 24. Okt. 1835.

[2]) Weisung Metternichs an Ficquelmont und Trautmannsdorff. 17. April 1836. Arch. Wien. Metternich glaubte sogar rühmen zu dürfen: „Damals (1815—30) war das Landwehrinstitut zu einer Fiktion geworden. Jetzt wird es die volle Geltung der Vermehrung unserer Streitkräfte um 35 Bataillons haben, welche die Elite der ausgedienten und dem Konskriptionsalter entwachsenen kräftigsten Männer bilden."

Ausschlag gaben. Bei allem, was er erstrebte und durchführte, handelte es sich nicht um grundstürzende Änderungen. Ausdrücklich betonte Metternich in Petersburg und Berlin: „Die Absicht von Neuerungen", die man uns „unterschiebt", liegt uns um so ferner, „je höher wir den Wert unserer durch die Erfahrungen der bewegtesten Zeit erprobten Grundsätze zu schätzen wissen". Von Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, etwa nach preußischem Muster, sollte keine Rede sein[1]). Genug, wenn man Zeit und Kraft fand, die sichtbarsten Schäden des Alten auszuflicken.

Finanzverwaltung.

Es konnte nicht anders sein, als daß dabei die Finanzverwaltung in Mitleidenschaft gezogen wurde. Auf diesem Felde kam es nun aber am frühesten zu Zusammenstößen der Machthaber. Die Ordnung des Staatshaushaltes, an der sich einst Stadion abgemüht hatte, war immer noch ein frommer Wunsch (s. III. 156). Stadions Ersatzmann, Graf Nadasdy, war 1830 aus dem Amt geschieden, ohne das ersehnte Ziel, Herstellung des Gleichgewichtes von Einnahmen und Ausgaben, erreicht zu haben. Noch weniger vermochte der Freiherr von Klebelsberg, der bis zum Herbst 1835 die Stelle des Hofkammerpräsidenten inne hatte, diesem Ziel nahe zu kommen. Die Rüstungen, die in Folge der Juli-Revolution nötig geworden waren, hatten die Ausgaben gesteigert. Man hatte zu dem Hilfsmittel neuer Anlehen gegriffen und sah sich einem jährlich wachsenden Deficit gegenüber. Diesem Zustand wollte der Nachfolger Klebelsbergs um jeden Preis ein Ende machen. Es war der Rheinländer Eichhoff, der Sohn eines angesehenen Kaufmannes aus Bonn, der in der napoleonischen Zeit dort zu Ehren und Würden gekommen war. Er selbst hatte auf der französischen und niederländischen Marine seinen Gesichtskreis erweitert, war als Mitglied der Rhein- und Elbschiffahrtskommissionen in östreichische Dienste getreten und von Böhmen aus Kolowrat nach Wien gefolgt. Mit diesem eines Sinnes, forderte er zunächst unverzügliche Herabminderung der Militärausgaben, die seiner Berechnung nach seit 1830 über 154 Millionen Gulden im Extraordinarium verschlungen hätten. Er erklärte, man könne, „ohne dem Abgrund entgegenzugehen", in der bisherigen Weise nicht fortwirtschaften. Kolowrat lieh ihm energische Unterstützung. Er mußte aber erleben, daß Clam-Martinitz und Graf Hardegg, der Präsident des Hofkriegsrates, entschiedenen Widerspruch einlegten. Ihnen schloß Metternich sich an, dem die Weltlage für Herabsetzung des Heeresbestandes nicht geeignet zu sein schien. Erst im April 1836 ließ er sich zu einem Zugeständnis herbei. Wenige Wochen zuvor war der Abzug der Russen aus der seit sieben

Eichhoff.

[1]) Irriger Weise glaubte Effinger ihre Anfänge im Plan einer Ausdehnung der Militärpflicht auf bisher freie Gewerbe zu sehen. Berichte 28. Juli, 31. August 1835 E. Arch. Bern.

Jahren in ihrer Hand befindlichen türkischen Festung Silistria (s. IV. 494) geregelt und damit allem Anschein nach eine neue Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens im Osten gewährt worden. Im Westen konnte Östreich nach Metternichs Worten „zur Bekämpfung der Revolution", wenn sie etwa in Italien wieder aufleben würde, trotz einer Minderung des Effektivbestandes immer noch 80 000 Mann unter den Waffen halten[1]). Die Ersparnis des Gesamtbudgets wurde danach auf beinahe 12 Millionen Gulden veranschlagt: für Eichhoffs und Kolowrats Wünsche freilich viel zu wenig. Auch zeigte sich sehr bald, daß die Militärverwaltung alle Voranschläge überschritt.

Die Jesuiten in Östreich.

Hatte Kolowrat bei diesem Anlaß die Grenzen seiner Macht kennen gelernt, so mußte er sich bei der Entscheidung einer anderen Frage schwer mißachtet finden. Laut dem Testament eines in Verona verstorbenen Gönners der Jesuiten sollte dessen großes Vermögen dem Orden zufallen, wenn ihm vor Ostern 1836 Zulassung im ganzen Bereich der Monarchie gewährt werde. Im Bunde mit den kaiserlichen Damen stellte der Präsident der Hofkanzlei den Antrag auf Genehmigung. Dies führte zu einer Verhandlung, bei der sich die Meinungen trennten. Kolowrat blieb seiner Vergangenheit durch Abweisung des Antrags treu. Metternich aber entschied für seine Annahme. Als Grund gab er vor, der Piaristenorden, unter dessen Leitung nicht wenige der höheren Schulen standen, sei seiner Aufgabe nicht gewachsen. In Wahrheit lag ihm wohl viel daran, bei den hochgeborenen Freundinnen und Freunden des Ordens einen Stein im Brett zu haben. Seitdem gewannen die Jesuiten allmählich an Boden[2]). In Galizien hatten sie schon festen Fuß gefaßt. Erzherzog Maximilian von Este überwies ihnen eine Besitzung unweit Linz. In Venetien ward ihr erstes Kollegium 1837 zu Verona eröffnet. In Tirol erlangten sie gleichzeitig die Leitung des Innsbrucker Theresianums, einer bisher von den Prämonstratensern des Klosters Wilten innegehabten Erziehungsanstalt für junge Adlige.

Kolowrats Konflikte.

Kolowrat mußte durch die jüngsten Erfahrungen schon sehr verstimmt werden. Ein neues Vorkommnis stellte seine Geduld auf eine noch härtere Probe. Es schien ihm an der Zeit, um die Einnahmen des Staates durch Belebung des Verkehrs zu steigern, wenigstens einige Breschen in das geltende Prohibitivsystem zu legen. Im Mai 1836

---

[1]) Weisung an Trautmannsdorff. 17. April 1836. Arch. Wien. — Bericht Maltzans 18. April 1836. Arch. Berlin. — Bericht Effingers 30. April 1836. (Danach betrug der Effektivbestand, mit Einschluß der Beurlaubten, noch 270 000 Mann.) E. Arch. Bern.

[2]) Berichte Maltzans 1. Juni 1836. 21. Jan. 1837. 10. März 1839. Bockelbergs 9. Dec. 1838. Arch. Berlin.

wurden die Zölle für 64 Tarifposten ermäßigt und mehrere Einfuhrverbote aufgehoben[1]). Einen hohen Wert legte er sodann auf die Herabsetzung der Zuckerzölle. Sein Nachweis, daß sie zum Schaden der Staatskasse und der Konsumenten den inländischen Fabrikanten ein ungemessenes Monopol verliehen hätten, schlug durch. Er erlangte die kaiserliche Unterschrift der von ihm befürworteten Verordnung und ging danach zum Sommeraufenthalt auf seine böhmischen Güter. Während seiner Abwesenheit bestürmten aber die empörten Fabrikanten mit ihren Klagen den Erzherzog Ludwig. Hohe Militärpersonen, die Kolowrat als Sparmeister zürnten, kirchlich Gesinnte, die ihm als Jesuitengegner grollten, goßen Öl ins Feuer. Der Erzherzog mochte die Gelegenheit für günstig halten, seinen Willen gegenüber dem selbstbewußten Minister zur Geltung zu bringen. Er trug kein Bedenken, die Veröffentlichung der vom Kaiser unterzeichneten Verordnung zurückzuhalten[2]). Darüber kam es in Prag, wo anfangs September die prunkvolle Krönung Ferdinands mit der böhmischen Krone stattfand, zu lebhaften Auseinandersetzungen. Sie schlossen mit der Einreichung des Abschiedsgesuches Kolowrats.

Seine Beurlaubung.

Im alten Östreich mußte ein solches Ereignis um so größeres Aufsehen machen, je weniger genau die Kenntnis seiner Vorgeschichte sein konnte. Das Publikum nahm Partei für Kolowrat und erblickte in Metternich seinen Hauptwidersacher. Indessen, so sehr dieser dem hochstrebenden Genossen eine Schwächung seiner Stellung gönnte: es war ihm doch viel daran gelegen, den Riß des bisher scheinbar so festgefügten Baues der Regierung zu verkleistern. Auch die kaiserliche Familie wünschte dringend die Erhaltung eines Mannes, den der verstorbene Monarch so hochgeschätzt hatte, in Amt und Würden. Auf allseitiges Zureden ließ Kolowrat sich die Erteilung eines halbjährigen Urlaubs zum Zweck der Erholung genügen und versprach, im November während der Feststellung des Budgets in Wien erscheinen zu wollen. Die Zwischenzeit ward von Metternich benutzt, den bisherigen Machtkreis Kolowrats, ohne seinen Namen zu nennen, thatsächlich einzuengen. Dies geschah vor allem durch Ausschließung der Staatsminister aus dem Staatsrat. Dem Staatsrat selbst ward freierer Spielraum für die Erledigung seiner Geschäfte gewährt[3]). Gleichzeitig sollte die Konferenz unter dem Namen „Staatskonferenz" als „ein in der obersten Regierungssphäre eingesetzter, beratender Körper" unter Metternichs Präsidium zu neuem Leben erstehen.

---

[1]) Plenker a. a. O. S. 131.

[2]) Bericht Tettenborns 23. Sept. 1836 (etwas abweichend von Sybels Darstellung). Arch. Karlsruhe. Nach Kübecks Tagebüchern I. 731 hätte Kolowrat nachträglich der Sistirung der Verordnung zugestimmt, aber von Eichhoff deshalb einen „impertinenten Brief" empfangen.

[3]) Näheres über das neue Staatsrat-Statut vom 31. Okt. 1836 bei Hock S. 682.

Als Kolowrat im November in Wien anlangte, fand er die Lage sehr zu seinen Ungunsten verändert. Er stieß mit Metternich nach dem Zeugnis der Fürstin Melanie hart zusammen und drohte aufs neue mit seinem Abschied. Auch er könne gehen, erwiderte ihm Metternich, und er werde es an dem Tage thun, an dem er von dem Gefühl durchdrungen sei, daß die Regierungsmaschine zertrümmert werde. Im Grunde war es keinem von beiden mit den scharfen Worten Ernst. Es galt nur, die Bedingungen eines Ausgleichs zu finden. Metternich hatte an Clam-Martinitz einen willensstarken Bundesgenossen. Ebenso fand er bei den vornehmsten Personen des Hofes Unterstützung. Kolowrat gab seinen Widerstand gegen Einführung der Staatskonferenz auf. Aber er schob dem Vorsitz Metternichs einen Riegel vor und erlangte die Billigung einiger anderer von ihm gestellten Anträge. Die Scheu des Erzherzogs Ludwig, entschieden durchzugreifen, kam ihm einigermaßen zustatten. Außerdem legte sich der Erzherzog Johann für ihn ins Zeug, dem es Freude machte, wie er sich unter vier Augen ausdrückte, „Metternich zu überlisten"[1]). Abgesehen von der Veröffentlichung einer neuen vermittelnden Verordnung über Ermäßigung der Zuckerzölle, erreichte Kolowrat für sich selbst eine wichtige Zusicherung. Die höheren Finanzgegenstände und das Staatskreditwesen, wennschon unter dem Beirat der Mitglieder der staatsrätlichen Finanzsektion, nebst der hohen Polizei sollten unter seiner ausschließlichen Leitung verbleiben. Desgleichen ward ihm das Recht gewahrt, in alle Geschäftsstücke, die beim Staatsrat einliefen, nachträglich Einsicht zu nehmen.

Sein Zusammenstoß mit Metternich.

Am 12. December 1836 schloß ein Allerhöchstes Handschreiben die Verhandlungen über die Einrichtung der Staatskonferenz ab. Ihre ständigen Mitglieder waren die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl, Metternich und Kolowrat. Die übrigen Staats- und Konferenzminister, die staatsrätlichen Sektionschefs, Staatsräte und Präsidenten der Hofstellen konnten als zeitliche Mitglieder zur Vernehmung herbeigezogen werden. Den nominellen Vorsitz führte der Kaiser. Bei dessen Behinderung ward aber thatsächlich Erzherzog Ludwig damit betraut. Somit erhielt er die denkbar höchste amtliche Stellung. Metternich ließ sich diese Lösung gefallen, da er an dem Erzherzog Franz Karl, dem freilich keine selbständige Mitwirkung zuzutrauen war, einen treuen Anhänger besaß. In Wahrheit bestätigte die Staatskonferenz das Bestehen eines Triumvirates. In diesem befand sich Kolowrat im Nachteil, solange die beiden anderen Partner zusammenhielten, während Metternich freilich zu fürchten hatte, daß der Erzherzog Ludwig sein Amt als Präsident „ernst nehmen" werde.

Einrichtung der Staatskonferenz. 12. Dec. 1836.

In Erinnerung an die Teplitzer Gespräche übermittelte er dem Zaren

Schönfärberei Metternichs.

[1]) Kübeck: Tagebücher I. 742, 750.

eine Denkschrift, in der er ihn von der Vorzüglichkeit der neuen Anordnungen zu überzeugen suchte. Sie trug die Form eines an den östreichischen Vertreter in Petersburg gerichteten Privatbriefes. „Was ich achtundzwanzig Jahre lang erträumt habe, ließ er dem Zaren durch Ficquelmont sagen, ist zur Wirklichkeit geworden“[1]). Desgleichen beeilte er sich, dem König von Preußen klar zu machen, wie ausgezeichnet ihm die Lösung der Aufgabe gelungen sei, „die Teilung der Arbeit mit der größtmöglichen Einheit zu versöhnen“[2]). Auf das Publikum des In- und Auslandes war ein aus Wien datirter Artikel berechnet, dem die „Allgemeine Zeitung“ vom 21. December ihre Spalten öffnete. Hier wurden mit dem Ton unanfechtbarer Sicherheit alle Gerüchte widerlegt, wonach in jüngster Zeit „die stets ruhig fortschreitende Regierung Östreichs auf einmal ein Tummelplatz von Kabinetsbewegungen geworden sein sollte“. Alsdann ward die „große Weisheit der den Gang der wichtigsten Staatsgeschäfte gleichmäßig schützenden und befördernden Einrichtung der Staatskonferenz“ gerühmt. „Sie liefert, schloß der Prophet von der Donau, einen neuen Beweis, wie ruhig, überlegt und geräuschlos die östreichische Regierung die erhaltenden Principien in Anwendung zu bringen weiß, welche die Basis ihres Systems bilden.“

Fortdauer der Schwerfälligkeit der Regierung.

Indessen ließ sich in der Folge niemand darüber täuschen, wie wenig die getroffenen Maßnahmen das Lob „großer Weisheit“ verdienten. Eingeweihte sahen in ihnen sofort „ein Symbol der Desorganisation“[3]). An dem schwerfälligen Geschäftsgang der obersten Behörden wurde nichts Wesentliches geändert. Ihr Zusammenhang blieb nach wie vor gelockert. Für ihre Reibungen gab es keine regelrechte Abhilfe. Die Staatskonferenz, ohne genau umgrenzten Wirkungskreis, zwischen verschiedenen Antrieben hin- und hergezerrt, nur ausnahmsweise zu der vorgeschriebenen mündlichen Beratung versammelt, konnte der Regierung den Stempel eines entschiedenen und einheitlichen Willens nicht aufdrücken. Sie war nach dem Urteil des sicher nicht voreingenommenen Pillersdorff nur dazu gemacht, „Zögerungen, Schwanken, Unsicherheit und Lähmung“ in die wichtigsten Akte der Gesetzgebung und Verwaltung zu bringen.

Neue Reibungen Kolowrats und Metternichs.

Auch verging noch kein Vierteljahr, so griff Kolowrat die getroffenen Einrichtungen wieder an. Nach wie vor war es der Streit um die Macht, der ihn vor allem zu ihrem Gegner machte. Er suchte die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl vorzuschieben. Im Hintergrund, als hilfsbereiter Sekundant in dem Duell mit Metternich, stand wohl

[1]) Metternich an Ficquelmont Privatbrief 14. Dec. 1836. Arch. Wien. Vgl. die wörtliche Wiedergabe des Briefes bei Wertheimer a. a. O. S. 48 ff.

[2]) Ancillon an Maltzan 5. Jan. 1837. Arch. Berlin.

[3]) Kübeck: Tagebücher I. 755.

wieder der Erzherzog Johann[1]). Indessen mußte Kolowrat damals vom Kampf abstehen. Wenige Monate später nahm er ihn, verbündet mit Eichhoff, wieder auf. Er benutzte 1837 den Sommeraufenthalt des Hofes in Ischl, um während Metternichs Abwesenheit in Königswart bei den Erzherzogen seine Beschwerden vorzubringen. Metternich wurde durch den getreuen Clam-Martinitz über alles auf dem laufenden erhalten und ließ in vertraulichen Erwiderungen seinem Unmut die Zügel schießen. Kolowrat dünkte ihn nur zum „Instrument, aber nicht zur Hand geboren", ein Mann „ohne Selbständigkeit", von Eichhoff „terrorisirt". „Aber fortdrängen, fügte er hinzu, können wir den Grafen Kolowrat doch nicht, weil er sonst als Gespenst spuken würde." Ein ostensibles Schreiben sollte den Erzherzog Ludwig belehren, daß die Staatskonferenz „eine faktische Notwendigkeit" sei, bei der es sich nur „um die Art der Durchführung" handle, und ihn bestimmen, alle Anträge „einer ruhigen Prüfung vorzubehalten". In diesem Punkt durfte Metternich unbesorgt sein. Der Erzherzog Ludwig war der letzte, „etwas übers Knie zu brechen". Andrerseits kam es damals aber auch nicht zur Entlassung Eichhoffs, dem Metternich vorwarf, „ein liberaler Doktrinär" zu sein, „ein geborener Tyrann und Geheimniskrämer", „vor dessen Weisheit sich alles beugen solle". Sein Wunsch: „Man liquidire die Stellung", blieb vorläufig noch unerfüllt.

Ihre Ursachen.

Die Streitigkeiten drehten sich, so viel man sehen kann, in erster Linie wieder um die Frage, wie das allgemeine Staatsbedürfnis mit dem bedenklichen Zustand der Finanzen in Einklang zu bringen sei. Nebenher liefen offenbar Bestrebungen Kolowrats, zur Verstärkung seines Einflusses den Staatsrat umzugestalten. Bald danach trug die notgedrungene Beschäftigung mit kirchenpolitischen Angelegenheiten zur Verschärfung der Gegensätze bei. Im Frühling 1838 mußte der preußische Gesandte aus dem Munde des Staatskanzlers kaum verhüllte Klagen hören. Es entging ihm nicht, daß von „einer Partei Metternich und einer Partei Kolowrat" gesprochen wurde, und daß der erste seine ehemalige übermächtige Stellung nicht mehr inne habe[2]). Noch deutlicher drückte sich das Tagebuch der Fürstin Metternich aus. Sie gedenkt „des traurigen Standes der inneren Angelegenheiten", „der geschworenen, gefährlichen Feinde", „der Niedergeschlagenheit und Traurigkeit" ihres vergötterten Klemens. „Wenn Gott sich unser nicht erbarmt, verzeichnet sie am 26. März 1838, geht alles nach und nach zu Grunde." Bei diesen inneren Kämpfen, in denen Erzherzog Ludwig sich für gewöhnlich über den

[1]) S. E. von Wertheimer a. a. O. S. 112. Kübeck I. 750, 757, 758.

[2]) Berichte Maltzans 10. März, 26. April 1838. Arch. Berlin. Vgl. Kübecks Tagebücher I. 775 über Clam-Martinitz' Eröffnungen I. 781—786 über die Streitigkeiten hinsichtlich des Budgets von 1838.

Parteien zu halten suchte, hatte Metternich immer Clam-Martinitz und den Erzherzog Franz Karl auf seiner Seite. Beide aber glaubten ihm Mangel an Energie vorwerfen zu müssen und trieben ihn zu raschem Handeln an. Zumal Clam-Martinitz drang in ihn, „nur ein Wort zu sprechen", um die Gegner mit einem Schlage zu beseitigen. Aber sei es, daß Metternich diesem Wagnis mißtraute, sei es, daß er, wie gewohnt, der Neigung des Lavirens folgte: er hütete sich, einen Bruch herbeizuführen, und so schleppten die Dinge sich fort.

Krönung in Mailand. 6. Sept. 1838.

Einen Lichtblick in diesen unerquicklichen Zuständen gewährte im Sommer des Jahres 1838 die Reise des Kaisers in sein lombardisch-venetianisches Königreich. Ihr nächster Zweck war die Krönung Ferdinands mit der eisernen Krone. Alle italienischen Fürsten, außer dem Papst und dem König Karl Albert von Sardinien, erschienen zu den glänzenden Festlichkeiten in Mailand. Karl Albert stellte sich wenigstens zu flüchtigem Begegnis in Pavia ein. Nach der regen Beteiligung der Bevölkerung an der Feier in Mailand zu schließen, war die Aufnahme des Herrschers eine ungetrübt freudige. Auch war und wurde nichts versäumt, ihm die Zuneigung seiner italienischen Unterthanen zuzuwenden. Eine seiner ersten Regierungshandlungen unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte im Erlaß einer Amnestie bestanden, durch welche den seit mehr als einem Jahrzehnt schmachtenden Gefangenen des Spielberges und den später wegen ihrer Mitgliedschaft zum „jungen Italien" Verurteilten die Auswanderung nach Amerika gestattet wurde. Bei Gelegenheit der Krönung ward die Amnestie noch weiter erstreckt und den im Exil Lebenden der Rückweg in die Heimat eröffnet. Demnächst berührte es wohlthuend, daß auf Wunsch des Kaisers die Gelder, die zum Schmuck von Straßen und Plätzen bei seiner Rundreise von den Gemeinden ausgeworfen waren, für Armenanstalten und für öffentliche Arbeiten verwandt werden sollten. In Venedig, wo er sich dann und wann ohne Gefolge unter die Menge mischte, fand er gleichfalls den besten Empfang. Indessen war es gewagt, aus den Eindrücken dieser Tage auf die Unerschütterlichkeit der östreichischen Herrschaft sichere Schlüsse ziehen zu wollen. Es lag doch etwas Richtiges in den zürnenden Worten der blutigen Satire Giustis auf „die Krönung". Mit dem toscanischen Dichter wollte mancher nicht das wahre Volk in dem knechtischen Schwarm erblicken:

Amnestie.

> Der jenen Spielgefechten zugekehrt
> An eingedrungne Söldner hirnbethört
> Zuruf verschwendet.

Genugthuung und Sorgen Metternichs.

Von dem Glanz der italienischen Festtage strahlte ein gutes Teil auf Metternichs Haupt zurück. Er hatte den Kaiser über die Alpen begleitet und, seine Gemahlin zur Seite, die Fahrt bis Florenz und Bologna ausgedehnt. Nach dem freilich parteiischen Zeugnis der Fürstin Melanie

glich seine Reise „einem Triumphzug". Sie war für ihn „eine neue Quelle der Ehre und des Ruhmes". Auch auf dem Rückweg fand er in Triest die wärmste Aufnahme. Zwar war es vor allem der unermüdlich thätige, aus der Fremde an die Adria verschlagene Karl Ludwig Bruck, dem die alte Hafenstadt die Anfänge ihres Aufschwungs schuldete. Aber dem genialen Begründer des östreichischen Lloyd, dessen Dampfschiffe schon zweimal im Monat nach Konstantinopel und Alexandria ausliefen, war die später noch oft erprobte Fürsprache des Staatskanzlers zustatten gekommen, und dieser nahm den Zoll des Dankes mit Freuden für sich entgegen. Kaum aber war er wieder in Wien angelangt, als ihm die inneren Angelegenheiten, fast noch mehr als die äußeren, aufs neue schwere Stunden bereiteten. Seine Zusammenstöße mit Kolowrat schwächten sich nicht ab. Er hatte Augenblicke, in denen ihm „alles verleidet war". „Unsere schöne Monarchie, klagte die eingeweihte Genossin seiner Sorgen, fällt in Trümmer, d. h. sie gerät in Fäulnis, denn es giebt in ihr nur Elemente der Zerstörung, keine der Erhaltung."

Seine Erkrankung. 1839.

Im Sommer 1839, gerade in dem Augenblick, da der Wiederausbruch des Kampfes zwischen Mehmed Ali und dem Sultan die orientalischen Wirren verursachte, befiel Metternich eine schwere Krankheit. Er bedurfte der Erholung auf dem Johannisberg und mußte sich zeitweise durch den von Petersburg herbeigerufenen Ficquelmont vertreten lassen. Wenige Monate später beraubte ihn der plötzliche Tod des erst achtundvierzigjährigen Clam-Martinitz eines unschätzbaren Bundesgenossen. Die Stelle des General-Adjutanten wurde nun von der des Chefs der Militär-Sektion im Staatsrat wieder getrennt und diese dem Feldmarschall-Lieutenant Prohaska übertragen. Prohaska hatte sich als ausgezeichneter Officier und als zweiter Präsident des Hofkriegsrats verdient gemacht. Er schien geneigt, zum Unterschied von seinem Vorgänger, sich Kolowrat zu beugen, vor allem das Militärbudget, das zuletzt 53 Millionen Gulden betragen hatte, auf 40 Millionen herabzusetzen. Dadurch wäre vielleicht die Möglichkeit einer Ordnung des Staatshaushaltes und mannichfacher Reformen gewonnen worden. Aber das Widerstreben des Erzherzogs Ludwig gegen Neuerungen war ein Hemmschuh der besten Absichten, und Metternich schützte sein Alter vor, um Pläne, „deren Ausgang sich nicht übersehen lasse", nicht verteidigen zu müssen[1]).

Tod Clam-Martinitz'. 29. Jan. 1840.

Zolltarif. 1839.

Unter diesen Umständen waren die Ergebnisse der Staatskunst, selbst nur für die wirtschaftliche Hebung so vieler von der Natur reich gesegneten Lande, ziemlich bescheidene. Ein Zolltarif, der am 1. März 1839 ins Leben trat, änderte wenig an dem Bestehenden. Unter seinen 654 Posten gab es in runder Summe noch achtzig, die für Einfuhr oder Ausfuhr

[1]) Berichte Maltzans 31. Jan. 11. Febr. 4. März. 30. April 1840. Arch. Berlin.

vollkommene Verbote enthielten. Dieser Tarif galt mit einigen Vergünstigungen auch für den Verkehr Ungarns mit dem Ausland, aber die unnatürliche Zollgrenze zwischen Ungarn und Österreich blieb bestehen. Solange Tabaksmonopol und Verzehrungssteuer in Ungarn nicht eingeführt, und solange die dortigen adligen Grundbesitzer von der Zahlung der Grundsteuer befreit waren, konnte in der That an die völlige Abschaffung der Zwischenzölle nicht wohl gedacht werden[1]). Ebensowenig gewann die Ausdehnung handelspolitischer Beziehungen zu fremden Staaten irgendwelche weitreichende Bedeutung. Am meisten bot ein mit Großbritannien 1838 abgeschlossener Handels- und Schiffahrtsvertrag, der die österreichischen Schiffe, mochten sie unmittelbar aus Häfen des Kaiserstaates oder aus Donauhäfen bis Galacz herkommen, den einheimischen in allen britischen Häfen gleichstellte und Österreich alle Vorteile der meistbegünstigten Nationen sicherte. Dagegen scheiterten die Bemühungen, die von Suez kommende ostindische Post statt über Marseille mittels der Dampfschiffe des österreichischen Lloyd nach Triest und von dort weiter zu befördern. Auf dem wichtigsten Felde, dem des handelspolitischen Verhältnisses zu Deutschland, verhielt man sich zunächst immer noch abwartend. Man sah mit verschränkten Armen den Erfolgen zu, die Preußen durch die Stiftung des Zollvereines schon davon getragen hatte.

Handelspolitik.

Erst das Jahr 1840 brachte einen Personenwechsel in den höchsten Behörden, der auch in sachlicher Hinsicht, namentlich für die Vermeidung beständiger Reibungen, manchem Vertrauensseligen als gewinnreich erscheinen mochte. Eichhoff, der Metternich seit lange ein Dorn im Auge war, trat von seinem Posten zurück. Wie manche Enttäuschung er bisher auf ihm erfahren, bewies die Vorlage des Budgets für 1841, die mit der melancholischen Phrase schloß: „Seine Majestät möge sich nach dieser Übersicht von der Unmöglichkeit für Österreich überzeugen, einen Krieg zu führen“[2]).

Verlegenheit Eichhoffs.

Beim verzweifelten Ringen um Herstellung des Gleichgewichtes von Einnahmen und Ausgaben des Staates hatte er sich nicht anders als durch Vermehrung der schwebenden Schuld zu helfen gewußt. Dafür leistete ihm die Nationalbank mittels Gewährung verzinslicher Vorschüsse, die bis zu 30 Millionen aufliefen, bereitwillig Hilfe. Weitere 13 Millionen waren von verschiedenen Bankhäusern entlehnt, denen dafür stillschweigend gestattet wurde, ihren Kredit bei der Nationalbank über alle Maßen auszudehnen. Im Jahre 1840, als die Orientkrise auf den Occident

Das Deficit.

---

1) Plenker a. a. O. S. 133. Beer: Die österreichische Handelspolitik im neunzehnten Jahrhundert S. 15. 47. Vgl. oben Geschichte Europas I. 264. 266.

2) Bericht Maltzans 20. Okt. 1840. Arch. Berlin.

zurückwirkte und wilde Kriegsgerüchte den Geldmarkt erschütterten, nahm nun der Münzvorrat der Bank in erschreckender Weise ab. Eichhoff aber weigerte sich, bei der Bank auf eine Erhöhung des Diskontos zu dringen und glaubte, das Institut nebst seinen Nutznießern aus der Finanzwelt gegen ein Eingreifen des Staates in Schutz nehmen zu müssen. Gleichzeitig wollte er sich das Recht wahren, den 1817 gegründeten Tilgungsfonds (s. I. 261) zum Ankauf von vierprozentigen Kassenanweisungen zu verwenden. Er widersetzte sich sogar einer abgesonderten Aufführung dieses Postens in den halbjährlich kundgemachten Berichten des Fonds, um nicht neugierigen Augen einen ersten Einblick in den Stand des Deficits zu eröffnen. Über die genannten Streitpunkte konnte keine Einigung erzielt werden. Wegen dieses Meinungszwiespaltes, nicht wegen „skandalösester Prellerei des Staates" durch Tabakslieferungen des Hauses Sina[1]) oder wegen unerlaubter Beteiligung am Handel mit Nordbahnaktien, nahm Eichhoff am 24. November 1840 seine Entlassung als Präsident der Hofkammer.

Eichhoffs Rücktritt. 24. Nov. 1840.

Sein Nachfolger wurde Karl Kübeck, der Vorsteher des Generalrechnungsdirektoriums, eben der Mann, der ihm am entschiedensten widersprochen hatte. An Kübecks Ernennung knüpften sich nicht geringe Erwartungen. Staunend hatte man die glänzende Laufbahn des armen Iglauer Schneidersohnes verfolgt, dem früh erkannte Begabung und Pflichttreue schon unter Stadion einen Sitz in der Finanzsektion des Staatsrates verschafft hatten. Mit seinen sechzig Jahren jugendlich rüstig, ernst, streng gegen sich und andere, auf den verschiedensten Gebieten der Volkswirtschaft zu Hause, und durchdrungen von dem Bewußtsein, Leben und Lehre gleich gut zu kennen, trug er sich mit umfassenden Ideen einer besseren Ordnung des Finanzwesens. Mancher Wunsch, wie der einer Erleichterung des Militäretats, Minderung des bureaukratischen Schreiberwerkes, Eröffnung neuer Einnahmequellen durch Entfesselung von Handel und Gewerbe, stärkere Heranziehung Ungarns, war freilich nur ein überkommenes Erbstück. Andere Punkte seines Programmes, wie Beschränkung des Bankkredits, Verzicht auf das Hilfsmittel der schwebenden Schuld, Annäherung an den deutschen Zollverein konnten mehr oder weniger als sein eigenes geistiges Eigentum gelten. Es schien von sehr günstiger Vorbedeutung zu sein, daß er mit Metternich, trotz der Verschiedenartigkeit des Naturells, auf dem besten Fuß stand. Nicht minder mochte der freiwillige Verzicht Kolowrats auf seine amtlichen Befugnisse in Finanzsachen die glatte Abwicklung der Geschäfte erleichtern. Der stolze Graf war der unaufhörlichen Kämpfe müde geworden. Er hatte, der Entlassung seines Getreuen Eichhoff schon so gut wie gewiß,

Kübeck.

Seine Pläne.

Verzicht Kolowrats. 3. Nov. 1840.

[1]) S. Kübeck: Tagebücher I. 807.

ein Augenleiden vorgeschützt, um die lästige Bürde abzuschütteln. Seitdem beschränkte er sich wesentlich auf die Beteiligung an der Staatskonferenz. Er trat auch Metternich vorübergehend wieder näher. Sie verständigten sich, wie der preußische Gesandte erfahren haben wollte, über den Gang der inneren Angelegenheiten[1]). Aber lange hielt dies Einvernehmen nicht vor, und beiden stand der Erzherzog Ludwig, dem die Rolle eines Figuranten durchaus nicht genügte, mit seiner Neigung des Beharrens in den ausgetretenen Geleisen unentwegt gegenüber. So blieb es den wechselnden Plänen einer Änderung zum Trotz, die von der Erzherzogin Sophie, ihrem Gemahl, Ficquelmont erwogen wurden[2]).

Unveränderlichkeit der Staatsverwaltung.

Ganz abgesehen von persönlicher Neuerungsscheu an höchster Stelle: die natürliche Schwerkraft des seit lange Gewohnten, Mangel an Einsicht und Opferwilligkeit in den bevorrechteten Klassen, Übermaß von Geduld und Phlegma in breiten Volksschichten, trennende Unterschiede von Denk- und Gefühlsart der Stämme und Nationalitäten des vielsprachigen Reiches, alles wirkte hier zusammen, der Unbeweglichkeit seiner politischen und socialen Einrichtungen bis zum plötzlichen Zusammenbruch eine trügerische Dauer zu verbürgen. Wie mancher faule Fleck unter diesem schützenden Schleier verborgen lag, gestanden selbst Lobredner der greisenhaften Regierung. Mitunter erschien ihr Lob mit einer starken Dosis Ironie vermischt. Der ungenannte Verfasser des Werkes „Österreich im Jahre 1840", vermutlich Graf Schirnding, wußte zwar in hellen Tönen zu rühmen: „So schreitet die Monarchie fest und unerschütterlich mit eiserner Konsequenz ihren ruhigen, ungestörten Gang fort." Aber auch er gab zu, „daß manches anders sein könnte". Er tadelte „den Beamtenschlendrian, die Willkürlichkeit und Strenge der Censur, die Schlingen der geheimen Polizei, die Gebrechen des Militärwesens, die Scheinheiligkeit im Schul- und Erziehungswesen, die drückende Lage des Bauernstandes". In dem Sündenregister, das er unter der Maske eines wohlwollenden Beurteilers entrollte, fehlte auch nicht der trübselige Satz: „So wichtig sich im allgemeinen die Sorgfalt herausstellt, mit welcher Östreichs Staatsgewalt das Lehrfach und Schulwesen aller öffentlichen und Privaterziehungsanstalten in sämtlichen kaiserlichen Erbstaaten beaufsichtigt, so findet man doch, daß die Aufklärung dieses Reiches bei weitem nicht jene Höhe allgemeiner Volksbildung erreicht habe, deren sich die übrigen Staaten Deutschlands mehr oder weniger erfreuen."

„Österreich im Jahre 1840." Vergleich mit deutschen Zuständen.

Dies war es, was den freigesinnten Östreicher deutscher Herkunft am meisten schmerzte: Bei einem Vergleich mit dem übrigen Deutschland,

---

1) Bericht Maltzans 13. Nov. 1840. Arch. Berlin.

2) S. Wertheimer a. a. O. S. 120 ff.

so viele dunkle Schatten auch dessen Zustände aufweisen mochten, konnte er sich einer gewissen Beschämung nicht erwehren. Auch war ja das Gebiet der Volksbildung keineswegs das einzige, auf dem er sein Vaterland in die zweite Linie gerückt sehen mußte. Noch wahrte trotzdem der Kaiserstaat äußerlich seine Machtstellung im deutschen Bunde. Aber die Zeichen ihrer Untergrabung mehrten sich in demselben Maße, in dem die Monarchie Friedrichs des Großen an Ausdehnung ihres Einflusses, vor allem auf das wirtschaftliche Leben der deutschen Nation, gewann.

III.

Deutschland.

Der deutsche Zollverein.

Staatliche Umwälzungen vollziehen sich in der Regel mit viel größerem Geräusch als Änderungen des Wirtschaftslebens. Wie feine und vielfache Fäden beide miteinander verbinden kommt daher den Zeitgenossen nicht immer zu vollem Bewußtsein. So entging manchem der innere Zusammenhang zwischen den politischen Folgen der Juli-Revolution in Deutschland und dem Ereignis, das Dahlmann danach „die wichtigste deutsche Begebenheit neuester Geschichte" nannte: der Gründung des Zollvereins. Und doch kam ihr der Bruch des alten Regierungssystems in einigen der norddeutschen Staaten überaus zustatten. Als erster fiel Kurhessen von dem ohnmächtigen mitteldeutschen Handelsverein und von den Genossen des Einbecker Vertrages (s. III. 268) offen ab. Der schwere Druck der Maut hatte nicht am wenigsten zur Erbitterung der Bevölkerung beigetragen. Man wagte nicht, die gesprengten Zollschranken wieder aufzurichten und mußte sich auf Versiegen gewohnter Einnahmequellen gefaßt machen. Den neuen Ministern in Kassel war unter diesen Umständen sehr viel am Beitritt Kurhessens zu dem preußisch-darmstädtischen Zollverein gelegen, durch den zuerst die handelspolitische Verbindung des Nordens und des Südens angebahnt worden war. Nicht ohne Mühe entrangen sie im Juni 1831 dem Kurfürsten die Erlaubnis der Absendung von zwei Bevollmächtigten nach Berlin. Aber sein Übelwollen gegen den Schwager an der Spree war noch nicht gewichen. Auch widerstrebte es ihm, sich ohne gleichzeitige Vereinbarungen mit den süddeutschen Staaten und den mitteldeutschen Vertragsbrüdern unwiderruflich zu binden. In Berlin dagegen bestand man auf Einhaltung der bewährten Methode, jede Verhandlung für sich zu führen. Motz' Nachfolger im Finanzministerium, Maaßen, der Haupturheber des preußischen Zollgesetzes von 1818, wußte sich darin ganz eines Sinnes mit Eichhorn, dem auf diesem Feld seit Jahren erprobten Referenten im auswärtigen Amt. Den tüchtigsten Gehilfen fanden sie an Kühne, dem dieser Gegenstand schon von 1828

Abfall Kurhessens vom mitteldeutschen Handelsverein.

her (s. III. 265) wohl vertraut war. Der weitblickende, freigesinnte und erfahrene Finanzbeamte, dessen anspruchsloses Äußeres seine geistige Bedeutung nicht ahnen ließ, legte damals den Grund zu seiner ruhmvollen Thätigkeit auf dem Gebiet der Handelspolitik. Mit den kurhessischen Bevollmächtigten ward er so rasch einig, daß schon am 25. August 1831 der Anschlußvertrag unterzeichnet werden konnte.

Anschlußvertrag mit Preußen. 25. Aug. 1831.

Der Vertrag stimmte wesentlich und großenteils wörtlich mit dem preußisch-darmstädtischen überein. Noch war es sehr fraglich, ob der Kurfürst sich zur Bestätigung des Übereinkommens entschließen werde. Auch dieser Anstand wurde durch seinen thatsächlichen Verzicht auf die Regierung zu Gunsten seines Sohnes wenige Tage später beseitigt. Der Landtag in Kassel erhob keinen Widerspruch. Eine Meuterei in Hanau, wo man sich's beim Einströmen zollfreier Waren hatte wohl sein lassen und der Erhebung einer Nachsteuer trotzen wollte, wurde durch die Bürgergarde erstickt. Ein Angriff von Bauern des Amtes Bergen auf die Zollstätte zur Mainkur wurde durch Militär abgeschlagen. Die Verstimmung der Kaufleute von Hanau und Fulda, die auf sofortigen gleichzeitigen Beitritt von Baiern und Würtemberg gerechnet hatten, machte allmählich dem Vertrauen auf die künftige vorteilhafte Entwicklung Platz.

Vorwürfe gegen Kurhessen.

Dagegen wandten sich die meisten Glieder des mitteldeutschen Handelsvereins mit Entrüstung gegen die kurhessische Regierung, deren Wortbruch seine völlige Auflösung beschleunigen mußte. Die bedeutende Erhöhung der Durchfuhrzölle im kurhessischen Gebiet machte auch in weiten Kreisen des Volkes böses Blut. Speditionshändler, Frachter, Krämer, Wirte verfluchten die preußisch-hessischen Zollschranken. Am schwersten fühlte man sich in Frankfurt betroffen, wo man ohnehin durch stärkste Einengung des Marktes bedroht war. Eine Herabsetzung des hohen Durchfuhrzolles um die Hälfte konnte die Sorgen des Frankfurter Handelsstandes nicht verscheuchen. Voll warmer Teilnahme für die Schicksale seiner schönen Vaterstadt griff ihr gelehrter Bibliothekar, der Historiker Johann Friedrich Böhmer, zur Feder, um der „germanischen Freiheit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" ein romantisches Loblied zu singen, Preußen als „Landfriedensbrecher" zu tadeln, und den mitteldeutschen Verein als „letzten Versuch" der Sicherung des einstigen gemeinen Rechtes zu preisen. Vereint mit Frankfurt erhoben denn auch Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Nassau, Bremen im Sommer 1832 beim Bundestag Klage gegen Kurhessen wegen seines eigenmächtigen Austrittes aus diesem Verein. Hannover vertrat die Klage in erster Linie. Der kurhessische Gesandte setzte sich nicht eben geschickt zur Wehre, fand aber vornehmlich an dem preußischen einen ermutigenden Rückhalt. Die Mehrheit unter Östreichs Führung bestellte einen Ausschuß für die gütliche Vermittlung. Nach deren Scheitern bezeichnete sie, den Protesten der

Klagen am Bundestag.

Minderheit zum Trotz, die oberste Justizstelle in Wien als Austrägalinstanz. Zu Metternichs Kummer verstärkte sich diese Minderheit durch Beitritt Sachsens, Baierns, der Thüringer Fürstentümer. Im Fall einer neuen Abstimmung befürchtete er eine Niederlage. Schließlich verlief jedoch die ganze ärgerliche Angelegenheit im Sande. Kurhessen gab das Versprechen, daß Waren aus Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Nassau, Bremen, Hamburg vom 1. Mai 1833 nur den früheren, und wenn für Preußen, Baiern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt bestimmt, gar keinen Durchgangszoll zu zahlen hätten. Die Hauptgegner wurden dadurch entwaffnet, und in Wien hielt man es für ratsam, die dorthin gesandten Akten ruhen zu lassen.

Verhandlungen mit Sachsen und den thüringer Kleinstaaten.

In der That wäre es eine politische Donquijotiade gewesen, noch eine Lanze für das Phantom jenes mitteldeutschen Handelsvereins brechen zu wollen, dem bereits andere seiner Stifter ohne Scheu den Rücken kehrten. Noch vor Kurhessen hatten Sachsen und die Thüringer Kleinstaaten in Berlin angeklopft und sich zu einer Verhandlung über den Beitritt zu dem preußisch-darmstädtischen Zollverein bereit erklärt. Nach den Worten des neuen leitenden sächsischen Ministers Lindenau, der sich doch ehemals eifrig an der Stiftung des mitteldeutschen Handelsvereins beteiligt hatte, „erforderte das Bedürfnis einer bewegten Zeit, die Zuversicht, die aufgeregtesten Gemüter am sichersten zu beruhigen," dringend, mit seiner Auflösung Ernst zu machen. Er begab sich selbst Ende 1830 nach Berlin. Hier nahm sein Kollege, der Finanzminister Zeschau, ihm im Frühling 1831 die Arbeit ab. Indessen konnte man trotz gegenseitigen guten Willens noch nicht einig werden. Auf preußischer Seite hatte man namentlich mit der Konkurrenz der hochentwickelten sächsischen Industrie zu rechnen. In Sachsen fürchtete man für die Freiheit des Leipziger Meßhandels mit ausländischen Erzeugnissen und widersetzte sich der Begünstigung des preußischen Meßplatzes Frankfurt an der Oder mit seinem Zollrabatt. Obwohl man es bis zu einem Vertragsentwurf brachte, gerieten die Besprechungen ins Stocken. Auch der Abschluß mit den zersplitterten Thüringer Kleinstaaten ließ noch auf sich warten.

Verhandlungen über eine Verschmelzung des preußisch-hessischen und bairisch-würtembergischen Zollvereins.

Inzwischen ward aber ein Gegenstand von viel größerer Tragweite in Angriff genommen: die Verschmelzung des preußisch-darmstädtischen und des bairisch-würtembergischen Zollvereins. Ihr Handelsvertrag von 1829 hatte sie bereits vorbereitet. Seitdem waren beide Gruppen sich näher getreten. Süddeutsche Bevollmächtigte hatten zu ihrem Teil bei der glatten Abwicklung des kurhessischen Anschlußgeschäftes mitgewirkt, und das gegenseitige Vertrauen schien im Wachsen zu sein. Wohl hegte man an der Isar den Wunsch, zunächst Baden, das die bairische Pfalz von dem Hauptgebiet des süddeutschen Vereins trennte, in diesen

aufgenommen zu sehen. Aber die fortdauernde Spannung zwischen den Regierungen von München und Karlsruhe, an der vor allem König Ludwigs Gebietsansprüche Schuld trugen (s. III. 236), sowie das Widerstreben der badischen Landtagsmehrheit, die auch den Preis einer Landabtretung zu hoch fand, machte jede Vereinbarung zwischen Baiern und Baden unmöglich. Die beiden süddeutschen Königreiche standen also für sich allein, als gegen Ende des Jahres 1831 in Berlin die Verhandlungen über eine vollständige Einigung der beiden Zollvereine begannen.

Schwierigkeiten.

Hier aber stieß man sofort auf große Schwierigkeiten. Baiern und Würtemberg verwahrten sich, um der Souveränität ihrer Staaten nichts zu vergeben, gegen Preußens Vorbehalt des Rechtes auf selbständigen Abschluß von Handelsverträgen im Namen der Gesamtheit. Sie forderten Herabsetzung einer Anzahl von Tarifposten, die Maaßen und seinen Mitarbeitern, vor allem mit Rücksicht auf die preußische Industrie, zu gewagt erschien. Sie wollten nur die übliche Verteilung der Zölle nach der Kopfzahl gelten lassen und sträubten sich gegen das preußische Verlangen eines Präcipuums, das u. a. durch den Hinweis auf stärkeren Verbrauch zollpflichtiger Kolonialwaren und französischer Weine im Norden und Osten begründet wurde. Dazu zeigte sich die Unmöglichkeit, dem von Preußen verfochtenen Grundsatz annähernd gleichmäßiger Besteuerung der inländischen Konsumtion im ganzen Zollgebiet Eingang zu verschaffen. Kurhessen hatte sich freilich ohne weiteres dem preußischen Muster der Konsumtionssteuern anbequemt. Daher konnte beim Vertrieb von Gegenständen, die diesen Steuern unterlagen, wie Branntwein, Tabak, Traubenmost, jede Beschränkung zur Verhütung des Schleichhandels wegfallen. Anders aber lagen die Verhältnisse in Süddeutschland. Baiern nahm schon wegen seiner Besteuerung des Bieres, die auf den Kopf seiner rechtsrheinischen Unterthanen etwa siebenmal soviel abwarf wie in Preußen, eine Sonderstellung ein. Die süddeutschen Vertreter, untergeordnete Beamte, deren einer, Moriz Mohl, noch dazu den stärksten Argwohn gegen Preußens Absichten hegte, waren nicht fähig, einen Ausgleich aller dieser Gegensätze zu bewirken. Im Mai des Jahres 1832 trat ein mehrmonatlicher Stillstand des Geschäftes ein. Dies machte sich auch bei den erneuten Verhandlungen mit Sachsen fühlbar. Kurz zuvor war der Minister Zeschau ein zweitesmal in Berlin erschienen. Sein Angebot der Einführung des preußischen Systemes der Konsumtionssteuern räumte zwar einen Stein des Anstoßes aus dem Wege. Aber andere Streitfragen blieben ungelöst, und man kam nicht über den Entwurf einer vorläufigen Übereinkunft hinaus.

Österreichische Verhandlungen mit Baiern und Würtemberg.

Die Pause wurde von denen, die weitere Erfolge der preußischen Handelspolitik fürchteten, zu Versuchen der Gegenwehr benutzt. Schon seit geraumer Zeit weilte der österreichische Freiherr von Münch, ein Bruder

des Bundestagspräsidenten, in der bairischen Hauptstadt, um dort eine Regelung der Donauschiffahrt zustande zu bringen. Gleichzeitig sollte er die Einräumung wechselseitiger Begünstigungen durch Gewährung von Zollnachlässen zu erreichen suchen. Auch Würtemberg ward zu diesen Unterhandlungen herangezogen. Münch hegte die Hoffnung, durch eine Vereinbarung Östreichs mit den beiden süddeutschen Staaten dem preußischen Zollverein ein Paroli bieten zu können und warb um Metternichs Unterstützung[1]). Aber wie früher, so war auch damals bei der Hofkammer in Wien die Neigung, Zugeständnisse zu machen, gering, und an höchster Stelle blieb die Vorliebe für das Bestehende maßgebend. Vollkommene Gebührenfreiheit auf der Donau, wie Baiern und Würtemberg sie wünschten, ward nicht versprochen. Die Zollfreiheit des Durchzugsverkehrs durch Östreich wurde beanstandet. Auf erhebliche Milderung der Einfuhrverbote konnten die Süddeutschen nicht rechnen. Sie gaben sich keiner Täuschung darüber hin, daß von Östreich nichts zu erwarten sei. Der Philhellene König Ludwig ließ sich auch durch die Vorspiegelung nicht verlocken, nach Vollendung des von ihm geplanten Main-Donaukanals alleiniger Vermittler des griechischen Handels vom schwarzen Meer her nach dem Westen werden zu können.

Hannovers Antrag auf Erfüllung des Artikels 19. 9. Aug. 1832.

Ebenso prallte der Gegenstoß, der auf dem Bundestag in Frankfurt geführt wurde, an Preußens fester Stellung ab. Hier war es wieder Hannover, das sich, wie kurz zuvor gegen Kurhessen, als Sturmbock vorschieben ließ. Im Einverständnis mit dem östreichischen Präsidialgesandten befürwortete der Vertreter Hannovers nochmals die Ausführung des totgeborenen Artikels 19 der Bundesakte, der eine Beratung wegen des Handels und Verkehrs durch die Bundesversammlung in Aussicht nahm. Seine gesonderten Anträge zielten auf Erleichterung des Durchfuhrverkehrs und auf Erleichterung des Verkehrs mit deutschen Fabrikaten und Rohprodukten gegenüber den Erzeugnissen des Auslandes. Der Präsidialgesandte Münch gestand bald danach unter vier Augen, durch Hannovers Vorgehen solle vor allem die Ausdehnung des preußischen Zollvereines gehemmt werden. Anfangs schien der Feldzugsplan Gewinn zu versprechen. Eine Kommission des Bundestags begann mit Beratung des ersten Antrags Hannovers und mit Entwerfung einer Übereinkunft hinsichtlich eines abgestuften Tarifes der Durchfuhrzölle. Die Mißstimmung gegen die preußische Belastung des Durchfuhrverkehrs war so groß, daß selbst Sachsen, obwohl es die Verhandlung in Berlin abzuschließen wünschte, auf Hannovers Seite trat. Aber an der Spree ließ man sich durch die Berufung auf Zwecke des Patriotismus und des Volkswohls, von der reichlicher Gebrauch gemacht wurde, nicht ein-

[1]) Näheres nach den Akten bei Beer: Die österreichische Handelspolitik S. 66 ff.

schüchtern. Der preußische Bundestagsgesandte Nagler hatte die Behauptung gleichartiger Freiheit der Wasserstraßen und der Landstraßen zu widerlegen. Er hatte zu erklären, daß dem schlimmsten Übel mit der Ermäßigung der Durchfuhrzölle nicht abgeholfen werde. Er hatte namentlich darauf zu verweisen, daß sie für alle Glieder des preußischen Zollvereines schon gänzlich weggefallen seien. Nicht von Beratungen der Diplomatenversammlung in Frankfurt, sondern von Einzelverträgen der deutschen Staaten, nach bisher bewährtem Muster, wollte die preußische Regierung wirksame Heilung der beklagten Mißstände erwarten.

Mission Miegs nach Berlin.

Sie erlebte den Triumph, in kürzester Frist durch die Thatsachen gerechtfertigt zu werden. Auf ihr Ersuchen, einem nicht zu enge an Instruktionen gebundenen höheren Beamten die weitere Unterhandlung anzuvertrauen, entsandte König Ludwig von Baiern im Januar 1833 seinen Finanzminister Mieg nach Berlin. Er war auch Bevollmächtigter des Königs von Würtemberg. Eine glücklichere Wahl als die dieses kenntnisreichen, feingebildeten und liebenswürdigen Mannes konnte nicht getroffen werden. Mieg nahm seinen Weg über Dresden, um sich mit dem dortigen Kollegen zu besprechen, ward in Berlin von Maaßen, Eichhorn, Kühne aufs freundlichste empfangen und kam bald mit ihnen ins reine. Schon nach wenig Wochen konnte unter Beiziehung der Bevollmächtigten beider Hessen die erste Plenarversammlung gehalten werden. Am 22. März erfolgte sodann die Unterzeichnung des denkwürdigen, zunächst für acht Jahre giltigen Vertrags, der den preußisch-hessischen und den bairisch-würtembergischen Zollverein in einen einzigen zusammenschmolz. Allerdings kam Preußen, mit Abschwächung seines eigenen Gewichtes im Gesamtbunde und mit Überwindung finanzieller Bedenken, den Ansprüchen der süddeutschen Königreiche weit entgegen. Es gestand jedem Staat das Recht des Abschlusses von Handelsverträgen zu und willigte in Einstimmigkeit bei Änderungen der Vereinssatzungen, in Abhaltung der jährlichen Zollkonferenzen statt in Berlin an wechselnden Orten, in Verteilung der gemeinsamen Zolleinnahmen nach der Kopfzahl. Nur für die Wasserzölle auf der Oder und Weichsel sollte Preußen eine jährliche Bauschsumme erhalten. An dem geltenden Tarif wurde von den preußischen Staatsmännern festgehalten. Ferner bestanden sie, da sich eine Gleichmäßigkeit der inneren Verbrauchsabgaben nicht erreichen ließ, trotz der voraussichtlichen Belästigung des Verkehrs, auf der Einführung von Ausgleichungssteuern. Alles in allem genommen brachte der Großstaat doch zu Gunsten des föderativen Gedankens Opfer, die sich freilich auf dem Papier bedeutender ausnahmen als in Wirklichkeit.

Unterzeichnung des Verschmelzungsvertrags. 22. März 1833.

Der Verein sollte unter dem Namen des deutschen Zollvereins am 1. Januar 1834 in Kraft treten. Aber Mieg hatte geglaubt, versprechen

Ratifikation.

zu dürfen, daß zur Beschleunigung des Übergangs der preußische Zolltarif unverweilt im Süden eingeführt werden würde. Nicht nur gegen diese Zusage, auch gegen andere transitorische Bestimmungen wurden nach seiner Rückkehr im Schoße des bairischen Ministeriums verfassungsmäßige Bedenken laut. Auch König Ludwig war mit Miegs Verfahren keineswegs zufrieden. Durch diesen ungnädigen Empfang empfindlich berührt, räumte der Minister dem aus Frankfurt herbeigerufenen Lerchenfeld seinen Platz. Indessen lösten sich die Zweifel an der Bestätigung des Hauptvertrags in wenig Wochen, und eine Sendung Eichhorns nach München beseitigte die letzten Mißhelligkeiten. Ebenso leicht gelang die Verständigung in Stuttgart. Allerdings wurde der Vertrag in dem eben wiederversammelten würtembergischen Landtag von den Führern der liberalen Opposition angefochten. Selbst Pfizer, der Verfasser des „Briefwechsels zweier Deutschen", trug Bedenken, für das beargwöhnte, absolute Preußen ein gutes Wort einzulegen. Aber die Mehrheit beider Kammern sprach sich in unerwartet großer Zahl für den Zollverein aus.

Sächsischer Anschlußvertrag. 30. März 1833.

Der Abschluß mit Baiern und Würtemberg brachte auch die Verhandlung mit Sachsen wieder in Fluß. Zeschau erschien zum drittenmal in Berlin. Rasch einigte man sich über die heikle Frage des Meßrabatts, und am 30. März konnte der Anschlußvertrag von Sachsen unterzeichnet werden. Inzwischen schritten die Thüringer Staaten nach mancher Verzögerung zu der von Preußen gewünschten Stiftung eines gemeinsamen Zoll- und Handelsvereins, der die Gesamtheit der preußischen inneren indirekten Auflagen einführte und am 11. Mai als Ganzes dem großen Zollverein beitrat. So war nach langer Mühsal erreicht, was Kühne in der Historisch-politischen Zeitschrift Rankes den Zweiflern und Nörglern gegenüber als unverlierbare Wohlthat preisen durfte. Seinem Freunde Maaßen war dieser Lohn eines arbeitsreichen Lebens noch gegönnt. Am 1. Januar 1834, wenige Monate vor seinem Tode, fielen die Schlagbäume und Zollschranken auf einem Gebiet von beinahe 8000 geographischen Quadratmeilen, das von etwa 23 Millionen Deutscher bewohnt war. Im Inneren dieses Gebietes herrschte eine fast vollkommene Verkehrsfreiheit. Die Bewachung von 321 Meilen an Grenzschutzlinien ward erspart. Mit dem Wachstum und mit der Abrundung des Zollgebietes wurde der Schmuggel erschwert. Dem Handel wie dem Gewerbfleiß eröffnete sich ein größeres und gesichertes Absatzgebiet. Schon dämmerte die Hoffnung auf, innerhalb des Vereins auch Gleichheit von Münze, Maß, Gewicht, Übereinstimmung der Handels- und Gewerbegesetzgebung eingeführt zu sehen. Noch ließen sich die politischen Folgen des wirtschaftlichen Triumphes Preußens bis zu ihren letzten Ausläufern nicht entfernt übersehen. Ranke nahm in seiner Zeitschrift Preußen gegen die Beargwöhnung, „politische Nebenzwecke" zu ver-

Beitritt der Thüringer. 11. Mai 1833.

Der deutsche Zollverein. 1. Jan. 1834.

folgen, ausdrücklich in Schutz und rühmte vom Zollverein: „Die Staaten werden einander völlig gleichstehen." Aber so viel war gewiß: die einst von Motz gewagte Vorhersagung der Bildung „eines in Wahrheit verbündeten Deutschland unter Preußens Schutz und Schirm", hatte mit dem 1. Januar 1834 nicht wenig an Berechtigung gewonnen. Der Zollverein schuf, wie Stüve freudig bewegt einem Freunde schrieb, „faktisch zehnmal mehr Einheit als alles Haspeln des Bundestages".

Manchem nahm Hoffmann von Fallersleben das Wort aus dem Munde, als er einige Jahre später in launigen Versen seiner „Unpolitischen Lieder" die einzelnen Warenposten des Zolltarifes also pries:

Denn ihr habt ein Band gewunden
Um das deutsche Vaterland
Und die Herzen hat verbunden
Mehr als unser Bund dies Band.

Erwägungen Metternichs.

Im Juni 1833, unmittelbar vor Bekanntwerden der Bestätigung des Vertrages durch König Ludwig, hatte Metternich in richtiger Würdigung der gefährlichen Sachlage, den Versuch gemacht, seinen Kaiser zu einer Milderung des östreichischen Prohibitivsystems zu bewegen (s. o. S. 68). In einer ausführlichen Denkschrift begründete er den Satz: „Für den deutschen Bund, insbesondere aber für Östreich, ist jener preußische Zollverein entschieden eine höchst nachteilige, unheildrohende Erscheinung." Unumwunden sprach er es aus: „In dem großen Bundesverein entsteht ein kleinerer Nebenbund ... Nach und nach werden die Vereinsstaaten unter der thätigen preußischen Leitung und bei den sich notwendig bildenden gemeinschaftlichen Interessen in einen mehr oder weniger kompakten Körper zusammenfließen." Den einzigen Rettungsanker wollte auch er in dem von Hannover jüngst wieder angerufenen Artikel 19 der Bundesakte erblicken. Aber er hielt mit der Mahnung nicht zurück: „Ein Prohibitivsystem in seiner vollen strengen Ausdehnung, irgendwo im Bunde, ist mit dem System der Vollziehung des Artikels 19 nicht vereinbar; denn Reciprocität der Opfer und der Begünstigungen ist von demselben die Grundlage." Seine Worte waren in den Wind gesprochen, und der berufene Artikel 19 erwies sich wie vordem als eine stumpfe Waffe.

Zwar ward er 1834 auf den Wiener Ministerkonferenzen noch einmal von dem hannoverschen Minister Ompteda vorgebracht. Kein Geringerer als der Bremenser Bürgermeister Smidt stellte sich an seine Seite, um „die Handelsfrage", die ein dem Bunde „fremder Organismus" völlig zu „absorbiren" drohe, „der Bundessorge" wärmstens zu empfehlen. Aber es war ein bloßer Akt diplomatischer Höflichkeit, daß man beschloß, die Regierungen seien zu ersuchen, ihre Bundestagsgesandten mit den nötigen Instruktionen zu versehen, um dem zu erwartenden Präsidial-

antrag auf Bildung eines Ausschusses im Sinne der Vorschläge Hannovers zuzustimmen. Die Geschichte ging über diese Vorschläge zur Tagesordnung über. Hannover selbst gründete am 1. Mai 1834 auf sieben Jahre mit Oldenburg und Braunschweig den „Steuerverein", der sich vom Zollverein wesentlich durch sein Tarifsystem unterschied. Er erleichterte den Bezug ausländischer, namentlich englischer Waren, lähmte aber dadurch den Aufschwung des einheimischen Gewerbfleißes. Mit dem Zollverein machte er nach mancher Streitigkeit Frieden. Vor allem verständigte er sich mit ihm über Maßregeln zur Unterdrückung des Schleichhandels. Auch mit Österreich wurde seitens des Zollvereins lange über diesen Gegenstand verhandelt. Er kam schon bei einer Mission Kühnes nach Wien im Frühling 1836 zur Sprache. Indessen ohne gleichzeitige Aufhebung von Verboten und ohne eine Ermäßigung von Zöllen in dem Umfang, wie sie in Berlin von Österreich gefordert wurde, war alle Mühe verloren[1]). So stand man in Wien Jahre lang der Ausbildung des „kleineren Nebenbundes im großen Bundesverein" höchst mißtrauisch, aber ebenso unthätig gegenüber.

Der Steuerverein. 1. Mai 1834.

Österreich und der Zollverein.

Mißtrauisch, wenn nicht feindselig, wurde die junge Schöpfung des deutschen Zollvereins auch an anderen Stellen Europas betrachtet. Namentlich in den beiden großen Reichen des Westens mit ihrer vorgeschrittenen Industrie und mit ihrem ausgedehnten Handel begannen ängstliche Gemüter die Gefährlichkeit deutschen Wettbewerbes unter preußischer Ägide zu erwägen. In England glaubten nach dem Zeugnis des Nationalökonomen Mac Culloch „viele Leute", der Zollverein richte sich in gewissem Grade unmittelbar gegen sie. Dasselbe mußte Friedrich von Raumer bei einer Reise hören, die ihn über den Kanal führte. In der Presse und im Parlament kam diese Stimmung hie und da zu scharfem Ausdruck. Kühler verhielt sich die Regierung. Palmerston erklärte gelegentlich eines Antrags, man möge sich mit dem Zollverein über gegenseitige Tarifherabsetzungen verständigen, Preußen verliere in diesem Verein an Einkünften und nutze ihn nur für einheitliche Zollerhebung. Doch war es angesichts der Verbindung Hannovers mit England begreiflich, daß man dort, solange der Kampf um die Erweiterung des preußischen Zollbundes währte, die englischen Diplomaten in Deutschland zur Hilfe aufzubieten suchte. Auch ließ sich verstehen, daß diesen der Abschluß von Sonderverträgen ihrer Regierung mit einzelnen deutschen Staaten, als Gegenzug gegen die Erfolge Preußens, nicht unlieb war. Einen solchen für zehn Jahre giltigen Handels- und Schiffahrtsvertrag, mit der Verpflichtung, keine Erhöhung der Zollsätze gegenüber England ein-

England und der Zollverein.

[1]) Näheres bei Zimmermann: Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik 1892. S. 146 ff. Beer a. a. O. S. 74 ff.

treten zu lassen, hatte Senator Harnier als Bevollmächtigter der freien Stadt Frankfurt am 13. Mai 1832 in London unterzeichnet. Er wurde, wennschon nicht ohne Widerspruch einiger Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, genehmigt. Die Absicht beider Parteien schien zu sein, Frankfurt dauernd zum Stapelplatz englischer Waren zu machen. Allein je enger Frankfurt von den Schranken des Zollvereins umschlossen wurde, desto stärker mußte für die Weiterbeförderung dieser Waren der Anreiz zum Schmuggel werden, und desto deutlicher mußte sich für den Verkehr der Binnenstadt der Vertrag als wertlos erweisen.

Frankreich und der Zollverein.

Entschiedener als die englische Regierung nahm die französische gegen den Zollverein Stellung. Zum Teil mochte dies auf Rechnung des gewandten Vertreters der vier freien Städte in Paris, des Hamburgers Vincent Rumpff, zu setzen sein. Dieser hanseatische Staatsmann, der sich ganz als solcher fühlte, verfolgte die allmähliche Ausbildung des preußischen zum deutschen Zollverein mit äußerster Spannung. Der Beitritt Kurhessens erfüllte ihn mit ebensoviel Mißmut wie die ihm „unbegreifliche Apathie" Östreichs. Endlich im Mai 1833 glaubte er zu bemerken, daß „Metternich ein Licht aufgegangen sei", und begrüßte, gleich ihm, die Vorschläge Hannovers am Bundestag mit Genugthuung. In Paris suchte er bei Ministern, Abgeordneten, Journalisten unter der Hand „auf die Folgen des preußischen Duanensystems aufmerksam zu machen". Denn, so sehr er auf Vorsicht bei seinen Mitteilungen bedacht war, hielt er dafür: „Es könnte doch vielleicht am Ende einen Augenblick geben, wo unsere kosmopolitische Existenz als europäische Handels- und Stapelplätze hervorzuheben wären." Es bekümmerte ihn nicht wenig, daß die „engherzige, illiberale Handelspolitik" der Kammern die französische Regierung verhindert habe, „durch zeitige kommercielle Konzessionen der preußischen Politik einen Damm entgegenzustellen". Auch der häufige Wechsel der französischen Minister war seinen Bemühungen hinderlich. Erst seit der Übernahme des Auswärtigen durch den Herzog von Broglie fand er besseres Verständnis. Doch entging es ihm nicht, daß man in den französischen Regierungskreisen weniger die wirtschaftliche als die politische Seite der Angelegenheit ins Auge faßte[1]).

In der That äußerte der Herzog von Broglie wiederholt, was die Handelsverhältnisse betreffe, so sei es in mancher Hinsicht besser, „mit einer großen kompakten Masse als mit zwanzig kleinen Staaten zu thun zu haben". Aber scharfblickend fürchtete er, daß durch den Zollverein „der Grund der deutschen Einheit gelegt werde". Der Zollverein beförderte in seinen Augen sogar „die Tendenz einer germanischen Centrali-

[1]) Berichte Rumpffs 16. 21. 28. 30. Jan., 6. März, 23. Juni, 19. 22. August 1832, 19. April, 5. 18. Mai, 27. Dec. 1833, 1. 25. Febr. 1834. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

sation unter dem Banner Preußens weit mehr, als es durch lange diplomatische Verhandlungen hätte geschehen können". Darum beglückwünschte er die Schweiz dazu, „ihre kommercielle Unabhängigkeit, die so enge mit ihrer politischen Unabhängigkeit verknüpft sei, erhalten zu haben". Er ließ sie zum Dank auf französische Handelserleichterungen hoffen, die freilich vorläufig nur in der Luft schwebten[1]). Auch Broglies Nachfolger de Rigny hatte Beängstigungen wegen der politischen Folgen des Zollvereins und schüttete dem östreichischen Botschafter dieserhalb sein Herz aus. Ebenso besorgt äußerte sich Louis Philipp im Gespräch mit dem Vertreter Englands[2]). Nichts konnte daher in Paris erwünschter sein, als einen der süddeutschen Kleinstaaten, der bis dahin dem Zollverein nicht beigetreten war, durch einen Vertrag, wäre es auch nur für die nächste Zeit, zu fesseln. Diesem Wunsch kam der Herzog von Nassau im Herbst 1833 entgegen. Beraten von seinem Minister Marschall, dem alten Gegner der preußischen Handelspolitik, unterdrückte er seine legitimistischen Skrupel und bestätigte eine in Paris am 19. September 1833 getroffene Übereinkunft seines Geschäftsträgers und des Bevollmächtigten Louis Philipps. Danach bestätigte der König eine jüngst verfügte Herabsetzung des französischen Eingangszolles auf Mineralwasser in Krügen, während der Herzog sich verpflichtete, fünf Jahre lang die französischen Weine und Seidenwaren von jeder Erhöhung des niedrigen Eingangszolles auszunehmen. Das weingesegnete Nassau führte an fremden Weinen höchstens 450 Ohm jährlich ein und bezog nur wenige Centner Seidenzeug. Somit bezweckte die vom Herzog übernommene Verpflichtung in Wahrheit fünfjähriges Fernbleiben vom Zollverein. Zum Dank dafür erhielt die herzogliche Kasse, die ein mißbräuchliches Monopol der Brunnen in Selters und Fachingen ausbeutete, sichere Aussicht auf bedeutenden Gewinn.

Nassauisch-französischer Handelsvertrag. 19. Sept. 1833.

Lage Badens.

Vor allem kam es Frankreich darauf an, das angrenzende Baden vom Eintritt in den deutschen Zollverein abzuhalten. Aber eben dieser Staat war der erste, durch dessen Anschluß er sich erweiterte. Das langgestreckte, schmale Gebiet des Großherzogtums hatte bei seiner vollständigen Vereinzelung im Zollwesen auf strenge Bewachung der 170 Grenzmeilen so gut wie ganz verzichten müssen. Die Folge war Duldung einer ungeheuren Zunahme des Schmuggels. Dies bildete die Kehrseite der vielgerühmten, auf einem Tarif sehr niedriger Zölle ruhenden „Handelsfreiheit". Allmählich drang das Gefühl der Unhaltbarkeit des bestehenden Zustandes bei der badischen Regierung durch. Der Beitritt

[1]) Broglie an Talleyrand 16. Dec. 1833. (Talleyrand: Mémoires V. 288.) Berichte Tschanns 22. Dec. 1833. (S. Anhang I.) 13. 24. Jan. 1834. (Beilagen: Tschann an Broglie 5. Febr. Broglie an Tschann 19. Febr. 1834.) E. Arch. in Bern.

[2]) Berichte Rumpffs 22. Mai, 10. Dec. 1834. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

zum Zollverein dünkte sie durch Einschränkung der Handelsfreiheit nicht zu theuer erkauft. Dem Widerstreben im Volk suchte der Staatsrat Nebenius, mit dem Hinweis auf seine Vorschläge von 1819 (s. I. 622), durch eine Flugschrift, die schon bei der Abstimmung des Würtemberger Landtags ins Gewicht fiel, auf gewandte Art entgegenzuarbeiten[1]). An seine Seite stellte sich bald danach Karl Mathy. Eine Kommission, die der Finanzminister Böckh nach Karlsruhe berief, war geteilter Ansicht. Doch sprachen die Fabrikanten sich fast sämtlich für Anschluß an den Zollverein aus.

Die entscheidenden Verhandlungen, die im Sommer 1834 in Berlin begannen, rückten nur sehr langsam vom Fleck. Zwar zeigte sich Baiern, da König Ludwig seine alten Ansprüche ruhen ließ, diesmal sehr willfährig. Aber Würtemberg machte unaufhörliche Weiterungen hinsichtlich der Neckarzölle, deren Herabsetzung es forderte. Baden selbst verlangte wegen der außerordentlichen Schmalheit seines Gebietes Einschränkung des zu bewachenden Grenzzollbezirkes, der in den bisherigen Vereinsstaaten zwei Meilen breit war, auf eine Wegstunde. Auch das eigentümliche Verhältnis aller drei Südstaaten zur benachbarten Schweiz, der sie einige Zollbegünstigungen gewahrt zu sehen wünschten, kam zur Sprache und erschwerte die Einigung[2]). Endlich konnte am 12. Mai 1835 der Vertrag unterzeichnet werden. Die badische Regierung zögerte keinen Augenblick mit seiner Ausführung, zu schwerem Ärger der überraschten Kaufleute, die große Vorräte aufgestapelt hatten und nun zur Nachzahlung des Zolles angehalten wurden. Noch stand jedoch die Genehmigung des Vertrags durch die Kammern aus. Nicht wenige Petitionen aus Stadt und Land forderten seine Verwerfung. Auf sie berief sich in der zweiten Kammer vor allem Rotteck. Mit manchem liberalen Gesinnungsgenossen fand er in dem Vertrag, so wie er vorgelegt war, das Ideal „eines auf Freiheit basirten teutschen Zollvereins" nicht wieder. Er malte aus, das badische Volk werde „zum Vorteil anderer Vereinsländer und vorzugsweise Preußens" jährlich eine Million mehr bezahlen, dafür aber „Zucker und Kaffee nur in geringerer Quantität" genießen. Er prophezeite, der Zollverein werde, dank der Einwirkung auf das Steuersystem, „eine Verkümmerung der konstitutionellen Rechte" herbeiführen. Er wollte nichts in ihm sehen als eine „ins Große getriebene Finanzoperation" Preußens, um dessen „finanzieller Interessen willen die Völker untereinander sich fremd bleiben sollten". Indessen, die Mehr-

Badischer Anschlußvertrag. 12. Mai 1835.

Kritik in der 2. Kammer.

Bestätigung.

[1]) Böthlingk: K. Fr. Nebenius 1899 (zur Berichtigung Treitschkes).

[2]) Vgl. A. von Gonzenbach: Über die Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und den deutschen Zollvereinsstaaten 1845. A. Pfister: Aus den Berichten der preußischen Gesandten in der Schweiz 1833—39. (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde S. 464 ff.)

heit ließ sich durch seine düsteren Voraussagungen nicht schrecken. In der ersten Kammer war für die Gutheißung des Vertrages mitbestimmend das gewichtige Wort des hoch angesehenen Nationalökonomen Rau, des würdigen Vertreters der Universität Heidelberg. Der Regierung verblieb der Sieg und die Auswechslung der Ratifikationen in Berlin konnte stattfinden.

Verhalten Nassaus gegen Frankreich.

Der Zutritt Badens zum Zollverein beschleunigte den des Herzogtums Nassau und der Stadt Frankfurt am Main. Mit dem Minister Marschall, der im Januar 1834 starb, verschwand der entschiedenste Widersacher der preußischen Handelspolitik in Nassau vom Schauplatz. Sein Nachfolger, Graf Walderdorff, obwohl als katholischer Adliger Östreich sehr geneigt, hatte schon vor Jahren die Massenpetitionen nassauischer Gemeinden um Anschluß an den preußischen Zollverein im Landtag befürwortet. Er wußte auch den Herzog von der Unrätlichkeit längeren Widerstrebens zu überzeugen. Freilich hatte sich dieser durch den 1833 mit Louis Philipp geschlossenen Vertrag, der keineswegs Geheimnis im Lande geblieben war[1]), auf fünf Jahre gebunden. Aber ein Rabulistenkniff verschaffte ihm Freiheit des Handelns. Nach Artikel 3 des Vertrags sollte dieser erlöschen, falls die gewährte Ermäßigung des französischen Eingangszolles auf Mineralwasser in Krügen „in der nächsten Session der Kammern nicht die legislative Zustimmung erhalte". Diese Zustimmung wäre mit der Annahme eines ermäßigten Zolltarifes erfolgt, wenn es überhaupt während der Session von 1833 auf 1834 zu dessen Beratung gekommen wäre. Zum Ersatz dafür erließ der König auf Grund einer Vollmacht beider Kammern eine Verordnung, die u. a. auch jene Herabsetzung des Zolles auf Mineralwasser in Krügen bestätigte. Indessen der Herzog von Nassau hielt sich an den ausdrücklichen Wortlaut des Vertrags und erklärte ihn durch seinen Geschäftsträger in Paris, ungeachtet der Entrüstung des französischen Ministeriums des Auswärtigen, für erloschen. Sein Vertreter in Berlin kündigte dies mit dem sehnlichen Wunsch der „Aufnahme in den großen deutschen Zollverein" dort an. Aber die Geschäftsmänner an der Spree hatten keine Eile, dem Beherrscher eines wirtschaftlich ganz auf Preußen angewiesenen Kleinstaates, dessen feindselige Gesinnung sie in Marschalls Zeiten so oft erfahren hatten, allzueifrig entgegenzukommen. Der Bevollmächtigte des Herzogs dankte nur dem einflußreichen, ihm befreundeten alten Fürsten Wittgenstein die Gutheißung eines Teiles seiner Anträge, unter denen die Erhaltung des Monopoles der Spielhöllen in den Badeorten und des Rheinzolles zu Kaub figurirten. Noch war der Einspruch Würtembergs und der Thüringer Staaten gegen mehrere Artikel des Anschluß-

Anschluß an den Zollverein. 10. Dec. 1835.

[1]) S. M. von Lerchenfeld: Aus den Papieren Max von Lerchenfelds 1887. S. 450.

vertrags zu beseitigen, ehe er am 10. December 1835 unterzeichnet werden konnte.

Drei Wochen später folgte die Stadt Frankfurt. Bereits zu Anfang des Jahres 1834 war die Zwangslage, in der sie sich befand, so drückend geworden, daß der Senat auf ein Gutachten der Handelskammer hin Schritte that, um das Gemeinwesen aus ihr zu befreien. Indessen Vorbesprechungen mit dem hessen-darmstädtischen Finanzminister Hofmann und Verhandlungen in Berlin führten nicht so schnell, wie erwartet worden war, zum Ziele. Manche Forderungen, die von Seite der kleinen Republik erhoben wurden, namentlich die der Aufrechterhaltung von Handelsprivilegien und völliger Gleichstellung mit den größeren Vereinsregierungen, stießen auf starken Widerstand. Erst im Herbst 1835 kam man sich näher. Am 2. Januar 1836 erfolgte die Unterzeichnung des Anschlußvertrages. Der freien Stadt Frankfurt wurden zwar die Rechte eines selbständigen Vereinsmitgliedes zugesprochen, doch sollte sie bei den Konferenzen in der Regel durch den Bevollmächtigten Nassaus vertreten werden. Auch hatte sie den beiden angrenzenden hessischen Staaten die Präsentation des Direktors und eines der beiden Mitglieder der Zollbehörde zu überlassen. Ihr Meßverkehr erhielt dieselben Vergünstigungen wie derjenige Leipzigs. Ihr Anteil an den Zolleinnahmen ward mit Rücksicht auf den stärkeren Verbrauch der wohlhäbigen Einwohnerschaft etwa viermal höher angesetzt, als er nach der Kopfzahl der Bevölkerung zu berechnen gewesen wäre. Ehrlicher als der Herzog von Nassau hatte der Senat der Stadt Frankfurt vorher die Fessel des mit England abgeschlossenen Vertrages abzustreifen gesucht. Lange Zeit blieben seine Bemühungen vergeblich. Der englische Gesandte am Bundestag hatte noch im Juli 1835 „dem tiefsten Bedauern" seiner Regierung Ausdruck zu geben. Endlich aber erwirkte der wieder nach London gesandte Senator Harnier dort einen neuen Vertrag, der, auf den 29. December 1835 zurückdatirt, die fünf ersten Artikel des früheren aufhob[1]). Bei der Vollziehung des Zollanschlusses gab es allerdings noch mancherlei Widrigkeiten. Zumal die Nachversteuerung der massenhaft aufgehäuften ausländischen Warenvorräte rief starke Erregung in der Kaufmannschaft hervor. Bald aber kehrte die Ruhe zurück, und die Lebhaftigkeit des nächsten Meßverkehrs trug nicht wenig zur Beschwichtigung der Gemüter bei.

Anschluß Frankfurts. 2. Jan. 1836.

Nach dem Anschluß Badens, Nassaus und Frankfurts umfaßte der deutsche Zollverein ein Gebiet von 8253 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als 25 Millionen Einwohnern. Dabei betrug die zu bewachende Grenze nur noch 1064 Meilen, neun Meilen weniger,

Umfang und Wirkungen des Zollvereins.

[1]) Senatsakten. Stadt-Archiv Frankfurt a. M. Nach gefälliger Mitteilung von Herrn Prof. Jung. Vgl. Geschichte der Handelskammer zu Frankfurt a. M. 1908.

als Preußen allein im Jahre 1819 zu schützen gehabt hatte. Wenige Jahre genügten, um die tiefgreifenden wirtschaftlichen Folgen des mühsam Errungenen auch dem blödesten Auge klar zu machen. Dem Schmuggler, dessen unsauberes Geschäft tiefe Volksschichten vergiftet hatte, war fast im ganzen Inneren Deutschlands das Handwerk gelegt. Der freie Verkehr zwischen den einzelnen Staaten kam der Gesamtheit zustatten und beförderte auf überraschende Weise den Wohlstand. Alte Zweige des Gewerbfleißes setzten frische Triebe an, neue sproßten, namentlich in Süd- und Westdeutschland, auf. Die Fabrikthätigkeit verbreitete sich mit Verwertung der Dampfkraft in Gegenden, denen sie bis dahin so gut wie fremd gewesen war. Manche Artikel traten bereits auf dem Weltmarkt in glücklichen Wettbewerb mit denen der Industrie Englands und Frankreichs.

Vertrag mit den Niederlanden. 1839.

Auch versuchte der Zollverein, trotz der Schwerfälligkeit seiner bündischen Verfassung, als Ganzes durch Schiffahrts- und Handelsverträge sich mit anderen Staaten ins Einvernehmen zu setzen. Zwar der erste dieser Verträge, der am 21. Januar 1839 mit den Niederlanden abgeschlossen wurde, erwies sich als ein starker Fehlgriff. Der Ausfuhr deutscher Erzeugnisse nach den Niederlanden ward keine wesentliche Förderung zuteil, während die vereinsländischen Zuckerraffinerieen dem holländischen Großhandel so gut wie ausgeliefert wurden. Daher erfolgte schon nach zwei Jahren die Kündigung. Ein glücklicheres Ergebnis hatte der mit der Türkei 1840 abgeschlossene Vertrag, der die Preußen gewährten Vergünstigungen auf die Unterthanen aller Vereinsstaaten ausdehnte. Inzwischen machten die beiden großen Westmächte Miene, sich dem Verein zu nähern. Louis Philipp, persönlich Erleichterungen des Handels nicht abgeneigt, entsandte 1839 einen Bevollmächtigten zu den Zollkonferenzen nach Berlin. Dieser einigte sich mit einem preußischen Finanzbeamten über die schriftliche Aufstellung beiderseitiger Wünsche, die er in Paris zur Kenntnis brachte. Allein statt eines Entgegenkommens von französischer Seite erlebte man zum Schaden namentlich der rheinischen Industrie, 1840 eine Erhöhung der Zölle auf Leinen und Nähnadeln durch die Kammern. Auch die englische Regierung hielt es für angezeigt, während jener Zollkonferenzen von 1839 einen kundigen Vertrauensmann nach Berlin abzuordnen. Es war der als Reisender und Schriftsteller rühmlichst bekannte, von freihändlerischen Ideen erfüllte John Bowring, der schon häufig zu kommerciellen Missionen verwandt worden war. Allerdings blieb der nächste Zweck seines Kommens unerreicht. Er mußte hören, daß an eine Ermäßigung des Tarifs für englische Fabrikate nicht zu denken sei, so lange England an seinen hohen

Vertrag mit der Türkei. 1840.

[1]) Zimmermann a. a. O. S. 161. 481 ff.

Zöllen auf fremdes Getreide festhalte. Aber die günstigen Berichte, die er über den Zollverein erstattete, trugen nicht wenig zur Besänftigung der öffentlichen Meinung in seinem Vaterlande bei. Verhandlungen zwischen Preußen, als der Vereinsvormacht, und England über einen neuen Schiffahrtsvertrag endigten am 2. März 1841 mit einem Abkommen, dessen Vorteile südlich des Mains zunächst nicht nach Gebühr gewürdigt wurden. England bewilligte, gegen Verzollung von Reis und Zucker nach dem Fuß der meistbegünstigten Nation, dieselben Vergünstigungen, die bisher nur bei direkter Fahrt aus den Ostseehäfen gegolten hatten, für die Herkunft von Schiffen und Schiffsfrachten aller Zollvereinsstaaten aus den Nordseehäfen zwischen Maas und Elbe.

Schiffahrtsvertrag mit England. 1841.

Immer deutlicher entpuppte sich der Zollverein als ein staatenähnliches Gebilde, dessen Kraftentwicklung gesamtdeutschen Interessen zustatten kam. Indessen während das Ausland anfing, sich wohl oder übel daran zu gewöhnen, mit seinem Dasein zu rechnen, durchlebte er eine innere Krisis, die einen Augenblick seine Dauer in Frage zu stellen schien.

In Preußen selbst erhoben sich Stimmen, die ihn einer Schädigung der Staatsfinanzen bezichtigten. In der That konnte nichts der Wahrheit stärker widersprechen als eine Karikatur, die den Zollverein im Bilde einer von Preußen gemolkenen, von den Süddeutschen an Schwanz und Hörnern festgehaltenen Kuh darstellte. Ein Vergleich der Zolleinnahmen lehrte vielmehr, daß Preußen im ersten Jahre des Vereines eine starke Einbuße erlitt, während Baiern und Würtemberg etwa das Doppelte gewannen. Dies erklärte sich nicht allein aus der Steigerung der Zollsätze, die in Preußen die alten geblieben waren, für die übrigen Vereinsstaaten. Auch die Verteilung der Einnahmen nach dem Maßstab der Bevölkerung legte der preußischen Staatskasse Opfer auf. In den nächsten Jahren blieb Preußen gleichfalls mit dem Bezug von Vereinserträgnissen verhältnismäßig im Rückstand. Der Nachfolger Maaßens im Finanzministerium zu Berlin, Graf Alvensleben[1]), noch jüngst zeitweise Vertreter Preußens bei den Wiener Ministerkonferenzen, in seinem neuen Amt Laie und vorzüglich auf strenge, fiskalische Sparsamkeit bedacht, nahm daraus Anlaß, beim König ernste Warnungen vor den Gefahren des Zollvereins vorzubringen. Dies rief Kühne auf den Plan, der sich durch den hochkonservativen Minister und seine untergeordneten Gehilfen zurückgedrängt sah. Er veranstaltete 1836 einen Abdruck seines in Rankes Zeitschrift erschienenen Aufsatzes und schloß mit den Worten, vieles Wohlerwogene müsse täuschen, wenn in den finanziellen Ergebnissen des Vereins ein Grund zu dessen Wiederauflösung gefunden werden sollte. Der Kronprinz trat auf Kühnes Seite, und Friedrich Wilhelm III. ließ

Preußische Bedenken.

Alvensleben und Kühne.

[1]) H. von Petersdorff: Graf Albrecht von Alvensleben-Erxleben. (Histor. Zeitschrift 1898. C. S. 263 ff.)

sich die schwarzen Prophezeiungen Alvenslebens und seiner Berater nicht anfechten. Indessen gaben sie ihre Bedenken noch nicht auf. Jedenfalls wollten sie das Herannahen des Termines für die Kündigung der Verträge dazu benutzen, einen kräftigen Druck zu Gunsten Preußens auf die Verbündeten auszuüben.

Am Schluß des Jahres 1839 wurde den übrigen Vereinsregierungen durch eine ausführliche Erklärung der preußischen angekündigt, welche Vertragsänderungen sie fordere. Sie betrafen u. a. die Abgaben bei der Einfuhr fremder und inländischer Weine, die Besteuerung des Runkelrübenzuckers, die Sicherung der Einkünfte des Salzregals, die Erhebung und Kontrollirung der Ausgleichungssteuern. Bei einer Besprechung mit den Finanzministern Sachsens und Weimars machte Alvensleben kein Hehl daraus, Preußen müsse auch innerhalb der Branntweinsteuergemeinschaft mit Sachsen und den Thüringer Staaten für die Verteilung der Steuer auf Annahme eines ihm günstigeren Maßstabes bestehen. Monate lang wurde über die preußischen Forderungen verhandelt. Erwiderungen einzelner Vereinsregierungen nahmen mitunter einen sehr gereizten Ton an. Aufs neue griff daher Kühne zur Feder, um in einer „Denkschrift über die bisherigen Erträge und Erfolge des Zollvereins" den Streit von einer höheren Warte zu beleuchten und einem billigen Ausgleich das Wort zu reden. Ein solcher ward denn auch bei den Berliner Zollkonferenzen im Frühling 1841 gefunden. Preußen setzte die anfängliche Ziffer seiner Forderungen bedeutend herab, verzichtete auf das begehrte Präcipuum und stimmte der Umwandlung der Ausgleichungssteuern in zweckmäßigere Übergangsabgaben zu. Hinsichtlich aller anderen Punkte fand eine Verständigung statt. Dank Baierns entschiedenem Drängen wurde die nächste Dauer des Vereinsvertrags auf zwölf Jahre erstreckt. Am 8. Mai 1841 konnte er nach harten Kämpfen unterzeichnet werden. Die Freude über die Befestigung des Vereins war allgemein. Man wußte ihn für die nächste Zukunft gesichert. Man empfand die Wohlthat seiner Wirkungen nach Überwindung des letzten Zwiespaltes doppelt dankbar. Selbst der Hader zwischen Schutzzöllnern und Freihändlern, der bald darauf in seinem Inneren ausbrach, konnte diese Empfindung nicht auslöschen.

Ausgleich auf den Zollkonferenzen. 1841.

Die Reaktion.

Auch in der Geschichte der Völker gilt der tiefsinnige Satz „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein". Der Zollverein brachte dem deutschen Volk allerdings einen unschätzbaren Zuwachs materieller Wohlfahrt. Aber die Sehnsucht nach einem freien und einigen Gemeinwesen, die in tausenden

deutscher Herzen glühte, vermochte er nicht zu stillen. Vielen, und nicht den Schlechtesten, erschien gerade Preußen, das den Zollverein ins Leben gerufen hatte, als Haupthemmnis der Erfüllung ihrer idealen Wünsche. Daraus vornehmlich erklärt sich der Widerstand süddeutscher Liberaler gegen die Anschlußverträge. Sie erstrebten nach Rottecks Worten „Höheres und Edleres als von Preußen ins Schlepptau genommen zu werden", dieser „mit Rußland in engster Verbindung stehenden europäischen Großmacht", welche die konstitutionellen Staaten nach und nach in den Abgrund des Absolutismus zu reißen drohe. Vergeblich suchte David Hansemann in seinem Buch „Preußen und Frankreich" solche Befürchtungen zu zerstreuen. Im deutschen Süden blieb trotz der Verknüpfung durch die Fäden des Zollvereins ein starkes Gefühl der alten Abneigung gegen Preußen zurück. Preußen.

So viel war gewiß: bei der jüngsten, nach dem Frankfurter Wachensturm inscenirten Demagogenverfolgung und bei der Ausführung der Wiener Konferenzbeschlüsse gab Preußen, in dessen Gebiet sich doch keine Hand gerührt hatte, ein höchst gehässiges, moralischen Eroberungen nichts weniger als nutzbringendes Beispiel. Nach dem zusammenfassenden Bericht der 1833 in Frankfurt eingesetzten Centralkommission waren bis zum Sommer 1838 im Gesamtbereich des Bundes über 1800 Angeschuldigte „wegen der revolutionären Komplotte der neueren Zeit" in Untersuchung gezogen worden. Wie viele von diesen auf Preußen kamen, war nicht gesagt. Aber die 192 Strafurteile, die das Berliner Kammergericht 1836 fällte, redeten eine Sprache von grausamer Deutlichkeit. Es hatte seine Untersuchung unter Aufsicht einer Ministerialkommission zu führen. Hier fühlte sich Kamptz, der nebst dem Schlesier Heinrich von Mühler 1832 zum Justizminister ernannte alte Demagogenjäger, ganz und gar in seinem Element. Mit ihm teilten sich der Präsident des Kammergerichtes, Kleist, der Inquirent Dambach, der Referent Tzschoppe in den traurigen Ruhm, unbedachte Äußerungen jugendlicher Schwärmerei oder heimliche Verwendung der verpönten schwarz-rot-goldnen Farben für Bänder und Pfeifenquasten zu staatsgefährlichen Versuchen des Hochverrates aufzubauschen. Ihre Opfer waren ehemalige Mitglieder der Burschenschaft, großenteils Studenten und junge Doktoren, der Mehrzahl nach ganz harmlos und für Verschwörerkünste nicht geschaffen. Ihrer neununddreißig wurden zum Tode verurteilt, darunter vier zur geschärften Todesstrafe des Rades. Zu diesen gehörte der Westfale Brüggemann, der Festredner von Hambach und Wilhelmsbad. Des Königs Gnade wandelte die Todesstrafe der Neununddreißig in dreißigjährige Festungshaft um. Den auf diese Weise „Begnadigten" öffnete erst der Amnestieerlaß seines Nachfolgers die Thore. Nach sieben schweren Jahren sah damals auch Fritz Reuter die Freiheit wieder. Der treuherzige Politische Verurteilungen. Fritz Reuters Festungszeit.

Mecklenburger, der in Jena als Mitglied der Germania nur in den unschuldigen Freuden des Burschenlebens geschwelgt hatte, war 1833 in Berlin von der Polizei hinter Schloß und Riegel verbracht, aber von der Großmacht Preußen an seinen Heimatstaat nicht ausgeliefert worden. Es dauerte lange, bis der Dichter versuchte, sich „von der Seele zu schreiben", was so tief in sein Leben eingegriffen hatte. Sein goldener Humor konnte viele Leser über die furchtbare Tragik vergangener Zeiten hinwegtäuschen. Dennoch bleibt „Ut mine Festungstid" ein Denkmal jener Schande Preußens, so unvergänglich wie Silvio Pellicos rührende Erzählung der Kerkerhaft auf dem Spielberg.

Nicht jeder rettete sich aus den düsteren Tagen, die das Herz mit „Haß, Fluch und Grauen" erfüllten, Gesundheit und Frohmut. Manchem wurden sie zur Ursache unheilbaren Siechtums oder geistiger Umnachtung. Mancher fand den Weg zu einem geordneten Leben nicht wieder. Glücklicher als die für viele Jahre der Freiheit Beraubten waren die, welche, wie der Anatom Jakob Henle, mit ein paar Wochen Untersuchungshaft in der berüchtigten Hausvogtei oder, wie der Historiker Max Duncker, mit ein paar Monaten Strafarrest abkamen. Allein je heller der Ruhm solcher Zierden der Wissenschaft bald erstrahlte, desto schmählicher erschien die Rolle des Staates, in dem auch sie zu politischen Verbrechern gestempelt worden waren.

Behandlung der Presse.

Es entsprach dieser Rolle vollkommen, daß Preußen in der Behandlung der Presse gleichfalls ein Muster der Strenge abgab. Eichhorns Entwurf eines Preßgesetzes, das die Fesseln der Karlsbader Beschlüsse hatte lockern sollen (s. IV. 310), war längst zu den Akten gelegt. Vorschläge einer ermäßigenden Neuordnung des preußischen Censurwesens, die Rehfues, der wohlwollende Kurator der Universität Bonn, 1833 eingereicht hatte, fanden keine Beachtung. Maßgebend blieb die Praxis des Obercensurkollegiums, dessen Personalbestand seit der Juli-Revolution mehrere Veränderungen erlitten hatte. Der Historiker Friedrich von Raumer, dessen Rektoratsrede zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier des Königs früher „durch das Obercensurkollegium wie ein Quintanerexercitium durchkorrigirt worden war", schied, immer mehr angewidert durch die ihm zugemutete Mitwirkung bei der Verstärkung des „geistigen Cordons", aus der Mitte der Censoren aus. Den größten Einfluß unter ihnen übte Tzschoppe, der gefürchtete Demagogenverfolger. Ihm zu widersprechen fanden die weniger mutigen Mitglieder der Behörde selten geraten. Vornehmlich auf seinen Antrieb hin wuchs die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitschriften. Dabei wurde nach Raumers Worten „der wissenschaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das sich in der Leihbibliothek schlechten Zeitvertreib holt". Rottecks und Welckers Staatslexikon durfte die preußische Grenze

nicht passiren. Gegen Rottecks Lehrbuch des Vernunftrechtes richtete sich schon nach der Ankündigung des Erscheinens ein Verbot.

Preußen und das „junge Deutschland".

Wie begreiflich widmete die oberste preußische Censurbehörde der schönen Litteratur, in deren Erzeugnissen sie manchen gefährlichen Keim entdeckte, ihre besondere Aufmerksamkeit[1]). Börnes „Pariser Briefe" und Heines „Französische Zustände" wurden von demselben Bannstrahl getroffen. Auch die nächsten Schriften Heines fanden als „revolutionäre und irreligiöse Produkte", deren „Gift" durch den „eingestreuten Witz" um so furchtbarer sei, keine Gnade vor den Augen der Berliner Gewaltigen. Dann erfolgte auf Grund eines Gutachtens des Obercensurkollegiums jenes Edikt des Ministers des Inneren (14. Nov. 1835), das dem Bundestag bei seinem Vorgehen gegen das „junge Deutschland" gleichsam den Weg wies (s. o. S. 30). Auch nach dem Erlaß des Bundestagsbeschlusses vom 10. December 1835 stand bei der Verfolgung des „jungen Deutschland" Preußen in erster Linie. In nicht wenigen deutschen Bundesstaaten sah man, als der von Menzel erregte Sturm vorübergebraust war, Verlegern und Buchhändlern durch die Finger. In Hannover wurde das allgemeine Verbot sogar durch eine Verfügung vom 28. November 1836 teilweise wieder aufgehoben. Anders verfuhr man in Preußen. Zwar bequemte man sich hier in den ersten Monaten des Jahres 1836 zu einer Milderung des drakonischen Ministerialediktes vom 14. November 1835. Das Verbot sollte sich nur auf die außerhalb Preußens, ohne preußische Censur gedruckten Schriften erstrecken. Diese Censur ward, allem Anschein nach auf Metternichsche Winke hin, einem eigens dazu ernannten Censor anvertraut. Es war der geheime Hofrat John, dem nicht nur „bewährteste Gesinnungen", sondern auch „vielseitige Bildung" und „gesundes Urteil" nachgerühmt wurden. Allein den Gebrandmarkten war damit nur wenig geholfen.

Laube. Mundt. Gutzkow.

Drei von ihnen, Laube, Mundt, Gutzkow, suchten ihren Frieden mit der preußischen Regierung zu machen. Am weitesten ging dabei Laube, der seine jungdeutsche Gesinnungsgemeinschaft durch mehrfachen Widerruf ableugnete und seine schon früher angebahnte Umwandlung zum Bekenner gemäßigter Ideen über Politik und Moral gründlich vollzog. Indessen ward ihm in Berlin die Erlaubnis verweigert, sich als Redakteur der von ihm übernommenen „Mitternachtszeitung" zu nennen. Was schlimmer war: das Kammergericht, dessen Spruch bis dahin auf sich hatte warten lassen, verurteilte ihn zu sieben Jahren Festungshaft, davon sechs wegen seiner Teilnahme an der Burschenschaft, eines wegen seiner litterarischen Sünden. Er durfte noch von Glück sagen, daß sein Gnaden-

[1]) Alles Nähere in den oben S. 28 angeführten Schriften von Ludwig Geiger, Houben, Draeger. Vgl. ein Promemoria Stägemanns vom 12. Mai 1835. (Rühl: Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens u. s. w. III. 557. 1902.)

gesuch eine Verkürzung der Strafzeit auf anderthalb Jahre erwirkte, und daß ihm auf Fürbitte der Fürstin Pückler-Muskau verstattet wurde, statt der Festung mit seiner jungen Frau das alte Schloß Muskau zu beziehen. Wider Novellen, die während seiner Haft entstanden, hatte die preußische Censur nichts einzuwenden. Aber hinsichtlich des Vertriebs der Schlußbände des „Jungen Europa" blieb sie unerbittlich. Gutzkow konnte, trotzdem er gegenüber Tzschoppe und gegenüber dem Minister des Inneren einigermaßen reuige Gefühle kundgab, die Zulassung seiner im Mannheimer Gefängnis verfaßten Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" auf keine Weise erwirken. Nicht besser erging es mehreren seiner nächsten Arbeiten. Mundt erlangte zwar Wiedererlaubnis des Debits seiner Zeitschrift „Zodiakus", von der 1836 noch ein Probeheft erschien. Aber seine Ausgabe des dritten Bandes von „Knebels Nachlaß" blieb verboten. Eigene Erzeugnisse seiner Feder machten ihm, obwohl er es an Selbsterniedrigung nicht fehlen ließ, viel Not.

Heine.

Heine sah wenigstens 1838 sein Werk „Shakespeares Mädchen- und Frauengestalten" und die neue Auflage seines „Buches der Lieder" durch die Maschen des Berliner Censurnetzes hindurchschlüpfen. Dies fiel zeitlich mit einer Wendung zusammen, die er nach der Seite Preußens hin machte. Er hatte noch 1836 Metternich, den er sich „geneigt" wähnte, um edelmütige Nachsicht und um Errettung aus der Not angefleht. Zwei Jahre später trug er sich mit dem Plan, in Paris eine deutsche Zeitung unter Wahrung der Interessen Preußens herauszugeben, und erbot sich in Berlin für die Erlaubnis des Vertriebes dieses Journals zum Versprechen weitgehender „Garantieen". Indessen der Plan zerschlug sich und mit ihm Heines Hoffnung auf die Fortdauer milderer Behandlung. Im Jahre 1841, nach Erscheinen des zweiten Teiles der „unpolitischen Lieder" Hoffmanns von Fallersleben, wurde sogar der gesamte Hamburger Verlag von Hoffmann und Campe innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle verboten. Seitdem hatte auch Heines Mäßigung ein Ende. „Ich rate, schrieb er Campe, zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier nichts zu erlangen." Ihm selbst ward seit 1840 durch Wiederaufnahme seiner politischen Korrespondenzen in der „Allgemeinen Zeitung" eine journalistische Einnahmequelle eröffnet. Hier aber hatte er sich großer Vorsicht zu befleißigen.

Hansemanns „Preußen und Frankreich".

Diese Empfindlichkeit der preußischen Regierung gegen Äußerungen der Presse im eigenen Lande wurde vielleicht am deutlichsten durch die Behandlung Hansemanns erwiesen. Der patriotische Aachener Kaufherr hatte 1833 allerdings in jenem inhaltreichen Werk „Preußen und Frankreich" viele der Regierung gemachten Vorwürfe zurückgewiesen. Aber er hatte auch mit Freimut den Satz verfochten: „Ruhe und Bequemlichkeit

sind nicht allemal eine Bürgschaft der Sicherheit und Festigkeit der Staaten." Er hatte auf Einzelnes, was ihm trotz der „Glückseligkeit des Beamtentums" der Besserung dringend bedürftig erschien, hingewiesen. Er hatte insbesondere eine Entlastung der unteren Volksklassen gefordert und die Behauptung zu erhärten gesucht, daß Rheinland-Westfalen eine ziffermäßig zu hohe Grundsteuer trage. Das Buch David Hansemanns, so wenig es auf den Geschmack des großen Publikums berechnet war, machte nicht geringes Aufsehen. In mehreren Gegenschriften wurde die Zuverlässigkeit seiner Zahlenangaben in Zweifel gezogen. Eine Denkschrift Maaßens, die erst nach seinem Tode als Beilage zu den Landtagsabschieden für Westfalen und die Rheinlande veröffentlicht wurde, sollte die Angaben über die Grundsteuern der westlichen Provinzen amtlich widerlegen. Aber bei diesem ehrlichen Kampf blieb es nicht. Anonyme Denunciationen und Verdächtigungen der Geheimpolizei brandmarkten die „französische" Gesinnung der angeblichen Hintermänner Hansemanns. Der verdiente Regierungspräsident von Aachen, Reimann, fiel nach zwanzigjähriger Wirksamkeit den heimlichen Anschuldigungen zum Opfer. Hansemann selbst wurde bei einer Wiederwahl zum Handelsrichter auf Antrag von Kamptz die erforderliche königliche Bestätigung vorenthalten[1]).

Rechtspflege. Kamptz.

Auch bei dieser Angelegenheit konnte sich die Denkweise des alten Schildknappen des Polizeistaates, Kamptz, nicht verleugnen. Kamptz verband mit dem Geschäft der Gesetzrevision (s. III. 257) die specielle Leitung des Justizwesens der Rheinprovinz. Wenn irgend etwas so bestärkte dies die Rheinländer in der Befürchtung, das ihnen liebgewordene französische Recht und Rechtsverfahren solle ihnen doch noch genommen werden. Der Kleinkrieg, den Kamptz durch Ministerialreskripte gegen die rheinischen Tribunale führte, machte ihn allen Freunden der napoleonischen Gesetzbücher und der Schwurgerichte täglich verhaßter. Gleichzeitig verstärkte er die allgemeine Abneigung gegen seine Person durch öffentliche Verteidigung der Entlaßbarkeit der Richter auf dem Verwaltungsweg[2]). Erst im December 1838 entschloß sich der König, auf Andringen Bodelschwinghs, des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Kamptz die Leitung des rheinischen Justizwesens abzunehmen. Seine außerordentliche Arbeitskraft blieb nun ausschließlich der Gesetzrevision gewidmet. Für diese wurde zwar ein ungeheuer wertvolles Material aufgehäuft. Aber nur ein einziges neues Gesetz, die wohlthätige Verordnung des Jahres 1833 über den Mandatsproceß, war

---

[1]) Näheres bei Bergengrün: David Hansemann 1901. S. 153 ff.

[2]) Stölzel: Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung II. 511, auch für das Folgende.

bisher ins Leben getreten. Die ganze übrige Arbeit blieb Entwurf. Mit
Mühler. Kamptz' Rücktritt von der Leitung der Justizverwaltung in den Rheinlanden ging sie für den Bereich der gesamten Monarchie in Mühlers Hände über. Zur Beruhigung der Rheinländer ward ihm für die Leitung der rheinischen Geschäftsabteilung Ruppenthal, einer ihrer ausgezeichnetsten Juristen, als Direktor untergeordnet. Ihm selbst wurde die günstige Beurteilung des öffentlichen Verfahrens, mit der er sich zu Kamptz in schroffen Gegensatz stellte, zum Verdienst angerechnet. Noch wußte man nicht, daß er hinsichtlich der Absetzbarkeit von Richtern Kamptz' verabscheute Meinung durchaus teilte. Allein die Ausdehnung seiner Amtsgewalt, kraft deren er die Zahl der Hilfsrichter vermehrte und Kollegialgerichte durch Einzelrichter ersetzte, rief bald auch gegen ihn lebhafte Klagen hervor, für die sich die Spalten süddeutscher Blätter öffneten.

Inneres. Klagen anderer Art richteten sich gegen das Ministerium des Inneren. Nach Schuckmanns Erkrankung im Jahre 1830 war es dem Freiherrn von Brenn zugefallen, einem arbeitsamen, aber geistig in keiner Weise
Rochow. hervorragenden Beamten. An seine Stelle trat 1834 Gustav von Rochow, der sich in verschiedenen Verwaltungsgeschäften, zuletzt als Präsident der Regierung von Merseburg bewährt hatte. Es fehlte ihm nicht an Thatkraft und Einsicht in wirtschaftliche Erfordernisse der Zeit. Aber er verband mit seinem früher bezeugten Widerwillen gegen „das trügerische und revolutionäre Konstitutionswesen" einen auch Geduldige tief verletzenden bureaukratischen Hochmut und eine kindische Angst vor Verschwörungen. So machte ihm die Nachricht böse Stunden, in Heidelberg sei eine Gesellschaft Borussia gegründet worden, deren Korrespondenz und Erkennungsbänder ein dortiger „Posamentirer" besorge[1]). Das unsaubere Handwerk der politischen Geheimpolizei, die von Tzschoppe überwacht wurde, nahm unter ihm einen neuen Aufschwung, und mancher Subalternbeamte buhlte um seine Gunst durch Anschwärzung der Vorgesetzten.

Kultus und Unterricht. Altenstein. Ein freierer Geist herrschte vorläufig im Unterrichtsministerium, in dem sich Altenstein nach wie vor besonders durch den feinsinnigen Johannes Schulze unterstützt fand. Er hatte noch im Jahre der Juli-Revolution die Lehrfreiheit der Universitäten gegen den König in Schutz genommen, als Hengstenbergs Kirchenzeitung die Hallenser Rationalisten Gesenius und Wegscheider verklagte. Er suchte in der Zeit der Rückschläge und Verfolgungen manchen jungen Gelehrten den Klauen der Häscher zu entreißen. Das nach dem Frankfurter Wachensturm ergangene unbedingte Verbot des Besuches der Universitäten Erlangen, Heidelberg, Würzburg

[1]) Franckenberg an Blittersdorff 25. März, Blittersdorff an Franckenberg 14. April 1836. Arch. Karlsruhe.

wurde 1836 aufgehoben. Ein Jahr danach konnte auch in dem Normallehrplan für die Gymnasien das seit den Tagen der Karlsbader Beschlüsse verpönte Turnen auf verdeckte Art wieder empfohlen werden. Immer aber sah sich Altenstein zu vorsichtigem Laviren genötigt. Mitunter brachte er, nachgiebig gegen äußeren Druck, seine eigene bessere Überzeugung zum Opfer. Bei der Besetzung philosophischer Lehrstellen gab er Schulzes Begünstigung der Schule Hegels nach. Bei der Ausfüllung theologischer Professuren leistete er der Fürsprache des Kronprinzen und seiner strenggläubigen Freunde schwachen Widerstand.

Königsberger „Mucker".

Als Kultusminister geriet er mit der katholischen Kirche in einen verhängnisvollen Kampf, der erst in größerem Zusammenhang gewürdigt werden kann. Innerhalb der evangelischen Gemeinschaft nahm er gegen alles, was irgendwie nach Sektirerei schmeckte, entschieden Partei. Sein Verhalten mochte sich billigen lassen, als schwere Anklagen, deren Übertreibung später ans Licht kam, gegen die von Schön mit dem Spottnamen der „Mucker" belegten Pietisten erhoben wurden. Aber die Verfolgung der Altlutheraner, die sich der Union und der aufgezwungenen Form der Abendmahlsfeier nicht fügen wollten, erschien weit und breit als ein gehässiger Mißbrauch landesherrlicher Kirchengewalt. Friedrich dem Großen wurde das Wort nachgerühmt: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden." Unter Friedrich Wilhelm III. sah man ein paar hundert Schlesier, denen das Recht der Gemeindebildung versagt wurde, zum Wanderstab greifen und der Heimat den Rücken kehren.

Altlutheraner.

Kriegsministerium. Witzleben.

Im Kriegsministerium schien 1833 die Ersetzung Hakes durch Witzleben, den verdienten Generaladjutanten des Königs, einen frischen Aufschwung anzukündigen. Sein Vorgänger hatte sich angesichts der Verkettung politischer und finanzieller Ursachen Jahre lang mit einem Flickwerk beholfen (s. III. 258), das mehr dem Paradedrill als der Kriegstüchtigkeit diente. Der Hauptsatz des Wehrgesetzes von 1814 kam dabei immer mehr zu kurz. Für eine gleichmäßige Einstellung und Ausbildung aller Wehrpflichtigen fehlten eben die Mittel. Die außerordentlichen Militärausgaben der Jahre 1830 bis 1832 hatten allein über 31 Millionen Thaler betragen. Eine stärkere Belastung des jährlichen Heeresetats wäre nur durch Aufnahme von Anlehen, und diese nach der königlichen Zusage von 1820 nur nach Berufung einer „reichsständischen Versammlung" zu ermöglichen gewesen. Hake hatte sich schließlich nicht anders als durch den Vorschlag einer Beurlaubung der Soldaten nach sechzehneinhalbmonatlicher Dienstzeit und einer Wiedereinberufung auf anderthalb Monat im dritten Jahr zu helfen gewußt. Damit aber drang er nicht durch. Vielmehr verfiel man 1833 auf die Auskunft, vorläufig die Dienstzeit bei der Infanterie auf zwei Jahre herabzusetzen. Demgemäß konnte die Zahl der Mannschaften in der Linie ohne erhebliche Steigerung der Ausgaben

Zweijährige Dienstzeit.

erhöht und die Landwehr mit vollständig eingeübten Leuten versehen werden. Es war nicht zum wenigsten das Verdienst Boyens, dem der König wieder Gunst bezeugte, diesem Plan zum Siege verholfen zu haben[1]).

Prinz Wilhelm.

Mit ihm hatte sich als Gegner Hakes der ganz seinen militärischen Pflichten lebende Prinz Wilhelm verbunden. Doch war für ihn der Verzicht auf die dreijährige Dienstzeit bei weitem schmerzlicher. Er betrachtete sie als schlechterdings unerläßliches soldatisches Erziehungsmittel zur Erzeugung „des blinden Gehorsams", damit „im Augenblick der Gefahr der Monarch sicher auf die Truppe rechnen könne". Desgleichen wünschte er die Landwehr viel enger in den Verband der Linie einzubeziehen. Witzleben hielt seinerseits an dem zuletzt Beschlossenen fest und wußte sich mit der Mehrzahl der erfahrenen Generale einig. Zugleich that er im Rahmen des Bestehenden mit knappen Mitteln so viel wie möglich für die Leistungsfähigkeit des Heeres. Aber häufige Krankheitsanfälle unterbrachen seine Wirksamkeit, und 1837 mußte er, zum Tode erschöpft, seinen Abschied erbitten.

Rauch.

Auch sein Nachfolger Rauch, während der Befreiungskriege Chef des Ingenieurkorps, kränkelte und war seinem ganzen Naturell nach nicht dazu gemacht, der Gesamtregierung den Stempel eines kraftvollen Willens aufzudrücken.

Finanzministerium Alvensleben.

Noch weniger ließ sich dies von dem bureaukratisch ängstlichen Alvensleben sagen, dem Inhaber des Finanzministeriums, aus dem der Geist der Motz und Maaßen gewichen war, geschweige denn von Ancillon, der bis zu seinem Tode (1837) mit virtuoser Geschmeidigkeit, als Bewunderer Metternichs und als Verehrer des Zaren, dem auswärtigen

Auswärtiges. Werther.

Amt vorstand. Etwas mehr Selbständigkeit brachte sein Nachfolger mit, der von dem Pariser Botschafterposten abberufene Freiherr von Werther. Doch fühlte er sich bei jedem Schritt durch den alternden König gebunden, dessen auswärtige Politik sich in dem Streben zur Wahrung des Friedens Europas so gut wie ganz erschöpfte. So verharrte das Gemeinwesen in jenen stillen Jahren auf dem ruhigen Stand gleichmäßiger Arbeit des pflichttreuen und selbstbewußten Beamtentums. Aber starke, einheitliche Leitung mit hochgesteckten Zielen ward beinahe auf allen Gebieten vermißt. Preußische Männer, die in den großen Erinnerungen der Reformzeit und der Befreiungskriege lebten, empfanden den Druck der erschlaffenden Zustände sehr schwer. Selbst Boyen, der sich doch ein gut Teil Optimismus gerettet hatte, gestand Ende 1837 dem für solche Worte höchst empfänglichen Schön: „Je mehr sich die neueste Zeit zu entwickeln anfängt, desto ernster müssen sich die Besorgnisse über unsern Staat in der Brust jedes Patrioten anhäufen. Im Inneren lösen sich

---

[1]) Alles Nähere bei Meinecke: Boyen II. 459 ff. und in den militärischen Schriften Kaiser Wilhelms (1897).

die notwendigsten Bande aus Mangel von übereinstimmenden Grundsätzen mit jedem Tage mehr auf und im Äußeren sind wir trotz aller oder vielmehr zu vieler Nachgiebigkeit doch nahe daran, bald wiederum ganz isolirt dazustehen." —

Die Flutwelle der neuen Reaktion, die nach den Wiener Ministerkonferenzen über Deutschland hinwegging, ließ auch außerhalb Preußens tiefe Spuren zurück. Zwar ward in keinem anderen Bundesstaat in Sachen der „revolutionären Komplotte" ein Todesurteil gefällt, und in vielen nahm man es mit der Knebelung der Presse nicht ganz so genau. Aber an Martyrien Einzelner und an polizeilichen Quälereien war kein Mangel. In dieser Stickluft konnte denn auch die junge Pflanze des Verfassungswesens nur kümmerlich gedeihen. Baiern gebührte der zweifelhafte Ruhm, in den damaligen politischen Processen als Zusatzstrafe „Abbitte vor dem Bilde des Königs" einzuführen. Diese Demütigung mußten nach mehrjähriger Untersuchungshaft Behr und Eisenmann, die Häupter der Würzburger Liberalen (s. IV. 321), auf sich nehmen, ehe sie „auf unbestimmte Zeit" als Gefangene die Festung bezogen. König Ludwig wurde durch die Gnadengesuche des greisen Behr nicht erweicht. Er gestattete ihm mit der Zeit nur Übersiedelung in eine Privatwohnung und erließ ihm erst 1847 unter der Bedingung, Würzburg zu meiden, die weitere Strafe. Bis dahin hatte auch der sieche Eisenmann zu dulden, dem sein Stolz verwehrte, ein Gnadengesuch einzureichen. Der bairische Landtag von 1834 erwies sich als äußerst zahm. Er bewilligte dem König eine so hohe ständige Civilliste, daß dieser den Verzicht auf Ausscheidung eines selbständigen Krongutes leicht verschmerzen konnte. Ebenso freigebig spendeten die Kammern Geldmittel für die Anlage des Main-Donau-Kanals, die Herstellung der Festung Ingolstadt, den Bibliotheksbau in München. Sie schufen durch ein Gesetz über die Errichtung der Hypotheken- und Wechselbank eine dem wirtschaftlichen Bedürfnis entsprechende Anstalt. Sie brachten aber auch durch Einschränkung der Ansässigmachung den rückschrittlichen Bestrebungen der Zeit ein starkes Opfer. König Ludwig war mit dem Gesamtverhalten dieses Landtags so wohl zufrieden, daß er bei seiner Verabschiedung eine Denkmünze prägen ließ mit der lobenden Inschrift: „Ehre dem Ehre gebühret."

Baiern.

Politische Processe.

Landtag von 1834.

Übrigens empfand er die konstitutionelle Begrenzung der monarchischen Gewalt seit den Erfahrungen, die er nach der Juli-Revolution gemacht hatte, immer unwilliger. Ausdrücklich verbat er sich die Nebeneinanderstellung von König und Regierung in amtlichen Erlassen: „Jedes kann einzeln genannt werden — dekretirte er —, nicht aber König und Regierung, welches so herauskommt, als wenn le roi règne et ne gouverne pas, was in Bayern nicht der Fall ist." Er trug kein Bedenken,

Machtbewußtsein König Ludwigs.

höheren und niederen Beamten unmittelbar Befehle zu erteilen, von deren Vollziehung die Räte der Krone erst nachträglich Kenntnis erhielten. Diese Überspannung des königlichen Machtbewußtseins drohte der ministeriellen Verantwortlichkeit jede Bedeutung zu nehmen. Für einen Lerchenfeld war schon Ende 1834 kein Platz mehr im Finanzministerium, das er mit dem Gesandtschaftsposten in Wien vertauschte. Aber auch der leitende Minister des Inneren, der Fürst von Oettingen-Wallerstein, konnte sich auf die Dauer nicht behaupten. Man gab dem redegewandten und geistreichen Edelmann, der es liebte, durch schwülstige Versicherungen liberaler Gesinnung zu glänzen, häufig Schuld, seine Worte durch die That zu verleugnen. In Wahrheit sündigte er mehr durch Geschehenlassen als durch eigene Anstiftung politischer Verfolgungen. Er erwarb sich, namentlich durch Beförderung des technischen Unterrichtes und der Landwirtschaft, mannichfache Verdienste, die auch seine Gegner anerkennen mußten. Der König bewahrte ihm, solange er sich der Rolle eines Großvezirs anbequemte, sein Vertrauen. Aber er verzieh es ihm nicht, daß er die unbeschränkte Verfügung der Krone über Verwendung von Überschüssen der Staatseinnahmen leugnete. Dazu kam, daß der Minister es mit den Klerikalen verdarb, die allmählich am Hofe das Übergewicht erlangten. Bei der Besetzung von Gymnasiallehrerstellen durch Geistliche war er ihren Wünschen noch entgegengekommen. Allein der Einführung der Jesuiten und einer weiteren Vermehrung der schon beträchtlichen Zahl der Klöster war er nicht geneigt. Auf dem Landtag von 1837 kamen diese Dinge zur Sprache. Wallersteins verklausulirte Hinweisung auf das Konkordat rief das Ersuchen der zweiten Kammer hervor, der Errichtung neuer Klöster Einhalt zu thun. Dieselbe Kammer nahm als ihr Recht in Anspruch, bei der Beratung des Budgets mit Ansetzung der Einnahmen über den Voranschlag hinauszugehen und demgemäß die Ausgaben, z. B. für das Schulwesen, zu erhöhen. Im Staatsrat konnte Wallerstein nicht umhin, diese Beschlüsse zu verteidigen. Aber die Tage seines Ministeriums waren gezählt. Am 25. Oktober 1837 erhielt er seine Entlassung. Sein Nachfolger ward Abel, der ehemalige Rat der griechischen Regentschaft, der den lästigen Landtag alsbald nach Hause schickte. Mit seiner Ernennung brach für die Herrschaft der klerikalen Partei in Baiern der Morgen an.

Landtag von 1837.

Entlassung Wallersteins. 25. Okt. 1837. Abel.

Würtemberg.

In Würtemberg suchten die nach den letzten Kammerwahlen geschwächten Liberalen noch eine zeitlang den Kampf unter dem alten Banner fortzusetzen. Aber sie waren machtlos gegen das strenge Regiment, das sich in Schlayer, dem Minister des Inneren und des Kultus, verkörperte. Schon 1834 gab Uhland in seinem Gedicht „Wanderung“ einer entsagenden Stimmung Ausdruck mit den Worten:

Wohl werd' ich's nicht erleben,
Doch an der Sehnsucht Hand
Als Schatten noch durchschweben
Mein freies Vaterland.

In seinem geliebten Tübingen, wo er sein Lehramt dem Eintritt in die Kammer zum Opfer gebracht hatte, sah er die Studenten gemäß den Beschlüssen der Wiener Konferenzen gegängelt. Von seinen eigenen früheren Zuhörern hatte Berthold Auerbach durch lange Untersuchung und zweimonatlichen Arrest auf dem Hohenasperg zu büßen. Was einen Mann wie Uhland am meisten schmerzen mußte, war die Erkenntnis, daß die Teilnahme des Volkes an den rednerischen Turnieren des Ständesaales mehr und mehr erlahmte. Die Verweigerung der Steuern durch eine überzeugungstreue Minderheit, der er angehörte, war und blieb eine stumpfe Waffe. Daher faßte er mit Paul Pfizer, Römer, Schott 1838 den Entschluß, eine Wahl zum Landtag nicht mehr anzunehmen. „Wir stehen, schrieb er bald danach dem Freunde Karl Theodor Welcker, an der Grenze einer lebendigen Wirksamkeit auf diesem Wege; was irgend einmal entgegenkommen sollte, die Volksvertretung eines größeren vaterländischen Staates, hat sich nicht eingestellt, der Bündel ist nicht zu Stande gekommen, das Beil hat kein Heft und die Stäbe liegen zerknickt umher."

Erlahmen der Opposition.

Die Führer der badischen Liberalen, zu denen Welcker zählte, waren nicht gewillt, durch Verzicht auf ihre Sitze in der Kammer das Beispiel ihrer schwäbischen Gesinnungsgenossen nachzuahmen. Aber eine harte Zeit der Prüfungen ward auch ihnen nicht erspart. Zunächst gelang es dem Geschick des Ministers Winter, die Partei zu spalten und ihre gemäßigteren Mitglieder für Kompromisse zu gewinnen. Zwar hatte er alle die Maßregeln mit seinem Namen decken helfen, die seit den Bundestagsbeschlüssen von 1832 das politische Leben Badens wieder einschnürten. Auch das Gemeindegesetz von 1831, nach Rottecks Worten „eine der schönsten und kostbarsten Früchte" des damaligen ruhmreichen Landtags, ward 1837 nach vergeblichem Widerstand einer unerschütterlichen Minderheit gemäß Winters Vorschlägen in beschränkendem Sinn umgestaltet. In Gemeinden über 3000 Seelen wurde die indirekte Wahl von Bürgermeister und Gemeinderat durch einen „großen Ausschuß" eingeführt, und den höher Besteuerten ward ein starkes Vorrecht bei den nach dem Dreiklassensystem angeordneten Wahlen eingeräumt.

Baden.

Umgestaltung des Gemeindegesetzes. 1837.

Indessen erfreute sich der bürgerlich schlichte Winter trotz alledem einer tiefeingewurzelten Volkstümlichkeit. Nicht zum kleinsten Teile dankte er sie seinem offenen Auftreten, das Winkelzüge verschmähte, und dem Glauben an sein inneres Widerstreben gegen den gehässigen Druck der Bundesbeschlüsse. Auch gehörten polizeiliche Übergriffe und

Verdienste Winters.

Verhaftungen politisch Anrüchiger während seines Ministeriums zu den Seltenheiten. Staatsdienern, die Kammermitglieder waren, wurde zwar das Bewußtsein ihrer Dienstpflichten eingeschärft, aber der Urlaub in keinem Fall von vornherein verweigert. Endlich konnte man nicht vergessen, wie viel man dem Ministerium Winters auf so vielen Gebieten der inneren Verwaltung schuldete. Die Erweiterung des Straßennetzes, die Korrektion von Flüssen, die Anlage des Mannheimer Rheinhafens, die Neuordnung der Volksschulen, der Aufschwung der polytechnischen Schule zu Karlsruhe waren glänzende Zeugnisse seines Wirkens. Der letzte Gesetzentwurf, den er vorlegte, bezog sich auf den Bau der Eisenbahn von Mannheim nach Basel. Unmittelbar nach dem Schluß des Landtags, der diesem Gesetz zustimmte, am 27. März 1838, raffte den bis dahin unermüdlich Rüstigen ein Schlaganfall hin. Wie tief sein Verlust allgemein empfunden wurde, bewies sein Leichenbegängnis und die Würdigung seines Charakters durch Freunde und Gegner.

Sein Tod. 27. März 1838.

Nach seinem Tode war eine Verbitterung der Beziehungen von Regierung und Abgeordneten zu gewärtigen. Zwar konnte die Ernennung eines seiner Hauptmitarbeiter, des hochverdienten Staatsrates Nebenius, zu seinem Nachfolger, weit und breit freudiger Begrüßung sicher sein. Allein man begann schon zu fürchten, daß das sanfte Naturell des grundgelehrten, arglosen Mannes dem streitbaren Wesen seines ehrgeizigen und ränkevollen Kollegen im Ministerium des Äußeren nicht gewachsen sein werde. Seit dem Herbst 1835 hatte Türckheim, dem sein dornenvolles Amt lästig geworden war, diesen Posten aufgegeben. An seine Stelle war Blittersdorff getreten, den man von Frankfurt her, wo er Jahre lang Baden am Bundestag vertreten hatte, als reaktionären Heißsporn und treuen Gefolgsmann Metternichs sattsam kannte. Seinem Plane nach mußten in der inneren Landesverwaltung Badens die Zügel fester angezogen werden. Vor allem fand er es nötig, die Staatsdiener auch als Volksvertreter mit völliger Aufopferung ihrer politischen Selbständigkeit zu unbedingter Verteidigung aller Regierungsmaßregeln zu zwingen. So lange Winter lebte, hielt er noch an sich. Aber mit Nebenius, dem Schöpfer der freisinnigen Dienstpragmatik, gedachte er ungesäumt den Kampf aufzunehmen.

Nebenius. Blittersdorff.

Gegen Blittersdorff schloß sich daher auf dem Landtag von 1839 die Opposition wieder fester zusammen. Gegen ihn richtete sie vornehmlich ihre Pfeile bei der Verteidigung einer Motion Rottecks, wenigstens „einige Milderung der Preß-Sklaverei" zu gewähren. Blittersdorffs hochmütige Äußerungen während dieser Debatten zeigten auch dem blödesten Auge, wes Geistes Kind er war. Seine nächste That, die Verdrängung Nebenius', in dessen Geschäftskreis er sich eigenmächtig ein-

Landtag von 1839.

Nebenius' Entlassung. 11. Okt. 1839.

mischte, machte ihn zum wahren Leiter der Regierung. Im folgenden Jahr verloren die Liberalen mit Rotteck den Führer, dessen Name den hellsten Klang im Volk hatte. Es ward geplant, ihm durch die Meisterhand Schwanthalers ein würdiges Denkmal zu setzen. Kaum ward dies ruchbar, als ein Verbot öffentlicher Sammlungen für diesen Zweck erging. Auch mahnte König Ludwig von Baiern den ihm verpflichteten Künstler ab, „da Rotteck nicht ein Ehrendenkmal, sondern eine Schandsäule verdient habe". Aber die Trauer um das Hinscheiden des gefeierten Freiburgers bestärkte die Veteranen und den jungen Nachwuchs der liberalen Partei Badens nur noch mehr in dem Entschluß, trotz der Ungunst der Zeiten, dem kampflüsternen Junker, der die Seele des Ministeriums war, bis zum äußersten Widerstand zu leisten.

Tod Rottecks. 26. Nov. 1840.

Was Blittersdorff für Baden erstrebte, die straffe Zügelung des Beamtentums und die Bildung einer blindlings gehorchenden Mehrheit im Landtag, gelang dem Minister du Thil im Großherzogtum Hessen. In der Kammer von 1834 geboten allerdings die Liberalen noch über die Mehrheit. Allen voran stritt wieder Heinrich von Gagern mit pathetischen Worten gegen Verfälschung des konstitutionellen Systemes und seiner Voraussetzungen. Er führte insonderheit darüber Klage, daß die in der That mit strenger Auswahl je nach der politischen Gesinnung besetzten Gerichte im Dienste „einer Partei" ständen, derjenigen, „die gegenwärtig die Geschäfte im Großherzogtum führe". Diese Beschuldigung, die ungerügt blieb, bot du Thil den erwünschten Anlaß zur Auflösung des Landtags. Bei den Neuwahlen siegte die Regierung. Die Liberalen in der zweiten Kammer schmolzen immer mehr zusammen. Dem allgemein beliebten, noch jüngst in sechs Bezirken gewählten Ernst Emil Hoffmann ward 1835 durch eine hinterlistige Anklage wegen Bestechung, die man in der Schwebe ließ, sein Sitz entzogen. Drei Jahre danach leistete Gagern auf die parlamentarische Mühsal Verzicht, um sich als Landwirt auf sein Gut Monsheim zurückzuziehen.

Hessen-Darmstadt.

Du Thil.

Währenddes nahm die Verfolgung wegen der „revolutionären Komplotte" im Großherzogtum Hessen einen bedeutenden Umfang an. Sie erhielt neue Nahrung durch die Entdeckung von Geheimbünden, wie der von Georg Büchner gegründeten „Gesellschaft der Menschenrechte". Danach gelang die Aufspürung jener aufreizenden Flugschriften, bei deren Abfassung Büchner mit Weidig, dem von Butzbach gegen seinen Willen auf eine kleine Pfarrei versetzten Freund, Hand in Hand gegangen war (s. IV. 330). Zahlreiche Verhaftungen erfolgten. Raffinirte Grausamkeit, wie der geheime Inquisitionsproceß sie ermöglichte, machte die Untersuchungshaft mitunter zur Höllenpein. Die Zusicherung der Straflosigkeit und Erkenntlichkeit züchtete förmlich die Angeberei. Mit besonderer Strenge wurde die Universität Gießen überwacht, auf der die

Politische Verfolgungen.

Überlieferungen der Brüder Follen noch nicht erstorben waren. Kein Student durfte die Stadt ohne Paß verlassen. An den Brücken bei Offenbach und Mainz ward scharfe Wache gehalten. Doch entging mancher, wie Karl Vogt, der Neffe der Follen, aus eigener Erfahrung in seinen köstlichen „Erinnerungen" berichtet, durch Listen aller Art den Häschern und rettete sich auf fremdes Gebiet. Ins Ausland, nach Frankreich, wußte auch der kriegsgerichtlich verurteilte Wilhelm Schulz mit Hilfe seiner Frau von der Festung Babenhausen zu flüchten. Bald danach ließ er sich in Zürich, dem Hafen so vieler vom Vaterland Ausgestoßener, nieder. Ebendort fand Georg Büchner ein sicheres Asyl und ein frühes Grab.

Proceß Weidigs.

Aber Weidig, gleich dem Dichter von „Dantons Tod" ein durch die traurige Gegenwart angewiderter hochherziger Idealist, der mit verbotenen geistigen Waffen einem zukünftigen freien und einigen Deutschland Anhänger zu werben gesucht hatte, geriet in die Hände unbarmherziger Feinde. Im Frühling 1835 verhaftet, stand er Monate lang in qualvollen Verhören einem alten Widersacher, dem Hofgerichtsrat Georgi, gegenüber. Georgi, von Natur brutal, im Säuferwahnsinn seiner selbst nicht mächtig, brachte gegen Weidigs Ableugnungen und Ausbrüche der Leidenschaft die gewaltsamsten Mittel zur Anwendung: Ketten, Anschließen an die Zellenwand, ohne Zweifel auch Prügel mit dem Ochsenziemer oder Stockschläge[1]). Zur Verzweiflung getrieben, durchschnitt sich der Unglückliche an Armen, Füßen und Hals mit einer Glas-

Sein Tod. 23. Febr. 1837.

scherbe die Adern. Zwei Stunden ließ ihn der herbeigerufene Georgi in seinem Blute liegen, ohne sich um seine Rettung zu kümmern, und die Ärzte fanden ihn im Verscheiden. Was Wunder, daß der amtlich belobte und dekorirte Georgi von den Brüdern Weidigs geradezu des Mordes bezichtigt wurde, daß in der Folge, als der Tod Weidigs eine ganze Litteratur hervorrief, die unheimlichsten Vermutungen nicht zum Schweigen gebracht werden konnten.

Kurhessen.

Ein gleich erschütterndes Drama wurde dem Kurfürstentum Hessen erspart. Aber auch hier zeitigte politische Verfolgung die Leidensgeschichte eines der angesehensten Volksmänner, die sich mit unverlöschbaren Farben der Erinnerung einprägte. Der Vater der kurhessischen Verfassung, Sylvester Jordan, blieb zwar seit 1833, trotz seiner Wiederwahl durch

[1]) H. von Treitschke IV. 615 verweist auf das erbetene Gutachten der Züricher medicinischen Fakultät, „die — wie er glaubt sagen zu dürfen — immer bereit stand, Deutschlands Blößen aufzudecken". Zu dieser Fakultät gehörten damals Männer wie Henle und Pfeufer. H. von Treitschke fügt noch hinzu: „Den Leichnam selbst in Augenschein zu nehmen, hatte freilich keiner dieser gesinnungstüchtigen Gelehrten für nötig gehalten." Aber er enthält dem Leser vor, daß das nach abschriftlich mitgeteilten Akten erstattete Gutachten (abgedruckt in der Schrift „Der Tod des Pfarrers Weidig" 1843. S. 70 ff.) vom 9. Mai 1843 datirt, während Weidigs Leichnam schon über sechs Jahre in der Erde ruhte.

den Marburger Landkreis, der Ständeversammlung fern (s. IV. 331). Allein dieser gutmütige Verzicht schützte ihn nicht vor polizeilicher Überwachung und Umgarnung. Während das Netz sich unvermerkt um ihn zusammenzog, setzte Hassenpflug mit allen Mitteln, die Sophistik und Eigenwille ihm eingaben, seine Bemühungen zur Untergrabung der Verfassung fort. Die Landstände dagegen, unter dem Vorsitz des würdigen Schomburg, ließen nicht ab, von der ihnen zu Gebot stehenden Waffe der Ministeranklage Gebrauch zu machen. Eine Verletzung des Wortlautes der Verfassung war jedoch Hassenpflug nicht nachzuweisen. Daher sprach ihn das nach oben wie nach unten hin unabhängige Oberappellationsgericht in Kassel frei. Ihn aber machte der Widerstand, den er gefunden, noch hämischer und hartnäckiger. Seine Geringschätzung der Ständeversammlung zeigte sich im kleinen wie im großen. Es kam einmal vor, daß er eines ihrer Mitglieder ohne Nennung des Namens im Ständesaal des Hochverrates bezichtigte. Als die eingeschüchterte Versammlung die Erlaubnis zur Verhaftung erteilt hatte, gab er den Namen des Hochverräters an, dessen Verbrechen darin bestanden haben sollte, daß auf seiner Kegelbahn in Nauheim ein Genosse Weidigs verdächtige Reden habe verlautbaren lassen. Zu den materiell wichtigsten Gegenständen seines Kampfes mit den Ständen gehörte die sogenannte „Rotenburger Quart". Es handelte sich dabei um bedeutende Einkünfte der 1834 erloschenen Nebenlinie Hessen-Rotenburg, die von ihm als Familienfideikommiß des Kurprinzen-Regenten, von den Ständen als Eigentum des Staates in Anspruch genommen wurden. Hassenpflug.

Nächst den Ständen rieb sich der Minister wie vormals an dem bleibenden ständischen Ausschuß, der ihm sehr unbequem war. Er suchte ihm auf alle Weise sein Amt zu erschweren, als Wächter der Verfassung während der Abwesenheit des Landtags auf dem Posten zu stehen. Er weigerte ihm sogar die Tagegelder für die Zeit, in der er, als Minister des Inneren, ihn nicht berufen habe. Seine Kollegen im Ministerium hatten seiner Parole zu folgen oder auszuscheiden. Bei Hofe schien er so fest zu stehen, daß er, der Diener eines Nachfolgers Philipps des Großmütigen, es wagen durfte, die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums des Schmalkaldener Bundes als eine Auflehnung gegen den Kaiser, die Hessen keine Ehre bringe, zu verbieten.

Der Kraftverbrauch in unfruchtbaren Kämpfen um das Landesrecht hemmte den nötigen Ausbau der Gesetzgebung. Ihr bedeutendstes Werk, das 1834 nach langen Mühen zustande kam, war eine im ganzen und großen befriedigende Gemeindeordnung. Demnächst hatte man sich mancher Reformen zur Verbesserung der Landwirtschaft und der Rechtspflege zu erfreuen. Aber andere dringende Forderungen, wie die einer Regulirung der gutsherrlichen Verhältnisse und einer Änderung des Lähmung der Gesetzgebung.

veralteten Steuerwesens, blieben unerfüllt. Im letzten Fall trug allerdings das Widerstreben standesherrlicher und ritterschaftlicher Vertreter nicht wenig zum Scheitern des vorgelegten Gesetzentwurfes bei. Nach allen vorausgegangenen Streitigkeiten mußte die Veränderung des Tones, den Hassenpflug im Sommer 1837 während der ständischen Verhandlungen anschlug, höchst auffallend erscheinen. Vermutlich hegte er den Wunsch, am Landtag eine Stütze gegen den Regenten zu finden.

Entlassung Hassenpflugs.

Allmählich war diesem nämlich die Herrschsucht seines Hauptministers lästig geworden. Er ließ ihn hie und da seine ungnädigen Launen fühlen. Er schimpfte über ihn vor Stallknechten und Lakaien. Er entzog ihm das Ministerium des Inneren. Hassenpflug wollte sich dieser Beschränkung nicht fügen. Er forderte seine gänzliche Entlassung aus dem Staatsdienst und reiste am 5. Juli 1837 von Kassel ab. Eine Denkschrift, die er an Friedrich Wilhelm III. richtete, um eine Anstellung in Preußen zu finden, sollte seiner Rechtfertigung dienen. Kein Satz in ihr war so bezeichnend wie der: „Die schwerste aller Anklagen wäre es, wenn ich, dem thatsächlich begründeten Ruf, ein eifriger Verteidiger fürstlicher Rechte zu sein, durch schließliches Verhalten einen umstimmenden Klang gegeben hätte“[1]).

Scheffer.

Hassenpflugs Abgang bedeutete keinen Friedensschluß zwischen Regierung und Ständen. Nicht sowohl seinen Nachfolgern in den Ministerien, die er bekleidet hatte, als vielmehr dem energischen Landtagskommissar Scheffer war die Hauptschuld an der Fortsetzung des Kampfes beizumessen. In der ersten Zeit nach Erlaß der Verfassung als eifriger Bürgergardist und Abgeordneter den Liberalen zugerechnet, durchdrang sich Scheffer im Justizdienst mit einer dem Programm des Liberalismus entgegengesetzten Überzeugung. Seine Auslegung gewisser Verfassungsartikel kam beinahe ihrer Beseitigung gleich. Wenn er den Unterschied von Gesetz und Verordnung verwischte, oder wenn er erklärte, abgelehnte Ausgaben würden dennoch gemacht werden, so konnte das die Stimmung der Mehrheit nicht mildern. Von den Finanzfragen war es wieder die strittige Angelegenheit der „Rotenburger Quart“, die vor allem böses Blut machte. Im Jahre 1838 ward ein Landtag aufgelöst, ein anderer entlassen, weil sie den Ertrag der Rotenburger Domäne als Staatseinnahme ansetzten. Vergeblich wandten sich die Stände zur Herbeiführung eines schiedsgerichtlichen Spruches nach Frankfurt. Die Bundesversammlung lehnte aus mehr oder weniger stichhaltigen Gründen jede Einmischung ab.

Gefangennahme Jordans. 1839.

Inzwischen war aus den Untersuchungsakten der Bundescentralbehörde und aus den emsigen Aufspürungen der Polizei so viel Stoff

[1]) Aus Hassenpflugs Denkschrift über seine Entlassung. K. Friedrich Wilhelm III. übersandt im Okt. 1837. (Historische Zeitschrift 1889. LXIII.) Vgl. H. von Sybel: H. D. Hassenpflug. (Hist. Zeitschrift LXXI. 1893.)

angesammelt worden, daß man glaubte, zur Anklage Jordans „wegen Beteiligung an revolutionären Umtrieben" schreiten zu können. Falsche Aussagen feiler Subjekte sollten als Beweisstücke dienen. Der Hauptbelastungszeuge war ein ehemaliger Apotheker, der sich Jordans Vertrauen erschlichen hatte. Er war in Preußen unter anderem wegen Totschlags und Hochverrates verurteilt, aber durch einen königlichen Kabinetsbefehl völliger oder partieller Begnadigung versichert worden, falls er sein Versprechen rückhaltloser Enthüllungen wahr mache. Hiernach erlog er einen ganzen Roman der revolutionären Verbindungen Jordans. Daraufhin ward Jordan am 29. August 1839 in einem Turm des Marburger Schlosses eingekerkert, um Jahre lang in bloßer Untersuchungshaft der Freiheit beraubt zu bleiben. Ein Strafurteil des Marburger Obergerichtes von 1843 ward zwei Jahre danach vom Oberappellationsgericht in Kassel wieder aufgehoben. Jordan aber war nach seiner Freilassung ein gebrochener Mann. Die Empörung über sein hartes Geschick ergriff noch weitere Kreise als die Teilnahme an den sich fortschleppenden Kämpfen zwischen der kurhessischen Regierung und den Erwählten der Bevölkerung.

Der Verfassungsbruch in Hannover.

So schmerzlich die mannichfachen Zeichen und Thaten der Reaktion in deutschen Landen auch empfunden wurden: eine allgemeine Aufrüttelung in der Zeit müder Abspannung brachten sie doch nicht zuwege. Dies gelang erst dem offenen Rechtsbruch der Aufhebung der Verfassung in Hannover. Daß diese rohe Gewaltthat ungesühnt blieb, ließ das tiefverletzte Gefühl Unzähliger nicht mehr zur Ruhe kommen. Das Staatsgrundgesetz des Königreichs Hannover von 1833, die letzte Frucht der nach der Juli-Revolution in Deutschland ausgelösten politischen Reformen, bestand, mit den Worten des Artikels 56 der Wiener Schlußakte zu sprechen, „in anerkannter Wirksamkeit". Allerdings ließ der Ausbau der Verfassung durch gesetzgeberisches Zusammenwirken von Regierung und Kammern sehr viel zu wünschen übrig. Die versprochene Revision der Stadtverfassungen unterblieb. Die Patrimonialgerichtsbarkeit dauerte, falls nicht freiwillige Abtretungen vorkamen, fort. Beschränkungen der Privilegien in Sachen des Gerichtsstandes und der Abgaben wurden hinausgezögert. Die Hebung des der Aufbesserung bedürftigen Volksschulwesens unterblieb. Nur ein Teil der Schuld dieser Unterlassungssünden fiel auf die langsam vorgehende Regierung, die durch Rivalität der Kabinetsräte Rose und Falcke geschwächt wurde. Ein anderer Teil war auf Rechnung der Kammern zu setzen. In der ersten Kammer, die noch

Hannover.

Mangelhafter Ausbau der Verfassung.

Die Kammern.

immer die ausschließliche Vertretung des Adels war, wehrte sich dieser mit Zähigkeit gegen jede Anmutung, alte Vorrechte und Befreiungen von Geldleistungen dem Gemeinwohl zum Opfer zu bringen. In der zweiten Kammer, die überwiegend aus Beamten bestand, fehlte es an kraftvoller, zielbewußter Selbstthätigkeit. Ihr bedeutendstes Mitglied, Stüve, beinahe mit demselben Recht wie Jordan in Kurhessen als „Vater der Verfassung" betrachtet, klagte in vertrauten Briefen über „die Erbärmlichkeit der Ständeversammlung". Er fand ein dankbareres Feld der Thätigkeit in seiner Heimatstadt Osnabrück, die ihn 1835 zu ihrem Bürgermeister wählte. Erst anfangs 1837, als die Regierung endlich ihre Pläne der Verwaltungsorganisation vorlegte, gewann er den Geschäften in der Ständeversammlung wieder größeres Interesse ab. Allein weder jene Pläne noch der Bericht einer gemeinsamen Kommission beider Kammern konnten ihn befriedigen, und er veröffentlichte mit zwei Kollegen ein abweichendes Votum durch den Druck. Indessen vor Abschluß der Verhandlungen über diesen Gegenstand erfolgte ein Ereignis, das den Umsturz des ganzen bestehenden Rechtszustandes veranlaßte.

Stüve.

Regierungsantritt Ernst Augusts. 20. Juni 1837.

Am 20. Juni 1837 entschlief ohne Hinterlassung legitimer Nachkommenschaft zweiundsiebzigjährig König Wilhelm IV. Sein Tod machte der Verbindung der Kronen von England und Hannover ein Ende. Nach geltendem Recht folgte ihm in England seine junge Nichte Viktoria, das einzige Kind des verstorbenen Herzogs von Kent, in Hannover sein nächstältester Bruder, der sechsundsechzigjährige, aus dem einen ihm gebliebenen Auge martialisch dreinblickende Ernst August, Herzog von Cumberland. Der Ankunft des neuen Herrschers, der nicht einmal der Sprache seiner Unterthanen vollkommen mächtig war, wurde von vielen mit banger Sorge, von einer kleinen Minderzahl mit geheimen Hoffnungen entgegengesehen. Ernst August hatte in einem langen, dem grellen Lichte der Öffentlichkeit ausgesetzten Leben zu deutliche Proben seines Charakters und seiner Denkweise abgelegt, als daß man über beide hätte im Zweifel sein können. Der Jüngling hatte als Reiterofficier im blutigen Ringen mit den republikanischen Heeren Frankreichs auf den Gefilden der Niederlande eine todverachtende Kühnheit bewiesen. Der Mann hatte als ein Hauptführer der Hochtories in den leidenschaftlichen Parteikämpfen Englands eine vor nichts zurückschreckende Energie gezeigt. Mit dieser paarten sich, wenn es sein mußte, Fähigkeit der Hingabe an gewissenhafte Arbeit und Schärfe eines nüchternen Verstandes, der ihm über die Lücken von Kenntnissen und Bildung hinweghalf. Aber ebenso unverkennbar waren bei hundertfachen Gelegenheiten Heimtücke, Rohheit, Hochmut, Menschenverachtung als hervorstechende Züge Ernst Augusts zutage getreten. Georg IV. pflegte von diesem Bruder zu sagen, daß er Vater und Sohn, Gatte und Gattin, Liebenden und Geliebte, Freund und

Sein Charakter und Ruf.

Freund gegeneinander aufzuhetzen suche. Selbst der Herzog von Wellington ließ sich einmal das Urteil entschlüpfen: „Sein Vergnügen besteht darin, Unheil zu stiften“[1]). Es war nicht nur der starrsinnige Gegner politischer und kirchlicher Reformen, auf dem in England die Last einer tief eingewurzelten Unbeliebtheit ruhte. Sein menschliches Bild erschien zugleich verzerrt in dunklen Gerüchten, die unter anderem aus einer weit zurückliegenden Skandalgeschichte, einem Mordanfall und dem Selbstmord seines Kammerdieners, beständig Nahrung schöpften. Manches Jahr hatte der Verhaßte den heimischen Boden gemieden und seinen Wohnsitz in Berlin aufgeschlagen. Durch seine Gemahlin war er mit Friedrich Wilhelm III. und dem Herzog Karl von Mecklenburg, dem Haupt der preußischen Ultras, verschwägert. In deren Kreis, zum General und Chef eines Husarenregiments ernannt, bestärkte er sich in seinen militärisch-selbstherrlichen Neigungen. Erfüllt von ihnen kehrte er zu den Sitzungen in Westminster zurück, die das Schicksal der Katholikenemancipation wie der Parlamentsreform entschieden: damals wie später, als Großmeister der Orangelogen (s. IV. 542), wiederum die Zielscheibe heftiger Angriffe in Wort und Schrift.

Stellung zur Verfassung Hannovers.

Von einem Fürsten dieses Schlages ließ sich keine Zufriedenheit mit der Verfassung des ihm zugefallenen Staates erwarten. Auch schwebte über seinem Verhalten während ihrer Entstehung und nach ihrer Einführung ein verdächtiges Zwielicht. König Wilhelm IV. hatte ihn, als den mutmaßlichen Thronfolger, im Herbst 1831 mit dem Verfassungsentwurf bekannt gemacht. Daraufhin hatte er in seiner Erwiderung sein volles Einverständnis erklärt und nur gegen drei untergeordnete Punkte Einwände erhoben. Dazu gehörte die Öffentlichkeit der Kammersitzungen, die im endgiltigen Text der Verfassung nicht mehr ausdrücklich vorgeschrieben, sondern von reglementarischen Bestimmungen abhängig gemacht wurde. Ähnlich verhielt es sich mit der Frage der Zahlung von Diäten. Dagegen fand sich im Entwurf wie im endgiltigen Text neben anderen wichtigen Artikeln die vom Herzog von Cumberland nicht beanstandete Vereinigung der Landes- und Domänenkasse. Im Herbst 1833, nach der so lange hingezögerten Veröffentlichung des Staatsgrundgesetzes, hatten ihm alsdann die hannoverschen Minister ein Exemplar zur Kenntnisnahme übersandt. Sie hatten ihn zugleich angefragt, ob er geneigt sei, seinen Sitz in der ersten Kammer einzunehmen. Seine Erwiderung bereitete ihnen aber eine peinliche Überraschung. Er behauptete, schon 1819 bei Georg IV. gegen die damalige Einführung der allgemeinen Stände protestirt zu haben. Er erklärte, weil von allem weiter Vorgekommenen „nicht genügend unterrichtet“, sich durch das

[1]) Ch. Stuart Parker: Sir Robert Peel II. 323.

Protest gegen die Kassenvereinigung.

neue Gesetz „noch nicht gebunden" halten zu können. Einen Monat später ließ er seinen Bruder, den Vicekönig, Herzog von Cambridge, wissen, mehreren Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes werde er nie seine Zustimmung geben, und gegen die Kassenvereinigung müsse er völlig protestiren.

Ausweichendes Verhalten der Minister.

Die ängstlichen Minister hielten es nicht für ratsam, nunmehr von Cumberland eine unzweideutige Antwort auf die Frage zu fordern, ob er das Staatsgrundgesetz anerkenne oder nicht. Sie beschränkten sich auf eine äußerst rücksichtsvolle Erwiderung. In dieser bemerkten sie ihm unter anderem, die Zustimmung der Agnaten sei zwar wünschenswert, aber nicht notwendig, und das Staatsgrundgesetz sei außerdem durch den Artikel 56 der Schlußakte des deutschen Bundes geschützt. König und Vicekönig, die gleichfalls eine offene Erörterung scheuten, billigten dies ausweichende Benehmen und ließen die Sache auf sich beruhen. Inzwischen fuhr Cumberland fort, unter vier Augen die Rechtsgiltigkeit der Verfassung, da die Zustimmung der Agnaten nicht erfolgt sei, in Zweifel zu ziehen. Desgleichen weigerte er seine Unterschrift zu dem Hausgesetz von 1836, das auf Hauptartikeln der Verfassung ruhte. Er begründete eben damit seine Weigerung in einem Privatschreiben an Falcke, unter besonderem Hinweis auf die ihm, dem Verschuldeten, so unliebsame Kassenvereinigung. Somit hatte es an Protesten Ernst Augusts „in der Tasche", wie Dahlmann nachmals sagen durfte, nicht gefehlt.

Geheime Ratschläge Schele's.

Niemand hatte ihn so sehr in seinem Widerwillen gegen die Verfassung zu bestärken gesucht wie der Freiherr von Schele, der ränkevolle Führer des grollenden Junkertums in der ersten Kammer (s. IV. 284). Der Herzog von Cumberland hatte, namentlich seit einem Besuch Hannovers im Jahre 1835, viel Gefallen an dem klugen, alten Adligen gefunden. Er teilte seine Verachtung des „miserabelen liberalen Plunders der vicekönigl[ichen] Regierung". Er lieh seiner Behauptung, nur die Wiederherstellung des alten Adelsregimentes könne dem Staat eine „deutsch-monarchische Grundlage" verschaffen, ein williges Ohr. Er lauschte mit innigem Einverständnis seinen Klagen über die Schmälerung der königlichen Rechte und die Weggabe der Hausdomänen durch die Verfassung. Doch war er über die Art ihrer Anfechtung im Fall seines Regierungsantrittes mit dem vertrauten Berater nicht ganz einig. Ihm selbst schwebte die Rückkehr zu den alten Provinzialständen als Ziel vor. Schele warnte eindringlich vor dem Betreten dieses Weges, das unberechenbare Verwicklungen herbeiführen werde. Er befürwortete vielmehr Zurückgreifen auf die allgemeinen Stände von 1819, die einzig als gesetzlich bestehend und durch die Wiener Schlußakte geschützt anzusehen seien. Keine „halbe Maßregel", sondern sofortige Aufhebung des Staatsgrundgesetzes nach dem Regierungsantritt und Ausschreibung von

Neuwahlen gemäß den Bestimmungen von 1819: darauf lief eine seiner Denkschriften hinaus, die er im Januar 1836 dem Herzog kurz vor seiner Rückreise nach England überreichte. Einen „vorsichtigeren Weg" empfahl er im November 1836: letztmalige Berufung der Kammern von 1833 und Gestattung einer Frist von acht Tagen, binnen deren sie sich der Erklärung einer Aufhebung des Staatsgrundgesetzes zu fügen hätten. Auf alle Fälle aber riet er, das Militär zur Unterdrückung möglicher Unruhen „disponibel" zu stellen[1]). Seine Minirarbeit zum Zweck der Unterhöhlung der Verfassung blieb in ihren Einzelheiten geheim. Aber der scharfblickende Stüve sah in ihm schon den künftigen Minister. Doch hielt er ihn, so wenig ihm seine Gesinnung verborgen war, der Beihilfe zu einem Staatsstreich nicht für fähig. „Man muß, schrieb er im Mai 1837 seinem Bruder, den Teufel nicht an die Wand malen. . . . Es würde eine viel zu große Intensivität der Widerrechtlichkeit und Gewaltthätigkeit erfordern, als daß hier irgend einer dazu kapabel wäre." Nach wenig Monaten ward er eines anderen belehrt.

Am 25. Juni 1837 nahm die Bürgerschaft Hannovers in ernstem Zuge zum Schloß Montbrillant wehmütigen Abschied von dem geliebten Vicekönig. Drei Tage später langte, feierlich begrüßt, König Ernst August in seiner Hauptstadt an. Auf die Ansprache des Stadtdirektors Rumann erwiderte er: „Ich werde den Hannoveranern ein gerechter und gnädiger König sein." Ohne die Illumination der Stadt zu beachten, beriet er sich danach bis Mitternacht mit Schele. Der Junkerführer hatte während der Adreßdebatte in der ersten Kammer schon die Maske gelüftet und u. a. gesagt, lieber wolle er seine Hand abhauen lassen, als eine Adresse unterzeichnen, darin das Wort Verfassung stehe. Am folgenden Tag ernannte der König ihn, nach eigenhändiger Streichung der Verpflichtung auf die Verfassung in dem Formular, zum Staats- und Kabinetsminister. Gleichzeitig erhielten die Kammern durch ein königliches Reskript Befehl der Vertagung. Die erste ging mit dem Ruf: „es lebe der König!" ohne weiteres auseinander. In der zweiten frug der bestürzte Präsident Rumann, ob jemand Bemerkungen an das Reskript anzuknüpfen habe. Einzig Stüve erhob sich und äußerte den Zweifel, ob der König die Regierung schon angetreten habe. Damit war, wie er selbst später sagte, „seine ganze Kraft erschöpft". Die übrigen schwiegen, und auch die zweite Kammer räumte in aller Ruhe den Platz.

Ankunft Ernst Augusts in Hannover. 28. Juni 1837.

Zu einer sofortigen Aufhebung des Staatsgrundgesetzes konnte Ernst August sich doch nicht entschließen. Aber statt des vorgeschriebenen, den Regierungsantritt verkündenden Patentes mit der Versicherung „un-

Patent vom 5. Juli.

[1]) S. die urkundlichen Mitteilungen aus Scheles Papieren bei W. von Hassell: Geschichte des Königreichs Hannover I. (1898).

verbrüchlicher Festhaltung der Landesverfassung" erschien ein anderes, nur von Schele unterzeichnetes, in dem das gerade Gegenteil zu lesen war. „Wir stehen nicht an, zu erklären, hieß es hier, daß Wir in den, weder in formeller, noch materieller Hinsicht Uns bindenden Staatsgrundgesetzen eine hinreichende Gewähr für das dauernde Glück Unserer getreuen Unterthanen ... nicht finden können." Noch blieb der letzte Schritt ungethan. „Sorgfältigste Prüfung aller in Betracht zu ziehender Verhältnisse" sollte der endgiltigen königlichen Entschließung vorausgehen. Dabei ward schon verständlich genug auf das ehemalige Glück „der alten angeerbten Landesverfassung" hingewiesen. Die übrigen Minister, denen Schele das Patent vorlegte, forderten, daß wenigstens gesagt werde, der König beabsichtige nur verfassungsmäßige Änderungen des Staatsgrundgesetzes. Aber von Ernst August mit dieser Forderung schroff abgewiesen, fanden sie nicht den Mut, augenblicklich ihre Ämter niederzulegen. Sie beruhigten sich mit der Abfassung eines Gutachtens, das sich für die Rechtsbeständigkeit des Staatsgrundgesetzes aussprach. Zu demselben Schluß kam eine vom König berufene, von Schele vergeblich bearbeitete Kommission dreier ehrenhafter hoher Beamten.

Eindruck des Patentes.

Inzwischen rief das Patent vom 5. Juli im Lande und jenseits seiner Grenzen große Erregung hervor. In der deutschen Presse außerhalb Hannovers ließen sich zahlreiche Stimmen der Verurteilung hören. In den eben versammelten Landtagen Badens, Baierns, Sachsens drang die Mehrheit der Abgeordneten auf Wahrung der konstitutionellen Rechte am Bundestag. Pariser Journalisten sprachen schon von einer bevorstehenden deutschen Juli-Revolution. In England machten sich Whigs und Radikale die Angelegenheit zunutze, um in ihren Blättern über den alten, verhaßten Gegner herzufallen, und Palmerston fand sich zu einer vertraulichen Anfrage bei Ompteda über den Rechtsboden des Staatsgrundgesetzes bewogen. So wenig Ernst August sich fremde Einmischung gefallen lassen wollte: er hielt es doch für ratsam, zunächst einiges zur Beschwichtigung zu thun. Die Hannoversche Zeitung, deren Herausgeber durch Schele die Hände gebunden waren, versicherte, in wenig Monaten werde die vertagte Ständeversammlung wieder berufen und eine vertrauensvolle Einigung „in den gesetzlichen Formen" bewirkt werden. In einem officiösen Artikel desselben Blattes wurde ebenso eindringlich vor „irrtümlichen Ansichten und Besorgnissen" gewarnt und zu ruhiger Erwartung der „Allerhöchsten Eröffnungen an die Stände" aufgefordert. Die Masse der Bevölkerung Hannovers ließ sich dadurch einschläfern und hoffte auf eine friedliche Lösung.

Sondirung Östreichs und Preußens.

In der That hatte sich Ernst August noch immer nicht bestimmt für die eigenmächtige Zerreißung der Verfassungsurkunde entschieden, als er Ende Juli, von Scheles Sohn begleitet, zur Kur nach Karlsbad ab-

reiste. Er wünschte, durch ein drittes Gutachten, mit dessen Abfassung der Kanzleidirektor Leist, ehemals Scheles Genosse im Staatsrat König Jérômes, betraut wurde, eine Handhabe zu gewinnen. Auch lag ihm sehr viel daran, zuvor die beiden deutschen Großmächte zu sondiren. Soeben war Metternich, dem die hannoversche Frage überaus „heikel" erschien, mit Friedrich Wilhelm III. und Werther in Teplitz übereingekommen, dem König gemeinsam vertrauliche Ratschläge zu erteilen. Nun klang es Ernst August allerdings einigermaßen erfreulich, wenn Schele nach Karlsbad berichtete: „Die Kabinette Östreichs und Preußens haben sich verständigt, die Sache Eurer Majestät zu unterstützen". Aber diese Versicherung wurde durch den Zusatz abgeschwächt: „soweit die Gesetze des deutschen Bundes es gestatten". Die gleiche Sprache führten der östreichische Staatskanzler und Maltzan, der preußische Gesandte in Wien, bei einem Besuch in Karlsbad. Ernst August berief sich ihnen gegenüber zwar darauf, wegen seines Protestes gegen das Staatsgrundgesetz durch nichts gebunden zu sein. Aber er gab die feste Zusicherung, nur auf gesetzlichem Wege vorgehen zu wollen. Wenige Tage danach beriet sich Metternich auf seinem Schloß Königswart in Sachen der hannoverschen Verfassungsfrage mit Maltzan. Auch der Bundestagspräsident Münch-Bellinghausen, der jüngere Schele und Bodenhausen, der hannoversche Gesandte in Wien, waren zugezogen. Zu einem bestimmten Schluß kam man nicht. Unverkennbar blieb der dringende Wunsch auf östreichischer wie preußischer Seite, die Angelegenheit ohne Gewaltstreich durchgeführt zu sehen. Ob man sich aber in Wien und Berlin einem solchen, wenn er einmal geschehen sei, widersetzen würde, war nicht gesagt[1]).

Verhandlung in Karlsbad und Königswart.

Von Karlsbad heimgekehrt, erschien Ernst August am 17. September unvermutet in Göttingen zur hundertjährigen Jubelfeier der Universität, die ihn einst unter ihre akademischen Bürger gezählt, und deren Rektorat er huldreichst übernommen hatte. Das Freudenfest der Georgia Augusta wurde mit höchstem Glanz gefeiert. Die Anwesenheit zahlreicher berühmter Gäste, aus deren Mitte Alexander von Humboldt hervorstrahlte, verlieh ihr den Hauptschmuck. Aber „man schmauste", nach Dahlmanns Worten, „über Gräbern". Der König ließ zwar nichts davon merken, was er bei den Reden zum Preise seines Bruders, Wilhelms IV., denken mochte, und streckte, als dessen Standbild vor der neuen Aula enthüllt wurde, grüßend die Rechte aus[2]). Aber er empfand

Jubiläum der Universität Göttingen. 17.—19. Sept.

[1]) Zur Ergänzung von H. von Treitschke IV. 654 ff. Metternichs Weisungen an Münch 12. 20. 26. August, 2. Sept. 1837 mit Beilagen. Arch. Wien.

[2]) So erzählt im Gegensatz zu der von H. von Treitschke IV. 657 mitgeteilten vereinzelten Anekdote, er habe dem Denkmal demonstrativ den Rücken zugekehrt, der Bericht: „Die Säcular-Feier der Georgia Augusta". Göttingen 1838. S. 16.

die Ernennung Stüves zum Ehren-Doktor durch die philosophische Fakultät wie eine persönliche Beleidigung und strafte sie einige Wochen später durch eine scharfe Zurechtweisung.

Auflösung der Stände. 30. Okt.

Entlassung des Kabinets. 31. Okt.

Er war nunmehr durch das Gutachten des gefügigen Leist ganz und gar zu Scheles Ansicht bekehrt worden. Ein Vorspiel des Staatsstreichs war die Auflösung der Stände und die Entlassung des Kabinetsministeriums. Seine bisherigen Mitglieder ließen es sich gefallen, neben dem einzig als Staats- und Kabinetsminister verbleibenden Schele nur als Departementsminister weiter zu dienen. Hierauf verkündete ein Patent vom 1. November mit dürren Worten die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 und die vollkommene Enthebung aller „königlichen Diener" von ihrer auf dasselbe bezüglichen eidlichen Verpflichtung. Als „natürliche Folge" des Aufhörens gedachten Staatsgrundgesetzes ward der Wiedereintritt der Landstände von 1819 bezeichnet. Ihnen sollte alsbald eine Reihe von Anträgen zur Ergänzung des bis 1833 giltigen Rechtszustandes mitgeteilt werden. Außerdem sollte als Verzuckerung der bitteren Pille das Versprechen eines jährlichen Erlasses von 100 000 Thalern der Personen- und Gewerbesteuer dienen. Das Patent schloß mit der Drohung: „Hoffentlich werden Übelgesinnte, welche nur selbstsüchtige Zwecke verfolgen, ohne das wahre Beste des Volkes zu berücksichtigen, durch ihre Handlungen uns nie in die traurige Notwendigkeit setzen, die ganze Strenge der Gesetze wider sie zur Anwendung bringen zu lassen."

Aufhebung des Staatsgrundgesetzes. 1. Nov.

Erstarrung des Landes.

Das Land war wie erstarrt unter diesem Gewaltstreich. Nach der Auflösung der allgemeinen Ständeversammlung fehlte ihm das Mittel gemeinsamer Abwehr. Jeder Einzelne war auf sich gestellt. Auf diese Probe glaubte die Willkür es ankommen lassen zu können, und die ersten Wochen schienen ihr Recht zu geben. Stüve, der sich mit Gesinnungsgenossen in Bremen beriet, klagte bitterlich über die „Mutlosigkeit der Menschen". Deputationen der Provinziallandschaften, die zur Beglückwünschung des neuen Herrschers nach Hannover citirt wurden, gaben sich sogar zu scheinbarer Billigung des Geschehenen her. „Ich unterschreibe alles, Hunde sind wir ja doch", lautete das verzweifelte Wort eines Beamten nach Einforderung des Dienst- und Huldigungsreverses, der dem Bruch des alten Diensteides gleichkam. Da wurde die That von sieben Göttinger Professoren zum Weckruf. Sie gehörten zu den Zierden der Universität: jeder für sich ein Meister seiner Wissenschaft. Der Jurist Albrecht hatte den Anstoß gegeben. Dahlmann führte den Gedanken aus und entwarf die an das Universitätskuratorium gerichtete Vorstellung. Neben ihnen unterzeichneten am 18. November Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, der Orientalist Heinrich Ewald, der Physiker Wilhelm Weber. Das Aktenstück war nach Dahlmanns Ausdruck

Protest der Göttinger Sieben.

„von Grund aus eine Protestation des Gewissens", nur durch den Gegenstand „zugleich politische Protestation". Die Unterzeichner erklärten mit kurzer Begründung, sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten zu müssen. „Sobald sie, schloß ihr Protest, vor der studirenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, eben sobald ist der Segen ihrer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Majestät dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von solchen ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?"

Beschwichtigungsversuche Arnswaldts und Hoppenstedts.

Der hochverdiente Kurator Arnswaldt wollte die Vorstellung zunächst nur als eine „im engsten Vertrauen gemachte Mitteilung" betrachten. Er beschwor die Sieben, gleich anderen Staatsdienern sich zu fügen. Noch eindringlicher redete der tiefbekümmerte Kabinetsrat Hoppenstedt, dem die Universität so viel verdankte, in einem Privatbrief Dahlmann zu. Dahlmanns Antwort lautete: „Es handelt sich allein von einer Notwehr gegen ungesetzliche Anmutungen.... Ich will als ein ehrlicher Mann aus dem Lande gehen und nicht meinen Zuhörern Lug und Trug für Wahrheit verkaufen." Schon war an Wahrung des Geheimnisses nicht mehr zu denken. Abschriften des Protestes waren Freunden einzelner Unterzeichner zugekommen. Sie wurden sofort von begeisterten Studenten hundertfach kopirt, weithin verbreitet und bald auch in den Zeitungen abgedruckt. Ernst August, der sich später einmal vor vielen Ohrenzeugen zu sagen erfrechte: „Professoren, Huren und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben", war empört über die „Federfuchser". Vom Jagdschloß Rotenkirchen aus schrieb er Schele: „Die Professoren verfolgen augenfällig eine revolutionäre, hochverräterische Tendenz... sie scheinen daher der Macht des peinlichen Richters verfallen". Schele riet, um rasch ein abschreckendes Beispiel zu geben, einfache Absetzung an. Zugleich ward dafür gesorgt, die Sieben zu vereinzeln und die Korporation, der sie angehörten, zu demütigen.

Die Deputation in Rotenkirchen.

Prorektor und Dekane erschienen auf Wunsch bei dem erzürnten König in Rotenkirchen. Der eingeschüchterte Prorektor Bergmann überreichte ohne irgend welchen Auftrag des Senates ehrfurchtsvoll eine Adresse und fügte mündlich Worte tiefen Bedauerns über die Verbreitung des Protestes hinzu. Daraus machte die amtliche Hannoversche Zeitung eine förmliche Mißbilligung „der unüberlegten Schritte" der Sieben durch die Universität. Die Fälschung blieb ungesühnt. Nur sechs Professoren, an ihrer Spitze Karl Otfried Müller, erklärten öffentlich, sich niemals tadelnd über die in dem Protest der Sieben enthaltenen Gesinnungen ausgesprochen zu haben. Die übrigen schwiegen.

Entlassung der Sieben. 11. Dec.

Länger ließ die königliche Rache nicht auf sich warten. Ein von Leist entworfenes Reskript, das den Sieben am 14. December zukam, verfügte

ihre Entlassung durch ihren „Dienstherrn". Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, die den Protest Freunden mitgeteilt hatten, ward außerdem bei Androhung von Untersuchungshaft befohlen, das Königreich binnen drei Tagen zu verlassen. Die Trauerkunde erfüllte die Masse der Göttinger Studentenschaft mit Schmerz und Zorn. Kaum wurde ein blutiger Zusammenstoß zwischen ihr und den herbeikommandirten Dragonern vermieden. Den Lohnkutschern ward bei schwerer Strafe polizeilich verboten, Wagen und Pferde für ein feierliches Geleite der drei Ausgewiesenen zu liefern. Als sie aber am 17. December, militärisch eskortirt, die kurhessische Grenze überschritten, warteten ihrer nach nächtlichem Marsch in Witzenhausen ein paar hundert Studenten, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen.

Ausweisung von Dahlmann, J. Grimm, Gervinus. 17. Dec.

Teilnahme in Deutschland.

In ganz Deutschland fand die Teilnahme an dem Geschick der „Göttinger Sieben" den lautesten Widerhall. Dahlmanns würdig beredte Rechtfertigung ihres Schrittes, Jakob Grimms köstliche Schrift über seine Entlassung mit dem Motto aus den Nibelungen: „War sint die eide komen", beide, um der Censur zu entschlüpfen, in Basel gedruckt, gingen von Hand zu Hand. In gebundener und ungebundener Rede wurde den Opfern des Gewaltstreichs Beifall zugerufen, und sein königlicher Urheber gebrandmarkt. Auf Jahrmärkten verkaufte man Pfeifenköpfe mit den Bildern der Sieben. In Spielwarenläden sah man Bleifiguren, die den Witzenhausener Abschied darstellten. Auch der Gedanke materieller Unterstützung der schnöde Entlassenen fand lebhaften Anklang. In Leipzig bildete sich ein Verein, der sich zum Ziel setzte, jedem von ihnen bis zu erlangter Wiederanstellung seinen früheren Gehalt auszuzahlen. Eine Reihe anderer Städte folgte diesem Beispiel. Radikale wie Liberale verbanden sich mit politisch Farblosen zu dem gemeinsamen Werk der Sammlung. Mit Staunen verfolgte man im Ausland die einmütigen Äußerungen der öffentlichen Meinung des deutschen Bürgertums. Selbst Louis Philipp bedauerte in vertraulichem Gespräch die Schädigung der Universität Göttingen, „dieser heiligen Arche der Deutschen", und beklagte es, daß Ernst August durch seinen Staatsstreich „der demokratischen Partei so gefährliche Waffen in die Hand gegeben habe"[1]).

Verhalten der Regierungen.

Den deutschen Regierungen war die allgemeine Parteinahme für die Göttinger Sieben höchst unbequem. Ihnen selbst Amt und Brod gewähren, hieß Ernst August Trotz bieten. Dies wagte nur der König von Würtemberg durch Ewalds Berufung nach Tübingen. Grund genug für den König von Hannover, seinen Landeskindern den Besuch der würtembergischen Hochschule zu verbieten. In Sachsen

---

1) Berichte Rumpffs 8. Dec. 1837, 8. Jan. 1838. Stadt-Archiv Frankfurt a. M. — Berichte Hügels 1. Aug., 26. Nov. 1837. Arch. Wien.

ward Albrecht erlaubt, als Privatdocent an der Universität Leipzig Vorlesungen zu halten. Aber seine Ernennung zum Professor daselbst erfolgte erst drei Jahre später. Gervinus' Bewerbung um einen Archiv-Posten in seiner Heimat Darmstadt war aussichtslos. Dahlmanns Anstellung an einer anderen Universität scheiterte an der Furcht, sich dadurch in offenen Gegensatz zu dem welfischen Machthaber zu stellen. An den Gewinn der Brüder Grimm für Berlin, den Bettina von Arnim ersehnte, war unter Friedrich Wilhelm III. nicht zu denken. Nur heimlich durfte in seiner Residenz für die Sieben gesammelt werden[1]). Die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors an Albrecht und Wilhelm Weber durch die juristische und mediciniſche Fakultät der Universität Königsberg machte in den höfischen Kreisen an der Spree unangenehmes Aufsehen. Der Kronprinz, als Rektor der Universität, erließ ein mißbilligendes Schreiben an Prorektor und Senat. Indessen setzte er die Achtung vor der Gelehrtenrepublik nicht ganz außer Augen und wurde durch die „ehrenwerte Gesinnung", die er in einer von Lobeck verfaßten Rückäußerung der Mitglieder beider Fakultäten fand, „tief gerührt". Ungleich verletzender lautete ein Reskript Altensteins. Der Minister erteilte „dem unverkennbar indirekt an den Tag gelegten, ganz unberufenen und ungehörigen Urteil über Akte einer fremden Regierung" in scharfen Worten „die ernstlichste Rüge". Er gab zugleich zu erkennen, daß es „der Universität nur schaden könne, wenn man sich eines so taktlosen Benehmens zu derselben versehen müsse"[2]). Noch gröber äußerte sich der Minister des Inneren Rochow. Eine von mehreren Bürgern Elbings ihrem Landsmann Albrecht gewidmete Zustimmungsadresse war ihm abschriftlich zugesandt worden. Indem er den Unterzeichnern sein „unwilliges Befremden" kundgab, ließ er sie wissen: „Es ziemt dem Unterthanen nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben beizulegen." Seitdem blieb das geflügelte Wort vom „beschränkten Unterthanenverstand" untrennbar mit Rochows Namen verknüpft.

Die Haltung der deutschen Regierungen in Sachen der Göttinger Sieben konnte Ernst August eine fast ungeteilte Befriedigung gewähren. Noch mehr aber mußte ihm daran gelegen sein, daß ihr Beispiel in seinem Lande keine Nachahmung finde. Zunächst brauchte er sich auch hierüber keine Sorgen zu machen. Die Unterzeichnung der neuen Huldigungsreverse ging fast durchweg anstandslos vor sich. Verschwiegene Vor-

Das Land Hannover.

[1]) Bericht Franckenbergs 27. Dec. 1837. Arch. Karlsruhe.

[2]) Rühl: „Die Göttinger Promotionen". (Altpreußische Monatsschrift XX, als Ergänzung zu Schöns Papieren V. 262 ff., 282, 286)

behalte, wie den des Oberappellationsgerichtes, dadurch des richterlichen Eides nicht entbunden zu sein, wurden ohne Gegenbemerkung zu den Akten gelegt. Auch in Osnabrück, wo Stüve den passiven Widerstand zu leiten unternommen hatte, ward die Einreichung der Huldigungsreverse des Magistrates schließlich durchgesetzt. Aber ein gleichzeitiger notarieller Protest wiederholte die Erklärung, auf keine gesetzliche Waffe zur Verteidigung des Staatsgrundgesetzes verzichten zu wollen. Damit ward der Kampf ums Recht begonnen, in dem der tapfere Bürgermeister Osnabrücks mit ächt niedersächsischer Ausdauer die Fahne vorausstrug. Er hatte bereits in einer an den König gerichteten Petition und in einer ausführlichen Denkschrift die Nichtigkeit aller Angriffe, die dem Staatsgrundgesetz galten, nachgewiesen. Fortan ward er nicht müde, unerschöpflich an geistigen Hilfsmitteln, seine Feder in den Dienst der ihm heiligen Sache zu stellen. In der Nähe, von Hannover aus, unterstützte ihn vornehmlich der geistreiche Advokat Detmold. Aus der Ferne, von Jena, wohin er übersiedelte, wirkte Dahlmann mit. Aber die Hauptstücke des „Hannoverschen Portfolios", durch das in den nächsten Jahren das große Publikum über den Verfassungsstreit auf dem laufenden erhalten wurde, rührten von Stüve selbst, und er, der nie nach Volksgunst gestrebt hatte, erstieg den Gipfel der Popularität.

Protest des Osnabrücker Magistrates. 3. Febr. 1838.

Stüve.

Die Wahlen.

Auch bei der nächsten Probe, die auf die Widerstandsfähigkeit des Landes gemacht wurde, ging Osnabrück unter Stüves Führung voran. Durch königliche Proklamation vom 11. Januar 1838 waren die Wahlen zur Ständeversammlung gemäß dem Patent von 1819, jedoch mit Ausdehnung des Wahlrechtes nach den Bestimmungen von 1832 (s. IV. 284), ausgeschrieben worden. Eine Reihe von Korporationen, Osnabrück an der Spitze, weigerte sich, die Wahlen vorzunehmen. Andere, wie die Hauptstadt, wählten mit Vorbehalt der Giltigkeit des Staatsgrundgesetzes. Aber die Mehrzahl ließ bei der Wahl jeden Vorbehalt fallen. Bei der Eröffnung der Stände am 20. Februar fanden sich 47 Mitglieder der zweiten Kammer ein. Sie war somit beschlußfähig. Die Vorlage eines Verfassungsentwurfes ging noch über das Ärgste, was man erwartet hatte, hinaus. Dennoch ließen sich die Stände auf Verhandlungen darüber ein. Aber in der zweiten Kammer wuchs der Mut der Opposition dem drohenden Auftreten der Regierung zum Trotz. Die Mehrheit erklärte, daß zur Aufhebung oder Abänderung der bisherigen Verfassung die Zustimmung der nach ihr begründeten Repräsentation nötig sei, und verwarf den ganzen Entwurf. Am 29. Juni unterschrieben 28 Mitglieder dieser Mehrheit eine an den Bundestag gerichtete Vorstellung. Der König, soeben auf einer Rundreise begriffen, die in der amtlichen Zeitung als Triumphzug dargestellt wurde, verfügte darauf sofortige Vertagung. Dem Bundestag war bereits eine Beschwerde Osnabrücks

Eröffnung der Stände. 20. Febr. 1838.

Vertagung. 29. Juni.

zugegangen. Die Stadtbehörden von Hildesheim und Esens in Ostfriesland, die Osnabrücker Landgemeinden schlossen sich diesem Beispiel an. Wohl oder übel mußte die Diplomatenversammlung in der Eschenheimergasse zu Frankfurt sich mit der leidigen hannoverschen Verfassungsfrage beschäftigen.

Hier zeigte sich nun, daß Ernst August eine Verleugnung seines Staatsstreiches nicht zu fürchten brauchte. Den Ausschlag gab die Haltung der beiden deutschen Großmächte. Zwar schien Metternich anfangs dadurch überrascht worden zu sein, daß der König „sein Glaubensbekenntnis von Karlsbad" so gröblich verletzt hatte[1]). Auch Friedrich Wilhelm III. war betroffen und verdachte dem König sein schroffes Vorgehen. Aber in Wien wie in Berlin trug man Bedenken, einen souveränen deutschen Fürsten preiszugeben. „Die besten Wünsche S. M. des Kaisers und seines Kabinets, hatte Metternich schon Ende Oktober in Hannover wissen lassen, begleiten den König auf dem Pfade, den er eingeschlagen"[2]). Am preußischen Hof sprach außerdem die Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen mit. Jedenfalls sollte nach dem Dafürhalten der österreichischen und der preußischen Regierung vorläufig am Bundestag eine Entscheidung in der Sache vermieden werden. Dafür bot sich ein geeignetes Mittel in der unvorgreiflichen Behauptung, die Beschwerdeführer als Angehörige einer einzelnen Korporation seien zu ihrer Klage vor dem Bundestag nicht legitimirt. Der hannoversche Bundestagsgesandte hatte, unter Hinweis auf den anfangs günstigen Verlauf der ständischen Verhandlungen, zuerst schlechtweg den Satz verfochten, die Verfassungsfrage sei thatsächlich schon erledigt. Doch ließ er sich auch den von Östreich und Preußen empfohlenen Ausweg gefallen. Aber die Masse der konstitutionellen Regierungen konnte sich dabei nicht einfach beruhigen. Der Mehrzahl war es doch unmöglich, in diesem Fall die Stimme der empörten Volksvertreter ganz zu überhören. Auch war das persönliche Gefühl einiger Fürsten, wie der Könige von Baiern und Würtemberg, durch den unverhüllten Verfassungsbruch ihres gekrönten Bundesbruders gereizt.

Haltung Östreichs und Preußens.

Beschwerde Osnabrücks u. a. beim Bundestag.

In Frankfurt fehlte es demnach nicht an ernsten Mahnungen, pflichtmäßig von Bundeswegen über Aufrechthaltung des Artikels 56 der Bundesakte zu wachen. Es kam sogar zu ziemlich heftigen Auseinandersetzungen der Herren am grünen Tisch, die in den Protokollen wohlweislich weggelassen wurden. Endlich erfolgte am 6. September die Beschlußfassung. Ihr gemäß wurden die Beschwerdeführer, als nicht legitimirt, abgewiesen. Zugleich aber ward die hannoversche Regierung zur Abgabe einer Er-

Ihre Abweisung. 6. Sept. 1838.

---

1) Bericht Maltzans 16. Nov. 1837. Arch. Berlin.

2) Metternich an Schele 28. Okt. 1837. (Beilage zu der Weisung an Münch 28. Okt. 1837.) Arch. Wien.

widerung auf die Bemerkungen und Anträge einzelner Bundesglieder angehalten. Dies Ergebnis bedeutete noch keine völlige Vernichtung der Hoffnungen Stüves und seiner Gesinnungsgenossen, das klare Recht schließlich doch durch die höchste Behörde deutscher Nation geschützt zu sehen. Sie wurden daher ermutigt, auf der Bahn des gesetzlichen Widerstandes zu verharren und griffen zu einer Waffe, die sie dem Arsenal der großen englischen Freiheitskämpfe entlehnten. War die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes ungiltig, so frug es sich, ob den Obrigkeiten die Eintreibung verweigerter Steuern über das Jahr 1838 hinaus zugemutet werden dürfe. Stüve erbat, namens des Magistrates von Osnabrück, über diese Frage ein Gutachten der juristischen Fakultäten von Berlin, Jena, Heidelberg, Tübingen. Die erste lehnte die Beantwortung mit Berufung auf eine Verfügung des preußischen Kultusministeriums ab. Von Jena und Heidelberg liefen Erwiderungen ein, welche die Giltigkeit des Staatsgrundgesetzes bejahten, ohne den Steuerverweigerungen das Wort zu reden. Das Tübinger Gutachten erklärte auch diese, wie sie vereinzelt schon vorgekommen waren, für begründet. Stüve säumte nicht, die Gutachten dem Kabinet einzusenden und durch Dahlmann veröffentlichen zu lassen. Das Aufsehen war außerordentlich. Ernst August empfand den Schlag sehr tief. Er gab dem Magistrat von Osnabrück durch einen Erlaß seinen „gerechten Unwillen" über das „frevelhafte" Beginnen zu erkennen. Seine Entrüstung über die Tübinger Professoren ging so weit, daß er vom König von Würtemberg ihre Entlassung forderte. Mühsam hervorgerufene Loyalitäts-Adressen sollten den Eindruck der Agitation Stüves verwischen. Den Hauptwert aber legte die Regierung darauf, einer Einmischung des Bundestags durch Herstellung einer neuen Verfassung den Boden zu entziehen.

Frage der Steuerverweigerung.

Die Gutachten der Universitäten.

In Frankfurt waren im November 1838, unmittelbar ehe der Bundestag Ferien machte, den deutschen Regierungen mittels zweier sophistischer Denkschriften Leists die ausstehenden Erklärungen Hannovers zugegangen. Alsdann wurden am 7. Januar 1839 die vertagten Stände auf den 15. Februar wieder einberufen. Die Partei des gesetzlichen Widerstandes gab nun die Parole aus, die zweite Kammer beschlußunfähig zu erhalten. In der That gelang es der Regierung selbst durch polizeiliche Zwangsmaßregeln nicht, die Beschlußfähigkeit der Kammer zu erreichen. Neunundzwanzig ihrer Mitglieder richteten eine neue Vorstellung an den Bundestag. Die Regierung antwortete am 2. März mit Vertagung der Stände und mit Kassirung der Mandate der Unterzeichner jener Vorstellung sowie sämtlicher Abgeordneten, die vierzehn Tage lang ohne Entschuldigung gefehlt hätten. Hierauf ließ sie alle Minen springen, um ihr günstigere Neuwahlen zu erzwingen. Aber die Vornahme der Wahlen ward von einer großen Zahl von Korporationen hartnäckig geweigert.

Wiederberufung der Stände. Beschlußunfähigkeit.

Vertagung. 2. März 1839.

Neuwahlen.

Endlich war am 7. Juni durch schlechte Künste aller Art eine beschlußfähige zweite Kammer zusammengebracht. Aber die Stände blieben unfügsam und wurden daher drei Tage später wieder vertagt. Im Lande mehrten sich die Steuerverweigerungen. Selbst in der Hauptstadt brach der Unwille über die Willkürherrschaft durch. Der Magistrat klagte beim Bundestag, daß „alles mit Füßen getreten sei, was Recht, was Gesetz, was Observanz bisher geheiligt". Die Bürger scharten sich um den seines Amtes enthobenen Stadtdirektor Rumann und drohten, den Ersatzmann, der ihnen aufgedrungen werden sollte, im Rathaus zum Fenster hinauszuwerfen.

Vertagung. 10. Juni. Steuerverweigerungen.

Mit Spannung blickte man nach Frankfurt, wo nach langer Pause am 26. April 1839 die hannoversche Verfassungssache wieder zur Sprache gekommen war. Die süddeutschen und sächsischen Regierungen beantragten auf Grund des Artikels 56 der Wiener Schlußakte beim König von Hannover, unbeschadet nötig erachteter Änderungen des Staatsgrundgesetzes von 1833, auf Aufrechthaltung des formellen „Rechtszustandes" zu dringen und zu diesem Zweck sofort eine Kommission zu wählen. Die Mehrheit aber gewährte Hannover eine Frist von längstens vier Wochen zur Rückäußerung. Hannover ließ die Frist verstreichen und reichte erst am 27. Juni eine Gegenerklärung ein, wie sie nach Stüves treffendem Ausdruck „nur der schlechteste Rabulist schreiben konnte". Zu ihrer Abfassung hatte sich der Kabinetsrat Falcke, der einst an der Entwerfung des Staatsgrundgesetzes eifrig mitgearbeitet hatte, hergegeben. Seitdem stand sein Name in noch gehässigerem Gegensatz zu dem seines ehrenhaften Rivalen Rose, der schon das Jahr zuvor seinen Abschied genommen hatte. Ernst August war des Schutzes der beiden deutschen Großmächte gewiß, mochten ihm aus Berlin auch dann und wann sanfte Mahnungen zukommen. Erst kürzlich war aus Wien ein außerordentlicher Gesandter in Hannover angelangt, der ihn versichern sollte, „daß der östreichische Hof alles in seinen Kräften Stehende und mit seinem Gewissen für Heilighaltung der Bundesgesetze Vereinbare thun werde, um die mit der Sicherheit des monarchischen Princips in Deutschland eng verknüpfte Sache des Königs nicht sinken zu lassen"[1]). Ausdrücklich war dieser Sendbote von Metternich angewiesen worden, den „höchst ungünstigen Einwirkungen" des preußischen Gesandten Canitz auf die Berliner Regierung entgegenzuarbeiten. Der Erfolg seiner Thätigkeit ließ nicht auf sich warten.

Verhandlung am Bundestag, 26. April.

Erklärung Hannovers. 27. Juni.

Inzwischen war die Teilnahme an dem hannoverschen Verfassungskampf beständig gewachsen. Den stärksten Ausdruck gaben ihr die Reden

Votum der 2. badischen Kammer.

[1]) Instruktion für den Freiherrn von Kreß 18. Mai 1839. (Beilage zu Metternichs Weisung an München 25. Mai 1839.) Arch. Wien.

in der zweiten badischen Kammer. Rotteck sprach von „der Schmach für Deutschland, ... die revolutionären Gewaltschritte einer Regierung beschönigen zu wollen". Itzsteins Antrag, Baden möge beim Bundestag mit allen verfügbaren Mitteln auf die Wiederherstellung der hannoverschen Verfassung von 1833 hinwirken, ward einhellig angenommen. Aber die beiden deutschen Großmächte entschieden anders. Ihnen folgte eine Klientel, in der man auch die konstitutionellen Regierungen von Kurhessen und Braunschweig gewahrte. Metternich hatte noch „Winkelzüge des Berliner Kabinets" befürchtet. Er war aber durch den getreuen Wittgenstein der vollen Übereinstimmung Friedrich Wilhelms III. versichert worden.

Antrag Münchs am Bundestag. 22. August.

Münch hatte sich die Mühe nicht verdrießen lassen, im voraus mit einzelnen Gesandten Rücksprache zu nehmen. Am 22. August beantragte er den Beschluß, „die Bundesversammlung finde ein Einschreiten zur Abstellung der gegenwärtig im Königreich Hannover bestehenden landständischen Verfassung und zur formellen Aufrechthaltung des Staatsgrundgesetzes von 1833 in den Bundesgesetzen nicht begründet". Er gab zwar zu, daß sich zu Gunsten des Staatsgrundgesetzes von 1833 „auch sehr ehrenwerte Gesinnungen" erklären könnten. Aber er glaubte der Gegenpartei zu Gemüte führen zu sollen: „Seit 1837 hat in und außer Deutschland die revolutionäre Faktion ihr Panier ganz vorzüglich auf dem Felde der hannöverschen Verfassung von 1833 aufgepflanzt". Kläglich genug nahm sich nach solchen Vordersätzen „die vertrauensvolle Erwartung" aus, daß der König von Hannover geneigt sein werde, seiner Absicht Folge zu geben, mit den Ständen über das Verfassungswerk eine Vereinbarung zu treffen. Ganz in denselben Bahnen bewegte sich

Vergeblicher Widerstand Baierns.

das Votum des preußischen Bundestagsgesandten. Vergeblich suchte sein bairischer Kollege das ganze Netz staatsrechtlicher Trugschlüsse zu zerreißen, die zur Beschönigung des Staatsstreiches dienten. Vergeblich stellte er der gehörten Mahnung den Satz gegenüber: „Das wirksamste Förderungsmittel revolutionärer Tendenzen wäre gewiß die Erschütterung des Glaubens und Vertrauens auf einen festen Rechtsbestand unter dem Schutze der Bundesverfassung". Die Mehrheit, erhaltenen Instruktionen gemäß, war gegen diese Warnung taub. Schele konnte dem König Ernst August zwei Tage später berichten, seine „gerechte Sache"

Inkompetenzerklärung des Bundestags. 6. Sept. 1839.

werde in Frankfurt siegen. Am 5. September wurde diese Voraussage zur Wahrheit. An diesem Tage gelangte ein Beschluß zur Annahme, der zwar im Wortlaut von dem ursprünglichen Entwurf des Präsidialgesandten abwich, thatsächlich aber die Gewalthandlung ungesühnt ließ[1]). Neun Stimmen gegen sechs entschieden, daß „bei obwaltender Sachlage" keine

[1]) Die geheime Vorgeschichte des Beschlusses des Bundestages erhellt aus den Berichten Münchs 29. Juni, 2. 19. 22. 27. Juli, 10. 17. 24. Aug., 6. Sept. und Metternichs Weisungen an Münch 13. 20. 27. Juli, 5. Aug. 1839. Arch. Wien.

bundesgesetzlich begründete Veranlassung zum Einschreiten des Bundes vorliege. Die hohe Versammlung erklärte sich also als nicht zuständig.

Ernst August triumphirte und wußte seinen Triumph auszunutzen. Durch eine stolze Proklamation verkündigte er dem Lande den Beschluß des Bundestags. Zugleich wagte er die Behauptung, „die Grundlage des bestehenden öffentlichen Rechtes", das Patent von 1819, sei dadurch als allein giltig anerkannt worden. Der Widerspruch einzelner Bundesglieder gegen diese kühne Auslegung focht ihn nicht an. Polizeiliche Quälereien, Konfinationen, Reiseverbote waren darauf berechnet, die Verteidiger des Staatsgrundgesetzes mürbe zu machen. Den Steuerverweigerern wurde mit militärischer Einquartirung statt der gewöhnlichen Pfändung gedroht. Den Gerichten ward untersagt, über die verfassungsmäßige Entstehung königlicher Verordnungen zu urteilen. Noch gaben die Hüter des verbrieften Landesrechts vom Schlage Stüves den Kampf nicht auf. Aber die große Masse der Bevölkerung leistete ihnen keine Heeresfolge. Trotz aller Wahlenthaltungen zeigte sich die zweite Kammer bei der Wiedereröffnung der Stände am 19. März 1840 beschlußfähig. Sie traten sofort in die Beratung des ihnen vorgelegten Verfassungsentwurfes ein und führten sie im Lauf weniger Monate dem Abschluß entgegen. Auf beiden Seiten war man des langen Haders satt. Der König ließ viele Bestimmungen der Scheleschen Vorlage von 1838 fallen. Die Mehrheit der Abgeordneten bot bereitwillig die Hand zur Verständigung.

Proklamation Ernst Augusts. 10. Sept.

Beschlußfähigkeit der 2. Kammer. 19. März 1840.

Am 6. August 1840 konnte „das Landesverfassungsgesetz" veröffentlicht werden. Es beschränkte das ständische Recht der Zustimmung bei der Gesetzgebung, machte die Minister allein dem König verantwortlich, hob die Kassenvereinigung wieder auf. Noch einmal ward durch die zweite Kammer 1841 das alte Recht zurückgefordert. Aber ihre Auflösung erstickte ihre Stimme. Mit dem Erlaß einer Verordnung, der jeden Abgeordneten vor Annahme der Wahl zu schriftlicher Anerkennung der Verfassung von 1840, als „unbedingt verbindlicher Vorschrift", verpflichtete, wurde der Kampf beendigt.

Das Landesverfassungsgesetz vom 6. Aug. 1840.

In Hannover erwies sich der Sieg der Gewalt bald genug als ein Pyrrhussieg. Die großen Hoffnungen, die der König und das Junkertum an die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes geknüpft hatten, wurden nur in geringem Maß erfüllt. Der günstige Stand der Kroneinkünfte nach der Kassentrennung hielt nicht lange vor. Der sociale Fortschritt, den die Ablösungsgesetze angebahnt hatten, war nicht rückgängig zu machen. Zugleich aber war durch den aufgedrungenen Kampf gegen das Unrecht die Teilnahme an den öffentlichen Dingen in vorher unbekanntem Maße gesteigert worden. Noch wichtiger war die Rückwirkung dieser ganzen Angelegenheit für das politische Gefühl Gesamtdeutschlands. Die schmähliche Haltung des Bundestags fügte dem langen Register

Ende und Rückwirkung des Verfassungskampfes.

seiner Sünden ein Blatt von unvergeßlichem Inhalt zu. Die Mehrheit der konstitutionellen Regierungen war in Frankfurt durch eine festgeschlossene Phalanx überstimmt worden, an deren Spitze die beiden Großmächte marschirten. Man mußte sich fragen, ob irgend eine Verfassung, ob irgend ein Recht auf Schutz gegen Gewaltthat rechnen dürfe, solange das deutsche Volk auf diese Spottgeburt einer Centralgewalt angewiesen sei. Die nationalen und liberalen Reform- und Umsturzbestrebungen hatten durch Ernst Augusts Staatsstreich die stärkste Förderung erhalten, und dies geschah in einer Zeit, da in Deutschland, wie in ganz Europa, auch eine mächtige kirchenpolitische Bewegung die Geister ergriffen hatte.

IV.

Neukatholicismus und klerikale Politik.

Wenige Monate nach der Juli-Revolution, am 15. Oktober 1830, war in Paris die erste Nummer eines kirchlich-politischen Journales erschienen, das der Gemeinschaft der Katholiken ein neues Ziel zu stecken bestimmt war. Sein Titel „L'Avenir" verwies die Gläubigen auf die Zukunft, die den Bund von „Gott und Freiheit" verwirklicht sehen werde. Dies war der Wahlspruch des Hauptleiters des Blattes, Lamennais', dem sein Genie und sein Fanatismus schon einen so großen Namen gemacht hatten. Der von tiefster Leidenschaft und von stolzestem Selbstgefühl erfüllte Priester hatte seine Zeitgenossen bereits auf die Wandlung vorbereitet, die den feurigen Verfechter der Theokratie zum begeisterten Propheten der Demokratie werden ließ (s. III. 353). Er war fester als je vom Bevorstehen „einer Umwandlung der Gesellschaft unter dem Einfluß des Katholicismus" überzeugt. Aber dessen souveränes Oberhaupt sollte sich nicht mehr mit den Fürsten, sondern nur mit den Völkern verbünden, und die „Befreiung der Kirche" sollte sich durch vollkommenen Verzicht auf ihren Zusammenhang mit dem Staat vollziehen. Lamennais rief seinen Glaubensbrüdern zu: „Katholiken, es giebt künftig kein Leben, es sei denn in der Freiheit". Er bekämpfte um die Wette mit den Radikalen die Politik des Königtums der „rechten Mitte". Er machte sich zum Anwalt der Iren, die in O'Connell vorlängst einen ihm geistesverwandten Führer erhalten, wie der Belgier und der Polen, die sich soeben mit den Waffen erhoben hatten. Er richtete seinen Angriff gegen das Konkordat, bestritt das Recht der Regierung, die kirchlichen Würdenträger zu ernennen, mahnte den Klerus, jeder staatlichen Besoldung zu entsagen. „Alles, was ist, schrieb er einem Freunde, ist verworfen, Gott will eine neue Ordnung in der Welt aufrichten", und er ersehnte inbrünstig einen Oberhirten auf dem Stuhl Petri, der die Freiheit zu seiner Losung mache, um alle Völker in seiner Hürde zu sammeln.

Frankreich. Lamennais.

„L'Avenir."

Lamennais stand nicht allein. Zumal zwei hingebende Jünger unterstützten den neuen Messias bei seiner Arbeit. Der eine entstammte der hohen Aristokratie. Es war der zwanzigjährige Graf Montalembert. Der Tod einer geliebten Schwester und ein Aufenthalt in Irland hatten

Montalembert.

sein religiöses Gefühl geweckt. Der Tag, an dem er bei den Ausschreitungen der jüngsten Revolution das Kreuz in die Seine geworfen sah, festigte, wie er selbst einmal später bekannte, seinen Entschluß, „es ritterlich zu verteidigen und ihm zu dienen". Den feinfühligen, zarten Montalembert ergänzte aufs glücklichste der um acht Jahre ältere, derbere Lacordaire. Er war von Haus aus Advokat, aber seit kurzem zum Priester geweiht, als welcher er die rednerischen Künste seines früheren Berufes mit glänzender Virtuosität verwertete. Im Bunde mit Lamennais riefen beide eine „Agentur für die Verteidigung der Religionsfreiheit" ins Leben. Sie gab den Anstoß zu Geldsammlungen und zur Gründung von Zeitungsunternehmungen in der Provinz. Sie machte den Schutz eines aufgelösten Trappistenklosters zu ihrer Aufgabe. Sie betrieb die Absendung von Petitionen für Gewährung der „Unterrichtsfreiheit".

Lacordaire.

Parole der Unterrichtsfreiheit.

Diese blendende Parole, hinter der sich in Wahrheit der Wunsch der Jugenderziehung durch die Kirche verbarg, war schon früher ausgegeben worden (s. I. 144. III. 352). Auch die revidirte Charte hatte ihrer in Artikel 69 als eines Postulates der Zukunft gedacht. Lamennais nebst seiner Gefolgschaft hielt daran fest. Mit der Freiheit der Presse, der Wahlen, des Vereins- und Versammlungsrechtes sollte die Freiheit der Schule zusammenwirken. In diesem Fall bot ihm bei der erstrebten Scheidung von Geistlichem und Weltlichem nicht Nordamerika, sondern Belgien das Muster. Eine Anklage, die wegen einiger Artikel des „Avenir" erhoben wurde, verschaffte Lacordaire einen großen oratorischen Triumph und endigte mit einem Freispruch der Geschworenen. Ein anderer Proceß, den die eigenmächtige, gesetzwidrige Eröffnung einer Schulanstalt hervorrief, gab Montalembert Gelegenheit, vor den Pairs dem Unterrichtsmonopol des Staates den Krieg zu erklären. Der Verbreitung des „Avenir" und seiner Lehren konnte nichts förderlicher sein als ihre öffentliche Aussprache. In Frankreich ward Lamennais der Abgott vieler jungen Kleriker. Vom Ausland flossen ihm und seinen Freunden anfeuernde Briefe und Glückwunschadressen zu. Er sah im Geiste „die letzte Aera der Menschheit anbrechen" und den Tag kommen, an dem „alle Völker sich wie eine einzige Familie im Schatten des Kreuzes sammeln würden".

Haltung des Episkopates.

Indessen fand er innerhalb der Kirche selbst Widerstand. Den meisten Inhabern der französischen Bistümer, Männern von gut gallikanischer Gesinnung, die ihren Frieden mit dem Königtum der Orléans gemacht hatten, war die kühne Sprache des „Avenir" höchst unbequem. Das Programm allgemeiner Freiheit, das Lamennais verfocht, klang ihnen gefährlich, und seine Verwerfung des Kultusbudgets dünkte sie wahnwitzig. Mehrere verboten den Priestern ihrer Diöcesen, das „revolutionäre" Blatt zu lesen und brandmarkten es in ihren Erlassen. Tief empört über „die Servilität der Prälaten" stellte Lamennais im Herbst 1831 das

Erscheinen des „Avenir" vorläufig ein, zog aber mit Montalembert und Lacordaire über die Alpen, um den Schiedsspruch des heiligen Vaters zu hören. Gregor XVI. war weit entfernt davon, die Hoffnungen des weltfremden Schwärmers zu rechtfertigen. Durch die Revolution im eigenen Lande bedroht, schrak er vor der Anmutung zurück, das Papsttum ein für alle Mal zum Bundesgenossen aufständischer Völker stempeln zu lassen. Ebensowenig konnten die modernen Freiheitslehren in ihrer Allgemeinheit bei der nach ganz entgegengesetzten Zielen gerichteten oberpriesterlichen Regierung Anklang finden. Endlich mußte sie fürchten, das Verlangen der Scheidung von Kirche und Staat werde auch vor der Thatsache ihrer weltlichen Herrschaft nicht Halt machen. Allein eine unmittelbare schroffe Zurückweisung des Treuesten der Treuen hätte den diplomatischen Gepflogenheiten der Kurie nicht entsprochen. Vielmehr ließ der Papst Lamennais Monate lang auf eine Entscheidung warten, behielt eine von ihm und seinen Freunden verfaßte Rechtfertigung zu näherer Prüfung, nahm aber mit größerer Befriedigung eine Anklageschrift französischer Bischöfe entgegen. Lacordaire, der das Schweigen des Papstes richtig deutete, ging reumütig nach Frankreich zurück. Lamennais blieb noch zuwartend in der ewigen Stadt, von der er bald danach in einem vertraulichen Briefe sagte: „Ich habe die scheußlichste Kloake gesehen, die je die Augen der Menschheit besudelt hat ... Dort herrscht kein anderer Gott als das Interesse. Für ein Stückchen Erde oder für ein paar Piaster würde man daselbst die Völker, das Menschengeschlecht, die Personen der Dreieinigkeit, einzeln oder zusammen, verkaufen." Erst im Sommer 1832 riß ihm die Geduld. Er gelangte mit Montalembert nach München, wo sich auch Lacordaire, um ihn vor unüberlegten Schritten zu warnen, wieder einstellte. Dort ward ihnen die inzwischen erlassene päpstliche Encyklika „Mirari vos" vom 12. August eingehändigt[1]).

Lamennais in Rom. 1831.

Verhalten der Kurie.

In dieser Urkunde ward zwar der „Avenir" nicht ausdrücklich genannt. Aber ihr Inhalt und ein Begleitbrief des Kardinals Pacca klärten Lamennais darüber auf, daß er einem Traumbild nachgejagt habe. Der Papst verwarf mit den stärksten Worten des Kurialstiles „die schmachvolle Frechheit derer", die überall „die den Fürsten schuldige Treue erschüttern und die Flammen der Revolution entzünden". Er verwarf desgleichen die allgemeinen Lehren bürgerlicher und religiöser Freiheit, und vor allem der Preßfreiheit, „die man nie genugsam verdammen und verabscheuen kann". Es erfüllte ihn mit tiefem Schmerz, daß „unter dem Deckmantel der Achtung vor der Religion, in Wahrheit aber aus Neuerungssucht ... Kirche und Staat in Verwirrung gestürzt werden sollten".

Die Encyklika „Mirari vos". 12. Aug. 1832.

[1]) Zur Korrektur anderer s. Friedrich: J. von Döllinger 1899 II. 378 ff.

Noch gewann Lamennais es über sich, „dem formellen Willen dessen, den Gott mit der Regierung seiner Kirche betraut hat, nicht entgegenzutreten". Sein Name stand an der Spitze der Erklärung, die das endgiltige Aufhören des „Avenir" und die Auflösung der „Agentur für die Verteidigung der religiösen Freiheit" ankündigte. Aber sein stolzes Herz war mit bitterem Groll erfüllt. Von Rom aus gemahnt, den Lehrsätzen der Encyklika ausdrücklich zuzustimmen, suchte er noch zwischen denen, die religiöse, und denen, die rein weltliche Angelegenheiten beträfen, zu unterscheiden. Hinsichtlich dieser wollte er jedem Christen „gegenüber der geistlichen Gewalt volle Freiheit seiner Meinungen, Worte und Handlungen gewahrt wissen". Als ein solcher Vorbehalt keine Gnade fand, gab er auf das Drängen des Erzbischofs von Paris am 11. Dezember 1833 das schriftliche Versprechen unbedingter Unterwerfung.

Unterwerfung und Abfall Lamennais'.

Aber mit dieser ihm abgerungenen Selbsterniedrigung kam das Gefäß zum Überlaufen. Reue, Scham und „der Befehl des Gewissens, zu reden und zu handeln", machten Lamennais unwiderruflich zum Rebellen. Der erste Aufschrei seiner gequälten Seele waren die „Worte eines Gläubigen", jenes apokalyptische Erbauungsbuch aller Schwachen und Gedrückten (s. IV. 591). Eine neue Encyklika vom 25. Juni 1834 verdammte „die aus der Finsternis zum Verderben hervorgegangene Schrift". „Der Statthalter Jesu Christi, rief Lamennais zwei Jahre später bei der Erzählung seiner römischen Erlebnisse tiefempört aus, wird in der Verwaltung seines göttlichen Amtes durch die Interessen des weltlichen Fürsten gebunden." Der Priester verwandelte sich ganz und gar in den Tribunen, der, unversöhnt mit der Kirche, seine Flammenworte nur noch an die duldende große Masse richtete. Er reichte Mazzini die Hand, dessen Wahlspruch „Gott und Volk" mit dem seinigen „Gott und Freiheit" so viel Ähnlichkeit hatte. Der große Genuese konnte ihn 1840 im Namen italienischer Arbeiter in London als brüderlichen „Apostel der Demokratie" begrüßen.

„Worte eines Gläubigen." 1834.

Dem Abgefallenen folgten seine Jünger nicht nach. Aber sie machten wahr, was er bei der Rückkehr von Rom prophezeit hatte: „Unsere Arbeit wird nicht verloren sein; es sind Saatkörner, welche die Vorsehung in der Gesellschaft niedergelegt hat, um sie in besseren Zeiten aufgehen zu lassen." Sie vermieden, die Fragen der weltlichen Interessen, der weltlichen Güter, der weltlichen Herrschaft der Kirche zu berühren. Aber sie kämpften unter dem Banner, auf dem „Gott und Freiheit" geschrieben stand, mit den modernen Waffen des Wortes, des Buchdruckes, des Vereins- und Versammlungsrechtes erfolgreich für die Wiederbelebung des Katholicismus zunächst in ihrem Vaterland. Lacordaire, der sich zuerst von dem Meister getrennt hatte, betrat 1835 die Kanzel von Notre-Dame. Von dort aus erschütterte er durch eine Beredsamkeit, die ängst-

Lamennais' Jünger.

lichen Klerikern der alten Schule „von anarchischem Geist" erfüllt zu sein schien, die Herzen seiner verzückten Zuhörerschaft. Dann verschwand er für einige Zeit von dieser Bühne, auf der ihn der Jesuitenpater Ravignan ersetzte. Er trat in Rom in den Dominikanerorden und kehrte in der Mönchskutte als Bahnbrecher der geistlichen Orden nach Paris, der Stätte seiner Triumphe, zurück. Montalembert, dem die Scheidung von Lamennais viel längere und stärkere Schmerzen bereitete, hatte in Wanderfahrten und Studien in Deutschland und Italien Trost und Stärkung gesucht. Heimgekehrt vertrat er mit der hinreißenden Gewalt innigster Überzeugung bei den Pairs liberale und philanthropische Forderungen, ohne darüber jemals die Sache des Katholicismus zu vergessen.

Wachstum des Neukatholicismus.

Mit jedem Jahr wuchs die Zahl ihrer Vorfechter. Der gelehrte Professor Ozanam, der feurige Abbé Dupanloup, der federgewandte Journalist Veuillot warben ihr namentlich unter der Jugend des höheren Bürgertums Anhänger. Die Söhne der ergrauten Voltairianer drängten sich zur Beichte, Messe und Predigt. Die Wohlthätigkeitsgesellschaft des heiligen Vincenz von Paul breitete sich besonders unter den Studierenden aus. Andere klerikale Vereine fanden nicht geringeren Anklang. Hand in Hand mit ihnen gingen Erzeugnisse einer klerikalen Presse, die sich bald über das ganze Land verzweigte. Der Buchhandel zeigte eine überraschende Zunahme erbaulicher Schriften aller Art. „Die irreligiösen Veröffentlichungen, bemerkte schon 1835 Alexis de Tocqueville, sind äußerst selten geworden. Die Religion und die Priester sind ganz aus den Karikaturen verschwunden." Er sah „die Bewegung, welche die Geister wieder den religiösen Ideen zuführte", beständig an Kraft gewinnen. Es war ein Zeichen der Zeit, daß der alte Talleyrand, das sündige Weltkind, das einst den Titel eines Bischofs von Autun getragen hatte, durch die Bitten und Thränen seiner Nichte zur Ablegung eines reuigen Bekenntnisses erweicht wurde, um völlig ausgesöhnt mit dem verzeihenden heiligen Vater zu sterben[1]).

Ermutigung durch die Regierung.

Die Regierung Louis Philipps ließ sich Schritt für Schritt zur Ermutigung der kirchlichen Bestrebungen herbei. Sie that es um so bereitwilliger, je entschiedener deren Wortführer jede Gemeinschaft mit den Legitimisten ablehnten. Die Königin brachte dem religiösen Aufschwung die wärmste Teilnahme entgegen. Der König, dem immer mehr an der Unterstützung des Klerus gelegen war, hielt etwas darauf, wenigstens an den Festtagen mit seinen Söhnen bei der Messe zu erscheinen. Von den wechselnden Inhabern der Ministerien war der Calvinist Guizot derjenige, dem das „innige Einvernehmen von Politik und Religion" vor

[1]) Näheres zur Ergänzung von Talleyrand: Mémoires V. und La mort de Talleyrand par l'abbé F. Dupanloup (Revue des Deux Mondes 1910. 1. März) in Apponyis Bericht 26. Mai 1838. Arch. Wien.

allem am Herzen lag. Er sicherte in seinem Gesetz über den Primarunterricht von 1833 dem Pfarrer Sitz und Stimme im Schulvorstand. Er ließ den Kongregationen, woferne sie den vorgeschriebenen Anforderungen genügten, ihre ausgedehnte Domäne im Volksschulwesen. Er gewährte ihnen in der Praxis den weitesten Spielraum. Drei Jahre später suchte er in einer Vorlage, die freilich nicht Gesetz wurde, unter Wahrung der Staatsaufsicht ebenfalls im Sekundarunterricht die Schulen der geistlichen Genossenschaften den städtischen und staatlichen Anstalten gleichzustellen. Bemerkenswert war es, daß nun auch das Krucifix, das im Jahre 1830 aus den Gerichtssälen entfernt worden war, zuerst in dem Saal der Geschworenen zu Paris und danach in allen anderen Tribunalen wieder angebracht wurde.

Klöster und Jesuiten.

Nichts aber bezeichnete die Haltung der Regierung so deutlich, wie die Thatsache, daß sie gegenüber der Zunahme von Klöstern, wie der Trappisten, Kartäuser, Benediktiner, und gegenüber dem Wiedererstehen von verbotenen Mönchsorden ein Auge zudrückte. Auch die Jesuiten kehrten, wie zuerst Ravignan, unbehindert auf die Kanzeln und in die Beichtstühle zurück. Da ihnen nach den Ordonnanzen von 1828 (s. III. 350) die Leitung von Kollegien unter der Hülle von Priesterseminaren unmöglich gemacht war, suchten sie durch die Gründung von „Instituten höherer kirchlicher Studien" im stillen denselben Zweck zu erreichen. Nicht lange währte es, so entbrannte, mit oder ohne ihre Beteiligung, der Kampf gegen den privilegirten Staatsunterricht, dessen Vorpostengefechte bis dahin die Gesetzgebung nur gestreift hatten.

Alles in allem genommen, waren die großen Erfolge der neukatholischen Schule in Frankreich schon gegen Ende der dreißiger Jahre unverkennbar. Noch blieb ihren Führern nicht wenig zu wünschen übrig. Aber Montalembert glaubte 1838 in einem Journalartikel, der von den „Beziehungen der katholischen Kirche zur Juliregierung" handelte, aussprechen zu dürfen: „Nirgendwo in Europa ist die Kirche freier als in Frankreich, es müßte denn in Belgien sein, wo sie es nur in Folge einer Revolution geworden ist, die von der unsrigen inspirirt wurde."

Belgien.

In der That konnte Belgien als das Musterland des Neukatholicismus gelten. Der dortigen klerikalen Partei verblieb auch nach der Lösung des Bundes mit den Liberalen gemäß der Verfassung das schützende Panier der Freiheit. Sie gewann unter ihm im Kampf mit ihren Gegnern Jahr für Jahr an Boden. Die Zahl der Klöster und das Eigentum der toten Hand wuchs beständig. Wenn die klerikale Presse es noch nicht mit der liberalen aufnehmen konnte, so war der Einfluß der geistlichen Genossenschaften im Schulwesen um so augenfälliger. In Mecheln entstand sogar auf Erlaß eines päpstlichen Breve hin schon 1834 eine rein katholische Universität, deren Sitz im folgenden Jahr nach Löwen verlegt wurde.

Ihr Rektor war von den Bischöfen zu ernennen, und diesen stand auch die Bestätigung der Professoren zu. Die Liberalen schufen zur Abwehr die „Freie Universität in Brüssel", deren Anfänge gleichfalls bis ins Jahr 1834 zurückreichten. Aber das Gesetz von 1835 über den höheren Unterricht bot den Klerikalen eine Handhabe, ihren Studirenden durch die Centralprüfungskommission das Leben zu erschweren. Von Belgien aus liefen viele Fäden zu den Glaubensgenossen in Nordbrabant und Limburg, die bei der Trennung den Niederlanden zugefallen waren. Schon wagten scharfblickende Angehörige der katholischen Gemeinschaft, von Wilhelm II., dem neuen Beherrscher des ketzerischen Nachbarstaates, weitgehende Begünstigungen ihrer Wünsche zu hoffen. Niederlande.

Im britischen Reich wirkten die Erfolge O'Connells über die Grenzen der irischen Insel hinaus ermutigend. Die Liste der in den Mutterschoß der allein seligmachenden Kirche geflüchteten Anglikaner wurde immer länger. Die Litteratur, die der Bekehrung das Wort redete, trieb in England die üppigsten Blüten. Zugleich ging seit 1833 von der Universität Oxford die große Bewegung der „Traktarianer" aus, die sich wenigstens zum Teil auf dem Wege nach Rom zu befinden schienen. In einem Kreise hochgesinnter, befreundeter Fellows des Oriel College hatte der Widerwille gegen Verweltlichung und Scheinheiligkeit im heimischen Kirchenwesen das sehnsüchtige Verlangen einer Wiederanknüpfung an die Überlieferung der Apostel und Kirchenväter hervorgerufen. Die jungen Männer blieben auch später in reger geistiger Gemeinschaft. Zu ihrem Manifest wurden die „Zeitgemäßen Traktate", die das ganze Gebiet der Theologie behandelten. Hier überließ Pusey, der anspruchslose gelehrte Professor des Hebräischen, dem beredten, durch persönlichen Zauber anziehenden Pfarrer der Universitätskirche St. Mary, John Henry Newman, zunächst die Führung. Newman war schon durch seinen asketischen Freund Hurrell Froude, mit dem er Italien bereist hatte, der Reformation entfremdet worden. Erfüllt von heißem religiösem Gefühl, das jedoch nur im Glauben an eine unerschütterliche Autorität Befriedigung fand, wandte er alle Künste der Dialektik an, um den apostolisch-katholischen Charakter der anglikanischen Kirche zu erweisen. Noch vermeinte er, ihre Bekenntnisgrundlage, die 39 Artikel, festhalten zu können. Er wähnte, daß Lehren, wie die vom Fegefeuer, vom Ablaß, vom Heiligendienst, vom Cölibat, nicht schlechthin, sondern nur in ihrer Übertreibung durch sie verworfen seien. Zwar schlug er erst 1841 mit dem vielberufenen neunzigsten Traktat dem Faß den Boden aus und ließ selbst dann noch vier Jahre bis zu seinem Übertritt zur römischen Kirche verstreichen. Indessen waren schon die ersten Anfänge des Traktarianismus von manchem ihrer begeisterten Anhänger mit hoffnungsvollen Erwartungen begrüßt worden. Zu ihnen gehörte Nikolaus Wiseman, in dessen Adern England. Traktarianer. Pusey und Newman. Wiseman.

irisches und spanisches Blut rann. Ein halbes Menschenalter später war er als „Erzbischof von Westminster" und Kardinal der Wiederhersteller katholischer Bischofssitze auf englischem Boden. Damals noch Vorstand des englischen Kollegiums in Rom, wo man seine glänzenden Talente und Kenntnisse zu schätzen wußte, reiste er 1835 über München nach England und sondirte umsichtig das dortige Terrain. Die Vorträge über Lehre und Bräuche der katholischen Kirche, die er in London hielt, machten das größte Aufsehen. Noch mehr Erfolg versprach er sich von einigen Zeitschriften, die er vor der Rückkehr nach Rom ins Leben rief: vor allen von dem „Dublin Review", bei dessen Gründung auch O'Connell beteiligt war.

Deutschland. Vielleicht nirgendwo brachte man den Aussichten, die sich der Erstarkung des Katholicismus auf britischem Boden eröffneten, so viel Teilnahme entgegen wie in Deutschland. Hier hatte der Katholicismus einen wissenschaftlichen Aufschwung erlebt, der sein Selbstgefühl kräftigen mußte. Als glänzendstes Zeugnis dieses Aufschwungs konnte Möhlers „Symbolik" gelten. Gleichzeitig war, getragen von der Strömung der Romantik und verstärkt durch zahlreiche Überläufer aus dem Lager des Protestantismus, auch unter den deutschen Katholiken von Jahr zu Jahr die Partei gewachsen, die im Namen der Freiheit für Erweiterung des

„Der Katholik." Machtkreises der Kirche stritt. Der „Katholik", der nacheinander in Mainz, Straßburg, Speier herauskam, und die „Aschaffenburger Kirchenzeitung" dienten ihr als wertvolle Rüstzeuge am Rhein und am Main. Das Lehrbuch des Kirchenrechtes, mit dem der Bonner Professor Walter seinen Ruf begründete, bot ihr gute Waffen im Kampf für Unabhängigkeit von den staatlichen Gewalten. Mit der mehr oder weniger sichtbaren Verherrlichung der Ideale Gregors VII. und Innocenz' III. verschärfte sich auch der konfessionelle Gegensatz. Im deutschen Klerus erwuchs ein Geschlecht, das sich von den milden Anschauungen eines Wessenberg und Sailer entfernte. Für die Laienwelt, namentlich in manchen Kreisen des Adels und des Bürgertums, war das Vorbild der Nachbarländer Belgien und Frankreich nicht ohne Einfluß.

München. Der Mittelpunkt des neuentflammten katholischen Lebens und Strebens in Deutschland war und blieb München. Die Hauptstadt Baierns barg eine große Zahl namhafter Vorkämpfer der katholischen Kirche in sich, die um den alternden, aber immer noch redegewaltigen Görres

Görres. gruppirt waren. Aus dem einstigen Tribunen, der im Namen des deutschen Volkes die Franzosenherrschaft und die Reaktion bekämpft hatte, war der feurige Sprecher der deutschen Katholiken geworden. Allmählich wandte er sich sogar der anfangs verspotteten Mystik Klemens Brentanos

Phillips. zu, der sein Quartier in München aufgeschlagen hatte. Ganz anderen Schlages war der gelehrte Germanist Phillips, ein Preuße wie Jarcke

Döllinger. und gleich ihm vom Protestantismus abgefallen. Der Bedeutendste

und Gemäßigtste aus dem ganzen Kreise, Döllinger, erschien nach seiner Sinnesart und entsprechend dem weiten Umfang seiner Studien wie gemacht zum internationalen Vermittler in dem Ideenaustausch auf religiösem Felde. Seit Montalembert 1832 nach der Rückkehr von Rom an der Isar geweilt hatte, stand er mit diesem ihm sehr sympathischen Fürsprecher der gemeinsamen Sache in freundschaftlichem Verkehr. Einige Jahre später bewog ihn Wiseman, den Kanal zu kreuzen, um eine engere Verbindung der deutschen und englischen Kleriker und Gelehrten des katholischen Bekenntnisses anzubahnen. Döllinger folgte 1836 dem Ruf, machte wertvolle Bekanntschaften und spornte nach der Heimkehr seine Münchener Freunde zur Mitarbeit an dem von Wiseman geschaffenen „Dublin Review".

Ministerium Abel.

Mittlerweile vollzog sich in seiner unmittelbaren Nähe ein Wechsel in der Regierung Baierns, der seinen Gesinnungsgenossen bedeutenden Einfluß versprach. Das Ministerium Abel ergriff die Zügel. Sein Leiter, erst jüngst ins Lager der Klerikalen übergegangen, suchte den engsten Anschluß an die um Görres geschartе Phalanx und strebte, wie man glauben konnte, mit ihr im Bunde, Baiern zur katholischen Schutzmacht in Deutschland zu erheben. In Baiern selbst war zunächst eine Begünstigung der Missionen und eine Zunahme der Klöster zu bemerken. In der Schule begann die Trennung des Geschichtsunterrichtes nach Konfessionen und die Bevorzugung von Geistlichen bei der Anstellung als Lehrer. Zugleich eröffnete 1838 der Befehl der Kniebeugung des gesamten Militärs vor der Hostie eine lange Reihe von Maßregeln, die das Gefühl und das Rechtsbewußtsein der Protestanten verletzten.

Österreich.

Baiern schien in der Begünstigung des Klerikalismus sogar Österreich den Rang abzulaufen. Zwar war seine Einwirkung auf das staatliche Leben in den letzten Jahren des Kaisers Franz und seit den Regierungsanfängen seines Sohnes beständig stärker geworden. Auch Metternich hatte mit der Zulassung des Jesuitenordens der in den oberen Regionen herrschenden Strömung nachgegeben. Er war gleichfalls bereit, in manchem seit Jahren streitigen Punkt, wie z. B. in Sachen des Eherechtes und des Placets, den Forderungen des Papsttums etwas einzuräumen. Immerhin galt, was er einige Jahre später bekannte, auch damals von seiner Sinnesweise: „In meiner Absicht liegt nicht der Umsturz der gesamten Gesetzgebung des Kaisers Josefs II. . . . oder das Aufgeben wirklich wohlerworbener landesfürstlicher Rechte. Ich will auch nicht die Aufhebung der Toleranz gegen die Akatholiken, noch weniger die Erstreckung des Einflusses der Geistlichkeit auf ein Gebiet, welches nicht das ihrige ist"[1]). Indessen erlebte man 1837 in Tirol, daß die Toleranz gegen

Die Zillerthaler. 1837.

[1]) Aus Metternichs Papieren VII. 32—39.

Akatholiken im Bereich der habsburgischen Monarchie keineswegs vollkommen gesichert war. Eine Anzahl von Familienvätern im Zillerthal, wo die Erinnerung an die evangelische Lehre noch nicht ganz ausgestorben war, hatte 1826 ihren Austritt aus der katholischen Kirche erklärt. Aber alle ihre Bemühungen, Erlaubnis für die Einrichtung eines eigenen Gottesdienstes zu erlangen, waren gescheitert. Allgemein gehaltene Versprechungen, die ihnen Kaiser Franz bei einem Aufenthalt in Innsbruck gemacht hatte, waren nicht in Erfüllung gegangen. Endlich ward den evangelisch gesinnten Zillerthalern, deren Zahl sich inzwischen vermehrt hatte, von Wien aus die Freiheit gewährt, sich in einer anderen Provinz, wo akatholische Gemeinden beständen, etwa in Siebenbürgen oder im Banat, anzusiedeln. Dazu fehlte jedoch den meisten die Lust. Sie entschlossen sich vielmehr, im Ausland eine Zuflucht zu suchen. Die Tiroler Stände, nach deren Behauptung das Toleranzpatent Kaiser Josefs für ihr Land keine Giltigkeit hatte, forderten geradezu Ausweisung der Ketzer in kurzer Frist. Dies Schauspiel blieb den Kindern des neunzehnten Jahrhunderts freilich erspart. Aber über vierhundert Menschen, Männer, Weiber und Kinder, zogen mit ihrer fahrenden Habe aus dem geliebten heimatlichen Thal hinweg, um sich nach Zustimmung Friedrich Wilhelms III. in Schlesien an den Abhängen des Riesengebirges eine neue Wohnstätte zu gründen. Gegenüber der preußischen Regierung suchte Metternich die östreichische wider die Anschuldigung „religiöser Intoleranz" zu verteidigen. Er führte das angebliche Treiben „propagandistischer Emissäre", die „Unruhe der Stände Tirols", die „alten Privilegien des Landes" ins Gefecht[1]). Indessen der Eindruck schwächlicher Nachgiebigkeit gegen fanatische Dränger ließ sich nicht leicht verwischen.

Die Schweiz.

Um dieselbe Zeit trübte sich, mit zunehmendem Selbstgefühl der katholischen Eiferer und mit wachsender Sorge ihrer Gegner vor klerikalen Übergriffen, der religiöse Friedenszustand in der Schweiz. Zur Wahrung und Ausdehnung staatlicher Hoheitsrechte gegenüber der katholischen Kirche hatten die liberalen Vertreter von sieben Kantonen 1834 bei einer Zusammenkunft in Baden die Einhaltung eines gemeinsamen Programmes verabredet. Diese „Badener Artikel" wurden nach und nach von Lucern, St. Gallen, Baselland, Zürich, Bern, sowie mit einigen Vorbehalten von Aargau und Thurgau angenommen. Aber sie wurden von Gregor XVI. als irrig und schismatisch verdammt. Der Nuntius, der seinen Sitz von Lucern nach Schwyz verlegte, und ein großer Teil des Klerus

„Badener Artikel." 1834.

---

1) Weisung an Trautmannsdorff 17. März 1837. (Beilagen: Auszug aus den Akten der Staatskonferenz „die sog. Inclinanten im Zillerthal betreffend", lithographirte Denkschrift Metternichs 17. März 1837.) Arch. Wien. — Vgl. G. Loesche: Zillerthaler-Nachlese. Nach Archivalien des K. K. Ministeriums für Kultus und Unterricht (Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich XXV. 1904).

arbeiteten gegen sie. Zahlreiche „katholische Vereine" forderten ihren Widerruf. Im Aargau kam es 1835 zu Unruhen, die das Aufgebot von Truppen, auch aus den Nachbarkantonen, veranlaßten. In St. Gallen ward in demselben Jahr ein Gesetz, durch das der Große Rat die Badener Artikel in verschärfter Form angenommen hatte, vom Volk verworfen, und die bisherige Mehrheit der höchsten Landesbehörde durch Neuwahlen verdrängt. Am stärksten war die Gärung in den jurassisch-katholischen Gebieten des Kantons Bern. In Vereinen, durch die Presse, von der Kanzel und mittels Massenpetitionen wurde im Jahre 1836 die Erregung gesteigert. Nach dem in Pruntrut gegebenen Muster erhoben sich beinahe in allen größeren Gemeinden unter Glockengeläute und Zustrom der Volksmassen „Religionsbäume" als Zeichen des Widerstandes. Die Regierung fürchtete Trennungsgelüste, erließ Verhaftsbefehle, entsandte Kommissäre und eine ansehnliche Truppenmacht. Allmählich kehrte die Ruhe zurück, aber unter dem Druck französischer und östreichischer Warnungen beschloß man in Bern, nur auf dem Weg der Unterhandlung mit Rom den Vollzug der Badener Artikel anzubahnen. Auf weitere Drohungen des französischen Gesandten hin ward sogar ihre frühere Annahme vom Großen Rat so gut wie kassirt. Derweilen rüsteten sich die Jesuiten zum Einzug in Schwyz, wo sie die Leitung einer großen Unterrichtsanstalt übernahmen. Diese Stellung sollte aber nur als Vorposten für weitere Eroberungszüge des Ordens gelten. —

Gärung im Jura.

Die sichtliche Kräftigung des Katholicismus und die unleugbaren Erfolge der Kirche in so manchem Gebiet Europas mußten am Sitz ihrer Herrschaft mit lebhafter Genugthuung begrüßt werden. Die Kurie mochte darin eine gewisse Entschädigung für Einbußen und Enttäuschungen erblicken, die ihr an anderen Stellen nicht erspart blieben. In Portugal hatte ihr der Sieg Dom Pedros, dem die Aufhebung der Männerklöster auf dem Fuße folgte, schwere Wunden geschlagen. In Spanien verletzte sie das Ministerium Mendizabal bald danach mit der Unterdrückung geistlicher Genossenschaften und der Einziehung aller ihrer Güter weit tiefer. In Rußland erntete sie für die an die Polen gerichteten Mahnungen friedlicher Unterwerfung (s. IV. 191) keinen Dank, sondern sah sich bald zu den bittersten Beschwerden über die Gewaltmaßregeln des Zaren gezwungen. Auch in ihrem eigenen weltlichen Machtgebiet, im Kirchenstaat, waren die Zustände nichts weniger als tröstlich. Nach wie vor standen die Fremden, die Östreicher in Bologna, die Franzosen in Ancona, auf päpstlichem Grund und Boden Wache. Außerdem sollte eine dreifache Militärmacht, die Schlüsselsoldaten, die angeworbenen Schweizer und die „Fedeloni", in „Centurien" eingeteilte, besoldete „Freiwillige" unter selbständiger Leitung eines Generalinspektors, zur Erhaltung der Ruhe dienen. In Wahrheit aber wurde der Groll heimlich überwachter Bürger

Einbußen der Kirche.

Zustand des Kirchenstaates.

Die Centurionen.

durch furchtbare Ausschreitungen des Sanfedisten-Gesindels der Centurionen-Miliz noch mehr genährt, und der Aufwand, den das Kriegswesen erforderte, trug nicht am wenigsten zum Ruin der Finanzen bei. Zur Deckung der notwendigsten Ausgaben bedurfte man kostspieliger Anlehen des Hauses Rothschild oder gelegentlicher Vorschüsse des Bankiers Torlonia. Indessen hatte die päpstliche Finanzverwaltung beständig mit einem Deficit zu kämpfen, das trotz Steuererhöhungen, neuer Auflagen und Gehaltsabzüge nicht verschwand. Mit dem Notstand der Regierung hielt der ihrer Unterthanen gleichen Schritt. In den Marken waren ganze Familien vom Hungertode bedroht. In Rom konnte man sich nicht auf der Straße blicken lassen, ohne von einem Haufen zerlumpter Bettler angefallen zu werden. Die Not ward noch gesteigert durch den Ausbruch der Cholera. Das Volk hielt sie hie und da „für eine Erfindung der Regierung, die ihre Feinde durch Gift aus dem Weg räumen wolle"[1]).

Gregor XVI.

Gregor XVI., apathisch, abgeschieden von der Außenwelt, ganz beherrscht durch seinen früheren Barbier und damaligen Kammerdiener, dem man vorwarf, Ämter und Würden an den Meistbietenden zu verkaufen, ließ die Dinge gehen so gut und so schlecht sie gehen wollten. Bis zum Beginn des Jahres 1836 hatte er noch Bernetti als Staatssekretär an seiner Seite, der wenigstens kein Zelante und durch lange geschäftliche Erfahrung gereift war. Aber schon seit geraumer Zeit war Bernettis Verhältnis zum Papst gespannt. Gregor XVI., von Natur überaus ängstlich und argwöhnisch, verdachte ihm den Rat möglichster Schonung der Liberalen und horchte auf die Einflüsterungen persönlicher Gegner Bernettis. Ratschläge des östreichischen Hofrats Sebregondi, der damals, mit der Sammlung der Gesetze beschäftigt, in Rom verweilte, bestärkten ihn in dem Entschluß, sich Bernettis zu entledigen. Er nahm einen Gichtanfall des Staatssekretärs zum Vorwand, ihn in sehr ungnädiger Weise von der Bürde seines Amtes zu befreien, und ernannte den Kardinal Lambruschini zu seinem Nachfolger[2]).

Entlassung Bernettis. Jan. 1836.

Lambruschini.

Lambruschini, von Geburt ein Genueser, in der Jugend Mitglied des Barnabitenordens, später Nuntius in Paris, von wo ihn der Sturz Karls X. vertrieb, war auch nach dem Zeugnis von Gegnern ein Mann von Geist und persönlicher Ehrenhaftigkeit. Aber mit einem verletzend hochmütigen Wesen verband er einen ausgesprochenen Widerwillen gegen

---

[1]) Berichte Stendhals in L. Farges: Stendhal Diplomate 1892. — Berichte Bunsens 4. 18. Aug. 1832, 12. Jan., 9. Febr., 15. März 1833, 5. April, 14. Aug., 27. Nov. 1834, 24. Febr., 30. Juli, 19. Sept., 12. Dec. 1835. Arch. Berlin.

[2]) Berichte Stendhals a. a. O. — Bunsens 25. Febr. 1835, 18. Jan. 1836. Arch. Berlin. — Lützows 14. 23. Jan., 30. April 1836. Arch. Wien (mit Widerlegung der herkömmlichen Ansicht, Bernettis Sturz sei durch Metternich oder Lützow hervorgerufen worden).

die modernen Ideen in Politik und Wirtschaftsleben. Für die Notwendigkeit von Reformen der kirchenstaatlichen Regierung fehlte ihm das Verständnis. Nur in den Centurionen erblickte er „eine Wunde", die geheilt werden müsse und bot seine ganze Kraft auf, auch den Papst davon zu überzeugen[1]). Abgesehen von der Aufhebung des Generalinspektorates dieser Miliz und der Einschränkung ihrer unheilvollen Wirksamkeit, blieb das traurige Bild des priesterlichen Gemeinwesens unverändert. Sogar die mageren Zugeständnisse des Jahres 1831 schrumpften immer mehr zusammen. In den Legationen ging die oberste Verwaltung wieder in die Hände der Kardinal-Legaten über. In den Gemeinden verleidete die beständige Einmischung der Regierungsbehörden den eingesessenen Laien die Übernahme eines Amtes. Alle Künste des Schatzmeisters reichten kaum hin, die täglichen Ausgaben zu decken und die Zinsen der Staatsschuld zu zahlen. Das Elend der Bevölkerung in Stadt und Land wuchs zusehends. Wer bares Geld hatte, verbarg es „wie in der Türkei". Schmuggler und Diebe hatten gute Zeiten. In Rom selbst wagte kein Bäcker, das Brot ohne militärische Eskorte durch die Straßen tragen zu lassen, und doch kam es beinahe täglich zu ungestraften Plünderungen auf den öffentlichen Plätzen. Dem Spott über die schwache Regierung verlieh ein bekanntes Sprichwort Ausdruck: „In Rom wird ein Edikt am ersten Tage angeschlagen, am zweiten gelesen, am dritten zerrissen"[2]).

Zunahme der Mißstände.

Aber dasselbe Papsttum, dessen weltliche Herrschaft so morsch und brüchig erschien, trat als Inhaber der geistlichen Gewalt nach außen siegesgewiß mit umfassenden unverjährten Ansprüchen auf. Ein günstiger Wind schwellte in der That die Segel der klerikalen Politik. Die Wiederbelebung des katholischen Gemeingefühls in unzähligen Herzen kam ihr außerordentlich zustatten, und die Fehler der Staatsgewalten, mit denen sie es zu thun hatte, bahnten ihr häufig die Wege. So geschah es bei ihrem Zusammenstoß mit dem preußischen Königtum, der ihr zu einem ersten großen Triumph auf deutschem Boden verhalf.

Ansprüche des Papsttums.

Einst hatte Heinrich von Wessenberg in dem Gedanken der Herstellung einer deutschen katholischen Nationalkirche geschwelgt. Diesem Plan aber wurde schon auf dem Wiener Kongreß das Todesurteil gesprochen. Es war nicht anders: die deutschen Regierungen setzten sich in Einzelverhandlungen mit der Kurie auseinander. Die Erfahrungen, die Baiern gemacht hatte, genügten jedoch, um statt des Abschlusses von Konkordaten

Die katholische Kirche und Preußen.

[1]) Berichte Lützows 21. Febr., 5. 19. März, 6. 14. 18. Mai, 25. Juni, 1. Juli 1836 mit Beilagen. Arch. Wien.

[2]) Berichte Bunsens 16. Mai, 6. Juli 1836, 3. März 1837 (dieser letzte von mir veröffentlicht in der Rivista d'Italia 1903. VII. 93—98). Arch. Berlin.

enger begrenzte Vereinbarungen mittels der Bestätigung sogenannter Konskriptionsbullen zu empfehlen. So erfolgte 1821 zugleich mit der Auflösung des Bistums Konstanz, als dessen Verweser Wessenberg in Rom nicht anerkannt worden war, die Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz. Unmittelbar vorher war in Preußen die Bulle „De salute animarum" als Staatsgesetz veröffentlicht worden, die über Umfang und Dotation der Bistümer Bestimmungen traf. Von demselben Tage datirte ein Breve über die preußischen Bischofswahlen, nach welchem dem König in den Diöcesen Gnesen-Posen, Ermeland, Kulm die entscheidende Mitwirkung, in den übrigen der Ausschluß eines ihm nicht genehmen Kandidaten zustand. Er behielt außerdem die ganze Fülle kirchenhoheitlicher Befugnisse, die in den alten Provinzen durch das bestehende Recht, auf dem linken Rheinufer durch die Gesetzgebung Napoleons festgestellt waren. Nichtsdestominder anerkannte damals Pius VII. das Erreichte mit warmen Worten und pries die Freigebigkeit und Gutwilligkeit des andersgläubigen Fürsten als „wunderbar".

Bulle „De salute animarum". Breve vom 16. Juli 1821.

Viele Jahre lang blieb in Preußen auf dieser Grundlage der Friede zwischen dem Staat und der katholischen Kirche ungetrübt. Die Kurie nahm die Ausübung staatlicher Mitwirkung oder Aufsicht, wie bei dem Unterricht der künftigen Geistlichen, bei der Verwaltung des Kirchenvermögens, bei der Censur von Hirtenbriefen, stillschweigend hin. Die Bischöfe ließen sich für ihren Verkehr mit Rom die vorschriftsmäßige staatliche Vermittlung gefallen und standen fast ausnahmslos auf dem besten Fuß mit den weltlichen Behörden innerhalb ihrer Diöcesen.

Friedlicher Zustand.

Als Muster eines Oberhirten von versöhnlicher, milder Gesinnung konnte der Kölner Erzbischof gelten, Graf Spiegel, der Freund Steins und Vinckes, dem längst verziehen war, daß er einst ein Bistum aus Napoleons Hand angenommen und Napoleons Sieg von Dresden in einem Hirtenbrief gefeiert hatte. Bei ächter Frömmigkeit war er weltmännisch in Haltung und Lebensauffassung, ein entschiedener Gegner des übertriebenen Wallfahrts- und Ablaßwesens. Besonders lag ihm die Aufzucht wissenschaftlich gebildeter Seelsorger am Herzen. Unter seiner Gunst blühte im Klerus der Rheinlande die Schule Georg Hermes', der als Professor in Münster und Bonn, von einem Hauch der Kantschen Philosophie berührt, durch seine Lehren und Schriften den unduldsamen Vorkämpfern der alten kirchlichen Autorität längst Anstoß gegeben hatte. Ein Geistesverwandter Spiegels war Hommer, der Bischof von Trier. Auch er war vorzüglich auf die Ausbildung eines tüchtigen Klerus bedacht. Er vertraute den Unterricht im Priesterseminar zu Trier hervorragenden Schülern Hermes' an. Nächstdem bezeugte er nachdrücklich seine Anhänglichkeit an die preußische Herrschaft in den neuerworbenen Gebieten.

Erzbischof Spiegel.

Hermes.

Die Regierung Friedrich Wilhelms III. ließ es ihrerseits nicht an

Fürsorge für die religiösen Bedürfnisse ihrer katholischen Unterthanen fehlen. Zwar die 1821 in Aussicht gestellte Umwandlung der Staatszuschüsse in eine Rente von Domanialforsten oder liegenden Gründen erwies sich als völlig undurchführbar. Aber was, zumal in den Rheinlanden, für Stiftung neuer Pfarreien und für Erhöhung von Gehalten armer Geistlicher aufgewandt wurde, ging über die gemachten Versprechungen hinaus. Die Zahl der kleinen Festtage ward erweitert. Processionen durften auch an Orten mit gemischter Bevölkerung stattfinden. Zusammenstöße des landesherrlichen Kirchenregimentes mit der Kurie wurden von dem Kultusminister Altenstein ängstlich vermieden. Sein Hauptberater in katholischen Kirchensachen war der Westfale Schmedding, ein selbstbewußter Bureaukrat, der mit der Zeit klerikalen Eiferern ein geneigtes Ohr schenkte[1]). Dem ihnen höchst mißfälligen Erzbischof Spiegel bereitete er bei seiner Amtsführung mancherlei Hemmnisse. Als 1826 einige katholische Pfarrer Schlesiens das Messelesen in deutscher Sprache rechtfertigen wollten, und der Fürstbischof in Breslau aufs schärfste gegen sie einschritt, unterstützte ihn das Kultusministerium durch einen von Schmedding verfaßten Erlaß. Nur die Fürsprache des Oberpräsidenten Merckel bewahrte die „Neuerer" vor der Ausführung der ihnen zugedachten Strafen.

Altenstein und Schmedding.

Indessen gab es eine Frage, die das gute Einvernehmen der bureaukratischen Staatsmacht und der kirchlichen Gewalten ernstlich zu stören drohte. Sie betraf die gemischten Ehen und die religiöse Erziehung der aus solchen Ehen stammenden Kinder. Nach den strengen Grundsätzen der römischen Kirche waren Ehen mit Ketzern und Ketzerinnen überhaupt unerlaubt. Doch hatte sie sich, angesichts der Unmöglichkeit, sie zu hindern, schon längst zur Erteilung von Dispensationen bequemt, die dem Papst oder nach päpstlicher Ermächtigung den Diöcesanbischöfen zustand. Allerdings war es nicht gelungen, diese Dispensationen überall und jedesmal an gewisse Bedingungen zu knüpfen, deren wichtigste das Versprechen der katholischen Erziehung aller Kinder bildete. So galt in den östlichen Provinzen Preußens seit 1803 die Deklaration des Allgemeinen Landrechts, nach der die Kinder gemischter Ehen, falls die Eltern sich nicht anders unverbindlich geeinigt hätten, in der Religion des Vaters zu erziehen seien. So lange es nur im Osten preußische Besitzungen mit einem starken Bruchteil katholischer Einwohner gegeben, hatte es dabei ohne Anstoß sein Bewenden gehabt. Der dortige Klerus verrichtete in der Regel, auch wenn es sich um eine gemischte Ehe handelte, die unbedingte Trauung. Anders aber war es im Westen, zumal als nach dem neuen

Die Frage der gemischten Ehen.

[1]) Neuere Mitteilungen über ihn und seine Konflikte mit Spiegel bei Rühl: Briefe und Aktenstücke u. s. w. (aus Stägemanns Papieren) 1902. III. 2. S. LV. ff.

Erwerb so vieler katholischer Gebiete eingewanderte protestantische Beamte, Militärs, Arbeiter in großer Zahl altgläubige Töchter des Landes heimführten. Mancher Priester hielt sich hier in seinem Gewissen für verpflichtet, ohne Versprechen der Erziehung aller Kinder im katholischen Bekenntnis Aufgebot und Einsegnung zu verweigern. Auch sahen sich in gemischter Ehe lebende katholische Frauen, falls jenes Versprechen nicht gegeben ward, von Absolution und Kommunion ausgeschlossen.

Kabinetsbefehl vom 17. Aug. 1825.

Die Regierung wähnte, den Knoten durchhauen zu können, indem ein königlicher Kabinetsbefehl vom 17. August 1825 die Deklaration von 1803 einfach auf die westlichen Provinzen ausdehnte. Allein sie machte das Übel damit nur ärger und weckte den Argwohn der Absicht fortschreitender Protestantisirung. Es hätte nahe gelegen, durch ein schon vorhandenes Auskunftsmittel ein für allemal die Grenze zwischen Staatshoheit und kirchlichem Anspruch zu ziehen und sodann das weitere den Parteien zu überlassen. Auf dem linken Rheinufer war mit dem Code Napoleon die obligatorische Civilehe eingeführt worden. Das Beispiel hätte vorbildlich für andere Teile der Monarchie sein können. Aber dem König und seinen Ratgebern war das Gewächs der revolutionären, unchristlichen Gesetzgebung überaus verhaßt. Weit entfernt von dem Gedanken, den Geltungsbereich der Civilehe zu erstrecken, planten sie vielmehr, bei der Revision des Allgemeinen Landrechtes sie wieder zu beseitigen. Auch glaubten sie, um zur Eingehung gemischter Ehen zu ermutigen, von Staatswegen auf Einhaltung des Herkommens und auf Befriedigung der frommen Gefühle katholischer Bräute dringen zu müssen. In der That fanden diese ihre Rechnung nicht im bloßen Erscheinen vor dem Standesbeamten, sondern in der feierlichen Segnung durch die Hand des Priesters. Die Regierung wandte sich daher um Abhilfe an die Bischöfe. Diese aber wagten ohne Bevollmächtigung der Kurie von sich aus keine Entscheidung zu treffen.

Bunsen in Rom.

Inzwischen machte sich Bunsen, Preußens vielgeschäftiger Vertreter in Rom, an die Arbeit, durch unmittelbare Verhandlungen mit der Kurie die Dispensationsgesuche der Bischöfe zu unterstützen. Aus bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen nach arbeitsreichen Lehr- und Wanderjahren auf eine glänzende Höhe des Lebens und Wirkens gelangt, Niebuhrs Günstling und Nachfolger in der ewigen Stadt, durch das Glück nicht weniger begünstigt als durch den Zauber eines in vielen Farben schillernden Naturells, traute der hoffnungsvolle Neuling der Diplomatie sich zu, die von Alters her gewappnete, theokratische Großmacht des Vatikans zur Nachgiebigkeit zwingen zu können. In Berlin erwarben seine Berichte ihm uneingeschränktes Vertrauen. Der König überschüttete ihn während eines längeren Aufenthaltes in der Heimat mit Beweisen außerordentlicher Huld. Siegesgewiß kehrte er im Frühling 1828 auf seinen römischen Posten zurück. Indessen die Verhandlungen rückten Monate lang nicht

von der Stelle. Mündliche Zusicherungen, die Leo XII. machte, erhielten keine schriftliche Bestätigung. Nach dem Tode dieses Papstes gab es neue Winkelzüge. Erst die Drohung Friedrich Wilhelms III., falls die Sache nicht binnen sechs Monaten durch die Kurie geordnet werde, landesherrlicherseits die geeigneten Maßregeln zur Beseitigung des Mißstandes treffen zu wollen, führte zu einem greifbaren Ergebnis. Kurz vor dem Ablauf der gesetzten Frist ward das Breve Pius' VIII. vom 25. März 1830 an den Erzbischof von Köln und die Bischöfe von Trier, Münster, Paderborn erlassen.

Breve vom 25. März 1830.

Bunsen betrachtete dies Breve als einen Triumph. Indessen hatte der Papst selbst ihm offenherzig gestanden: „Ich hätte gewünscht, mehr thun zu können, um Ihrem König gefällig zu sein, aber mein Gewissen hat es mir nicht erlaubt"[1]). In Wahrheit fand man in Berlin bei näherer Betrachtung das Breve ungenügend und zweideutig. Es erklärte allerdings „zur Vermeidung von Ärgernis" bisher abgeschlossene gemischte Ehen für giltig und erlaubte, solche auch bei Nichtachtung der tridentinischen Form für die Zukunft als giltig anzusehen. Aber es verbot die Einsegnung durch den Priester, woferne seine wiederholte Vermahnung „fruchtlos geblieben sei", die Erziehung der zu erwartenden Kinder nicht dem Belieben des akatholischen Mannes zu überlassen. In solchen Fällen war, nach den Worten des Breves, „an einigen Orten" dem Priester nur die sogenannte passive Assistenz, d. h. seine Gegenwart bei Ablegung des Eheversprechens ohne förmliche Trauung, „gestattet worden". Es war nicht ausdrücklich gesagt, daß dies von nun an in allen vier Diöcesen gelten sollte. Nur aus einer Begleit-Instruktion des Kardinals Albani ließ es sich herauslesen. Unter solchen Umständen hielt man es in Berlin für geraten, das Breve mit dem Ersuchen um Änderungen einzelner Sätze nach Rom zurückzusenden. Allein mit dem Pontifikat Gregors XVI., der selbst als Kardinal an der Ausarbeitung des Breves beteiligt gewesen war, verstärkte sich der Wille des Papsttums, keinen Schritt weiter von der streng kirchlichen Richtschnur abzuweichen. Wie wenig in der Frage der gemischten Ehen bei der Kurie auszurichten sei, ward Bunsen im Jahre 1832 an zwei anderen Beispielen klar. Sein Kollege, der französische Botschafter, bat den Papst aufs dringendste, etwas zur Erleichterung der gemischten Ehen in Frankreich zu thun. Die Antwort Gregors XVI. lautete unbedingt ablehnend. Beinahe gleichzeitig untersagte ein Breve vom 27. Mai 1832 jede Mitwirkung beim Abschluß einer gemischten Ehe ohne vorausgegangene päpstliche Dispensation. Da in Rom nichts erlangt werden konnte, so stellte die Regierung den westlichen Bischöfen die Frage, ob ihnen eine Abschwächung des Breves Pius' VIII. aus eigener

Stimmung Gregors XVI

[1]) Bericht Bunsens 6. Mai 1830. Arch. Berlin.

Macht statthaft erscheine. Ihre Antworten lauteten nicht ermutigend. Allerdings suchte das gelehrte Gutachten des Domkapitulars München, der beim Erzbischof Spiegel in hohem Ansehen stand, sophistisch nachzuweisen, das Breve, richtig ausgelegt, lasse sich mit den Vorschriften des Gesetzes von 1825 vereinigen. Im Kultusministerium aber zögerte man, von dieser Handhabe Gebrauch zu machen. Allein Bunsen, der im Frühling 1834 wieder nach Berlin berufen wurde, hielt sie für genügend, um sie für ein Abkommen mit dem versöhnlichen Kölner Erzbischof zu verwerten.

Geheimvertrag vom 19. Juni 1834.

In der That einigte sich dieser am 19. Juni 1834 in Berlin mit Bunsen über einen Geheimvertrag, den ein königlicher Kabinetsbefehl genehmigte. Danach verstand sich Spiegel zur Auslegung des Breves durch Erlaß eines Hirtenbriefs an die Pfarrer und einer Instruktion an das Generalvikariat in dem Sinn: was nicht ausdrücklich durch das Breve untersagt worden sei, dürfe in mildester Erklärung seiner Bestimmungen vorgenommen werden. Daher sei von der Forderung oder Leistung eines Versprechens hinsichtlich der religiösen Erziehung der Kinder Abstand zu nehmen. Auch solle die passive Assistenz statt der kirchlichen Einsegnung nur in dem Fall eintreten, wenn der katholische Teil der akatholischen Erziehung der Kinder gewiß sei und dabei eine sträfliche Leichtfertigkeit an den Tag gelegt habe. Als wichtigste Gegenleistung anerbot der König die künftige Aufhebung der Civilehe. Der Erzbischof machte sich anheischig, seine Suffraganbischöfe von Trier, Münster, Paderborn zur Annahme der getroffenen Vereinbarung zu bewegen. Er erwirkte denn auch bald danach ihren Beitritt und den Erlaß gleichartiger Weisungen an die Pfarrer ihrer Sprengel. Unleugbar herrschte jedoch auf seiner Seite[1]) wie auf Seite der Regierung das Gefühl, dem nunmehr genehmigten Breve Gewalt angethan zu haben. Dadurch erklärte sich das Bestreben, den Vertrag zunächst geheim zu halten. Man hoffte, sobald erst die neue Übung in den Rheinlanden und Westfalen sich eingelebt habe, die nachträgliche stillschweigende Zustimmung des Papstes zu erlangen. Inzwischen suchte Bunsen, nach Rom zurückgekehrt, auftauchenden Regungen des Mißtrauens entgegenzuarbeiten. Im Juli 1835 drang er aber auf schleunige Einsendung eines Berichtes der Bischöfe über die Art der Ausführung des Breves. Schon hatte er von einer schweren

---

[1]) S. Spiegels Brief an seinen Bruder 13. Dec. 1834. Er wünscht Mitteilung der Privat-Instruktion des Papstes an die Bischöfe Baierns hinsichtlich einer Milderung des Breves vom 27. Mai 1832 (s. o. S. 149 und Friedrich: Döllinger I. 348: Keine Einsegnung, aber Proklamirung, Ausfertigung des Ledigscheins und Funktion der Pfarrer als Standesbeamte) und schließt: „Mein Benehmen könnte ich dann im Stillen den in der Instruktion ausgesprochenen Ansichten und Verfügungen anpassen". Histor.-Polit. Blätter 89, 63. (1882.)

Erkrankung Spiegels sichere Kunde, und doch schien dieser allein ihm fähig, den Inhalt des Geheimvertrages bei der Kurie zu vertreten. „Stirbt er, schrieb er dem König, vor Abstattung des Berichtes der vier Bischöfe, so kann niemand dafür stehen, daß die Früchte der Verhandlung des letzten Jahres nicht ganz und gar verloren gehen"[1]). Wenige Tage nachher, am 2. August 1835, erlag der Erzbischof seinen Leiden. Tod Spiegels 2. Aug. 1835.

Sein Tod ermutigte die klerikalen Eiferer weit und breit zum Angriff auf die preußische Regierung. Die Parole ward ausgegeben, sie gehe damit um, die Rheinlande und Westfalen zu protestantisiren. In diesen Provinzen selbst war hier und da eine gewisse Gärung innerhalb der katholischen Volksschichten zu bemerken. Eine in Baiern gedruckte, von einem Aachener Dompropst verfaßte anonyme Flugschrift, das sogenannte „Rote Buch", war ganz darauf angelegt, sie zu steigern. Belgische und französische Druckerzeugnisse halfen mit bei dem Versuch, die frommen Rheinländer gegen den ketzerischen Herren der alten Krummstabslande aufzureizen. Von Wien aus schürte Jarcke mit dem Ungestüm des Konvertiten das Feuer, und in Rom bekam Bunsen bald genug ein langes Register von Beschwerden zu hören. Es fehlte noch, daß einer der klerikalen Heißsporne Spiegels Nachfolger wurde, um dem bisher nur künstlich erhaltenen Frieden zwischen dem Staat und der katholischen Kirche ein rasches Ende zu machen. Das Unerwartete geschah mit der Wahl Klemens August Drostes von Vischering, des zweiundsechzigjährigen Weihbischofs von Münster. Das „rote Buch".

Der Sprößling des alten westfälischen Freiherrngeschlechts, aufgewachsen im Kreise der bigotten Fürstin Galizin, gehörte mit zwei gleichgesinnten Brüdern zu den Hauptgliedern der streng-kirchlichen Schule seines Heimatlandes. Schon als Verfasser einer 1817 erschienenen Schrift „Über die Religionsfreiheit der Katholiken" und als Generalvikar von Münster hatte er ihr durch sein schroffes Auftreten Ehre gemacht. Er war von jeher in der streitigen Angelegenheit der gemischten Ehen unnachgiebig gewesen. Er hatte den Münsterschen Studirenden der Theologie nach Hermes' Berufung an die Universität Bonn den Besuch derselben untersagt. Darüber war es 1820 zwischen ihm und dem Ministerium zu einem Zusammenstoß gekommen, der mit dem Verzicht auf sein Generalvikariat endigte. Seitdem hatte er mehrere Jahre lang ein beschauliches Leben geführt, das zwischen Werken der Barmherzigkeit und strengen Bußübungen geteilt war. Ein mönchischer Asket blieb er auch als Weihbischof, an der Seite seines Bruders, des Bischofs von Münster: vor allem auf das Heil der Seelen bedacht, ohne Sinn für wissenschaftliche Bildung, Droste-Vischering.

---

[1]) Bericht Bunsens 26. Juli 1835. Arch. Berlin. Vgl. Bunsens Brief an Stägemann 4. August 1835 bei Rühl a. a. O. III. 2. S. 562.

dazu äußerst störrisch und nicht frei von dem Ehrgeiz, an die Spitze einer großen Diöcese zu treten. Das Kölner Domkapitel dachte nicht an die Wahl eines Mannes, der in allem Spiegels Gegenteil war. Aber in Berlin war man verblendet genug, ihn in Vorschlag zu bringen. Schmedding sah, aller früheren Erfahrungen ungeachtet, in dem bußfertigen Priester, den sogar Bunsen für empfehlenswert hielt[1]), einen „Engel des Friedens". Der romantisch gestimmte Kronprinz, von dem würdigen Wandel des modernen Heiligen bezaubert, legte beim Minister Altenstein sein gewichtiges Wort ein. Dieser glaubte vorsichtshalber sich nur noch vergewissern zu sollen, ob Droste die Übereinkunft von 1834 in Sachen der gemischten Ehen aufrecht erhalten werde. Statt ihn aber unmittelbar zu befragen, ließ er ihn durch einen Münsterschen Domkapitular, der mit Schmedding befreundet war, sondiren. Drostes Antwort lautete, er werde sich wohl hüten, jene gemäß dem Breve getroffene Vereinbarung umzustoßen, und er werde dieselbe „nach dem Geiste der Liebe, der Friedfertigkeit anwenden". Daraufhin stimmte der König zu. Das Kölner Domkapitel fügte sich, und Droste ward am 1. December 1835 gewählt.

Seine Wahl zum Erzbischof von Köln.

In Rom hatte der Kardinalstaatssekretär Lambruschini bei der ersten Kunde der Aufstellung Drostes sein Erstaunen so wenig verhehlen können, daß er Bunsen ins Gesicht sagte: „Ist Ihre Regierung toll?" Es dauerte in der That nicht lange, so hatte sie ihr Vorgehen bitter zu bereuen. Zunächst bewies der neue Kirchenfürst in Äußerlichkeiten, daß er ganz anderen Geistes Kind sei als sein Vorgänger. Das gastfreie, gesellige Leben im erzbischöflichen Palast machte klösterlicher Einfachheit und Stille Platz. Die wertvolle Bibliothek, ein Vermächtnis Spiegels, wurde schleunigst fortgeschafft. Hohe Staatsbeamte, die zu Besuch kamen, fanden verschlossene Thüren. Nicht viel besser ging es Mitgliedern des Domkapitels, deren kirchliche Gesinnung Droste zu lau erschien. Seinen ersten wuchtigen Schlag führte er sodann gegen die Anhänger der ihm widerwärtigen Lehren des 1831 in Bonn verstorbenen Hermes an den theologischen Unterrichtsanstalten. Hier war ihm von Rom aus der Weg gewiesen. Man hatte daselbst nur Spiegels Tod abgewartet, um durch ein päpstliches Breve vom 26. September 1835 Hermes' Lehre als ketzerisch zu verdammen. Der Verdammungsspruch ruhte gutenteils auf geheimen Denunciationen der Nuntiatur in München und auf einem Gutachten des der deutschen Sprache unkundigen Jesuitenpaters Perrone, der später selbst bekannte, Hermes mißverstanden zu haben. Aber die Bemühungen seiner Schüler, das Andenken des verehrten Lehrers durch Schutzschriften zu reinigen, und das persönliche Erscheinen von zwei Hermesianern in Rom verfehlten vollständig ihren Zweck. Dem päpstlichen

Sein Benehmen.

Vorgehen gegen die Hermesianer.

[1]) S. Rühl a. a. O. III. S. XLV. 562.

Breve mangelte freilich das landesherrliche Placet der Veröffentlichung. Dadurch ließ sich Droste jedoch nicht abhalten, das Lesen aller hermesianischen Schriften und den Besuch der Vorlesungen aller Hermesianer zu verbieten. Die Regierung bewies ihm trotzdem, dank Schmeddings Entgegenkommen, die größte Rücksicht. Sie selbst drang den beteiligten Bonner Professoren das schriftliche Versprechen ab, sich jeder Erwähnung der hermesianischen Sache enthalten zu wollen. Aber sie erreichte dadurch nichts weiter als eine Steigerung der Ansprüche des Erzbischofs. Er betrachtete es als sein gutes Recht, den jungen Klerikern vor der Weihe das Gelöbnis abzunehmen, nicht nur in allem, was die Lehre, sondern auch in allem, was die Disciplin betreffe, ihm ohne jeden Vorbehalt Gehorsam leisten und von seinem Urteil nur an den Papst appelliren zu wollen. Dies hieß nichts anderes, als den durch die Gesetze erlaubten Rekurs an die Staatsbehörden untersagen.

Neuer Streit über die gemischten Ehen.

Inzwischen entbrannte der Streit über die Frage der gemischten Ehen von neuem. Auf diesem Felde hatte die Nachsicht der Regierung gegen den Erzbischof eine Grenze. Zu Anfang des Jahres 1836 war durch ein belgisches Blatt der wesentliche Inhalt des von Spiegel und Bunsen geschlossenen Vertrages, nach den an die Generalvikariate erlassenen geheimen Instruktionen, bekannt geworden. Irriger Weise war von dem Einsender statt ihrer der Erlaß einer geheimen Instruktion Spiegels an die Suffraganbischöfe angenommen. Dahinter verschanzte sich Bunsen, als Lambruschini ihn durch eine Note zur Rede stellte. Er beeilte sich, die von der Kurie erhobenen Vorwürfe im Tone der Entrüstung abzuweisen. Allein mit diplomatischen Fechterkünsten dieser Art war eine schlechte Stellung auf die Dauer nicht zu verteidigen. Auch befriedigend lautende Berichte der Bischöfe von Münster und Paderborn, sowie ein Schreiben, in dem der greise Bischof von Trier dem Papst das zugestandene milde Verfahren als eine Wohlthat für die Kirche anpries, konnten die Sache nicht besser machen. Vollends ward der Zweck dieser Äußerungen dadurch vereitelt, daß dem Bischof von Trier sechs Wochen später auf dem Totenbett die Unterzeichnung eines zweiten Schreibens abgelockt wurde, in dem er reuig und zerknirscht seinen Beitritt zu dem Geheimvertrag von 1834 widerrief. Länger hielt der neue Erzbischof von Köln nicht an sich, das von seinem Vorgänger geschlossene Übereinkommen zu entkräften. In seiner Diöcese häuften sich die Fälle, in denen nach seiner Anweisung bei gemischten Ehen die Trauung und die Aussegnung katholischer Wöchnerinnen, wenn nicht das Versprechen der Erziehung der Kinder im katholischen Glauben vorangegangen war, vom Pfarrer verweigert wurde. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, Bodelschwingh, und der Kultusminister Altenstein versuchten es in Güte, Droste zur Einhaltung der Instruktion zu bewegen, die Spiegel in Aus-

Hommers Reuebrief. 10. Nov. 1836.

führung des Geheimvertrags dem Generalvikar des Erzbistums erteilt hatte. Er machte Ausflüchte, betonte aber zugleich seine Friedensliebe. Seine früher gegebene Zusage, den Vertrag von 1834 aufrecht erhalten zu wollen, sollte nur insoweit giltig sein, als er dem Breve gemäß sei. Den Wortlaut der Übereinkunft selbst wollte er zu jener Zeit gar nicht gekannt haben.

Unterhandlung mit Droste.

In Berlin zog man diese letzte Behauptung nicht in Zweifel, so leicht es auch dem damaligen Weihbischof von Münster hätte sein können, durch seinen Bruder urkundlichen Aufschluß zu erlangen. Aber man mißtraute Drostes Friedensversicherungen und wünschte, ihm eine unzweideutige Erklärung abzufordern. Auch sein Benehmen in der hermesianischen Angelegenheit erschien allzu herausfordernd, als daß es stillschweigend hätte geduldet werden sollen. Man beschloß, zunächst mit ihm noch zu unterhandeln. Dabei rechnete man auf den Beistand des nichts weniger als fanatischen Monsignore Capaccini, den im Sommer 1837 eine Reise

Mission Capaccinis.

nach Deutschland führte. Indessen Capaccini konnte hinsichtlich der hermesianischen Sache nur als Privatmann auf den Erzbischof einzuwirken versuchen. Mit Bezug auf die Frage der gemischten Ehen waren ihm von Rom aus ganz und gar die Hände gebunden. Die schwierige Aufgabe verblieb also dem zum Unterhändler gewählten Grafen Anton Stolberg, Regierungspräsidenten in Düsseldorf, einem alten Freunde des Kronprinzen, und dem ihm beigegebenen, wieder in die Heimat berufenen Bunsen. Noch erhofften beide einen günstigen Erfolg. Soeben hatte Bunsen in einer Audienz beim König den Verzicht auf die gemeinsame Kirchenparade protestantischer und katholischer Soldaten erwirkt. Er vermeinte u. a. dadurch auch den Erzbischof nachgiebiger stimmen zu

Scheinerfolg Stolbergs und Bunsens.

können. Anfangs schien die Verhandlung in der That zu dem gewünschten Ziel zu führen. Der Erzbischof genehmigte nach langem Sträuben am 17. September eine Erklärung des Inhalts, „die gemäß dem Breve und der Instruktion an das Generalvikariat von 1834 festgestellte Praxis" in Sachen der gemischten Ehen bestehen lassen zu wollen. Beim Heraustreten aus dem erzbischöflichen Palast spät Abends fielen Bunsen und Stolberg sich in die Arme und beglückwünschten sich zu dem vermeintlichen Gelingen des Friedenswerkes. Aber schon der folgende Morgen belehrte sie eines anderen. Droste sandte das Protokoll der Besprechung zurück mit dem Bemerken, er werde allerdings so viel wie möglich Breve und Instruktion befolgen, aber, wo sie nicht übereinstimmten, sich nur nach dem Breve richten. Für den Fall, daß seine Erklärung nicht genügend erfunden werde, verbat er sich ausdrücklich jede weitere schriftliche oder mündliche Berührung dieses Punktes.

Widerstand Drostes.

Diese Sprache war deutlich. Dennoch ward von Berlin aus noch ein letzter Versuch gemacht, den bösen Handel friedlich zu schlichten. Im

Namen des Königs mahnte Altenstein den Erzbischof an seine frühere Zusicherung und stellte ihm die Wahl „pflichtmäßiger Befolgung der Landesgesetze" oder freiwilliger Niederlegung seines Amtes. Droste antwortete umgehend: „Meine Verpflichtung gegen die Erzdiöcese und gegen die ganze Kirche verbietet mir, sowohl meine Amtsverrichtungen einzustellen als mein Amt niederzulegen. In allen weltlichen Dingen bin ich Sr. Majestät gehorsam, wie es einem treuen Unterthan geziemt." Man vernahm, daß er seine Antwort dem Domkapitel und sämtlichen Pfarrern der Stadt mitgeteilt habe. Man erfuhr durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, daß eine Aufwiegelung des Volkes zu befürchten sei. Längeres Zaudern dünkte den König und seine Ratgeber gefährlich. Sie verschmähten es, den langsamen Weg eines gerichtlichen oder administrativen Verfahrens zu beschreiten. Sie hielten, nach der alten Anschauung der unumschränkten Staatsgewalt, zum Zweck der Erhaltung von Ruhe und Ordnung die Anwendung nackter Gewalt für erlaubt. Ein großer Ministerrat, zu dem auch Bunsen zugezogen wurde, kam unter persönlicher Leitung des Königs zu dem entscheidenden Beschluß. Der Erzbischof sollte, im Fall eine letzte Verwarnung durch den Oberpräsidenten fruchtlos bleibe, und er sich weigere, sich freiwillig aus seinem Sprengel zu entfernen, sofort auf die Festung Minden abgeführt werden.

Am 23. November war Drostes Namenstag. Man glaubte zu wissen, sein Plan sei, sich in den Dom zu flüchten und inmitten des Volkes und der Geistlichkeit am Hochaltar das Einschreiten der Behörde abzuwarten. Zur Vermeidung einer derartigen theatralischen Scene ward am 20. November in aller Stille, nach militärischer Absperrung der nächsten Straßen, der Beschluß des Ministerrates ausgeführt. Der Erzbischof blieb dabei, nur der Gewalt zu weichen, und wurde unter Geleit eines Gendarmerieobersten zu Wagen nach Minden verbracht. Hier ward ihm zur Erleichterung seiner Haft gestattet, ein Privatquartier zu beziehen. Eine Veröffentlichung der Minister des Kultus, der Justiz und des Inneren machte das Geschehene in den Zeitungen kund. Ein Schreiben Altensteins forderte das Domkapitel auf, die vorläufige Verwaltung der Erzdiöcese zu übernehmen. Die Ruhe des Landes blieb, abgesehen von einem rasch unterdrückten Krawall in Münster, ganz ungestört. Das Domkapitel, dessen Mitglieder auf gespanntem Fuß mit Droste standen, wählte ohne Widerspruch in der Person des Generalvikars Hüsgen einen Verweser. Scheinbar hatte also die Regierung einen vollkommenen Sieg erfochten. Bunsen, der den Auftrag erhielt, ihr Verfahren durch eine ausführliche Denkschrift zu rechtfertigen, glaubte daher rühmen zu dürfen: „Es herrscht ein allgemeines Gefühl der Freude, daß der preußische Adler doch endlich seinen Flügelschlag hörbar gemacht hat."

Seine Abführung nach Minden. 20. Nov. 1837.

Päpstliche Allokution. 10. Dec. 1837.

Aber in Wahrheit hatte es mit dem Siegesflug des preußischen Adlers gute Wege. Zunächst erfolgte von Rom aus ein Gegenschlag, der Bunsens hoffnungsvolle Meinung, die Kurie werde sich einschüchtern lassen, Lügen strafte. Der Papst legte am 10. December 1837, ohne eine amtliche Mitteilung der preußischen Regierung abzuwarten, in einer Allokution an das Kolleg der Kardinäle gegen den „mit Schaudern" vernommenen Frevel feierlichen Protest ein. „Wir glauben es Gott, der Kirche und unserem Amt schuldig zu sein, ließ er sich hören, daß wir unsere apostolische Stimme erheben und die verletzte kirchliche Freiheit, die verachtete bischöfliche Würde, die usurpirte heilige Gerichtsbarkeit und die mit Füßen getretenen Rechte der katholischen Kirche und dieses heiligen Stuhles öffentlich klagend zurückfordern." Zugleich verwarf er jede „gegen den wahren Sinn" des Breves Pius' VIII. in Preußen „fälschlich eingeführte Praxis in Betreff der gemischten Ehen". Eine Abschrift dieser Allokution ward dem ganzen in Rom beglaubigten diplomatischen Korps, mit Inbegriff des preußischen Geschäftsträgers von Buch, als zeitigen Vertreters Bunsens, zugestellt. Danach erhielt das Kölner Domkapitel auf seine Anzeige der Übernahme der Diöcesanverwaltung eine um so ungnädigere Antwort, je weniger es sich gescheut hatte, einige Klagen über das Benehmen des abgeführten Oberhirten einzuflechten.

Bunsen in Wien. 9.—11. Dec. 1837.

Bunsen war beim Erscheinen der päpstlichen Allokution auf der Rückreise nach Rom begriffen. Er nahm seinen Weg über Wien und besprach sich dort mit Metternich. Der östreichische Staatskanzler mißbilligte das in Köln Geschehene mit aller Entschiedenheit. Er sah für Preußen, ja für Europa, die gefährlichsten Folgen voraus. In vertraulichen Briefen an den alten Berliner Freund, den Fürsten Wittgenstein, und in einer geheimen Weisung an den dortigen östreichischen Gesandten Trautmannsdorff machte er aus seiner Meinung kein Hehl[1]). „Unvermerkt vielleicht, aber um so sicherer, urteilte er, wird die ausgestreute böse Saat fortwuchern, an emsiger Nachhilfe wird es von Seite des benachbarten Auslandes nicht fehlen; das Bild einer aufgedrungenen, fremden, das Heiligste im Menschen, die Gewissensfreiheit bedrückenden Regierung wird sich in den Gemütern der katholischen Rheinländer, vielleicht auch in jenen der Katholiken im übrigen Preußen täglich lebendiger ausprägen und die Früchte hievon an jenem Tage sich zeigen, wo von der westlichen Grenze her der erste Kriegsruf erschallen wird. Brüssel duldete fünfzehn Jahre hindurch schweigend, und in den Augen der oberflächlichen Beobachter vielleicht scheinbar zustimmend, die Eingriffe seines protestantisirenden Königs in des Landes kirchliche Rechte; nach dem

Ansicht Metternichs.

1) Weisungen Metternichs an Trautmannsdorff 30. Nov. 1837. Nr. 2. Réservé. (S. Anhang III.) Arch. Wien.

Julisturm in Paris genügte es dann an wenigen Tagen, um das aufgedrungene Gebäude zu stürzen und die Dynastie der Oranier wohl für immer von jenem Boden zu entfernen". Freilich sollte Trautmannsdorff über das von der Regierung Preußens, „eines befreundeten Staates", Verfügte „kein unbeifälliges Wort äußern". Aber er sollte sich doch zugleich bewußt bleiben, „Repräsentant eines der katholischen Kirche treu ergebenen und mit dem Haupte derselben in den innigsten Beziehungen stehenden Souveräns" zu sein. Als Freund und Warner in einer Person trat Metternich auch Bunsen gegenüber. Daß er einen Druck auf die Kurie zu Gunsten Preußens ausüben werde, war ein unverzeihlicher Wahn. Wie viel oder wie wenig die wachsenden klerikalen Bestrebungen der östreichischen Hofkreise auf seine Haltung einwirken mochten: immerhin war sein Rat, die Rückkehr nach Rom zu verschieben, nichts weniger als parteiisch. Denn gerade Bunsen mußte nach der Rolle, die er bisher gespielt hatte, in Rom einen sehr harten Stand haben. Er aber setzte nach kurzem Zögern, voll Zuversicht, die Reise fort.

Bunsens Note von Ancona. 17. Dec. 1837.

Schon in Triest erfuhr er, der Papst habe geschworen, ihn nicht mehr empfangen zu wollen. In Ancona erhielt er eine Bestätigung dieser Nachricht und zugleich sichere Kunde von der päpstlichen Allokution. Er richtete sofort eine Note an Lambruschini, die mehr als eine Blöße bot. So erklärte er, ohne dazu angewiesen zu sein, Droste solle nur zeitweise seines Amtes entsetzt sein, und der König wolle dem Papst das Richteramt in dem ganzen kanonischen Streithandel überlassen. Aber er fügte die unverblümte Drohung bei, die Weigerung der Annahme seiner Mitteilungen durch den Papst werde von seiner Regierung als Anfang von Feindseligkeiten betrachtet werden. Lambruschini antwortete sehr kühl, der heilige Vater werde erst dann Bunsens Mitteilungen mit Vergnügen entgegennehmen, wenn der Erzbischof von Köln in Freiheit gesetzt und der Verwaltung seiner Diöcese zurückgegeben sei. Dabei blieb es, obwohl sich Bunsen, in Rom angelangt, mit einer neuen Note an Lambruschini wandte. Endlich setzte man von Berlin aus diesem unwürdigen Zustand ein Ziel. Bunsen ward angewiesen, sich aller weiteren Erklärungen zu enthalten und seine übereilten Anerbietungen zurückzunehmen. Seine Stellung in Rom war unmöglich geworden. Er selbst konnte es sich nicht verhehlen[1]). Nach einigen Monaten, die ihm Ärger und Enttäuschung im Übermaß brachten, erhielt er im April in Form eines Urlaubs seine Abrufung. Schweren Herzens riß er sich los von jenem Palast Caffarelli auf der Höhe des Kapitols, den er zur Stätte edler Geselligkeit gemacht hatte. In Berlin persönlich sich zu rechtfertigen ward ihm verwehrt. Aber schon im folgenden Jahr wurde der Günstling

Seine Abrufung von Rom. April 1838.

[1]) Berichte Bunsens 16. Febr., 3. 15. März 1838. Arch. Berlin.

des Kronprinzen aus England, der Heimat seiner Frau, wo er seinen Urlaub verbracht, auf den Gesandtschaftsposten in der Schweiz berufen.

Diplomatische Niederlage Preußens.

In den Augen der Welt hatte Preußen eine diplomatische Schlappe erlitten. Nicht ohne Anflug von Schadenfreude bemerkte Metternich nach Bunsens Entfernung von Rom: „Der arme Mann hat sich gewaltig getäuscht." Die „urkundliche Darstellung", mit der die Kurie die von Bunsen verfaßte Denkschrift beantwortete, war sehr geeignet, das Verfahren der preußischen Regierung in zweideutigem Licht erscheinen zu lassen. In Sachen der Verwaltung des Erzstiftes Köln wich der Papst allerdings einen Schritt zurück. Er gestattete Hüsgen, sie zu behalten. Aber nicht als Bevollmächtigter des Domkapitels, sondern als Generalvikar des Erzbischofs sollte er sein Amt führen. Außerdem ward ihm zur unweigerlichen Pflicht gemacht, hinsichtlich der gemischten Ehen und der Hermesschen Lehre sich genau nach den Breven von 1834 und 1835 zu richten. Diese äußerliche vorläufige Anerkennung des thatsächlichen Zustandes der Dinge war alles, was in Rom zugegeben wurde. Von Friedenssehnsucht, die der dortige preußische Geschäftsträger im Frühling 1838 zu bemerken glaubte, war der Papst weit entfernt. Bald bekam der Kölner Generalvikar, den klerikale Eiferer als nicht zuverlässig denuncirten, aufs neue seinen Unwillen zu spüren[1]). Sein letztes Wort war und blieb die Forderung der Rückkehr des hinweggeführten Oberhirten zu seiner Herde.

Stimmung und Ratlosigkeit in Berlin.

In den Berliner Regierungskreisen hatte sich die anfängliche Siegeszuversicht bedeutend abgekühlt. Man gestand sich ein, Rom unterschätzt zu haben, und machte Bunsen, „den Magister", wie Fürst Wittgenstein ihn spottweise nannte, zum alleinigen Sündenbock. Darüber freilich herrschte Einigkeit, Droste-Vischering für immer seinem alten Wirkungskreise fernhalten zu wollen. Der König bestand darauf, Droste dürfe den Kölner Dom nie mehr als Erzbischof betreten. Auch der Kronprinz, so viel ihm an der preußischen Kirchenpolitik mißfiel, war empört über „den Wortbruch" des einst von ihm empfohlenen Prälaten. Aber in der Frage, was weiter beginnen, gingen die Ansichten sehr auseinander. Eingeweihten Beobachtern, wie dem Gesandten Östreichs, blieben diese Meinungsverschiedenheiten nicht verborgen. Kamptz wollte von jeher für eine gerichtliche Untersuchung gewesen sein. Werther behauptete im Gegenteil, ein Proceß werde „den Skandal" noch größer machen. Altenstein, nach wie vor besonders von Schmedding beraten, schwankte haltlos hin und her. Er sollte, nach dem Entscheid des Königs, die leidige Kölner Angelegenheit zusammen mit seinen Kollegen, den Ministern des Äußeren und Inneren, Werther und Rochow, behandeln. Aber, wie Trautmanns-

[1]) Berichte Buchs 22. Mai 1838, 3. Jan., 2. Febr. 1839. Arch. Berlin.

dorff vernahm, bildete „dies Conseil nicht immer eine wahre Dreieinigkeit". Werther war sogar einmal nahe daran, seinen Abschied zu fordern[1]). Man hatte anfangs, ohne Zweifel im Hinblick auf die vom Ausland ausgehenden Verhetzungen, angedeutet, Drostes Handlungsweise hänge „mit dem feindseligen Einfluß revolutionärer Parteien zusammen". Um die nötigen Beweise dafür zu beschaffen, war die Beschlagnahme seiner Papiere und die Verhaftung seines vertrauten Sekretärs und Kaplans Michelis erfolgt. Aber weder Michelis, der rechtzeitig einen Teil der erzbischöflichen Briefschaften verbrannt hatte, geschweige denn dem politisch ganz harmlosen Droste ließ sich eine Spur von hochverräterischen Plänen nachweisen.

Erregung in den Rheinlanden und Westfalen.

Mit jedem Tage mußte das Kölner Ereignis auch manchem in seinem religiösen Gefühl gar nicht verletzten Landsmann Drostes mehr und mehr als eine Willkürmaßregel des Absolutismus erscheinen. Vollends kam bei vielen seiner Glaubensgenossen der Schmerz über das ihm Angethane zum Durchbruch. Westfälische und rheinische Adlige richteten bewegliche Eingaben an den König. Graf Galen, der preußische Geschäftsträger in Brüssel, erhielt seinen Abschied, weil er es nicht mit seinem kirchlichen Pflichtbewußtsein vereinbar fand, eine Rechtfertigung seiner Regierung belgischen Blättern zum Abdruck zuzusenden. Der Freiherr von Ketteler, den die Welt als streitbaren Bischof von Mainz später kennen lernte, damals Referendar in Münster, verließ den Dienst des Staates, „der die Aufopferung seines Gewissens fordere". Am Rhein schlug die Stimmung vieler bisher gleichmütiger Eingeborenen um. Äußerungen der Entrüstung wegen der „Kabinetsjustiz" waren keine Seltenheit. Was heute dem einen geschehen ist, hieß es, kann morgen jedem anderen passiren[2]).

Nachgiebiger Kabinetsbefehl. 28. Jan. 1838.

Die Regierung mochte geglaubt haben, die wachsende Erregung durch Nachgiebigkeit in der Angelegenheit der gemischten Ehen zu besänftigen. Ein Kabinetsbefehl vom 28. Januar 1838 erklärte, den katholischen Geistlichen der Rheinprovinz und Westfalens sei es nur untersagt, sich „ein förmliches Versprechen" der Erziehung der Kinder in der katholischen Religion geben zu lassen. Dagegen seien ihnen „bescheidene Erkundigungen" nach den Absichten der Verlobten nicht verwehrt. Im Fall von Bedenken gebühre dem Diöcesanbischof, ohne irgend „ein Verfahren bei den Staatsbehörden", die unabänderliche Entscheidung über die Erlaubnis der Einsegnung. Das mußte aller Voraussicht nach in der Regel darauf hinauslaufen, die Zusage der katholischen Kinder-

[1]) Berichte Trautmannsdorffs 19. Febr. (Privatbrief an Metternich 19. Febr.), 26. März, 21. April 1838. Arch. Wien. Wichtige Ergänzungen zu den aktenmäßigen Mitteilungen bei H. von Treitschke IV. 704 ff.

[2]) H. V. von Unruh: Erinnerungen (1895). S. 48.

erziehung doch zur Bedingung der Trauung zu machen. Der Staat hatte sich also, ohne es einzugestehen, vor der Kirche gebeugt. Hohe Beamte, die noch ganz im Bann der staatskirchlichen Grundsätze Friedrichs des Großen standen, waren über diesen Rückzug äußerst empört. Schön schrieb dem Adjutanten des Kronprinzen, Karl von Gröben, als er den Kabinetsbefehl zu Gesicht bekommen: „Unser Gouvernement ist preisgegeben vor aller Welt. Wie stehen wir da? ... Einen so traurigen Ausgang der Sache habe ich nicht besorgt." In der That bildete der zahme Kabinetsbefehl einen eigentümlichen Gegensatz zu den mitunter von preußischen Staatsmännern noch gehörten Worten: „Nur Courage muß man haben, dann geht alles gut und man behält am Ende recht"[1].

Widerstand der Bischöfe von Münster und Paderborn.

Inzwischen begann das Beispiel Drostes ansteckend zu wirken. Sein Bruder, der Bischof von Münster, und der Bischof von Paderborn, kündigten nach Bekanntwerden der päpstlichen Allokution den Geheimvertrag von 1834 über die gemischten Ehen. Vom Westen verpflanzte sich die Auflehnung des Klerus nach den Provinzen des Ostens, wo bisher die Verordnung des Jahres 1803 beinahe durchweg unangefochten geblieben war. Der Erzbischof von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, ein kränklicher Mann ohne Willensstärke, wie geschaffen zum Werkzeug hitziger Zeloten aus den Kreisen der polnischen Aristokratie und Geistlichkeit, hatte schon seit dem Beginn des Jahres 1837 darauf gedrungen, das Breve Pius' VIII. von 1830 seinem Wortlaut nach als Richtschnur im ganzen Bereich seiner erzbischöflichen Gewalt gelten zu lassen. Von Berlin aus war er dahin beschieden worden, dies Breve sei nur für die vier westlichen Bistümer erlassen, und er habe nichts an der in den östlichen Provinzen bestehenden Ordnung zu ändern. Eine ausführliche Klageschrift, die er an den König richtete, ward durch eine kurze, entschiedene Erwiderung abgewiesen. Indessen bestärkte die päpstliche Allokution auch ihn im Widerstand. Mit Umgehung der vorschriftsmäßigen Genehmigung befahl er durch ein Rundschreiben vom 30. Januar und durch einen Hirtenbrief vom 27. Februar 1838 der gesamten Geistlichkeit von Gnesen und Posen bei Strafe der Suspension, fortan keine gemischte Ehe ohne vorausgegangenes Versprechen der Erziehung aller aus ihr erzeugten Kinder im katholischen Glauben einzusegnen. Dem König schrieb er: „Verfügen Eure Majestät über mein vor den Jahren ergrautes Haupt. Die Ruhe meines Gewissens und der Friede meiner Seele sind gerettet."

Dunin, Erzbischof von Posen und Gnesen.

Sein Rundschreiben vom 30. Jan. 1838.

Seine Verhandlungen mit Flottwell.

Dunins Herausforderung ward durch die Androhung einer Kriminaluntersuchung beantwortet. Allein vor der Einleitung des Processes machte Flottwell, der Oberpräsident der Provinz Posen, im Auftrag des

[1] Privatschreiben Trautmannsdorffs an Metternich 30. Mai 1838. Arch. Wien.

Königs noch einen Versuch, den Erzbischof zur Rücknahme seiner Verfügungen zu bewegen. Dunin ließ es zwar an Versicherungen der Unterwürfigkeit und Ergebenheit nicht fehlen. Aber er blieb bei dem Satz: „In Angelegenheiten der Religion hat Christus nicht Könige, sondern Apostel und demnächst das Haupt der Kirche in der Person des Papstes eingesetzt, dessen Stimme in Religionssachen zu gehorchen unabwendbare Pflicht jedes Katholiken ist." Schließlich leugnete er sogar die Zuständigkeit „eines weltlichen Forums" in seiner Sache und bat den Justizminister, „ihn in Frieden zu lassen". Hinter ihm stand die Masse des polnischen Klerus. Aus der Mitte desselben regnete es Proteste gegen einen Erlaß des Kultusministers, der Dunins Hirtenbrief für „unwirksam" erklärt und seine Veröffentlichung oder Befolgung mit Strafe bedroht hatte. Der Widerstand der Geistlichkeit blieb auch ungebrochen, Sein Proceß.
als endlich mit der Einleitung des Processes gegen Dunin durch das Oberlandesgericht von Posen Ernst gemacht wurde. Die Bischöfe von Ermland und Kulm, so gern sie Frieden gehalten hätten, fanden es schwierig und bald unmöglich, hinter dem Erzbischof von Posen und Gnesen zurückzubleiben. Der Papst nahm ihn in einer neuen Allokution Päpstliche Allokution
vom 13. September 1838 aufs wärmste in Schutz. Er ermahnte den vom 13. Sept. 1838.
gesamten Episkopat Preußens, standhaft zu beobachten, was durch die Gesetze der Kirche vorgeschrieben sei, und gab der Zuversicht Ausdruck, daß niemand auf die Dauer ihrer Freiheit im Wege stehen werde. Recht absichtlich stellte er sodann das tröstliche Verhalten des allerchristlichsten Königs von Frankreich in löblichen Gegensatz zu den betrübenden Gewaltsamkeiten der preußischen Regierung. —

Schon längst war der Kampf, der zuerst am Rhein entbrannt war, Die öffentliche Meinung.
über die Bedeutung einer ausschließlich preußischen Angelegenheit hinausgewachsen. Er erweckte in ganz Deutschland und in anderen Ländern eine außerordentliche Teilnahme, die sich in hunderten von Druckschriften und Zeitungsartikeln äußerte. Die öffentliche Meinung Europas hatte das richtige Gefühl, daß es sich hier in letzter Linie um den Gegensatz unversöhnlicher Principien handle. Auf der einen Seite stand der paritätische Staat in der Form monarchischer Unumschränktheit, der überkommene Hoheitsrechte zu behaupten und seine selbständige Gewalt hierarchischen Ansprüchen gegenüber zu verfechten suchte. Allerdings ließ sein Verhalten sehr viel an Sicherheit und Klarheit vermissen. Seine Gesetzgebung kannte nur eine katholische Kirchengesellschaft innerhalb seiner Grenzen. Aber er hatte doch Jahre lang mit dem Oberhaupt der gesamten katholischen Kirche wie mit einem gleichberechtigten Machthaber verhandelt. Sein eigenes Interesse hätte ihm geboten, sich auf die Forderung der obligatorischen Civilehe zu beschränken. Statt dessen war er sehr bereit, da, wo diese Norm galt, auf sie zu verzichten, um für

alle Fälle die von ihm für notwendig gehaltene geistliche Mitwirkung zu erzwingen. Folgerichtiger, aber freilich in stärkstem Widerspruch mit modernen Anschauungen, erinnerte auf der anderen Seite die katholische Kirche an ihren starren Grundsatz über die Ehe mit Ketzern, auf dessen strenge Behauptung sie immer nur bedingungsweise verzichtet haben wollte. Erfüllt von gesteigertem Selbstgefühl, das aus der tiefgehenden neukatholischen Ideenströmung Kraft schöpfte, benutzte der Träger der dreifachen Krone den Anlaß, um für die ausschließliche Giltigkeit der kirchlichen Vorschriften das Wort zu nehmen. Somit erweiterte sich der Streit um eine Einzelfrage zu einem Streit von allumfassender Bedeutung.

Görres' „Athanasius".

In diesem Sinn ergriff zuerst Görres Partei. Er trat mit seinem „Athanasius" schon im Februar des Jahres 1838 auf den Plan. Von der Verherrlichung des Kölner Erzbischofs, eines „Bekenners und Märtyrers" wie einst Athanasius, der berühmte Bischof von Alexandria, gelangte er zu einer Verfemung der „tyrannischen Gewalt" des Staates, der vergessen habe, daß er nur „der Schirmherr der Kirche" sein dürfe. Seinen Ausfällen gegen die „regierende Mandarinenklasse" folgten Hohn- und Zornreden gegen den Protestantismus und gegen die „Mundschenken der Gottlosigkeit". Wie viel übertreibende Leidenschaft in der bilderreichen Sprache des greisen Kämpfers auch durchbrach: die gewaltige Wirkung seiner feurigen Worte war unverkennbar. Binnen Jahresfrist waren vier starke Auflagen des „Athanasius" abgesetzt. Er selbst antwortete drei Hauptgegnern, die sich wider ihn erhoben, mit der Flugschrift „Die Triarier" und griff noch einmal zur Feder, als der Schlag am Rhein, wie er sagte, „in der Nähe der Weichsel seinen Rückschlag hervorgerufen hatte". Bereits vor dem Erscheinen des „Athanasius" hatte Döllinger zur Rechtfertigung der kirchlichen Abwehr staatlicher Forderungen eine anonyme Schrift „Über gemischte Ehen" verfaßt, die „eine Stimme zum Frieden" sein sollte. Einen ganz anderen, nichts weniger als friedlichen Charakter trugen zahlreiche Artikel der „Neuen Würzburger Zeitung", die ein Renegat Zander herausgab. Sie flossen von Verunglimpfungen des preußischen Königtums über und lieferten einem Schwarm fanatischer Pamphletisten unerschöpflichen Stoff. Gleichzeitig gewann der deutsche Katholicismus mit den unter Jarckes Beirat von Phillips und Görres' Sohn in München gegründeten „Historisch-politischen Blättern" eine auf höhere Ansprüche zugeschnittene, sehr geschickt geleitete Zeitschrift. Es hatte nach allem immer mehr den Anschein, als solle Baiern unter dem Ministerium Abel der Vorort der antiprotestantischen und zugleich antipreußischen Interessen in Deutschland werden. In Wien trug man sich zeitweise sogar mit der Hoffnung, die Spannung, die wegen der Preßfehde zwischen

Döllinger: „Über gemischte Ehen".

Die Würzburger Zeitung.

Die „Historisch-politischen Blätter".

Berlin und München entstand, könne zur Auflösung des Zollvereins führen[1]).

Von Baiern her flutete der Strom der Anklagen gegen Preußen weiter. Auch das Ausland stellte seine Hilfsscharen in diesem Streithandel, der das katholische Gemeinbewußtsein so tief berührte. Von Paris ließen Montalembert und Lacordaire ihre Stimme vernehmen. In Belgien bemächtigte sich die Presse mit wahrer Lust eines so überaus lockenden Gegenstandes. Potter hielt den Augenblick einer belgisch-rheinischen Konföderation für gekommen. Er rief den Rheinländern aus der Ferne zu: „Der Katholicismus hat begriffen, daß er sich an die Spitze der Emancipationsbewegung stellen muß. Wagt es und ihr werdet frei." In Berlin war man allerdings der Treue der westlichen Unterthanen trotz mancher Zeichen der Verstimmung ganz sicher. Aber Metternich ließ nicht ab, auf die Möglichkeit einer Ansteckung durch das belgische Beispiel hinzuweisen[2]).

Montalembert und Lacordaire.

Potter.

Den Parteigängern Preußens in dem großen Federkrieg war ihre Aufgabe dadurch erschwert, daß sie keineswegs so einig sein konnten wie ihre Gegner. Der Liberalismus hatte selbst von der Macht des Polizeistaates zuviel erlitten, als daß es der Mehrzahl seiner namhaften Wortführer hätte leicht werden sollen, in diesem Fall mit Begeisterung für ihn einzutreten. Daß die preußische Regierung sich durch Verbote des „Athanasius", der „Historisch-politischen Blätter" und anderer Schriften aus dem feindlichen Lager zu rächen suchte, war auch nicht eben geeignet, ihr aus den Reihen des Freisinns Bundesgenossen zu werben. Indessen trat auch für sie eine stattliche Schar in die Schranken. Zunächst durfte sie auf gewohnte publicistische Freunde von konservativer Gesinnung rechnen. An erster Stelle standen die Herausgeber des „Politischen Wochenblattes" (s. IV. 293), von denen Jarcke sich nun offen trennte. Ihnen reichte Heinrich Leo die Hand, der heißblütige Hallenser Historiker, der sich aus dem ehemaligen Burschenschafter entpuppt hatte. In einem „Sendschreiben an Görres" sprach er manchem preußischen Patrioten aus der Seele mit den Worten: „Ihr möchtet eine Bresche schießen in die Ziegeln der Burg unseres Gouvernements, auf daß Ihr dann über Nacht einziehen könntet. Heute seid Ihr Welfen wie von Anfang." Protestantische Theologen jeder Richtung, vom orthodoxen Hengstenberg, dem Herausgeber der „Evangelischen Kirchenzeitung" in Berlin, bis zum alten Rationalisten Paulus in Heidelberg, machten sich gleichfalls zu Anwälten der preußischen Staatsgewalt. Aber auch „der große Heer-

Verteidiger der preußischen Regierung.

Leo.

Protestantische Theologen.

1) Bericht Maltzans 26. April 1838. Arch. Berlin. (S. Anhang III.)

2) Thonissen: La Belgique sous le règne de Léopold I. T. III. 4. 9. Vgl. o. IV. 265. Bockelberg an Werther: Wien 11. Dec. 1838. Bericht Maltzans 10. März 1839. Arch. Berlin.

bann der Revolution, wie Görres höhnisch bemerkte, setzte sich für sie in Bewegung". Das „junge Deutschland" kam in Gutzkows geistreichem Büchlein „Die rote Mütze und die Kapuze", sowie in einer anonymen Flugschrift Laubes zum Wort. Arnold Ruge wetterte in den „Hallischen Jahrbüchern" gegen die „tollgewordene Romantik und schmierigste Mystik".

Gutzkow, Laube, Ruge.

So unbequem Bundesgenossen dieser Färbung den Machthabern an der Spree sein mochten: viel mehr Ärgernis bereiteten ihnen die fortgesetzten beleidigenden Angriffe der Presse aus Baiern. Vorzüglich war ihnen die Duldung der in der „Neuen Würzburger Zeitung" geführten Sprache höchst widerwärtig. Friedrich Wilhelm III. fühlte sich dadurch persönlich tief verletzt. Beschwerden des preußischen Gesandten in München hatten keinen Erfolg. Werther war dafür, auf Grund des Bundespreßgesetzes eine förmliche Klage wider Baiern in Frankfurt zu erheben. Dagegen hielten Fürst Wittgenstein und Rochow ein so schroffes Vorgehen für bedenklich. Sie fanden, daß der Minister des Auswärtigen sich durch die „Demagogen seines Departements an der Nase herumführen lasse". Unter ihrer Einwirkung wurde die freundschaftliche Vermittlung Metternichs in Anspruch genommen. Nach dessen Bedünken war freilich die protestantische Presse, die „auf die skandalöseste Art die Revolution predige", nicht weniger schuldig als die katholische. Aber um offenem Hader am Bundestag zuvorzukommen, unternahm er es doch, unmittelbar beim König Ludwig von Baiern ein Entgegenkommen gegen Preußen zu befürworten. Daraufhin wurde Zander von der Redaktion der „Neuen Würzburger Zeitung" entfernt und dies in Berlin amtlich angezeigt. Werther hätte gewünscht, daß dem Würzburger Blatt ein für allemal jede Besprechung der kirchenpolitischen Händel untersagt worden wäre. Allein er mußte sich damit begnügen, daß der verhaßte Herausgeber der Zeitung mundtodt gemacht war[1]).

Die „Neue Würzburger Zeitung" gegen Preußen.

In diesem Fall war es Metternich nicht allzu schwer geworden, dem König von Preußen einen Dienst zu leisten. Mißlicher stand es darum, als Friedrich Wilhelm III. in Anbetracht der Gesamtfrage, die das gespannte Verhältnis zur Kurie zur Folge gehabt hatte, seinen Rat und Beistand erbat. Metternich war sehr geneigt, den Ursprung der ganzen Sache nur als eine „Velleität des protestantischen Pietismus" anzusehen. Aber er bemerkte mit wachsender Sorge, daß sie immer weitere Kreise zog. Die Abführung Droste-Vischerings nach Minden blieb nach seinem Urteil

Verhalten Metternichs.

[1]) Trautmannsdorffs Berichte 17. Febr., 20. März, 21. April. Privatbrief an Metternich 10. Juni 1838. Weisungen Metternichs an Münch 27. Mai mit vielen Beilagen (unter anderem Bericht Trautmannsdorffs 20. Mai, Weisung Werthers an Maltzan 21. Mai 1838), 9. 17. 27. Juni (Beilage: Weisung Werthers an Maltzan 18. Juni). Privatbrief an Münch 18. Juni 1838. Arch. Wien. — Bericht Maltzans 26. April 1838. Arch. Wien. — Berichte Frankenbergs 15. Febr., 20. Juni 1838. Arch. Karlsruhe.

ein „verwerfliches, vor ganz Europa gegebenes Ärgernis". Allein Drostes Wiedereinsetzung in Köln in Vorschlag zu bringen, nahm er doch Anstand. Er äußerte in einer für die Augen seines Kaisers bestimmten Denkschrift: „Östreich nimmt in der politischen Sphäre die erste Stelle unter den katholischen Mächten ein" und stellte dem preußischen Gesandten Maltzan rückhaltlos die Frage: „Wollen Sie, daß ich Frankreich oder Baiern die Rolle überlasse, die katholische Kirche zu stützen?" Indessen war er auf der Hut, wegen dieser kirchenpolitischen Händel, zur Schadenfreude „der Revolutionäre", eine Entfremdung Östreichs und Preußens entstehen zu lassen, zumal er wußte, daß der Zar ganz auf der Seite Friedrich Wilhelms stand. Dem vertrauten Ficquelmont schrieb er daher nach Petersburg: „Als Haupt des ersten katholischen Kabinets und zugleich eines entschieden konservativen Kabinets befinde ich mich in sehr schwieriger Lage"[1]). Dazu kam, daß auch in der östreichischen Monarchie bereits die Rückwirkungen des kirchlichen Widerstandes in Sachen der bestehenden Ehegesetzgebung fühlbar wurden. Genug: Metternich fand sich zu sehr vorsichtigem Verhalten bewogen und machte sich dies bei einer sommerlichen Zusammenkunft mit Friedrich Wilhelm III. an den gewohnten Stätten von Teplitz zur Richtschnur. Er gab mehr allgemeine Erwägungen als klar formulirte Ratschläge zum besten und empfahl, jedenfalls neue Versuche der Aussöhnung in Rom zu machen.

Wenige Wochen später begab er sich, aus Anlaß der Krönung Kaiser Ferdinands in Mailand, nach Italien. Auch Graf Maltzan gehörte zur Reisegesellschaft und begleitete Metternich nach Florenz. Dort trafen sie mit dem Abgesandten des Papstes, Monsignore Capaccini, zusammen. Selbst dieser so versöhnliche Prälat erklärte, ohne Wiedereinsetzung Drostes sei die Herstellung des Friedens unmöglich. Nicht einmal mit freiwilligem Verzicht Drostes werde die Kurie sich begnügen können. Außerdem kam er auf den schon früher von Lambruschini geäußerten, von Friedrich Wilhelm III. aber verworfenen Vorschlag der Zulassung eines ständigen Nuntius in Berlin zurück. Inzwischen wurde die scharfe päpstliche Allokution vom 13. September 1838 bekannt. Mit ihren auf die Spitze getriebenen Sätzen und mit ihrem geflissentlichen Lobe Louis Philipps erschien sie sogar Metternich als eine große „Dummheit". Er versprach Maltzan, durch Lützow, den östreichischen Gesandten in Rom, darüber Klage zu führen. In der That hielt er sein Wort. Aber wenngleich Lambruschini einige stilistische Mängel der Allokution zugestand, nahm er doch ihren wesentlichen Inhalt durchaus in Schutz. Vollends erwies sich der Papst im Gespräch mit Lützow ganz unbelehrbar. „Ich verteidige

Festigkeit der Kurie.

[1]) Berichte Maltzans 15. Jan., 12. März, 21. Juni 1838. Arch. Berlin. — Weisungen Metternichs an Ficquelmont 15. Jan., 13. Febr., 9. 22. März 1838. Arch Wien.

mein Terrain, sagte er, weil ich es im Namen Gottes thue. Nicht von hier sind die Feindseligkeiten ausgegangen. Man beweise mir, daß man den Frieden will, daß man die Gewissensfreiheit und das, was der Domäne der Kirche angehört, zugiebt, und ich werde denen, die mir die Hand reichen wollen, entgegenkommen"[1]).

Metternichs Ratschläge.

Metternich hatte nur Lützows Bericht abgewartet, um den von Friedrich Wilhelm III. erbetenen Ratschlägen eine bestimmtere Fassung zu leihen. Er kleidete sie in eine umfangreiche Weisung an Trautmannsdorff. Hier wußte er sich den Anschein des weisen, von „vorgefaßten Meinungen beider Parteien" freien Schiedsrichters zu geben. Der Kern seiner wortreichen Darlegung bestand darin, das Breve Pius' VIII. gewähre dem preußischen Staat alles irgend Erreichbare, und es sei unumgänglich notwendig, den Gegenstand des Streites zu vereinfachen. „Man erkläre es laut, daß man keine Eingriffe in dogmatische und in konfessionelle Disciplinarfragen, welche von den ersten unzertrennlich sind, beabsichtige und beweise dies vollständig durch die That... Man beschränke vorläufig den Grund des Zerwürfnisses auf die Frage über die Person des Erzbischofs Droste." Mit diesen teilweise orakelhaften Aussprüchen war dem König

Abweisung in Berlin.

und seinen Ministern wenig gedient. Werther ließ sich auf gar keine Erörterung darüber ein. Rochow meinte: „Im gegenwärtigen Augenblick kann man dem König noch nicht zumuten, dem römischen Hof große Concessionen zu machen." Selbst Fürst Wittgenstein war mit dem alten Freunde an der Donau nicht zufrieden. Zwar gab er zu, in Betreff der gemischten Ehen lasse sich wohl durch Anerkennung des Grundsatzes der bloßen passiven Assistenz und durch eine Erstreckung derselben auf die östlichen Provinzen ein gangbarer Ausweg finden. Aber er nahm Anstoß daran, daß der Papst „die Bischöfe gleichsam ihres Eides entbunden habe", und hielt die weitere polizeiliche Überwachung Drostes für ein Gebot der Notwendigkeit[2]).

Vereinzelung Preußens.

Östreichische Überredungskünste in Rom und östreichische Ratschläge in Berlin brachten somit keinen Wandel der Dinge hervor. Auch der Gedanke, alle evangelischen Fürsten Deutschlands zum Zweck gemeinschaftlichen Auftretens gegen die Kurie zu vereinigen, blieb trotz mancher Zeichen der Zustimmung, die Friedrich Wilhelm III. erhielt, völlig unfruchtbar. Der preußische Staat war für die Durchfechtung des Kampfes auf seine eigenen Mittel angewiesen. Je häufiger diese bisher versagt hatten, desto mehr steifte man sich darauf, sie durch eine Ergänzung der

---

[1]) Berichte Maltzans 6. 7. 10. 19. Okt., 16. Nov. 1838. Arch. Berlin. — Berichte Trautmannsdorffs 30. Sept., 13. Okt. Lützows 10. Nov. 1838. Arch. Wien.

[2]) Weisung Metternichs an Trautmannsdorff 22. Nov. (bei weitem ausführlicher als der Abdruck in Metternichs Papieren VI. 286—289). Berichte Trautmannsdorffs 1. 15. Nov. 25. Dec. 1838. Arch. Wien.

Gesetzgebung zu verstärken. Bereits seit Monaten war eine Kommission hervorragender Beamten und Juristen an der Arbeit, „zur Feststellung der zweifelhaft gewordenen staats- und kirchenrechtlichen Verhältnisse", dem Allgemeinen Landrecht neue Bestimmungen beizufügen. Sie vereinbarte sechs Gesetzentwürfe, darunter einen über Störung des öffentlichen Friedens durch Geistliche und einen über gemischte Ehen. Danach sollte selbst die freie Übereinkunft der Eltern das Gebot der religiösen Erziehung aller Kinder im Bekenntnis des Vaters nicht ändern dürfen. Ganz im Geiste des harten, unbedingten Territorialsystemes gedacht, weckten die Entwürfe bei Männern von Schmeddings Sinnesweise lebhaften Widerspruch. Andrerseits waren die nach Berlin berufenen Oberpräsidenten der Provinzen des Westens, Posens, Ostpreußens, Schlesiens, Sachsens fast alle wohl für Verschärfung des Landrechtes, aber teilweise zugleich, wie schon früher der General von Boyen, für Ausdehnung des Grundsatzes der obligatorischen Civilehe. Als Führer der Oberpräsidenten erschien der alte Schön, der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, seine Kollegen zu freimütigem Tadel des bisherigen schwankenden Ganges der Regierung zu vereinen[1]). Ein greifbares Ergebnis ging auch aus diesen Verhandlungen nicht hervor. Die Meinungsverschiedenheiten der königlichen Ratgeber waren zu groß, die Bedenken des Königs selbst zu stark, als daß eine Genehmigung der Gesetzentwürfe zu erwarten gewesen wäre.

Gesetzgeberische Vorschläge.

Währenddessen wuchsen die Verlegenheiten der Regierung von Monat zu Monat. Sie ließ sich nach einem Vierteljahr zu dem Versuch herbei, durch eine in der Staatszeitung veröffentlichte Darstellung und Denkschrift die letzte päpstliche Allokution zu widerlegen. Aber in der Sache ward dadurch nicht das mindeste geändert. Im Gegenteil trug dieser fortgesetzte Wortwechsel, wie Buch in Rom sehr bald bemerken konnte, nur zur Erweiterung der Spaltung bei[2]). Die Kurie antwortete (11. April 1839) mit einer von Urkunden strotzenden, stolzen Staatsschrift, die sofort in Übersetzung die Runde unter den deutschen Katholiken machte. Hier bekam man zu lesen: „Es ist nicht der heilige Stuhl, der seine Gewalt auf eine mit den Rechten des Landesherrn unverträgliche Weise ausdehnen will. Es ist die preußische Regierung, die sich Rechte anmaßt, welche der unabänderlichen Verfassung der Kirche und selbst der Treue feierlicher Verträge widersprechen." Man vernahm, daß der König von Preußen gewillt sei, „aus dem katholischen Teil der Monarchie eine neue Kirche zu bilden". Man sah das Schreckbild „einer wahren

Wachsende Verlegenheiten.

[1]) Rühl (a. a. O. aus Stägemanns Papieren) III. 2. S. 576 ff. 587 ff. Meinecke: Boyen II. 442 als Ergänzung zu H. von Treitschke IV. 712, 713. Aus Schöns Papieren III. 128 ff. V. 268 ff.

[2]) Bericht Buchs 9. Febr. 1839. Arch. Berlin.

Sklaverei" ausgemalt, die „auf Vernichtung des katholischen Glaubens in jenem Königreich abzielt".

Die Kölner Angelegenheit ward in der neuen römischen Staatsschrift nicht mit Stillschweigen übergangen. Hauptsächlich aber beschäftigte sie sich mit der Sache des Erzbischofs von Posen und Gnesen. Diese nahm im Jahre 1839 eine sehr dramatische Wendung. Das Oberlandesgericht zu Posen hatte den Proceß gegen den Erzbischof Dunin zu Ende geführt. Es sprach ihn allerdings frei von der Anklage des Hochverrates. Aber es fand ihn des Ungehorsams gegen die Staatsgesetze schuldig und verurteilte ihn zur Amtsentsetzung und zu sechsmonatlicher Festungshaft. Vor der Veröffentlichung des Spruches um Ostern wurde Dunin, auf Rat des Fürsten Wittgenstein[1]), zu einer letzten Verhandlung nach Berlin berufen. Die Nachgiebigkeit der Regierung, ein „Rückschritt", den Schön tief beklagte, blieb unbelohnt. Dunin war nicht zu erweichen. Erst nach der Verkündung des Urteils richtete er ein unterwürfiges Schreiben an den König, das dieser als ein Gnadengesuch betrachtete. Er suspendirte die Amtsentsetzung, hob die Festungsstrafe auf und verpflichtete Dunin nur, vorläufig seinen Wohnsitz in Berlin zu behalten. Diese Lösung konnte den polnischen Hintermännern des Erzbischofs nicht genügen. Sie bedurften eines Märtyrers und fanden Dunin bereit, die dankbare Rolle zu spielen. Am 3. Oktober entwich er aus Berlin und tauchte in Posen wieder unter seinen Getreuen auf. Drei Tage später ward er, zu seinem Bedauern ohne Verwendung von Gendarmen, aus dem erzbischöflichen Palast abgeführt und auf die Festung Kolberg verbracht. Der Klerus Posens verordnete eine allgemeine Kirchentrauer. Die Glocken sollten verstummen und die Orgeln nicht mehr ertönen. Doch brach die Drohung einer Entziehung der Gehalte diesem Versuch der Aufwiegelung des Volkes die Spitze ab. Von Rom aus aber ward wieder der Blitzstrahl einer päpstlichen Allokution gegen Preußen geschleudert und dadurch nochmals bewiesen, daß die Kurie sich durch nichts einschüchtern ließ.

Verurteilung Dunins.

Seine Entweichung aus Berlin. 3. Okt. 1839.

Seine Abführung nach Kolberg.

Der Erzbischof von Gnesen und Posen war ein Gefangener. Der Erzbischof von Köln durfte sich zwar im Frühling 1839 auf sein Familiengut bei Münster begeben, aber die Rückkehr in seine Diöcese blieb ihm verwehrt. Der Bischofsstuhl von Trier stand leer, da die Wahl des Domherrn Arnoldi, als Nachfolger Hommers, vom König nicht genehmigt wurde. Sämtliche Bischöfe der Monarchie, mit Ausnahme des Grafen Sedlnitzky, des Fürstbischofs von Breslau, ergriffen in der Frage der gemischten Ehen Partei gegen den Staat. Dieser versöhnlich gesinnte, aber schwache,

Sedlnitzky, Fürstbischof von Breslau.

[1]) Bericht Trautmannsdorffs 25. April 1839. Arch. Wien. Danach wurde Dunin sogar der Entwurf des neuen Ehegesetzes mitgeteilt, den er selbstverständlich mißbilligte.

[2]) Die Weisung kam nicht, wie oft angenommen ist, aus Rom. Bericht Buchs 9. Nov. 1839. Arch. Berlin.

dem väterlichen Bekenntnis schon halb entfremdete Mann hatte sich mit der Idee der Abdankung bereits vertraut gemacht. Wider ihn erhobene Anklagen riefen ein strenges Mahnschreiben des Papstes hervor, das ihm auf Geheimwegen zugestellt wurde. Noch blieb er, dem Wunsch des Königs gemäß, auf seinem Posten und suchte die ihm gemachten Vorwürfe in einer beredten Erwiderung zu entkräften. Aber ein zweites Schreiben des Papstes, das ihn zum Rücktritt aufforderte, und die sich steigernde Widersetzlichkeit seines Klerus brachten im Frühling 1840 seinen Entschluß des Verzichtes auf seine Würde zur Reife. Trat er zurück, so gab es keine Diöcese mehr, in der die Einsegnung gemischter Ehen durch katholische Priester ohne Verbürgung der katholischen Erziehung der Kinder in Übung blieb.

Denkweise des Kronprinzen.

Am bedenklichsten für die Aussichten des Staates in seinem Ringkampf mit der römischen Kirche war es, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm ganz anderen Anschauungen über das Verhältnis der Regierung zu den religiösen Gemeinschaften huldigte wie sein Vater. Er schwärmte als Kind des Zeitalters der Romantik für das Ideal des „christlichen Staates" und betrachtete die kirchlichen Gewalten als unentbehrliche Bundesgenossen der weltlichen. Aber viele Anforderungen der überkommenen Kirchenhoheit des Staates waren ihm in tiefster Seele zuwider, und die Bestrebungen der Bureaukratie, um deswillen den Kriegszustand zu verlängern, weckten seinen bitteren Groll. Schon im Herbst 1837 bemerkte sein Freund, Leopold von Gerlach, nach einem Gespräch mit ihm in seinem Tagebuch: „Der Kronprinz ist für das Freilassungs-System der römischen Kirche." In Rom selbst war seine Sinnesweise kein Geheimnis. Man durfte sich hier der Hoffnung getrösten, einen Friedensschluß unter den günstigsten Bedingungen erreicht zu sehen, sobald die Krone auf ihn übergehe. Rascher, als zu vermuten war, trat dies Ereignis ein. Am 7. Juni 1840, wenige Wochen nach dem Tode Altensteins, der als Kultusminister einen so stürmischen Lebensabend gehabt hatte, entschlief auch der siebzigjährige Friedrich Wilhelm III. Seit dem Frühling hatten seine Kräfte sichtlich abgenommen. Er konnte sich, als der Grundstein zum Denkmal Friedrichs des Großen unter den Linden gelegt wurde, noch einmal vom Fenster aus im Nachtgewand dem Volke zeigen. Wenige Tage später trauerte dies Volk um den Herrscher, mit dem es so viele Wechsel des Geschicks erfahren hatte. Jedermann ahnte mit dem Regierungsantritt seines Sohnes den Anbruch einer neuen Zeit.

Tod Altensteins. 14. Mai. Tod Friedrich Wilhelms III. 7. Juni 1840.

Allgemeine Bedeutung der Frage der gemischten Ehen.

Mit gutem Grunde hatte Görres in seinem „Athanasius" schon von der ersten päpstlichen Allokution gerühmt, daß die Worte des heiligen Vaters weit über die preußischen Grenzen hin gezündet hätten. „Sie

haben, rief er triumphirend aus, in den Herzen aller katholischen Völker Widerhall gefunden, und wir werden auf lange Zeiten hin ihrer Nachwirkung noch begegnen." In der That ließ der Rückschlag des in Preußen entfachten Kirchenstreites in anderen Staaten nicht lange auf sich warten. Namentlich bot die Frage der gemischten Ehen dem gesteigerten klerikalen Machtgefühl eine vorzügliche Handhabe. In Baden erklärte der Erzbischof von Freiburg der Regierung, sich an die Grundsätze Drostes halten zu wollen. Man ging darüber hinweg und suchte nur zu verhüten, daß ein erzbischöflicher Erlaß die Geistlichkeit aufreize. In Würtemberg erlaubte sich ein Tübinger Professor der katholischen Theologie in einer Arbeit über die gemischten Ehen Ausfälle gegen Regierung und Protestanten. Desgleichen weigerten sich einige katholische Priester, gemischte Ehen gemäß dem Religionsedikt von 1806 einzusegnen. Das Ministerium antwortete mit Amtsenthebungen und Strafversetzungen und behielt vorläufig Ruhe. Aber in der gesamten oberrheinischen Kirchenprovinz wuchs das Widerstreben gegen im Jahre 1830 von den Regierungen vereinbarte, von der Kurie wiederholt verworfene Beschlüsse, die den Verfechtern kirchlicher Freiheit ein Dorn im Auge sein mußten.

Baden. Würtemberg.

Am merkwürdigsten waren die gleichzeitigen kirchenpolitischen Reibungen in Östreich[1]). Hier war die josefinische Gesetzgebung in Ehesachen, wenngleich verwässert und abgeschwächt, im ganzen und großen noch giltig. Den Worten nach ward die Ehe als bürgerlicher Vertrag angesehen, thatsächlich war sie an konfessionell verschiedene Formen gebunden. Handelte es sich um eine gemischte Ehe, so war die Einwilligung vor dem katholischen Pfarrer zu erklären. Dem akatholischen Seelsorger war nur freigestellt, bei der Trauung gegenwärtig zu sein. War der Vater katholisch, so waren Söhne und Töchter katholisch zu erziehen. War er Protestant, so folgten die Kinder, ohne anderweitige Übereinkunft, dem Geschlecht. In jedem Fall sollte die Ausstellung der früher üblichen Reverse, alle Kinder katholisch erziehen zu wollen, unterbleiben. Der apostolische Stuhl hatte fort und fort Vorstellungen gegen die östreichische Ehegesetzgebung, somit auch gegen gewisse Bestimmungen über die Mischehen, erhoben. Die bisherigen Erfolge des Klerikalismus ließen seine Vorkämpfer hoffen, eine Bresche in diesen Wall legen zu können. Nach der Einnahme des einen wichtigen Schanzwerkes mochte man darauf rechnen, allmählich das ganze josefinische Staatskirchentum zu beseitigen.

Östreich.

Schon einige Monate nach der Abführung Drostes von Köln hatte Metternich im Gespräch mit dem preußischen Gesandten Maltzan zu klagen: „Seit dem Kölner Ereignis setzen unsere Bischöfe unsere Regierung in

Verlegenheit Metternichs.

---

[1]) Vgl. Wahrmund: Dokumente zur Geschichte der Eherechtsreform in Östreich. Innsbruck 1908. I. 79 ff.

die größte Verlegenheit." Einige erbaten wegen der Mitwirkung der Geistlichkeit beim Abschluß von Mischehen neue Instruktionen. Andere stellten sich geradezu auf die Seite von Pfarrern, welche die Einsegnung ohne Empfang eines Reverses über die Erziehung sämtlicher Kinder im katholischen Glauben weigerten. Die Parteien beschwerten sich, die Behörden verwarnten die Pfarrer, aber der „Kleinkrieg", wie Metternich sich ausdrückte, dauerte fort. „Bei euch, sagte er dem Vertreter Preußens, können die gemischten Ehen, wenn der Priester sich weigert, mit aller Wirkung durch den protestantischen Pfarrer eingesegnet werden. Außerdem habt Ihr das Breve Pius' VIII. ... Wir haben in Östreich in unserem Dilemma keine Wahl, als den heiligen Stuhl zu bitten, die Dispositionen dieses Breves auch auf Östreich auszudehnen, aber ich bin nicht sicher, ob wir dies Zugeständnis erhalten." Die obligatorische Civilehe war begreiflicher Weise in seinen Augen mit noch viel stärkerem Makel behaftet als in denen der leitenden preußischen Staatsmänner. Einstweilen beantragte er im Mai 1838 zur Prüfung von Heilmitteln die Einsetzung einer Kommission, deren Präsidium er selbst übernahm. Seine Mitarbeiter waren der Staatsrat Propst Jüstel, ein aufgeklärter, hochgebildeter Geistlicher, der Staatsrat Pilgram, der Hofburgpfarrer Pletz und Abt Rauscher, Direktor der orientalischen Akademie, der spätere Erzbischof und Kardinal. Wie Maltzan von Metternich vernahm, sollte diese Kommission mit einer Revision der gesamten Gesetzgebung, insoferne sie zu Streitigkeiten zwischen Staat und Kirche geführt habe, betraut werden.

Kolowrat und die Klerikalen.

Er fürchtete, daß Metternich sich dabei durch die fürstlichen Gönner und Gönnerinnen des Klerikalismus und der Jesuiten werde fortreißen lassen, und wurde durch Kolowrat in seinen Befürchtungen bestärkt. „Unsere Lage, gestand ihm dieser im März 1839, verschlechtert sich von Tag zu Tag. Vor wenig Monaten hatten wir es mit acht Bischöfen zu thun. Heute sind es achtzehn. Die Frage der gemischten Ehen ist der Mantel, womit sie ihre ehrgeizigen Pläne verdecken. Ohne mich und meine Opposition hätten sie schon triumphirt. Ich halte fest, aber ich fange an, auf die Hoffnung zu verzichten, die josefinische Gesetzgebung intakt zu erhalten"[1]).

Konflikte in der Staatskonferenz.

Die Kaiserin-Mutter, der Nuntius Altieri, Graf Heinrich von Bombelles, der Erzieher der Söhne des Erzherzogs Franz Karl, arbeiteten den Josefinern, die im Staatsrat noch das Übergewicht hatten, aus allen Kräften entgegen. In der Staatskonferenz kam es, wie Maltzan erfuhr, über die kirchenpolitischen Fragen zu stürmischen Scenen. Metter-

[1]) Berichte Maltzans 10. März, 26. Mai, 20. Juni. (Danach wäre die Berufung der Kommission unter Metternichs Präsidium nur ein von Kolowrat und Erzherzog Ludwig angewandtes „Lockmittel" gewesen, um die Sache hinzuziehen.) 24. Dec. 1838. Bockelbergs 10. Jan. Maltzans 10. März 1839. Arch. Berlin.

nich sollte Kolowrat vorgeworfen haben, er strebe nach Popularität. Kolowrat sollte geantwortet haben, sein Reisewagen stehe bereit. Auch auf das Verhältnis Kolowrats und Clam-Martinitz' wirkten diese Kämpfe ungünstig ein. Falls Maltzans Bericht zu trauen wäre, hätte sich im Verlauf derselben der Erzherzog Franz Karl auf Kolowrats Seite geschlagen, und zwar wider alles Erwarten auf Antrieb seiner Gemahlin Sophie. Sie habe, so ging die Rede, endlich den Abgrund gesehen, der sich zwischen Thron und Volk öffne, wenn die Regierung ihre Stütze nur in Rom suchen wolle[1]). Die 1838 eingesetzte Kommission hatte bei solchen Reibungen einen schweren Stand. In der That wurden ihre Sitzungen, nachdem sie eine Reihe von Anträgen Rauschers zur Kenntnis genommen hatte, bald eingestellt[2]).

Ungarn.

Währenddessen verwickelte sich die Angelegenheit noch mehr durch ihr Übergreifen auf das Königreich Ungarn. Schon auf dem 1836 geschlossenen Preßburger Reichstag waren mannichfache Beschwerden laut geworden, die das Verhältnis der verschiedenen Religionsparteien betrafen. Unter diesen Beschwerden nahm die auf die Frage der Mischehen bezügliche einen Hauptplatz ein. Der 26. Artikel des Gesetzes von 1791 befahl, gemischte Ehen vor dem katholischen Priester zu schließen, und verfügte, wenn der Vater katholisch sei, die Erziehung aller Kinder in seinem Bekenntnis. War er protestantisch, so bestimmte das Gesetz die Erziehung der Töchter im Bekenntnis der Mutter, ließ aber die der Söhne in der akatholischen Religion nur zu. Durch diese Hinterthüre schlichen sich die Reverse wieder ein, die den protestantischen Ehemann verpflichten sollten, auch seine Söhne im katholischen Glauben erziehen zu lassen. Die Angehörigen der helvetischen und augsburgischen Konfession hatten sich schon längst über die Anerkennung der Reverse beschwert. Die Ständetafel hatte sie 1833 in dem Entwurf eines Religionsgesetzes für unrechtmäßig und unverbindlich erklärt. Allein das Religionsgesetz war am Widerstand der Magnaten gescheitert, und aus den Reihen der ungarischen Bischöfe war damals eine leidenschaftliche Klageschrift an Kaiser Franz gerichtet worden, die den Akatholiken schuldgab, den Frieden des Reiches zu stören. Danach hatten sich die Kämpfe zwischen Komitatsbehörden und Bischöfen über die Frage der Giltigkeit der Reverse fortgesetzt, bis die Nachwirkungen des Kölner Ereignisses den Hader zum hellen Brande entfachten. Der Bischof von Großwardein ahmte als erster im März 1839 Drostes Beispiel nach. Er schärfte durch einen Hirtenbrief den Pfarrern seiner Diöcese ein, ohne vorausgegangenes Versprechen der Erziehung aller Kinder im katholischen Glauben keine Ehe

Hirtenbrief des Bischofs von Großwardein.

1) Berichte Maltzans 21. April 1839. Arch. Berlin. (S. Anhang IV.) Geringe Aufklärungen bieten hier Kübecks Tagebücher I. 811 ff.

2) Wolfsgruber: Kardinal Rauscher 1888. S. 47 ff.

einzusegnen. Dies rief im ganzen Lande eine tiefe Erregung hervor. Der Palatin reiste nach Wien, um dort seine warnende Stimme zu erheben. Die Regierung mahnte mit strengen Worten zur Aufrechthaltung des Gesetzes von 1791. Aber sie fügte, scheint es, die geheime Mitteilung hinzu, sie habe nicht anders handeln können und wolle dem Gewissen der Bischöfe keinen Zwang anthun[1]).

Die Religionsfrage auf dem Reichstag. 1839|40.

Als bald danach der ungarische Reichstag zusammentrat, kam die Religionsfrage wieder aufs Tapet. Diesmal vereinigten sich die beiden Tafeln über einen Gesetzentwurf, der u. a. auch die Angelegenheit der Mischehen regelte. Danach sollten die Reverse ungiltig sein, und alle Kinder in der Religion des Vaters erzogen werden. Indessen die Regierung wich einer Bestätigung des Gesetzes mit der Begründung der Notwendigkeit gründlicher Prüfung aus. Wiederum kam es in der Staatskonferenz zu Mißhelligkeiten zwischen Metternich und Kolowrat. Dieser verfocht den Gedanken, man müsse gegen den widerspänstigen hohen Klerus Ungarns eine ernste Sprache führen, und schmeichelte sich, daß man damit zum Ziele kommen werde[2]). Allein seine Hoffnungen wurden durch die Thatsachen Lügen gestraft. Die Bischöfe protestirten und richteten scharfe Weisungen an die Pfarrgeistlichkeit, ohne vorherigen Empfang der Erziehungsreverse die Einsegnung gemischter Ehen zu verweigern. Der Streit verpflanzte sich in die Versammlungen der Komitate. Die große Mehrzahl derselben drang nach dem Beispiel des Pester auf Bestrafung der ihrem Oberhirten gehorsamen, aber die gesetzliche Anordnung von 1791 vereitelnden Pfarrer. Stürmische Debatten, blutige Schlägereien, langwierige Processe, die aus diesen Konflikten hervorgingen, trugen die Aufregung in immer weitere Kreise des Volkes.

Streit in den Komitaten.

In Wien war man nicht blind gegen ihre Gefahren. Schon seit geraumer Zeit wurde von Metternich erwogen, ob es nicht möglich sein werde, ohne den Buchstaben der Gesetze zu ändern, durch eine Unterhandlung der Bischöfe mit dem Papst einen befriedigenden Ausgleich zu erwirken[3]). Der ungarische Episkopat ging darauf ein und betraute Josef Lonovicz, den Bischof von Csanad, mit der Führung der Unterhandlungen in Rom. Lonovicz war die namhafteste Persönlichkeit des ganzen damaligen ungarischen Klerus: berühmt als Redner, Gelehrter, Schriftsteller, von Fanatismus frei und dank der Geschmeidigkeit seines Wesens zum Diplomaten im geistlichen Gewande wie geschaffen. Die Frucht seiner Bemühungen war der Erlaß eines Breves Gregors XVI. vom 31. April 1841. Er erlaubte, falls kein Versprechen der katholischen Erziehung aller Kinder vorliege, die passive Assistenz des Pfarrers und erblickte in

Lonovicz in Rom.

Breve vom 31. April 1841.

[1]) So behauptet wenigstens der Bericht Maltzans 4. Mai 1839. Arch. Berlin.

[2]) Bericht Maltzans 23. April 1840. Arch. Berlin.

[3]) Bericht Maltzans 18. Juli 1840. Arch. Berlin.

der Nichtbeachtung der tridentinischen Form keinen Ehenichtigkeitsgrund. Nach Erteilung des königlichen Placets wurde das Breve in Ungarn veröffentlicht. Bald genug zeigte sich, wie Kolowrat warnend vorausgesagt hatte[1]), daß damit keine Lösung der Schwierigkeit erreicht sei. Die Masse der Komitate erklärte das Breve, als dem Landesgesetz widerstreitend, außer Kraft, und auf dem nächsten Reichstag stand die brennende Frage wieder auf der Tagesordnung.

Beratung in Wien.

Während dessen war die Angelegenheit in der westlichen Reichshälfte längere Zeit in der Schwebe geblieben. Thatsächlich war das Gesetz immer häufiger dem Streben dienstbar gemacht worden, der katholischen Kirche möglichst viele Seelen zu retten. Seit dem Frühling 1839 hatte sich die vereinigte Hofkanzlei in eingehenden Beratungen mit dem heiklen Gegenstand beschäftigt[2]). Die Ansichten gingen hier weit auseinander. Das Ergebnis aber war Zurückweisung aller Anträge auf Abweichung von den seit so vielen Jahren bestehenden Vorschriften und Befürwortung ihrer strengen Handhabung. Allein dieser Ratschlag erhielt nicht die kaiserliche Genehmigung. Schließlich kam es nach Verhandlungen in Rom, an denen Jarcke eifrig teilgenommen hatte, am 22. Mai 1841 zum Erlaß einer Instruktion des Kardinal-Staatssekretärs Lambruschini. Ihr zufolge ward auch in den zum deutschen Bund gehörigen Provinzen die passive Assistenz gewährt[3]). Dieser Erlaß wurde zum Staatsgesetz erhoben und als solches kundgemacht. Dafür ward 1842 die Rechtskraft freiwillig zu Gunsten der katholischen Kirche abgegebener Erziehungsreverse gesetzlich ausgesprochen. Zu Ende war die Angelegenheit aber damit noch nicht.

Instruktion Lambruschinis 22. Mai 1841.

Gewinn des Ultramontanismus.

Alles in allem genommen, kam der Kampf, der zuerst in Preußen entbrannt war, in ganz Europa dem Ultramontanismus außerordentlich zustatten. Dies Wort, ursprünglich in Frankreich und dort im Gegensatz zum Gallikanismus gebraucht, war bereits seit geraumer Zeit als allgemeine Parteibezeichnung Freund und Feind geläufig geworden. Freilich barg es einen Doppelsinn, der vielen, die es im Munde führten, nicht zum vollen Bewußtsein kam. Ultramontan hieß gemeiniglich schon jeder feurige Bekenner des alten Glaubens, der diesen mit den Waffen der Freiheit zu schirmen und zu stärken gedachte. Als Ultramontaner galt schlechtweg, wer seine Kirche für die allein seligmachende hielt und ihr

Doppelsinn dieses Wortes.

---

[1]) Berichte Maltzans 28. März 1841. Arch. Berlin.

[2]) Adolf Beer: Kirchliche Angelegenheiten in Österreich 1816—42 (Mitteilungen des Institutes für Österr. Geschichtsforschung XVIII. 1897, daselbst S. 545 ff. Gutachten Kübecks, Nadhernys, Türckheims, Buols u. a.)

[3]) Die Gewährung der Instruktion wurde 1842 auf ganz Galizien ausgedehnt. S. Näheres bei Beer a. a. O. — R. von Scherer: Handbuch des Kirchenrechts (1898) II. 214. 420. Wahrmund a. a. O.

für ihre beseligende Wirksamkeit volle Unabhängigkeit von den staatlichen Gewalten zu erringen suchte. Die edelsten Schüler und Nachfolger Lamennais', die sich selbst mit Stolz „wahre Katholiken" nannten, waren Ultramontane solcher Art. Aber eben Lamennais hatte, lange ehe er Rom den Fehdehandschuh hinwarf, den „wahren Katholicismus" in einer viel schärferen Fassung dem „Ultramontanismus" gleichgestellt. (Vgl. III. 336.) Danach war der Schwerpunkt des gesamten Katholicismus „jenseits der Berge" zu suchen, und der dort thronende geistliche Oberherr war befugt, im Namen Gottes alle Fürsten und Völker seinen Schiedssprüchen zu unterwerfen. Von diesem Ultramontanismus sagte Döllinger achtzehn Jahre nach dem Kölner Ereignis: „Im Grunde ist es nicht schwer, genau anzugeben, wie und worin sich der Ultramontane von dem Katholiken unterscheidet ... Die ultramontane Anschauung läßt sich in einem einzigen kurzen und klaren Satz zusammenfassen; aber aus diesem Satze entspinnt sich eine Lehre und Anschauung, welche nicht bloß Religion und Kirche, sondern auch Staat, Wissenschaft, Politik, Sitte und sociale Zustände, kurz das ganze geistige Leben der Menschen wie der Völker in ihren Bereich zieht. Der Satz lautet: Der Papst ist die höchste, unfehlbare und darum auch einzige Autorität in allem, was Religion, Kirche, Sitte und Moral betrifft; jedem seiner Aussprüche gebührt unbedingte innerliche wie äußerliche Unterwerfung von seiten aller, der Kleriker wie der Laien. Eben darum ist ihm auch die Macht des Papstes über die Kirche eine rein monarchische, die keine Schranken kennt und duldet. Absoluter Alleinherrscher soll er sein und alle außer ihm sind nur seine bevollmächtigten Diener."

Zuspitzung des päpstlichen Absolutismus.

Ein Jahr, ehe Döllinger diese Worte niederschrieb, war der Syllabus der von Pius IX. verdammten Irrtümer der Neuzeit erschienen. Sechs Jahre später kam es zur Verkündung des Dogmas der Unfehlbarkeit. Aber der Weg, auf dem das Papsttum zu der schwindelnden, ihm selbst gefährlichen Höhe gelangte, läßt sich zurückverfolgen bis in die Tage des Kölner Kirchenstreites. Damals schon sog es aus dem verletzten katholischen Gemeingefühl eine allmählich ins Ungemessene anwachsende Kraft. Sie lieh ihm die Fähigkeit, innerhalb der Kirche jede selbständige Regung zu ersticken und erfüllte es mit der Anmaßung, über das kirchliche Leben hinaus Vorschriften für den Gang der gesamten modernen Kultur zu erlassen. Der Kampf, der im Namen der Freiheit der Kirche begonnen hatte, endigte mit der Erhebung und mit der Überhebung der unbeschränkten kirchlichen Centralgewalt.

V.

Socialismus und Kommunismus.

Internationaler Zug des Socialismus.

Die Neubelebung des Katholicismus und das allmähliche Aufkommen einer großen ultramontanen Macht war eine internationale Erscheinung. Sie war nicht gebunden an die räumlichen Schranken einzelner Völker oder Staaten, wennschon durch deren Eigenart wesentlich bedingt und nach ihr verschieden gefärbt. Dasselbe galt vom Socialismus, dessen Saat in eben jenen Jahren religiöser Erregung, und teilweise in Anknüpfung an religiöse Stimmungen, üppig aufging. Auch ihm war der internationale Grundzug eigen, wie stark immerhin in seiner Entwicklung die nationale und politische Besonderheit des Bodens, auf dem er sich ausbreitete, zur Geltung kam. Damals waren es fast allein die beiden großen Kulturvölker des westlichen Europa, in denen er zuerst Vertreter fand, und diese konnten nur ausnahmsweise den kühnen Schritt von der Aufstellung ihrer Lehre zum Versuch im wirklichen Leben wagen.

Allgemeiner Begriff.

Noch gab es keine wissenschaftliche Erläuterung des Begriffes Socialismus. Dies Wort sogar, schon einmal 1803 von dem Italiener Giacomo Giuliani angewandt, ward erst zu Anfang der dreißiger Jahre in Frankreich neu geprägt, tauchte 1837 in England auf und machte von dort aus seit 1840 seinen Weg über das europäische Festland[1]). Inzwischen hatte schon Lamennais das socialistische Credo, dem er selbst nach dem Übergang ins Lager der Demokratie sein Herz geneigt fühlte, in allgemeinster Fassung umschrieben. „Was wollen die Völker, las man gegen Ende seiner Schrift über die Angelegenheiten Roms, was fordern sie? Die Besserung des Loses der überall leidenden Massen, Schutzvorschriften für die Arbeit, aus denen eine gerechtere Verteilung des gemeinsamen Reichtums hervorgehen würde; daß nicht eine fühllose Gesetzgebung, die ewige Zuflucht des Privilegs, das man vergeblich unter lügnerischen Namen zu verstecken sucht, den Armen von allen Seiten in sein Elend zurückstoße, daß die Güter, die der himmlische Vater allen

[1]) S. die Nachweise bei Gabriel Deville: Origine des mots „Socialisme“ et „Socialiste“ (La Révolution française 1908, Mai. S. 385—502) und Grünberg: „Socialisme“ et „Socialiste“ (Revue d'histoire des doctrines économiques et sociales 1909 II. 289 bis 308).

seinen Kindern bestimmt, ihnen zugänglich werden, daß die menschliche Brüderlichkeit aufhöre, ein lächerliches und sinnloses Wort zu sein." Der dem Priester geläufigen Redeform entkleidet, hieß dies nichts anderes als: was not thut, ist eine Neuordnung der Erzeugung und Verteilung der Güter zu Gunsten der gegenwärtig leidenden Gesellschaftsklassen. Es war hier keine Rede von der Zertrümmerung des modernen Großbetriebes, dem die Romantiker der Nationalökonomie ihre mittelalterlichen Ideale entgegengestellt hatten. Auch die rein kommunistischen Phantasieen Babeufs, denen vermeintliche spartanische Vorbilder zugrunde lagen, fanden hier keine Stelle. Die Fundamente der Wirtschaftsordnung, die sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hatte, wurden nicht verworfen. Aber zum Zweck der Milderung schreiender socialer Leiden sollte sie selbst einer Umgestaltung teilhaftig werden.

Frankreich. Saint-Simon.

In einer Vorahnung dieser Wünsche hatte sich der erste, noch unsicher tastende Theoretiker des Socialismus im neuen Frankreich, der geniale Graf Saint-Simon, vernehmen lassen. Doch war es ihm versagt geblieben, die tiefere Wirkung seiner in vielen Schriften ausgestreuten, oft bizarren und nur skizzenhaft hingeworfenen Ideen zu erleben. Der Ehrgeiz, der schon den Sechzehnjährigen beseelte, als er sich täglich mit den Worten wecken ließ: „Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben große Dinge zu thun", wurde schlecht belohnt. Der Sprößling des alten Adelsgeschlechtes, der unter Washingtons Fahnen gekämpft, alle Wechselfälle der Revolution an sich selbst erprobt, alle Übergänge von verschwenderischem Reichtum zu bitterster Armut erfahren hatte, starb nach einem mißglückten Selbstmordversuch 1825 beinahe ganz vereinsamt. Kurz vor seinem Ende hatte er seinen „Katechismus der Industriellen" herausgegeben. Seinem Todesjahre gehörte seine letzte Arbeit, „Das neue Christentum", an. Diese beiden Werke waren sein Hauptvermächtnis. Saint-Simon faßte den Begriff der „Industrie" als den der Arbeit, geistiger und körperlicher, im weitesten Sinn und beanspruchte für die „Industriellen", als die nützlichsten Glieder der modernen Gesellschaft, die herrschende Stellung im Staate. Sodann rief er sich die Macht des Glaubens zu Hilfe, indem er über die bestehenden Kirchen den Stab brach und die Religion der Zukunft auf das Ziel hinwies, die Gesellschaft der schnellsten Verbesserung des Loses der Ärmsten entgegenzuführen. Die Reformvorschläge des geistreichen Dilettanten und Polyhistors, die sich vom Hintergrund des Restaurationszeitalters abhoben, zielten sämtlich auf Schwächung der durch Stand, Geburt, ererbtes Eigentum, müheloſen Rentenbesitz bisher Bevorzugten. In diesen Vorschlägen nahm die Forderung eines gleichmäßigen, auf die Bedürfnisse der modernen Gesellschaft zugeschnittenen Volksunterrichtes nicht die letzte Stelle ein. Saint-Simon wünschte

dringend, daß das Königtum sich mit den „Industriellen" gegen „Klerus, Adel, Bourgeoisie" verbinden möge. Übrigens war er ebenso wenig gewillt, wie befähigt, handelnd als Agitator aufzutreten. Bei wärmster Teilnahme mit der Lage der Lohnarbeiter im engeren Sinn des Wortes dachte er nicht daran, sie etwa in bewußten Gegensatz zu den Fabrikherren stellen zu wollen. Aus diesen und anderen Spitzen der „Industriellen" ließ er den Volkswirtschaftsrat gebildet sein, der mit dem Finanzminister den Entwurf des Budgets festzustellen habe. Als ersten Ausgabeposten des Budgets bestimmte er: „Sicherung der Existenz des Proletariers durch Beschaffung von Arbeit für die Gesunden und Unterstützung für die Arbeitsunfähigen[1]"). In der ersten Hälfte dieses Satzes umschrieb er, vermutlich ohne sich der schwerwiegenden Bedeutung seiner Worte ganz bewußt zu sein, die später so oft gehörte Forderung des „Rechtes auf Arbeit".

„Recht auf Arbeit."

Die Saint-Simonisten.

Saint-Simon hatte sich zu Lebzeiten nur eine geringe Zahl von Anhängern gewonnen. Seine Stimme hatte kein lautes Echo geweckt. Auch die Zeitschrift „Le Producteur", die nach seinem Tode sein Schüler Rodrigues herausgab, und an der Männer wie Augustin Thierry, August Comte, Armand Carrel mitarbeiteten, fristete nur ein kümmerliches und kurzes Dasein. Aber bei Zusammenkünften, in Vorträgen und im Gedankenaustausch bildete sich eine kleine Gemeinde von Saint-Simonisten, als deren Apostel sich Bazard und Enfantin hervorthaten. Beide gingen über Saint-Simon weit hinaus. Bazard, einst einer der Leiter der Charbonniers (s. II. 268), thatkräftig und selbstlos, hinreißend durch leidenschaftliche, scharfe Rede, machte sich ausschließlich die volkswirtschaftlichen Anregungen des Meisters zunutze. Enfantin, ehemals Geschäftsreisender, danach Bankbeamter, schwärmerisch und eitel, bestrickend durch glänzende schauspielerische Künste, erwählte sich daneben mit Vorliebe das Feld der religiösen Mission, wobei ihm Saint-Simons Name als Deckmantel unreiner Triebe diente. Die Teilnahme an den Versammlungen der Saint-Simonistischen Gemeinde wuchs. Sie erhielt ein neues Organ in der Zeitschrift „L'Organisateur". Sie schied sich nach hierarchischen Graden, mit Bazard und Enfantin als „obersten Vätern" an der Spitze. Sie gab sich ein förmliches Ceremoniell, das bei Trauungen und Bestattungen zur Geltung kam. Aus einem wissenschaftlichen Debattirklub ward eine Art von religiöser Gemeinschaft.

Bazard und Enfantin.

Ihr Manifest.

Die Juli-Revolution machte ihren Führern Mut, sich an das große Publikum zu wenden. Sie erließen ein Manifest, das in die Forderung ausmündete: Arbeitsmittel für jeden nach seinem Können und Belohnung

[1]) „Le premier article du budget des dépenses aura pour objet d'assurer l'existence des prolétaires, en procurant du travail aux valides et des secours aux invalides."

für jeden nach seinem Thun. Sie verteidigten sich wider die in der Kammer gehörte Anklage, Gemeinschaft der Güter und Weiber zu predigen und faßten, um das Gegenteil zu beweisen, die Hauptsätze ihres Bekenntnisses zusammen. Deutlich ließ sich daraus abnehmen, wie mannichfache Früchte Saint-Simons Aussprüche gezeitigt hatten. Aufhebung aller Vorrechte der Geburt, Abschaffung des Erbrechtes, Ausbeutung aller Arbeitswerkzeuge, Grundstücke, Kapitalien durch genossenschaftlichen Betrieb, Verteilung der Arbeit nach der Fähigkeit und Verteilung des Reichtums nach der Leistung, Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann in Familie, Staat, Kirche: dies war das Programm, das Bazard und Enfantin zu ihrer Rechtfertigung aufstellten. Es klang so verführerisch, daß Angehörige der verschiedensten Berufe ihm lebhaften Beifall schenkten[1]). Unter ihnen waren Träger von sehr berühmten Namen, wie der spätere republikanische Unterrichtsminister Hippolyte Carnot, der Philosoph Pierre Leroux, der Musiker Félicien David. Vorübergehend wurden auch Sainte-Beuve, George Sand, Franz Liszt mehr oder weniger stark durch den Saint-Simonismus angeregt. Der jugendliche Nationalökonom Michel Chevalier redigirte den „Globe", das altangesehene Blatt, das aus Beiträgen von Mitgliedern der Gesellschaft angekauft worden war und in hunderten von Exemplaren umsonst verteilt wurde. Durch diese „hausirende Bibel", wie Börne das „Apostel-Blatt" nannte, und durch Aussendung von Reisepredigern wirkten die Saint-Simonisten in die Ferne. In Paris drängte sich eine große Menge von Neugierigen, besonders aus den Kreisen der Künstler, Schriftsteller, Techniker, Finanzleute zu ihren sonntäglichen Vortragsabenden. Mancher, der spottlustig den Saal betreten hatte, verließ ihn tief ergriffen als Bekehrter, und die Summen, die Bazard und Enfantin für ihre Zwecke zuflossen, beliefen sich bald auf tausende.

Ihre Anhänger.

Indessen es währte nicht lange, so brach zwischen den beiden „obersten Vätern" ein Zwist aus, der die Zerstörung der ganzen Saint-Simonistischen „Familie" nach sich zog. In Enfantin überwog das mystisch-sinnliche Gefühl. Er unterschied „zwei Formen der Religion der Liebe", je nach dem Naturell der Menschen, und nahm demgemäß dauernde und wechselnde Verbindungen von Mann und Weib als gesetzlich an. Er wies dem männlich-weiblichen „Priesterpaar" der künftigen Gesellschaft die Aufgabe zu, zum Zweck der Bekämpfung der Prostitution den Verkehr der freien Liebe zu regeln. Er verstieg sich sogar zu der vieldeutigen Behauptung, für die geschlechtlichen Beziehungen der Gläubigen sei nicht nur sittlicher, sondern auch sinnlicher Einfluß des Priesters vonnöten. Gegen solche mehr oder weniger verhüllte Lehren lehnte sich Bazard auf. Andere Mitglieder des

Spaltung.

[1]) George Weill: L'école Saint-Simonienne 1896.

„Kollegiums der Väter" und der „Familie" schlossen sich seinem Widerspruch an. Es folgten lange Debatten, bis am 19. November 1831 die offene Spaltung eintrat. Bazard, der unter den erlebten Aufregungen und Enttäuschungen aufs tiefste litt, starb ein halbes Jahr danach. Enfantin, von Rodrigues als alleiniger Oberpriester proklamirt, setzte mit einer Schar ihm treu Gebliebener die wöchentlichen Versammlungen in Form von Tanz- und Musikfesten fort und harrte der „Messiasfrau", für die ein Sessel ihm zur Rechten freiblieb. Allein die kostspieligen Abendunterhaltungen verschlangen die vorhandenen Geldmittel, und alle Versuche, die leere Kasse der Gesellschaft wieder zu füllen, schlugen fehl. Auch hatte sie, unter der Beschuldigung, öffentliches Ärgernis zu geben, polizeiliche Verbote und Nachstellungen zu erleiden. Dazu mehrten sich die Abfälle. Selbst Rodrigues zog sich nach ärgerlichem Hader von Enfantin zurück. Dieser erließ am 20. April 1832 in der letzten Nummer des „Globe" ein prahlerisches Manifest und übersiedelte alsdann mit ein paar dutzend Anhängern nach seinem Landgut Ménilmontant bei Paris.

Enfantin in Ménilmontant.

Der Anblick der dortigen Ordensbrüder, ihrer malerischen Tracht, ihrer Feld- und Hausarbeiten ergötzte das Sonntags hinausströmende hauptstädtische Publikum. Allein der Regierung genügte es nicht, Enfantins Unternehmen an der Lächerlichkeit zugrunde gehen zu lassen. Sie schien es darauf anzulegen, ihn und seine Hauptschüler zu Märtyrern zu machen. Eine Anklage, in der Wahres und Falsches gemischt war,

Sein Proceß. 1832.

führte sie im August 1832 mitsamt vor Gericht. Hier aber zeigte sich Enfantin der Art von Größenwahn befangen, daß die Richter die Lacher auf ihrer Seite hatten. Die Strafurteile erregten keine Teilnahme. Ohne Sang und Klang löste die Gemeinschaft von Ménilmontant sich auf. Ihre Mitglieder zerstreuten sich. Manche begaben sich, mit großen Plänen beschäftigt, in den Orient oder nach Amerika. Nicht wenige nahmen später, über die Chimären ihrer Jugend erhaben, bedeutende Stellungen im bürgerlichen Leben ein und erwarben sich namentlich auf dem Gebiete der Industrie und des Finanzwesens für sie selbst gewinnreiche Verdienste. Enfantin gehörte nachmals einer Kommission zur Erforschung Algiers an und starb 1864 als Direktor der Lyon-Mittelmeerbahn.

Fernwirkungen des Saint-Simonismus.

Jenseits der französischen Grenzen war es, wie die Litteratur sattsam bezeugte, vor allem das benachbarte Deutschland, wo die Saint-Simonisten und ihre Lehren Beachtung fanden[1]). Aber auch in anderen Gebieten

[1]) S. die Zusammenstellung bei Dresch: Gutzkow et la jeune Allemagne 1904. S. 55 ff. — Über „Carlyle et le Saint-Simonisme" s. Revue Historique LXXXII. 292 ff. (1903), über die Einwirkung des St. Simonismus in Rußland s. u. a. Alexander Herzens Memoiren.

Europas äußerten sie ihren Einfluß auf die geistige Bewegung. Wie viel ideellen Gärungsstoff sie in Frankreich hinterließen, ist schwer zu sagen, um so schwerer, da einige der bedeutendsten aus ihren Reihen in das Lager eines anderen Predigers des Socialismus übergingen. Es war Karl Fourier. Aus Fouriers Gedankenvorrat hatte schon Enfantin manche geheime Anleihe gemacht, während Fourier seinerseits den gesamten Saint-Simonismus ebenso wie den englischen Owenismus als unlauteren Wettbewerb ansah und beider Anhänger als Schwindler verspottete. Fourier, um zwölf Jahre jünger als Saint-Simon, hatte sich nicht wie dieser in einem durch schroffe Gegensätze zerrissenen Leben aufgerieben. Der Sohn eines Kaufmannes aus Besançon, während der Revolution um sein Erbgut gekommen, fristete er Jahre lang sein bescheidenes Dasein in Marseille und Lyon, zuletzt in Paris als Handlungskommis. Seine persönlichen Erfahrungen, die ihm bei Geschäftsreisen und im Kontor so manches abschreckende Bild von Überlistung und Ausbeutung vor Augen stellten, hatten ihn zum Socialisten gemacht. Von der entschiedenen Verwerfung des Grundsatzes der freien Konkurrenz war er Schritt für Schritt weiter geführt worden. Aber ihm hatte es nicht genügt, wie Saint-Simon gefühlvolle Anregungen zu geben, die anderen zur Aufstellung eines bestimmter gefaßten Zukunftsprogrammes dienten. Er hatte sich vielmehr erkühnt, auf vermeintlich wissenschaftlicher Grundlage mit vermeintlich mathematischer Sicherheit ein ganzes System aufzubauen, dessen praktische Anwendung die vollkommene Umwandlung aller gesellschaftlichen Leiden und Mängel in höchstes menschliches Glück verbürgen sollte. Fourier.

Die Hauptlinien seines Systemes waren schon in seinem 1808 erschienenen Erstlingswerk „Theorie der vier Bewegungen" zu finden gewesen. Sein „Traktat von der häuslich ländlichen Association" (1822) und sein Werk „Die neue industrielle Welt" (1829) hatten es im einzelnen ausgeführt. Fouriers leitende Gedanken waren: Alle Triebe, als von Gott gegeben, heischen Befriedigung. Es kommt nicht darauf an, sie zu unterdrücken, sondern ihnen einen dem Wohl der Gesamtheit dienenden Spielraum zu gewähren. Aber die gegenwärtige Civilisation, die persönlichen Gewinn dem gemeinen Nutzen vorzieht, aus der Arbeit eine Qual macht, ungezählte Massen des Nationalvermögens falsch verteilt oder verloren gehen läßt, steht mit dieser Forderung im stärksten Widerspruch. Sie muß überwunden werden durch einen Zustand der Harmonie, der Triebe und Beschäftigungen je nach der vorhandenen „Anziehung" in Einklang setzt. Erreichbar wird dies Ziel durch Association der Besitze und der Arbeitskräfte, die zu einer gemeinschaftlichen Organisation der Erzeugung und des Absatzes der Güter führen muß. Sein System.

Das Streben, die menschlichen Neigungen als Hebel des allgemeinen Glückes zu benutzen, war an sich, in gewissen Grenzen der Beachtung

würdig. Auch lagen in Fouriers Reformplänen unstreitig nicht wenige Keime verborgen, denen die Fähigkeit gesunder Entwicklung innewohnte. Was dem scharfsinnigen Denker an einzelnen Bildern genossenschaftlicher Einrichtungen für Verkaufsagenturen, kommunale Kontore, Bäckereien, Küchen, Waschanstalten, Wohnungen u. a. m. vorschwebte, konnte mit größeren oder geringeren Einschränkungen sehr wohl verwirklicht werden. Hingegen blieb die genaue Ausmalung des Phalansteriums, das ihm das Allheilmittel der leidenden Gesellschaft war, als Ganzes ein phantastisches Luftschloß.

Das Phalansterium.

Den fremdländischen Namen entlehnte Fourier der siegreichen Phalanx der Makedonier. Nach seinen Vorschlägen sollten sich Gruppen bis zu 1800 Menschen jedes Alters und Geschlechtes in friedlichen Phalansterien unter einem Dach auf einem Grundstück von etwa einer Quadratmeile Umfang verbinden. In dem Haupthaus, das auch Theater, Lesezimmer, Gesellschaftssaal zu umschließen hätte, sollten die Annehmlichkeiten der Privat- und Gemeinwirtschaft miteinander verknüpft sein. Vom frühen Morgen an würde jeder drinnen, in Haus, Hof, Werkstatt, und draußen, in Garten, Wiese und Feld, je nach seiner Neigung im Wetteifer mit anderen, beim Klang von Liedern und Musik mit Lust seine Arbeit verrichten. Häufiger Wechsel innerhalb der Reihen der Arbeitenden würde der Ermüdung vorbeugen. Der Gärtner z. B. würde sich nach ein paar Stunden den Viehställen und weiter „einer Gruppe der Manufaktur" zuwenden. Am Abend fände jeder nach seinem Geschmack Erholung und Vergnügen. Die Verteilung der unausbleiblichen Überschüsse der Gemeinwirtschaft hätte nach der Arbeitsleistung, dem zugebrachten Talent, dem eingeschossenen Kapital in im voraus bestimmtem Verhältnis zu geschehen. Die Familie wäre nicht grundsätzlich aufgehoben, aber die Ehe würde den Trieben von Mann und Frau keine Fessel anlegen, und die Erziehung der Kinder vom zartesten Lebensalter an, nach verbesserter Methode, wäre gemeinsam. Dienstboten gäbe es nicht, so wenig wie besoldete Beamte, deren Stelle erwählte, rasch wechselnde Ordner einnehmen würden. Ein Phalansterium würde andere hervorrufen. Sie würden sich miteinander in Verbindung setzen, bis sie ein einziges großes Weltreich auf der Oberfläche der ganzen Erde bilden würden.

Geschichtsphilosophie und Kosmogonie.

Es läßt sich begreifen, daß die von Fourier versuchte Konstruktion der neuen Gesellschaft, soweit sie überhaupt Beachtung fand, lange als Ausgeburt des Gehirnes eines nicht ganz Zurechnungsfähigen betrachtet wurde. Noch mehr schien einer solchen trotz mancher geistvollen Behauptung seine geschichtsphilosophische Konstruktion zu gleichen, die das Leben der Menschheit wie das der Erde auf etwa 80 000 Jahre abschätzte. Vollends seine kosmogonischen Träume, nach denen er in der Periode reinster Harmonie den Nordpol von einer Wärme spendenden Lichtkrone um-

geben, das Meerwasser zu einer Art Limonade und Anti-Wallfische zu gezähmten Seerossen der Schiffe werden sah, poetische Niederschläge einer zügellosen Einbildungskraft, die er selbst später preisgab, erregten nur die Lachlust und reizten zur Verhöhnung des kindlichen Träumers. Dennoch blieb das Vertrauen des alternden, abgezehrten Kommis auf den Sieg seiner Sache unerschüttert. So wenig wie Saint-Simon dachte er an Aufforderung zu gewaltsamem Umsturz. Er wartete vielmehr mit unerschöpflicher Geduld täglich um zwölf Uhr Mittags in seiner zum Stelldichein bestimmten ärmlichen Wohnung auf den reichen Mann, der ihm eine Million zur Errichtung des ersten Phalansteriums behändigen sollte.

Die Schule Fouriers.

Endlich nach der Auflösung der Schule Saint-Simons schien der Tag des Fourierismus zu kommen. Zwei Saint-Simonisten, Lechevalier und Transon, wurden ganz für ihn gewonnen und suchten mit Abschneidung seiner stärksten Auswüchse durch Wort und Schrift eifrig für ihn zu werben.

Considerant.

Ein junger Officier, Viktor Considerant, begeisterte sich für Fouriers Grundgedanken über die tieferen Ursachen der socialen Mißstände sowie für seine Vorschläge zu ihrer Abhilfe und lieh in Vorträgen dieser Begeisterung feurigen Ausdruck[1]). Er ward auch die Hauptstütze einer Zeitschrift, deren Titel „Das Phalansterium oder die industrielle Reform" den Inhalt hinlänglich deutlich kennzeichnete. Ein Abgeordneter, Baudet-Dulary, verzichtete sogar auf seinen Sitz in der Kammer, um sich völlig der Einrichtung eines ersten Phalansteriums auf einer seiner Besitzungen in der Provinz zu widmen. Freilich mußte das Experiment aus Mangel an Kapitalien sehr bald aufgegeben werden. Auch die Zeitschrift „Das Phalansterium" stellte 1833 ihr Erscheinen ein. Fourier starb 1837, ohne die Verwirklichung seines Traumes gesehen zu haben. Indessen seine Ideen überlebten ihn. Considerant verschaffte ihnen 1837 und 1838 in seinem anziehend geschriebenen Werke „Sociale Bestimmung" weitere Verbreitung. Um ihn schloß sich eine geschäftige Schule, die eine eigene Verlagshandlung errichtete und sich litterarisch eifrig bethätigte. Sie gab Fouriers Schriften heraus, fügte Erläuterungen hinzu und gebot wieder über ein Journal, die „Phalange", das nach ein paar Jahren unter dem Titel „Friedliche Demokratie" als Tageblatt erscheinen konnte.

Kritik der Gesellschaftsordnung.

Ihre Hauptnachwirkungen äußerten sich in der dem Meister entlehnten ätzenden Kritik der herrschenden Gesellschaftszustände. Man konnte „die von den Ökonomisten hochgepriesene Konkurrenz" nicht härter verurteilen als Considerant es mit den Worten that: „Laissez faire, laissez passer! Ja, laßt den Diebstahl, die Agiotage, den Bankerott geschehen, laßt den ganzen socialen Körper ausrauben, plündern und

---

[1]) Über die Schreibung des Namens „Considerant" s. Warschauer: Geschichte des Socialismus u. s. w. II. 67 (1893).

zerstören!" Man konnte nicht dunklere Farben auftragen als er, wenn er mit tiefster Empörung der Brutstätten von Krankheit, Elend, Hunger, der „jämmerlichen Hütten in den Dörfern", der „Myriaden von Spelunken" in den Großstädten gedachte und wenn er der vielgerühmten „Civilisation" schaudernd jenes Nachtbild entgegenhielt. „Jeden Tag, rief er aus, bemüht sich diese Civilisation, ihr verderbliches und gehässiges Wesen mit frischem Blut auf die Mauern unserer Städte zu schreiben. Ist das eine Gesellschaft? Ist das ein normaler Zustand für die Menschheit?"[1]) Etwa um dieselbe Zeit hörte George Sand eines Abends beim Spaziergang an der Seine angesichts der Tuilerien, nach erregten Gesprächen über „die sociale Frage" ihren Freund Michel, den radikal gesinnten Advokaten aus Bourges, in die wilde Verwünschung ausbrechen: „Die Civilisation, ja das ist das große Wort der Künstler! Die Civilisation! Ich sage euch, um eure verderbte Gesellschaft zu verjüngen, muß dieser schöne Fluß rot von Blut werden, dieser verfluchte Palast in Asche zusammenstürzen und diese große Stadt sich in eine nackte Sandfläche verwandeln, auf der die Familie des Armen die Pflugschar zieht und ihre Wohnstätte aufschlägt."

Politische Parteilosigkeit.

Ein solcher erschreckender Aufruf zum Schwert und zur Fackel war freilich nicht Considerants Sache. Auch verwahrte er sich und die ganze Schule Fouriers ausdrücklich gegen jede Verbindung mit irgend einer politischen Partei. „Wir bieten, erklärte er mit dem Stolz des Dogmatikers, eine Theorie, in der alles bestimmt und gegeben ist: Ziel und Mittel... Das System, das wir lehren und das Fourier entdeckt hat, kann hier oder anderswo, überall und von jedermann eingeführt werden. Es ist kein Monopol; es ist die sociale Wahrheit, die wie die Wahrheiten der Physik oder der Geometrie unabhängig von den Personen oder Koterieen ist." Daher erwartete er ebensowenig Heil von den glühenden Republikanern wie von den Worthelden der „dynastischen Opposition". „Wir von der societären Schule, bekannte er, wir wünschen die Dauer und die Befestigung der bestehenden Regierung, weil man unter ihr alle nützlichen, wichtigen, wahrhaften Verbesserungen machen und die sociale Reform vollständig ins Werk setzen kann"[2]).

Leroux.

Dieselbe friedfertige Haltung gegenüber den bestehenden Gewalten wahrte Leroux, der ursprünglich zu den Saint-Simonisten gehört hatte. Obwohl seiner politischen Gesinnung nach Republikaner, hielt er sich doch auf dem Felde der reinen Spekulation. Noch reicher an Phantasie als an Kenntnissen, von tiefem Mitgefühl mit allen Leidenden und Gedrückten durchglüht, baute er seine sociale

---

[1]) Considerant: Destinée sociale I. 68. 112.

[2]) Considerant a. a. O. I. 20, 280.

Lehre auf dem Grunde seiner, teilweise aus deutschen Quellen geschöpften, geschichtsphilosophischen Ansichten auf. Die ganze Menschheit, als Offenbarung des Göttlichen, erschien ihm in beständigem Fortschreiten zu dem „göttlichen Gesetz der Gleichheit". Er sah die ungerechte „Kastenherrschaft" der Familie, des Staates, des Eigentumes nacheinander dem Untergang geweiht, wennschon er die zeitliche Berechtigung dieser Institutionen an sich nicht leugnete. Er schwelgte in Vorstellungen einer schöneren Zukunft ohne Einzelfamilie, ohne Sonderstaat, ohne persönliches Eigentum. Dies verkündete sein Hauptwerk „Von der Menschheit", das er 1840 seinem „Versuch über die Ungleichheit" folgen ließ. Poetische Gemüter, wie George Sand, wurden durch die Symbolik des philosophischen „Socialisten", mochte er selbst auch diese Bezeichnung ablehnen, in hohem Maß bezaubert. Hier fand die Dichterin, was der starre Michel von Bourges ihr nicht bieten konnte. „Zur Zeit meines Skepticismus, gestand sie 1841, als ich Lelia schrieb, bewunderte ich Leroux' Güte, Einfachheit, Gelehrsamkeit und Tiefe, aber ich war nicht überzeugt. Ich hielt ihn für gefoppt durch seine Tugend. Doch ich bin gründlich bekehrt worden; denn, wenn ich einen Tropfen Tugend in meinen Adern habe, so ist er es, dem ich ihn verdanke." In demselben Jahr, als ihr die „Revue des deux Mondes" verschlossen wurde, vereinigte sie sich sogar mit Leroux und Louis Viardot zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, der „Revue indépendante".

Mangelnde Teilnahme der Massen.

So mancher edle Geist auch in dem Vaterlande der Saint-Simon, Fourier und Leroux durch die Ideen, die sie in Umlauf setzten und hervorriefen, tief bewegt wurde: ein starker Widerhall in den Massen blieb ihnen versagt. Zum Teil mochte sich dies aus der mystischen oder doktrinären Form erklären lassen, in die sie so häufig gekleidet erschienen. Zum Teil war auch der bewußte Verzicht ihrer Träger auf jede Bethätigung am Wettstreit der politischen Parteien Schuld daran. Hauptsächlich aber fiel ins Gewicht, daß sie keineswegs als Anwälte des Proletariates der Lohnarbeiter auftraten, das doch vor allem dazu gemacht war, eine starke Massenbewegung ins Leben zu rufen. Sie fühlten sich nie als geborene Wortführer des vierten Standes und ließen nicht den Kriegsruf unerbittlichen Klassenkampfes gegen den Kapitalismus ertönen. Zwar hatten die Saint-Simonisten auch unter den Arbeitern von Paris einigen Anhang gefunden. Namentlich Stephan Mony, der Erbauer der ersten französischen Eisenbahn, wußte in diesen Kreisen der neuen Heilslehre Gläubige zu werben[1]). Aber kaum zweihundertundfünfzig ließen sich in die Werkstätten einreihen, in denen für Rechnung der Gemeinschaft gearbeitet werden sollte.

---

[1]) Levasseur: Histoire des classes ouvrières et de l'Industrie en France. Ed. 2. 1904. II. 21 nach Charléty: Histoire du Saint-Simonisme.

Kleinbäuerliche Rücksichten.

In den Weltverbesserungsplänen Fouriers, der den Kapitalismus fast nur in der Gestalt des Handels kannte, spielte der Landbau eine viel größere Rolle als die Fabrikation. Von den Bewohnern seines Phalansteriums waren drei Viertel als kleinbäuerliche Producenten gedacht. „Die societäre Ordnung, sagte er, betrachtet die Manufakturen nur als Ergänzung des Ackerbaues“[1]). Auch Considerant bekannte sich zu dem Satz: „Man muß der Landwirtschaft die Suprematie zugestehen, die sie nach ihrem Nutzen, nach der Masse ihrer Erzeugnisse, nach ihrer Verbreitung und Moralität verdient. Mit ihr muß man die anderen Industrieen in ihrem eigenen Interesse verknüpfen.“ Von „Verbindungen der Arbeiter gegen die Unternehmer“ wollte er nichts wissen. „Das heißt die Heftigkeit des Kampfes zwischen den Kapitalisten und dem Proletarier steigern. Die sociale Reform muß vor allem in der industriellen Organisation der Gemeinde — das will sagen im Phalansterium nach Fouriers Vorstellung — gesucht werden“[2]).

Das städtische Arbeiterproletariat.

Inzwischen gewann aber der städtische Lohnarbeiter sichtlich ein verschärftes Klassenbewußtsein. Schon in den beiden Lyoner Aufständen von 1831 und 1834 war es, wiewohl noch ungeklärt, hervorgetreten. Zwar lieh die Eigenart vieler Industrieen, wie gerade in Lyon der Seidenweberei sowie mancher Luxusgewerbe in Paris, und die dadurch bedingte Einrichtung der „Ateliers“, dem französischen Arbeiter häufig einen handwerkermäßigen Anstrich. Allein auch in Frankreich schritt die Entwicklung des Fabrikbetriebes stetig fort und entzog dem Landbau mit jedem Jahre mehr Arme. Von 1831 bis 1847 stieg der Verbrauch der Steinkohle von zwei auf sieben und eine halbe Million Tonnen und die Zahl der Dampfmaschinen von 616 mit 10 000 Pferdekräften auf 4853 mit 61 630 Pferdekräften[3]). Bald war, wie jenseits des Kanals, in Keller- und Dachwohnungen ungesunder Quartiere eine Bevölkerung zusammengepfercht, die sich mit ihren Bedürfnissen und Leiden von anderen Klassen der Gesellschaft durch eine tiefe Kluft getrennt fühlte.

Seine Lage.

Sie sah die Mehrzahl der Besitzenden im sicheren Genuß von Gütern und Bildungsmitteln, die ihr für gewöhnlich versagt blieben. Sie sah zudem den Glanz gleichsam über Nacht zauberhaft mühelos erworbener Schätze, der sich in blendendem Luxus auf Schritt und Tritt den Blicken aufdrängte. Eben damals, während des Aufschießens anonymer Aktiengesellschaften für Eisenbahnen, Bauten und Gründungen aller Art spornte die Leidenschaft der Spekulation und des Börsenspiels manchen, der ein Modell für Balzacs Romanfiguren liefern konnte, zur rasenden Jagd nach Reichtum und Prunk des Lebens. Um so greller stach dagegen das Los der

1) Fourier: Oeuvres (1848) VI. 151. Vgl. Muckle: Die Geschichte der socialistischen Ideen im 19. Jahrhundert 1909. I. 128.

2) Considerant: Destinée sociale I. 374 (nach Baudet-Dulary), 70, 315.

3) Levasseur a. a. O. II. 163.

tausende ab, deren Dasein nur zu oft eine unzerreißbare Kette von Entbehrungen war. Die harten Koalitionsverbote machten ihnen gegenseitigen Beistand und namentlich eine Einwirkung auf die Feststellung der Lohnsätze so gut wie unmöglich. In Zeiten von Handelskrisen, wie im Jahr 1837, war gerade das industriellste Departement von Frankreich am schwersten vom Pauperismus heimgesucht. Die tägliche Arbeitsdauer war nach Ortsgewohnheit und Betrieb verschieden, aber eine dreizehn- oder vierzehnstündige Anspannung der männlichen und weiblichen Leistungsfähigkeit gehörte nicht zu den Seltenheiten.

Umsonst erhoben Jahre lang einsichtige Volkswirte und Ärzte, wie Sismondi, Villermé, Gerspach, humane Fabrikbesitzer im Elsaß, wie Le Grand und Burckhardt, ihre Stimmen für gesetzliche Feststellung von Sonntagsruhe, Verbot der Frauennachtarbeit, Schutz der Kinder und Jugendlichen. Bis 1841 geschah in dieser Hinsicht schlechterdings nichts[1]). Das damals beschlossene Gesetz bestimmte u. a., daß in Fabriken mit mechanischem Motor oder ununterbrochenem Feuer und in Werkstätten mit mehr als zwanzig Arbeitern Kinder von acht bis zwölf Jahren binnen vierundzwanzig Stunden nicht mehr als acht, Kinder von zwölf bis sechzehn Jahren nicht mehr als zwölf Stunden zur Arbeit verwendet werden dürften. Auch verbot es Nachtarbeit für Kinder unter dreizehn und Sonntagsarbeit für Kinder unter sechzehn Jahren. Aber selbst diese höchst dürftigen Bestimmungen erhielten mangels genügender Inspektion nur eine äußerst geringe unmittelbare Wirksamkeit. Die Verpflichtung zum Schulbesuch für Kinder nach acht- oder zwölfstündiger Arbeit konnte geradezu als ein Hohn erscheinen. Erweiterungen des Gesetzes, z. B. in hygienischer Hinsicht, wie sie durch Verordnungen der Regierung möglich gewesen wären, unterblieben. Die großen Unternehmer waren die letzten, sie dazu zu drängen. Wennschon einzelne Fabrikherren, nach Le Grands Beispiel, sich die Sorge für Gesundheit und Bildung der Arbeiter angelegen sein ließen, so dachten doch die meisten, wie Villermé in seinem ergreifenden „Gemälde des physischen und moralischen Zustandes der Arbeiter" sie sagen ließ: „Wir sind Fabrikanten, um reich zu werden, aber nicht, um uns als Philanthropen zu zeigen"[2]).

Fabrikgesetz von 1841.

Unter solchen Umständen erfüllte sich das französische Arbeiterproletariat großenteils mit glühendem Haß gegen die bestehende Gesellschaftsordnung. Dieser Haß machte es erst empfänglich für die Auf-

Kommunistische Lehren.

[1]) Über das Gesetz vom 22. März 1841 und seine Geschichte s. Mataja: Die Anfänge des Arbeiterschutzes in Frankreich. (Zeitschrift für Volkswirtschaft, Socialpolitik und Verwaltung V. 361 ff. 1896.) — Stephan Bauer: Die geschichtlichen Motive des internationalen Arbeiterschutzes. (Vierteljahrsschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte I. 79 ff. 1903. Levasseur II. 126 ff.)

[2]) Levasseur a. a. O. II. 269.

nahme utopischer Lehren, die mit kühnem Schwung die Schranken der Wirklichkeit durchbrachen. Zugleich begünstigte hier das rascher erregbare romanische Temperament den Glauben an die Wunderkraft solcher Recepte. Wem die Schriften der socialistischen Propheten unbekannt oder unverständlich blieben, der konnte sich an den handgreiflicheren Versprechungen des Kommunismus in einfachster Form berauschen. Durch den ehemaligen Gefährten Babeufs, den alten Philipp Buonarroti, waren sie vorlängst wieder zu neuem Leben erweckt worden[1]). Er hatte 1828 in der Verbannung zu Brüssel sein Buch über „Babeufs Verschwörung für die Gleichheit" erscheinen lassen, und als ihm die Juli-Revolution die Grenzen Frankreichs öffnete, eine Anzahl von Exemplaren dieses Werkes mitgebracht. Sie fanden nach Bewältigung der Aufstände von 1834 eifrige Leser in den Gefängnissen. Danach kaufte ein unternehmender Buchhändler dem Verleger den ganzen noch vorhandenen Vorrat ab und setzte sie mit Glück von Paris aus in Umlauf. Der Babouvismus feierte seine Wiederauferstehung und wucherte im Verborgenen, da die zweischneidigen Gesetze von 1834 und 1835 dazu zwangen, das Licht der Öffentlichkeit zu meiden. Die republikanische Gesellschaft „der Menschenrechte", so sehr sie bestrebt gewesen war, ihr Programm durch Aufnahme socialer Forderungen dem Arbeiter mundgerecht zu machen (s. IV. 578), hatte noch kein kommunistisches Gepräge getragen. Anders war es mit der „Familiengesellschaft" und mit der „Gesellschaft der Jahreszeiten". Jene ward allerdings von der Polizei, die zuerst einer geheimen Patronenfabrik auf die Spur kam, 1836 entdeckt. Diese bot seit 1837 allen ihren Nachspürungen Trotz. Als Ziel der zweiten Gesellschaft wurde in einem ihrer Aufrufe die „sociale und radikale Revolution" angegeben. Einer ihrer aus einer Winkelpresse hervorgegangenen Maueranschläge enthielt die Mahnung: „Es genügt nicht, den Tyrannen zu tödten, man muß auch die Tyrannei vernichten." In ihrer 1838 gleichfalls heimlich gedruckten und verbreiteten Monatsschrift „Der freie Mensch" war zu lesen: „Die Zeit naht, da das Volk mit bewaffneter Hand fordern wird, daß man ihm seine Güter zurückerstatte.... Die Erde muß allen gehören... Die geschickten Schufte haben die ehrlichen Leute bestohlen. Der Tag wird kommen, an dem diese die Fahne der Empörung und der Gleichmachung aufpflanzen."

Buonarroti.

Kommunistische Geheimbünde.

Ziele und Mitglieder.

Hier hörte man wieder den alten Schlachtruf, der so oft seit der großen Revolution erklungen war. Auf der Barrikade sollte sich der Sturz der bestehenden Regierung entscheiden, die der Republik den Platz versperrte. Aber die Errichtung der Republik galt nicht mehr als Selbst-

---

[1]) G. Weill: Philippe Buonarroti 1761—1837 (Revue Historique LXVI. 241 bis 275. 1901), vgl. Weill: Histoire du parti républicain. Register.

zweck, sondern als Mittel einer neuen Güterverteilung. Mit der Staatsordnung sollte auch die Eigentumsordnung zusammenbrechen[1]). Man hat zwar gute Gründe anzunehmen, daß die „Gesellschaft der Jahreszeiten" in Paris, deren Mitglieder militärisch gegliedert, aber nur den Befehlshabern bekannt waren, in ihrer Gesamtzahl niemals das erste Tausend erreicht hat. Dennoch vermaßen sich ihre Führer, durch einen kecken Handstreich das Ungeheuerste zu erreichen. Sie rechneten offenbar darauf, nach einem raschen Erfolg an einer Stelle werde ihre kleine Arbeiterschar nicht nur durch den Zustrom von Blusenmännern gewaltig anschwellen, sondern auch durch Hilfstruppen aus den Reihen des Kleinbürgertums und der studirenden Jugend verstärkt werden. In der That hatten diese bei den früheren Straßenkämpfen, seit den legendarisch verherrlichten Julitagen von 1830, in der Regel ein ansehnliches Kontingent gestellt. Auch aus den Kreisen deutscher Flüchtlinge erhoffte man Beistand. Konnte doch der „Bund der Gerechten", der sich unter Theodor Schusters Führung mit demokratischer Verfassung aus dem „Bund der Geächteten" (s. IV. 414) abgezweigt hatte, gewissermaßen als eine Art Filiale der „Gesellschaft der Jahreszeiten" gelten[2]).

Bernard. Barbès. Blanqui.

Von den obersten Leitern dieses Geheimbundes selbst, Martin Bernard, Armand Barbès, August Blanqui, gehörte nur der erste, in dessen Familie der Beruf des Druckers herkömmlich war, seiner Abstammung nach der Arbeiterklasse an. Bernard war durch den Besuch einer Versammlung der Saint-Simonisten zum Nachdenken über sociale Fragen angeregt worden, hatte sich an verschiedenen Ausständen beteiligt, dann und wann auch mit der Feder in Zeitschriften sich versucht. Sein Wahlspruch hieß: „Kampf gegen die industrielle Feudalität". Sein Vorbild war ein idealisirter Robespierre. Sehr großen Einfluß auf seine Denkweise hatte Barbès ausgeübt, ein grundehrlicher, zu jedem persönlichen Opfer bereiter, weltfremder Schwärmer[3]). Proudhon hat ihn, der von Ansehen nichts weniger als imponirend war, den „Bayard der Demokratie" genannt, und George Sand hat ihn noch im Alter als „stoischen und christlich-demütigen" Märtyrer seiner Überzeugungen hoch gepriesen. Weit gröber nach seiner äußeren und moralischen Physiognomie war Blanqui, der längst bekannte Virtuose der Verschwörungen. Er hatte sich bereits 1832 (s. IV. 568) vor Gericht als „Proletarier" von Beruf bezeichnet und seitdem beständig das verhaßte „Monopol des Eigentums"

---

[1]) Vgl. Tschernoff: Le parti républicain sous la monarchie du juillet. 1901.

[2]) Über deutsche Teilnehmer des „Bundes der Gerechten" am Aufstand des 12. Mai 1839 s. Ch. Andler: K. Marx et F. Engels: Le manifeste communiste II. 31, 32 (1901) nach den Proceßakten. — Über den „Bund der Gerechten", Weitling u. s. w., s. Bd. VI dieses Werkes (vgl. Register).

[3]) J. F. Jeanjean: Armand Barbès. Paris. 1909.

angegriffen. Auch auf ihn hatten die Saint-Simonistischen Ideen starken Einfluß gewonnen. „Wir haben, hatte er schon 1833 mit dem Genossen Hadot-Desages im Prospekt ihrer ‚Propagande démocratique' angekündigt, weit weniger eine politische Änderung als einen socialen Umguß im Auge.... Unser Ziel ist die gleiche Verteilung der Lasten und Wohlthaten der Gesellschaft, die Aufrichtung der Herrschaft vollständiger Gleichheit. Ohne diese sociale Neugestaltung würden alle Änderungen der Regierungsform nur Lügen sein." „Wenn wir uns Republikaner nennen, war 1834 in seinem „Libérateur" zu lesen gewesen, so geschieht es darum, weil wir von der Republik eine sociale Umwälzung erhoffen. Wenn die Republik diese Hoffnung täuschen sollte, so würden wir aufhören, Republikaner zu sein"[1]).

Barbès und Blanqui waren nach der Entdeckung der „Familiengesellschaft" in Haft genommen und erst durch die 1837 gewährte Amnestie in Freiheit gesetzt worden. Seitdem leiteten sie mit Bernard gemeinsam die Fäden des neuen Geheimbundes. Er bestand nur aus Arbeitern, hatte keine Verbindungen mit der Provinz und sah sich durch die Ränke eifersüchtiger Nebenbuhler häufig angefeindet. Diese, die sich in „demokratischen Phalangen" vereinigt hatten, beschuldigten seine Führer feiger Zurückhaltung und trieben sie dadurch vorwärts. Im Frühling 1839, während einer langen Ministerkrisis, die sich in Handel und Industrie sehr fühlbar machte, dünkte Blanqui und Bernard in der That der günstige Augenblick für eine Schilderhebung gekommen. Barbès, der vorgezogen hätte, zunächst nur durch die Winkelpresse zu wirken, mahnte ab. Als er damit nicht durchdrang, nahm er die Hauptlast auf seine Schultern. Am 12. Mai, einem Sonn- und Renntag, der viele Nationalgardisten aus der Stadt zum Marsfeld abzog, erstürmte er mit seiner Kolonne ein Waffenmagazin. Dann bewältigte er in kurzem, blutigem Kampf die Wache am Justizpalast. Nach dem Scheitern eines Angriffes auf die Polizeipräfektur traf er auf dem Chatelet-Platz mit Bernards und Blanquis Trupp zusammen. Beide Scharen, zu schwach, sich hier zu behaupten, zogen zum Stadthaus und überrumpelten die dortigen Posten. Barbès verlas eine Proklamation, die den feigen, „des Hungers lachenden Tyrannen in den Tuilerien" für abgesetzt erklärte und die Errichtung einer provisorischen Regierung verkündete. Damit war der Höhepunkt des Aufstandes erreicht. Zwar gelang es noch, einzelne Wachtposten zu entwaffnen und mehrere Barrikaden in den engen Straßen zu errichten. Aber die Bevölkerung verhielt sich ganz kühl und schloß ängstlich Thüren und Fenster. Municipalgardisten und Truppen hatten

Der Aufstand des 12. Mai 1839.

[1]) A. Thomas: Blanqui im Jahre 1834. (Bernstein: Dokumente des Socialismus I. 205—214. 1903.)

leichtes Spiel, den Justizpalast und das Stadthaus wieder zu nehmen und die Barrikaden zu erstürmen. Unter den Gefangenen waren der verwundete Barbès und Bernard. Erst nach ein paar Monaten fiel Blanqui der Polizei in die Hände. Im Proceß vor der Pairskammer machte besonders Barbès' heroisches Auftreten starken Eindruck. Viktor Hugo bat den König für ihn in rührenden Versen um Gnade, und Louis Philipp verwandelte, trotz des Widerstrebens der Minister, das Todesurteil in lebenslängliche Haft. Dieselbe Strafe traf Blanqui. Ihnen beiden sowie Bernard und manchem anderen ihrer Genossen gab erst die Februar-Revolution 1848 die Freiheit wieder.

Louis Blanc.

Ein Augenzeuge des Ausbruches jener wahnwitzigen Unternehmung des 12. Mai 1839 war Louis Blanc. Als Sohn eines Finanzbeamten König Josef Bonapartes in Madrid geboren, zur Zeit der Restauration in Frankreich aufgewachsen, zu stolz, um von seinem Oheim Pozzo di Borgo Geldhilfe anzunehmen und zu ehrlich, um seine Feder an den Meistbietenden zu verkaufen, hatte er sich unter mancherlei Entbehrungen seinen Weg bahnen müssen. Einige Jahre hatte er als Hauslehrer unter dem Dach eines Fabrikanten in Arras geweilt, wo er die beste Gelegenheit fand, sich mit den Verhältnissen der Arbeiter vertraut zu machen. Allmählich war er in den Reihen der freisinnigen Pariser Journalisten zu Ansehen und Einfluß gelangt. Die „Revue du Progrès", deren Redaktion er 1839 übernahm, sollte die nach den Septembergesetzen eingegangene „Revue Républicaine" ersetzen. Unter den Mitarbeitern der ersten Hefte erschienen Michel von Bourges, François Arago, Felix Phat, Lamennais. Das neue Organ bot dem jugendlichen Schriftsteller das brauchbarste Mittel, mit ebensoviel Überzeugungstreue wie litterarischer Begabung für die Anpreisung der Allianz von Demokratie und Socialismus zu wirken. Dieselbe Tendenz durchtränkte sein weit mehr politisch als historisch gedachtes Werk: die Geschichte der ersten zehn Jahre des orleanistischen Königtums. In diesem Buche, das dazu bestimmt war, der „herrschenden Bourgeoisie", der Inhaberin „von Arbeitsmitteln und Kapital", ein Spiegelbild vorzuhalten, kam der Verfasser auch auf die Revolte des 12. Mai 1839 zu sprechen. So lebhafte Sympathieen die Vorkämpfer des für des „Lebens Notdurft von anderen abhängigen Volkes" ihm einflößten, er konnte doch das strenge Urteil nicht unterdrücken: „Zu wie beklagenswerten Handlungen lassen sich die Menschen hinreißen, die ihre Hoffnung mehr auf die Siege der Gewalt als auf die friedlichen Eroberungen des Verstandes setzen und aus dem Fortschritt der Menschheit einen Handstreich, ein Abenteuer machen."

Seine „Geschichte der zehn Jahre".

Ihm selbst schwebte eine Lösung der „socialen Frage" vor, durch welche die „Sklaverei der Arbeit" ohne gewaltsamen Umsturz der kapitalistischen Gesellschaftsordnung aufgehoben werden könne. Dabei hielt

Seine Vorschläge der „Organisation der Arbeit". 1840.

er sich dem Spiel dichterischer oder geschichtsphilosophischer Phantasie, wie sie so manchen seiner Vorgänger beherrscht hatte, möglichst fern. Was er ihnen vor allem entlehnte, war die Verwerfung der freien Konkurrenz. Sie war ihm die Grundursache der Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren. In ihr erblickte er den ständigen Anreiz zur ungehemmten Vermehrung der Produktion und daher den Urquell des steigenden Elends der Massen, sowie des schließlichen Ruines der Besitzenden selbst. Dauernde Abhilfe versprach er sich nur von einer durch den demokratischen Staat ausgeführten „Organisation der Arbeit".

Diese Parole verlautete zuerst 1840 in einem Artikel der „Revue du Progrès" und wurde sodann in einer eigenen, erweiterten, oft aufgelegten Schrift wiederholt. Louis Blanc verstand darunter die Schaffung von „Socialwerkstätten" durch die Regierung. Vor ihm hatte Buchez, der ehemalige Charbonnier und Schüler Saint-Simons, nicht ganz erfolglos die Gründung von Produktivassociationen für Arbeiter vorgeschlagen. Aber sie waren beschränkt auf Kunsthandwerker und sollten durchaus auf Selbsthilfe der Teilnehmer beruhen. Louis Blanc dagegen forderte die Bildung durch staatliche Darlehen unterstützter und nach staatlichen Vorschriften geordneter Verbände von Produktivgenossenschaften aller wichtigen gewerblichen Berufe. Die „Socialwerkstätten" sollten sämtlichen Arbeitern offen stehen, die genügende „Bürgschaften der Moralität" böten, und die Löhne, abgestuft nach der Höhe der Leistungen, hätten in jedem Fall „auf reichliche Weise der Existenz des Arbeiters zu genügen"[1]). Nach Ablauf des ersten Jahres, während dessen die Regierung die Verwaltung und Leitung regeln würde, wären diese der freien Wahl der Arbeiter zu überlassen. Vom jährlichen Reingewinn würde ein Drittel gleichmäßig an die Mitglieder der Genossenschaft verteilt werden. Ein Drittel würde für Alters-, Kranken-, Invalidenunterstützung und zu einem allgemeinen Reservefonds für Zeiten gewerblicher Krisen zurückgelegt. Das letzte Drittel wäre zur Anschaffung neuer Arbeitsmittel zu bestimmen. Louis Blanc rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß die weit schwächeren Unternehmungen der Privatindustrie allmählich in diese starken, vom Staat geschaffenen Genossenschaften aufgehen würden. Die Möglichkeit ihrer gegenseitigen Konkurrenz schloß er, angesichts „der Gemeinsamkeit ihrer Interessen", vollkommen aus. Sein kleiner Aufsatz enthielt noch eine Reihe anderer Vorschläge, die teilweise älteren Datums waren. Er empfahl Errichtung staatlicher Lagerhäuser und Verkaufshallen. Er forderte Unterdrückung der Privatbanken und

[1]) Vom Anspruch auf gleichen Lohn ist in Louis Blancs Artikel „Organisation du travail" (Revue du Progrès 1. août 1840) noch keine Rede. Vgl. S. 23: „La différence des salaires serait graduée sur la hiérarchie des fonctions. Il va sans dire que le salaire devrait, dans tous les cas, suffire largement à l'existence du travailleur."

Aufhebung des Erbrechtes der Seitenlinien zu Gunsten des Gemeingutes. Er drang auf Einführung des obligatorischen und unentgeltlichen Volksunterrichtes. Aber die Hauptsache war und blieb: friedliche Umwandlung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, „so voll von Unrecht, Elend und Schmach", durch Organisation der Arbeit mittels einer demokratischen Staatsgewalt.

Ihre Wirkung.

Die zünftigen Nationalökonomen fanden die schwachen Seiten der Grundideen Louis Blancs, bedeutsam wie sie waren, unschwer heraus. Sie hielten dem Journalisten vor, daß er über das Verhältnis von Produktion und Konsumtion, über die Beziehungen von Industrie und Handel, über ihre internationale Verkettung u. a. m. mit unerlaubter Leichtigkeit hinweggleite. Sie sahen in der erträumten Ausschaltung des Wettbewerbes eine Verkennung der menschlichen Natur. Indessen Louis Blanc durfte sich rühmen, durch seinen Appell an Verstand und Gefühl in allen Schichten der Gesellschaft ein Echo geweckt zu haben. Neben dem Schlagwort „Recht auf Arbeit", das von Saint-Simon zuerst umschrieben, von Fourier und Considerant alsdann in aller Schärfe geprägt worden war[1]), spielte keines in der socialistischen Litteratur Frankreichs bis 1848 eine so große Rolle wie das der „Organisation der Arbeit". Schon im Mai 1840 hatte man es auch von der Rednertribüne der Kammer aus dem Munde François Aragos zu hören bekommen. Mit ihm spendete die Haupttruppe der Gebildeten im Lager der Demokratie Louis Blancs Vorschlägen Beifall, und in der Arbeiterschaft gewannen sie, mehr oder weniger klar aufgefaßt, unzweifelhaft Anhang. So war es ein Zeichen der Zeit, daß an tausend Blusenmänner, als sie von Aragos Rede Kunde erhalten, zur Sternwarte zogen, um dem großen Naturforscher ihren Dank abzustatten. Doch hätte die Vermutung schwerlich getrogen, daß im eigentlichen Arbeiterproletariat der rein kommunistische Gedanke immer noch vorherrschte. Er wurde durch kleine gedruckte Blätter, die heimlich von Hand zu Hand gingen, verbreitet und in verborgenen Sekten, die sich aus den Trümmern der „Gesellschaft der Jahreszeiten" bildeten, nach wie vor genährt. Der Anschauung ihrer Mitglieder entsprach schon der Titel einer Flugschrift des ehemaligen Priesters Pillot: „Keine Schlösser und keine Hütten mehr".

Proudhon.

Sie hatten zwar durchaus kein Recht dazu, Proudhon, den Autodidakten, den Böttchersohn aus Besançon, zu den Ihrigen zu zählen. Aber der mißverständliche Kernsatz der Erstlingsschrift dieses widerspruchsvollen nationalökonomischen Dialektikers (1840): „Das Eigentum ist Diebstahl", übrigens nur die Wiederholung von Aussprüchen Brissots und

[1]) Über Saint-Simon s. o. S. 178. Über Fouriers und Considerants Befürwortung des „Rechtes auf Arbeit" s. Menger: Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag 1886. S. 16 ff.

Cabet. Babeufs[1]), mußte einen bezaubernden Klang für sie haben. Vor allem wurde ihre Phantasie erregt durch den bald danach erschienenen Staatsroman Cabets: „Reise nach Ikarien", der bis zur Februar-Revolution mehrere Auflagen erlebte. Der ehemalige republikanisch gesinnte Abgeordnete und Herausgeber des Blattes „Le Populaire" (s. IV. 567), hatte als Flüchtling längere Zeit in England verbracht und dort den Einfluß Robert Owens und seiner Schüler erfahren. Mit diesen Anregungen verband er Erinnerungen an Thomas Morus, Campanella und andere Vorgänger. Dies alles verwob er mit Gedanken der Saint-Simonisten und Fouriers zur Ausmalung des reizenden Ideales eines glücklichen kommunistischen Gemeinwesens in weiter Ferne. Das kühne Experiment zu seiner Verwirklichung machte er selbst erst nach dem Sturz des Königtums Louis Philipps, um zweimal, in Texas und in Illinois, bitter enttäuscht zu werden[2]).

An gewaltsame Erhebung hatte der Meister der „ikarischen Kommunisten" nie gedacht. Er mahnte im Gegenteil in dem neubegründeten Journal „Le Populaire" und in zahlreichen Flugblättern nachdrücklich von ihr ab. Indessen in Arbeiterkreisen machte er damit wenig Glück. Je glänzender hier das Ziel, das seine Dichtung aufgestellt hatte, in die Augen stach, desto weniger wählerisch wollte man in den Mitteln zu seiner Erreichung sein. Nun hatte Cabet selbst kurz zuvor eine volkstümliche Geschichte der großen Revolution verfaßt, die auf eine Verherrlichung des Terrorismus hinauslief. Der Mann mit der schwieligen Faust schwelgte mit Vorliebe in solchen Erinnerungen und machte sich danach ein Bild der Zukunft. Als Heinrich Heine 1840 an einem Frühlingstag im Faubourg Saint-Marceau einige Werkstätten besuchte, entdeckte er mit Schrecken, welche Lektüre unter den Arbeitern verbreitet wurde. Er fand neben Cabets Geschichtswerk u. a. mehrere neue Ausgaben der Reden Robespierres, der Pamphlete Marats in Lieferungen zu zwei Sous, des Buches Buonarottis über Babeuf: „Schriften, die wie nach Blut rochen". Er hörte Lieder singen, „die in der Hölle gedichtet zu sein schienen, und deren Refrains von der wildesten Aufregung zeugten". Der Gedanke an das Gären und Brodeln in den Tiefen der französischen Gesellschaft verließ ihn nicht. „Kommunismus, schrieb er, ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft in allen ihren Konsequenzen dem heutigen Bourgeosie-Regimente entgegensetzt ... Der Kommunismus, obgleich er jetzt wenig besprochen wird und in verborgenen Dachstuben auf seinem elenden Strohlager hinlungert, so ist er doch der düstere Held, dem eine große, wenn auch nur vorübergehende Rolle beschieden in der modernen Tragödie, und der nur des Stichworts harrt, um auf die Bühne zu treten."

Revolutionäre Erinnerungen.

[1]) S. Anton Menger a. a. O. S. 40, 71.

[2]) Prudommeaux: Histoire de la communauté Icarienne. Nîmes 1906

Während der deutsche Dichter solchermaßen sich in den Propheten verwandelte, blieben die Machthaber Frankreichs unbelehrbar. Einerseits ließen sie es an den nötigsten Maßnahmen fehlen, die geeignet gewesen wären, der Propaganda des Socialismus und Kommunismus den Boden streitig zu machen. Andrerseits hielten sie gewaltsam alle Ventile verschlossen, durch welche die Glut heißer Wünsche leidenschaftlich erregter Massen hätte ausströmen können. Ein grundverschiedenes Bild gewährte die gleichzeitige Entwicklung desselben Gegenstandes jenseits des Kanals. So unähnlich im ganzen das Temperament des englischen Arbeiters dem des französischen war, so wenig nahmen Regierer und Gesetzgeber an der Themse sich das Verhalten ihrer Kollegen an der Seine zum Muster. Verblendung der Machthaber.

Man mag immerhin William Godwin, dessen Werk „Politische Gerechtigkeit" unter dem frischen Eindruck der großen französischen Revolution entstanden war, den „ersten wissenschaftlichen Socialisten der neueren Zeit" nennen[1]). Eine unmittelbare Wirkung im Leben hatte seine akademische Behandlung gesellschaftlicher Fragen selbst in seinem Heimatland nicht ausgeübt. Als Vater des englischen Socialismus, ganz frei vom Einfluß französischer Mitstreiter seiner Zeit, aber seinerseits für die Gestaltung ihrer Ideenwelt nicht unfruchtbar, darf vielmehr Robert Owen gelten. Im ersten Abschnitt seines öffentlichen Wirkens war der hochgesinnte und opferwillige Fabrikherr von New-Lanark als Menschenfreund, dessen Worte und Thaten sich deckten, weithin berühmt geworden[2]). Er hatte in seiner eigenen Baumwollspinnerei durch Einrichtung von Wohlfahrtsanstalten, Bekämpfung der Trunksucht, Herabsetzung der Arbeitszeit, Gründung konfessionsloser Elementarschulen das rühmlichste Beispiel gegeben. Er hatte zugleich versucht, durch feurige Befürwortung staatlicher Volksbildung, umfassender Arbeiterschutzgesetze, obrigkeitlicher Beschäftigung der Arbeitslosen die schlaffen Geister weit und breit aufzurütteln. Sein Weckruf war an Mitglieder jedes Standes, jedes Bekenntnisses, jeder Nation ergangen. Er wiederholte dabei Benthams Formel, die das größte Glück der größten Zahl zum Maßstab der besten Regierung machte. Doch fand Benthams schonungsloser politischer Radikalismus bei ihm keinen Anklang. Mit Saint-Simon und Fourier teilte er den enthusiastischen Glauben an die umgestaltende Kraft der Erkenntnis und der Erziehung. Aber noch stärker als sie war er erfüllt von dem weltbürgerlichen Bewußtsein seines Prophetentums. Den Gipfel seiner Hoffnungen, bei den Mächtigen des Tages Gehör zu finden, England. Godwin. Owen.

[1]) Menger a. a. O. S. 38.

[2]) S. Bd. I dieses Werkes S. 158 ff. — Die neueste deutsche Biographie Owens von Helene Simon. Jena 1905.

hatte seine festländische Reise zur Zeit des Aachener Kongresses gebildet (S. I. 475).

Seine Wendung zum Socialismus.

Allein sein Vertrauen auf die Hilfe der Hochgestellten im Staat geriet immer mehr ins Wanken. Als religiöser Freidenker geächtet, mußte er auch auf das Entgegenkommen der kirchlichen Behörden und ihrer Gefolgschaft verzichten. Er wandte sich nun an die Arbeiter selbst, um ihnen einzuprägen, daß alle Mittel zur Erleichterung ihrer Lage bis auf die Kenntnis ihrer Anwendung in ihren eigenen Händen seien. Damit begann der zweite Abschnitt seiner öffentlichen Thätigkeit. Aus dem menschenfreundlichen Praktiker, der durch Besserung der Erziehung und durch einzelne Reformen eine Heilung der gesellschaftlichen Schäden angestrebt hatte, wurde der überzeugte Socialist, der durch Beseitigung des kapitalistischen Wirtschaftssystems das Elend des Proletariates aus der Welt schaffen zu können hoffte. Als journalistisches Organ diente ihm der „Ökonomist", eine Wochenschrift, die sich ein Jahr lang behauptete. Hier wurde u. a. der Plan der Bildung producirender Hauswirtschafts- und Konsumgenossenschaften entwickelt.

Sein „soziales System".

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse seines Nachdenkens bot Owen in der selbständigen Schrift „Das sociale System", die er erst 1826, sechs Jahre nach ihrer Niederschrift, jenseits des Oceans, veröffentlichte. Weiter ausgeführt wurde diese Skizze später in seinem Hauptwerk, dem „Buch von der neuen moralischen Welt". Gleich so manchem französischen Zeitgenossen verurteilte Owen das ganze System der Einzelwirtschaften mit ihrer rastlosen Konkurrenz, ihrer Anhäufung von Privatreichtümern, ihrem Streben nach Gewinn des Unternehmers. Was er an die Stelle dieses Systems gesetzt wissen wollte, war Gemeinsamkeit der Gütererzeugung, Befriedigung der Bedürfnisse aller Glieder der Gemeinschaft durch sie selbst, Ausmerzung des Unternehmergewinnes zum Vorteil der Gesamtheit.

Die Owenisten.

Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß Owen als Vertreter des wissenschaftlichen Socialismus an Kenntnissen, philosophischer Schulung und Schärfe des Denkens manchem seiner Anhänger und Jünger entfernt nicht gleichkam. Dem nachlebenden Erforscher der Geschichte der socialistischen Ideen in England mögen daher die Owenisten wichtiger erscheinen als Owen selbst[1]). In erster Linie gilt dies von William Thompson, einem irischen Grundbesitzer, den der Anblick des Elends seiner bäuerlichen Kleinpächter, verglichen mit seinem eigenen Wohlstand, zum Studium

Thompson.

[1]) H. S. Foxwell: Geschichte der socialistischen Ideen in England (Einleitung zur englischen Ausgabe von A. Mengers oben S. 193 angeführtem Werk, London 1899 und zur deutschen Übersetzung von W. Thompsons Untersuchung über die Grundsätze der Verteilung des Reichtums. Berlin 1903). Vgl. Held: Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands 1880. S. 378 ff. Menger und Muckle a. a. O.

nationalökonomischer Fragen angeregt hatte. Alsdann erfuhr er gleichermaßen den Einfluß Benthams und Owens, ohne der Selbständigkeit seines Urteils etwas zu vergeben. Dies bezeugte schon seine 1824 veröffentlichte, damals nicht nach Gebühr gewürdigte „Untersuchung über die Grundsätze der für das menschliche Glück dienlichsten Verteilung des Reichtums". Hier versuchte er den Nachweis, daß der volle Arbeitsertrag dem Arbeiter gebühre, thatsächlich aber unter der Herrschaft des Kapitalismus bis auf den geringen Rest, der zu seiner Lebensnotdurft unentbehrlich sei, ihm entzogen werde. Er nahm die Anklage des „ehernen Lohngesetzes" vorweg und begegnete sich in der Empfehlung freiwilliger Arbeitergenossenschaften mit Owen.

Gray.

Unabhängig von Thompson erschien 1825 als Verteidiger der Vorschläge Owens und als Verfasser eines socialistischen Manifestes John Gray, den wie Fourier seine kaufmännischen Erfahrungen gelehrt hatten, an der Güte der bestehenden Wirtschaftsordnung zu zweifeln.

Hodgskin.

Wiederum von einer anderen Seite gelangte Thomas Hodgskin, ein auf Halbsold gesetzter Marineofficier, zur Aufstellung seiner Lehre vom Mehrwert. Ihn, den besonders das Studium Ricardos zum nationalökonomischen Kritiker gemacht hatte, durfte man jedoch nicht zu Owens Schülern rechnen. Seine socialistische Erstlingsschrift gehörte gleichfalls dem Jahre 1825 an. Sie stand in Verbindung mit der Vorgeschichte des damals erlassenen Gesetzes über Arbeiterkoalitionen (s. o. II. 446). Schon ihr Titel „Verteidigung der Arbeit gegen das Kapital" war bezeichnend. In Vorträgen an der „London Mechanic Institution" und in einer „populären Nationalökonomie" entwickelte er seine Gedanken weiter, um später in offenen an Brougham gerichteten Briefen die ganze Grundlage des geltenden Eigentumsrechtes aufs schärfste anzugreifen.

Indessen zogen diese Schriftsteller erst im Zusammenhang mit der von Owen hervorgerufenen Bewegung die Aufmerksamkeit auf sich, ohne für sich allein tiefere Spuren zu hinterlassen. Owen war es, der wenigstens für eine gewisse Zeitspanne den Socialismus in England „auf die Straße verpflanzte und zu einer populären Kraft machte"[1]). Zunächst sollte sein socialistisches Programm in Ackerbau- und Fabrikdörfern verwirklicht werden, wie sie ehemals von ihm nur für Arbeitslose gedacht gewesen waren. Der Schotte Abraham Combe, einer seiner feurigsten Anhänger, schritt 1825, nach Aufnahme eines Aktienkapitals und Ankauf von Land zur Gründung einer solchen Kolonie in Orbiston. Aber, als er zwei Jahre später starb, führten Mißhelligkeiten und geschäftliche Verluste zu ihrer Auflösung. Owen selbst war nicht glücklicher bei dem merkwürdigen Experiment, das er auf amerikanischem

Owens „New Harmony".

[1]) Foxwell a. a. O. S. LXXIV.

Boden machte. Durch vorteilhaften Kauf war er 1825 zum Eigentümer der Ansiedlung New Harmony in Indiana geworden. Das kleine Gemeinwesen dankte dem Fleiße deutscher Auswanderer, sektirerischer württembergischer Bauern, seinen Ursprung. Von nun an war es, wie Owen in Washington vor einer erlesenen Zuhörerschaft verkündigte, zu „einem neuen Reich des Friedens und der Menschenliebe" bestimmt. Bedeutende Persönlichkeiten standen ihm bei seinem Werk zur Seite. Schriftliche Verfassungsartikel regelten auf genaueste Weise zuerst eine „Präliminargesellschaft", danach die „Gesellschaft der Gleichheit". In enger Verbindung mit der Mutteranstalt wurden einige Kolonieen auf dem umliegenden Lande gestiftet. Owen, bald an Ort und Stelle thätig, bald unterwegs zwischen Europa und Amerika, setzte vier Fünftel seines Vermögens zu, um New Harmony lebensfähig zu erhalten.

Sein Mißerfolg.

Indessen mußte er 1828 das Scheitern seines chimärischen Planes eingestehen. Zwar waren viele Anregungen, die von der kleinen Versuchsstation am Wabashfluß ausgingen, für die Zukunft unverloren. Namentlich äußerten sich die Nachwirkungen des Vorbildes von New Harmony in den Vereinigten Staaten auf dem Gebiet des Schulwesens und der Bestrebungen für die Gleichberechtigung beider Geschlechter. Aber Owens wirtschaftliches Ideal, das eine gleiche sittliche Vortrefflichkeit aller Genossen voraussetzte, blieb ein schöner Traum. Die von ihm gewünschte Regelung und Abschätzung der Arbeit rief um so stärkere Zwistigkeiten hervor, je ungleichartiger das Material von Menschen war, mit dem man es zu thun hatte. Mancher Ankömmling, den das Reich der Gleichheit lockte, hatte die Hoffnung gehegt, sich daselbst für bisherige Unbilden des Lebens schadlos halten zu können. In der Zeitung von New Harmony kehrten die Klagen über den unausrottbaren Hang der Spekulation und Übervorteilung, über Faulheit und Verschwendung immer wieder. „Die Gewohnheiten des individualistischen Systems waren, wie Owen in seiner Abschiedsrede bekannte, noch zu mächtig." Er machte in doppeltem Sinn mit seiner Schöpfung bankerott. Allerdings schreckte diese Erfahrung ihn nicht ab, sein Glück noch einmal in Mexiko zu versuchen. Allein ganz abgesehen von der Frage nach den Geldmitteln: die Gesetze der Republik hätten zuerst geändert werden müssen, um dem Akatholiken nur Duldung zu sichern, und der Sturz der liberalen Partei machte allen Entwürfen, mit denen sich Owen getragen hatte, ein Ende.

Rückkehr nach England.

Nach dem Mißlingen seiner amerikanischen Pläne, aber ungebrochenen Glaubens an sich selbst und an die Wahrheit seiner Überzeugungen wandte Owen sich wieder der Heimat zu. Hier fand er sich sofort in die große Arbeiterbewegung versetzt, die so viel zum Sieg der Reformbill beitrug. Kein Zweifel, daß schon sein früheres Auftreten dazu mitgewirkt hatte, das Selbstbewußtsein der Arbeiter zu heben. Auch war von manchem,

der auf seinen Namen schwor, das Feuer der politischen Agitation nach Kräften geschürt worden. Er selbst jedoch hielt sich, wie bisher, vom politischen Kampfplatz fern. Das Hauptgebiet seiner Thätigkeit blieb das wirtschaftliche. Während seiner Abwesenheit hatte der genossenschaftliche Gedanke unter den englischen Arbeitern große Fortschritte gemacht. Mit dem bescheidenen Kapital von fünf Pfund war 1828 der erste Konsumverein in Brighton gegründet worden. Dies Beispiel fand an anderen Stellen Nachahmung[1]). Kleine wöchentliche Beiträge lieferten die nötigen Geldmittel. Ein Teil des Gewinnes ward dazu verwandt, die Mitglieder gegen Zahlung von Gesellenlöhnen mit der Anfertigung verschiedener Gegenstände zu beschäftigen. Auch schritten die Vereine hie und da zur Gründung von Tag- und Abendschulen.

Englische Arbeitergenossenschaften.

Anfangs sah Owen auf diese Schöpfungen, so mancher seiner Anhänger sich um sie verdient machte, ziemlich kühl herab. Bald aber glaubte er, in ihnen die Bahnbrecher seines „socialen Systems" zu entdecken. Sein verzücktes Auge erblickte den Ausbau der Ladenvereine zu einer das ganze Land umfassenden Gemeinschaft mit riesigen Kapitalien für Einkauf im großen, mit eigener Fabrikation und selbstloser Sorge für den gesamten Bedarf der Mitglieder. Unterstützt von hingebenden Jüngern warb er als Wanderprediger und Journalist um Anhang und sah seine Bemühungen ein paar Jahre lang von großen Erfolgen gekrönt. Unschätzbaren Beistand leistete ihm vor allen mit Wort und Schrift, mit Hab und Gut sein nie versagender Freund William Thompson. England bedeckte sich mit einem Netz Owenitischer Genossenschaften. Von 1830 bis 1835 wurden nicht weniger als sieben kooperative Kongresse abgehalten. Es erwuchs eine ganze Litteratur Owenitischer Abhandlungen und Zeitschriften. Owens Wochenblatt „Die Krisis" zählte bei seinem Erscheinen beinahe neuntausend Abonnenten, und Owens Apostel verkauften mitunter an einem Tage hunderte von Traktaten.

Owen und die Genossenschaften.

Dabei hatte Owen es besonders auch auf die anwachsenden Gewerkvereine abgesehen. In Manchester verkündigte er 1833 einer Versammlung von Delegirten der Bauhandwerker, durch ein allgemeines Bündnis der producirenden Klassen könne der Reichtum in den Händen der Producenten zurückbehalten werden. In London prophezeite er bald darauf, mit dem Einschluß der ganzen Arbeiterklasse in eine große Organisation und mit dem Betriebe aller Fabriken durch nationale Kompanieen werde „wie ein Dieb in der Nacht" eine große Umänderung plötzlich über die Gesellschaft kommen. Nach seiner Vorstellung sollte z. B. die „Bergarbeiter-Union" von den Bergwerken, die „Union der Landarbeiter" vom

Verhältnis zu den Gewerkvereinen.

[1]) Mrs. Sidney Webb (Beatrice Potter): Die britische Genossenschaftsbewegung. Herausgegeben von Lujo Brentano. 1893.

Boden Besitz ergreifen, und jedes Gewerbe sollte von seinem in einer „Großloge" centralisirten Gewerkverein geleitet werden. Dank seiner und der Seinigen Bemühung ward anfangs 1834 jene „Große Nationale Konsolidirte Union der Gewerkvereine" gestiftet, die in kurzer Zeit auf eine halbe Million von Mitgliedern anschwoll (s. o. IV. 528). Es ward freilich nicht danach gefragt, ob sich die Owen vorschwebenden „Großlogen" wesentlich von Vorständen riesenhafter Aktiengesellschaften unterscheiden würden. Es blieb auch völlig dunkel, wie die Übertragung der Industrie aus den Händen der Kapitalisten auf die Gewerkvereine überhaupt als ausführbar gedacht war. Genug, daß viele ihrer Glieder sich mit dem festen Glauben erfüllten, den ein Schüler Owens in die verheißungsvollen Worte faßte: „Ein Jahr kann den ganzen Mechanismus der alten Welt über den Haufen werfen"[1]).

Die „Arbeitstauschbörse".

Ein Hauptstück in dem Triebwerk der Owenschen Propaganda bildete die Gründung einer „Arbeitstauschbörse", die 1832 in London eröffnet wurde. Gleichartige Anstalten waren unter dem Namen von Tauschbazaren an anderen Plätzen in Aussicht genommen. Allen lag ein und derselbe Gedanke zugrunde: daß der Aufwand von Arbeit zum Wertmesser gemacht werden müsse. Mit den Arbeitsbörsen sollten, vor allem durch genossenschaftliche Beiträge, Depots zum Austausch aller Arbeitserzeugnisse geschaffen werden. Wer auf sofortigen Austausch verzichtete, sollte eine Note erhalten, die auf den Wert der abgeschätzten, in dem Erzeugnis verkörperten Arbeit lautete. Für die Höhe der Note sollte neben dem Wert des Rohmaterials die durchschnittlich erforderliche Arbeitszeit maßgebend sein. In einer Zuschrift an die Times entwickelte Owen die vermeintlichen Vorteile der neuen Einrichtung. Sie will, erklärte er, einen allgemeinen Stapelplatz für den Güteraustausch mit unparteiischen Taxatoren schaffen. Sie will für den Producenten und für den Konsumenten die kostspielige Dazwischenkunft von Käufer und Verkäufer ausschließen. Sie will den Verlust von Zeit für das Aufsuchen von Märkten und Geld verhindern, Verschuldung unmöglich machen, der Arbeit ihren Wert wiedergeben. Allein bald zeigte sich, daß die Phantasie wieder mit dem erfahrenen Geschäftsmann durchgegangen war. Zunächst bedrohte ein Spekulant, der die Räumlichkeiten für die Londoner Arbeitsbörse hergegeben hatte, das Unternehmen mit seinen Ansprüchen und Feindseligkeiten. Wie gewohnt trug Owen die Hauptlast der geforderten, unumgänglichen Geldopfer. Danach ward in einem großen Gebäude mit Läden, Vortrags- und Festsälen pomphaft eine neue Londoner Arbeitsbörse eröffnet, deren Leitung die Arbeiter selbst über-

Mißlingen.

---

[1]) Sidney und Beatrice Webb: Die Geschichte des Britischen Trade-Unionismus. Deutsch von Bernstein 1895. S. 101. 104. 125 ff.

nahmen. Allein auch hier ergaben sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Die ganze Einrichtung der Abgabe von Arbeitserzeugnissen war wesentlich nur auf den Gebrauch von Handwerkern zugeschnitten. Taxatoren und Warenlieferanten lebten in beständiger Fehde. Das Angebot überstieg bei weitem die Nachfrage. Schließlich suchten Großhändler und Ladenbesitzer die Arbeitsnoten zu entwerten und Vorräte der Arbeitsbörse aufzukaufen. Im Laufe des Jahres 1834 mußte sie nach schweren Verlusten geschlossen werden.

Rückgang der Konsumvereine.

Dieser Mißerfolg traf mit dem Untergang der meisten damaligen Konsumvereine zusammen. Der Mangel eines gesetzlichen Schutzes hinderte sie am Abschluß bindender Verträge und machte sie wehrlos gegen Betrügereien. Dazu untergruben Fehler der Geschäftsführung und gewinnsüchtige Maßnahmen einzelner Mitglieder ihre Organisation. Zwar verblieb Robert Owen der Ruhm, der geistige Urheber der englischen Genossenschaften zu sein, die 1844 von den „Pionieren Rochdales" zu neuem großartigem Leben geweckt wurden. Allein an ihre Verwertung für die allgemeine Durchführung seines „socialen Systems" war nicht zu denken. Auch die Hoffnung, durch die „Große Nationale Union der Gewerkvereine" seine socialistischen Pläne in die Wirklichkeit übertragen zu sehen, wurde gründlich getäuscht. Allerdings erschien er für kurze Zeit wie der Feldherr dieses von ihm gepriesenen „Riesenheeres des Friedens". Nach der empörenden Bestrafung der sechs armen Tagelöhner von Dorchester ritt er mit an der Spitze jenes gewaltigen Demonstrationszuges, der sich am 21. April 1834 zum Ministerium des Inneren wälzte (s. o. IV. 529). Aber in eben diesem Jahre begann eine lange Reihe schwerer Niederlagen der Gewerkvereine, die, vom gemeinen Recht ungedeckt, in fruchtlosen Ausständen ihre Kräfte erschöpften[1]). Auf den Rausch, in den Owens Prophezeiungen so viele Vereinsmitglieder versetzt hatten, folgte eine um so stärkere Ernüchterung. Die Umwandlung der „Nationalen Union" in eine „Britische und ausländische Association der Arbeit, der Menschlichkeit und der Erkenntnis" unter seiner Großmeisterschaft konnte daran nichts ändern. So tiefe Spuren seine Persönlichkeit auch in die Geschichte der Gewerkvereine eingegraben hatte: bei dem Aufschwung, den sie später wieder nahmen, steckten sie sich begrenztere Ziele, als er sie gewiesen, und ließen hochfliegende Ideen einer Änderung der gesamten Wirtschaftsordnung beiseite.

Niederlagen der Gewerkvereine.

Mittlerweile fuhr Owen fort, auf Kongressen, in Versammlungen, durch Vorträge und mit der Feder, allen Spöttereien und Beschimpfungen

Fortsetzung des Owenismus.

[1]) Alles Nähere bei S. und L. Webb: Geschichte des Britischen Trade-Unionismus. Vergl. über Owens Nachwirkungen: Brentano: Entwicklung und Geist der englischen Arbeiterorganisation (Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik 1895. VIII. 111. 112).

zum Trotz, eine rastlose Thätigkeit zu entwickeln. Fielen auch nicht wenige der alten enttäuschten Gefolgsmänner von ihm ab, so stiftete er mit der Hilfe freiwilliger und besoldeter Missionare förmliche neue Gemeinden von Gläubigen jeden Standes. Aus dem internationalen ethischen Verein, den die „Britische und ausländische Association der Arbeit" hatte darstellen sollen, wurde 1835 als Propagandagesellschaft der socialistischen Bewegung ein „Verein aller Klassen aller Nationen". Das höchste Ziel, dem sie zustreben sollte, war die Herstellung einer „Brüder- und Schwesternschaft von Producenten und Konsumenten ohne Priester, Advokaten, Militär, Käufer und Verkäufer". Zahlreiche Zweigvereine schlossen sich der Mutterloge an. Einer dieser Zweigvereine, der sich die Begründung gemeinwirtschaftlicher Landsiedelungen zur Aufgabe setzte, ward 1839 zu einem einzigen Verband mit der Hauptgesellschaft verschmolzen.

Der „Verein aller Klassen aller Nationen". 1835.

Das wichtigste Organ der Oweniten in der Presse war die Wochenschrift, die mit Owens Hauptwerk den Titel gemein hatte: „Die neue moralische Welt". Er selbst, von andächtigen Jüngern als „ehrwürdiger socialer Vater" gepriesen, ließ seine moralischen und ökonomischen Grundsätze im breiten Fluß jenes Werkes ausströmen und erläuterte sie in mündlicher Rede. Sie standen seit lange zu fest, als daß ermüdende Wiederholungen zu vermeiden gewesen wären. Auch seine Angriffe auf das unduldsame Kirchentum und auf die herrschende Ehegesetzgebung mit ihrer Erschwerung der Scheidung waren nicht neu. Schärfer aber als früher brandmarkte er den allgemeinen Zustand der geschlechtlichen Beziehungen, wie er sich vornehmlich unter dem Einfluß „der Priester" gebildet habe. Er warf diesen vor, daß ihre Weihe „künstlicher" Heiraten, durch die nur allzu oft ein dauerndes Band ohne Liebe geknüpft werde, heimliche Polygamie, Prostitution und Zerrüttung der Familie begünstige. In Gegensatz dazu stellte er das Idealbild der wahren Neigungsehe innerhalb der von ihm ersehnten „neuen moralischen Welt".

Das Buch von der „Neuen moralischen Welt". 1836—44.

So wenig es Owen in den Sinn kam, von der Kritik unleugbar bestehender Nachtseiten des Lebens zu Enfantins oder Fouriers Verteidigung der freien Liebe überzugehen, konnten doch Mißdeutungen seiner sorglos gedruckten Worte nicht ausbleiben. An diesem Punkt setzte vor allem die Geistlichkeit an, um ihn und mit ihm die Gesamtheit der von ihm verfochtenen socialistischen Ideen zu beschmutzen. Der Bischof von Exeter erklärte am 24. Januar 1840 im Hause der Lords das durch Owen weit verbreitete System, „genannt Socialismus", für eine schwere Gefährdung der Sicherheit des Landes und der Moral der Bevölkerung. Verhetzte Pöbelhaufen übertrugen die Anklage des geistlichen Würdenträgers in Thaten. Zweimal geriet der siebzigjährige „sociale Vater" bei seinen Rundreisen in Lebensgefahr. Seine Schriften wurden öffentlich verbrannt. Seine Anhänger wurden mit Stockschlägen traktirt. Diesem

Angriffe gegen Owen.

vorüberbrausenden Sturm zeigte sich der Owenismus allerdings gewachsen. Aber in seinen eigenen Reihen brach Zwiespalt aus. Einen Teil der Schuld daran trug das Mißlingen eines letzten Versuches, inmitten der Umgebung sich bekämpfender kapitalistischer Einzelwirtschaften das Muster einer friedlichen Arbeits- und Lebensgemeinschaft hervorzuzaubern. In der Geschichte der Siedelung von Queenwood in Hampshire wiederholten sich der Hauptsache nach die Erfahrungen von New Harmony. Die werbende Kraft des englischen Socialismus, wie er sich in Owen verkörpert hatte, erlahmte. Das Heer, das sich um seine Fahne gesammelt hatte, löste sich auf. Vor allem unter den Arbeitern, die zu tausenden an seinen Lippen gehangen hatten, verblaßte zunächst der Ruhm seines Namens. Nicht „Owenismus" hieß in diesen Jahren ihre Parole, sondern „Chartismus".

Mißlingen der Siedelung Queenwood.

Owen war von jeher ein Apostel der Versöhnung gewesen. Bei seinem unbegrenzten Vertrauen auf die Kraft der Erziehung und der Überredung hatte er immer den freiwilligen Übergang der ganzen Gesellschaft in das Reich des wirtschaftlichen Friedens im Auge gehabt. Auch als die Propaganda seiner Lehren den höchsten Aufschwung nahm, hatte er sich gehütet, das Feuer des Klassenkampfes zu schüren. Es ist sehr wünschenswert, erklärte er, den Arbeitern einzuprägen, „daß sie alle Verbesserungen für sich selbst weit schneller mit Hilfe der höheren Klassen durchsetzen können, als indem sie sich dieselben zu Feinden machen". Zur Eroberung der Macht im Staat durch die Arbeiterklasse wollte er nie und nimmer die Kriegsdrommete erschallen lassen. Mit der wirtschaftlichen Befreiung schien ihm auch die politische Freiheit verbürgt zu sein. Nun geschah es aber, daß aus den Reihen der Arbeiter der Schlachtruf zum Kampf um Erringung staatlicher Rechte erscholl. Blieb auch das letzte Ziel der Kämpfe: „Ökonomische Befreiung", so war doch die Heerstraße, auf der sie dichtgeschart sich in Marsch setzten, durch den Wegweiser „Politische Freiheit" gekennzeichnet. In diesem Vordringen der sich aufbäumenden Massen war für Owen und den Owenismus kein Platz. Die Wogen demokratischer und socialistischer Begehren flossen nicht in einem einzigen Strombett zusammen. Und so gewährte die Geschichte Englands auch in dieser Hinsicht ein Gegenbild zu derjenigen Frankreichs. Hier stand man, ohne daß die Machthaber es ahnten, am Vorabend neuer gewaltiger Umwälzungen. Dort ging die Erschütterung gefahrlos, wenn auch nicht spurlos, am festen Bau von Staat und Gesellschaft vorüber.

Owen als Gegner des Klassenkampfes.

Scheidung von Socialismus und Demokratie.

VI.

England.

Der Niedergang der Whigs.

Mißliche Lage der Regierung.

Seit geraumer Zeit war das Gestirn der liberalen englischen Regierung, die den Namen Lord Melbournes an der Spitze trug, im Verbleichen begriffen. Der Aufschwung, dem man die Reformbill und die unmittelbar auf sie folgenden Gesetze zu danken hatte, war erlahmt. Die bürgerliche Mittelklasse erschien im ganzen und großen durch das Erreichte gesättigt. Aber die Wortführer der radikalen Partei sahen darin nur eine Abschlagszahlung, und in der Arbeitermasse fraß das bittere Gefühl, um die Früchte des Sieges betrogen zu sein, immer tiefer. Den Gegnern des Ministeriums Melbourne wuchs der Mut. Noch gebot es, namentlich dank dem Beistand der Iren, über die Mehrheit im Hause der Gemeinen. Allein diese Mehrheit drohte allmählich zusammenzuschmelzen. Im Hause der Lords, wo Lyndhursts geschickte Hand die Fäden lenkte, traf die Regierung auf einen unüberwindlichen Widerstand. Von König Wilhelm IV., der ihrer Berufung seinen Eigenwillen hatte opfern müssen, war keine über das unbedingt Pflichtmäßige hinausgehende Unterstützung zu erwarten.

Parlamentssession 1837.

Angesichts aller dieser widrigen Umstände war es begreiflich, daß die parlamentarische Session von 1836 der whigistischen Regierung empfindliche Enttäuschungen eingetragen hatte, für die einzelne kleine Erfolge keinen genügenden Ersatz gewähren konnten. Unter ebenso trüben Aussichten begann die Session von 1837. Wie im vorausgegangenen Jahr boten die wiederaufgenommenen Vorschläge gesetzgeberischer Maßregeln für Irland den Parteien hauptsächlich Gelegenheit, sich im Kampf mit-

Irische Angelegenheiten.

einander zu messen. John Russell brachte aufs neue die wenig veränderte Bill einer Reform der irischen Stadtverfassung ein. Das Unterhaus stimmte ihr in dritter Lesung mit einer über Erwarten großen Mehrheit zu. Aber das Oberhaus schob nach zwei Lesungen die Beratung im Ausschuß auf so lange hinaus, bis man sich über zwei weitere auf Irland bezügliche Gesetze schlüssig gemacht haben würde. Von diesen war die irische Zehntenbill mit einer neuen Klausel zu Gunsten der Unterstützung des

Volksunterrichtes durch überschüssiges Kirchengut wie vormals ein Stein des Anstoßes für alle Wächter des bevorrechteten Anglikanismus. Eine andere Bill bezweckte die Übertragung der englischen Armenordnung in ihren Grundzügen auf die grüne Insel. Dabei sollte vor allem die Errichtung von etwa hundert Arbeitshäusern für etwa achtzigtausend Arme in Frage kommen. Dieser Gesetzentwurf fand bei den Iren selbst nur eine bedingte Zustimmung. Namentlich O'Connell unterzog ihn einer scharfen Beurteilung. Er erklärte die Zahlen des Berichtes, auf denen die Regierungsvoranschläge fußten, für viel zu niedrig gegriffen und spitzte seine Kritik zu einer Anklage der englischen Herrschaft zu, die er für den grauenvollen Pauperismus seines Heimatlandes verantwortlich machte. Gleichzeitig hatte das Ministerium einem Ansturm Trotz zu bieten, der sich gegen die erst seit drei Jahren in England selbst geltende Armenordnung richtete. Der Eigentümer der bedeutendsten Zeitung, der Times, John Walter, der auch im Unterhaus einen Sitz hatte, machte sich zum Wortführer aller Widersacher des tief einschneidenden Gesetzes. John Fielden, der angesehene Abgeordnete von Oldham, trat ihm zur Seite. Wohl oder übel mußte sich John Russell zur Berufung eines Untersuchungsausschusses verstehen, der über die Wirksamkeit und Ausführung des Armengesetzes berichten sollte.

Angriff O'Connells.

In den erregten Debatten über diese Angelegenheit waren Radikale mit hitzigen Ultras aus den Reihen der Tories Hand in Hand gegangen. Die ernste Gefahr einer solchen Allianz für die Whigs ließ sich nicht ableugnen. Schon war ein alter berühmter Vorkämpfer der radikalen Partei, Francis Burdett, offen von ihnen abgefallen. Als erklärter Gegner der „unnatürlichen Allianz" mit den Iren hatte er seinen Wählern von Westminster seinen Sitz im Unterhaus zur Verfügung gestellt. Aber er erlebte den Triumph, daß sie ihm wieder mit großer Mehrzahl ihre Stimmen gaben. Mancher Tory betrachtete dies als gewisses Vorzeichen des baldigen Falles der Regierung. In der That schien sich der feste Zusammenhang ihrer Gefolgschaft selbst im Hause der Gemeinen völlig zu lockern. Eine Vorlage, die, zur Beruhigung der Dissenters, die Kirchensteuer beseitigen sollte und für die künftige Verwaltung des geistlichen Gutes die Einsetzung einer eigenen Kommission in Aussicht nahm, stieß auf den heftigsten Widerstand. Schließlich fand sich nur eine Mehrheit von fünf Stimmen für die Anträge des Ministeriums. Es fühlte sich nach dieser Erfahrung bewogen, auf die Verfolgung seines Planes Verzicht zu leisten. In den Augen erbitterter Radikaler wurde sein Schuldbuch dadurch um eine neue Seite bereichert. „Die ganze Maschinerie der Gesetzgebung, klagte Roebuck am 9. Juni, steht still." Bereits ein paar Monate vorher hatte Wellington im vertraulichen Briefwechsel mit Robert Peel vom Standpunkt der eigenen Partei aus die Aussichten des

Abfall Burdetts.

Voreilige Hoffnungen der Tories.

Rücktrittes der Whigs erwogen. „Sie werden, meinte er, die erste Gelegenheit benutzen, um auszureißen, und ihren Verzicht an irgendeine Frage anknüpfen, die ihren Nachfolgern ungünstig sein mag"[1]). Ebenso kühlen Blutes eines Wechsels der Regierung gewärtig, faßte Peel die Zukunft ins Auge. Da trat ein Ereignis ein, das die Stellung des Ministeriums stärkte und die Berechnungen seiner Gegner auf unerwartete Weise durchkreuzte.

Tod Wilhelms IV. 20. Juni 1837.

Am 20. Juni entschlief nach kurzer Krankheit, beinahe zweiundsiebzigjährig, König Wilhelm IV. Sein Tod löste die Verbindung der beiden welfischen Königskronen. In Hannover bestieg Ernst August, Herzog von Cumberland, das Haupt der Hochtories, den Thron, um seine Regierung mit Zerreißung der Verfassung einzuweihen. In England folgte dem Oheim die Tochter seines längst verstorbenen ältesten Bruders, des Herzogs von Kent, die kaum achtzehnjährige Viktoria. Die Prinzessin war bis dahin fast gar nicht in der Öffentlichkeit hervorgetreten. Man wußte wenig mehr von ihr, als daß sie eine sittenstrenge, sorgfältige Erziehung genossen und sich eine vielseitige Bildung angeeignet habe. Ihre Mutter, eine Schwester König Leopolds von Belgien, hatte mit ihr in Kensington ein stilles Leben geführt und eifersüchtig die Entwicklung der Tochter überwacht. Das gespannte Verhältnis, in dem sie zu ihrem Schwager Wilhelm IV. stand, machte diese Zurückgezogenheit nur allzu erklärlich. Ausnahmsweise hatte man Mutter und Tochter bei kleinen Reisen, am Tage der Volljährigkeit Viktorias oder bei einem Hoffest zu Gesicht bekommen. Um so tiefer war der Eindruck, als das zarte, eben zur Jungfrau erblühte Mädchen nun mit Würde und Anmut die ihr dargebrachten Huldigungen entgegennahm, und ihre Rolle als Königin, ohne sich etwas zu vergeben, unbefangen, wie etwas Gewohntes zu spielen begann. Ihr Auftreten bei der Ceremonie der Parlamentsvertagung, der die Auflösung sofort nachfolgte, erweckte allgemeine Begeisterung. Vortrag und Inhalt der von dem Ministerium ihr vorgezeichneten Thronrede, in der sie sich auf das Bewußtsein ihrer lauteren Absichten und die Liebe ihres Volkes berief, entzückten Hörer und Leser. Überloyale Schmeichler suchten sich und anderen einzureden, in Viktoria sei die Elisabeth des neunzehnten Jahrhunderts erstanden.

Königin Viktoria.

Auflösung des Parlamentes. 17. Juli.

Den nächsten Gewinn aus dem Thronwechsel zog der leitende Minister. Der geschmeidige, weltgewandte Melbourne stellte sich zu der jungen Königin wie ein väterlicher Lehrer, und sie kam dem erfahrenen, nur allzu lässigen und bequemen Staatsmann mit beinahe kindlichem Vertrauen entgegen. Sodann erhielt die whigistische Aristokratie durch die ganz in ihrem Interesse getroffene Auswahl des weiblichen Hofstaates

Gewinn Melbournes und seines Ministeriums.

[1]) Parker: Sir Robert Peel II. 342.

einen neuen Rückhalt. Vor allem aber gereichten die Neuwahlen der gesamten Regierung der Whigs zur Rettung. Noch wenige Monate vorher würde sie, hart bedrängt, wie sie war, durch eine Parlamentsauflösung der sicheren Vernichtung preisgegeben erschienen sein. Nach dem Tode Wilhelms IV. kam ihr die sehr unkonstitutionelle Verwertung des Namens Viktorias bei manchem gefühlvollen Wähler zustatten. Zwar wurde das zahlenmäßige Verhältnis von Regierungsmehrheit und Opposition nur wenig verschoben. Aber das Ministerium hatte vorläufig nichts von einer Übermacht der Tories im Unterhaus zu fürchten, und die Einbuße, welche die Radikalen erlitten, konnte eher zu seinem augenblicklichen Vorteil gedeutet werden. Ergebnis der Wahlen.

Aus den Adreßdebatten ging es mit einem Erfolg hervor, zu dem allerdings die versöhnliche Haltung Wellingtons und Peels nicht wenig beitrug. Im Hause der Lords ward die Adresse, vom liberal gesinnten Herzog von Sussex beantragt, einstimmig angenommen. Im Hause der Gemeinen konnten Amendements der Radikalen, wie zu Gunsten einer Ausdehnung des Wahlrechtes oder geheimer Wahl, kaum auf zwei dutzend Stimmen rechnen. John Russell wiederholte damals mit vollem Nachdruck die früher abgegebene Erklärung (s. IV. 517), daß die Reformbill als eine „endgiltige Maßregel" zu betrachten sei und schob somit den Wünschen, sie in demokratischem Sinne erweitert zu sehen, einen Riegel vor. Auch die Verhandlungen über Feststellung der Civilliste und des Pensionsfonds endeten, trotz scharfer Anfechtungen von links und rechts, mit einem vollen Siege der Regierung. Dagegen sah sie sich bald durch Verlegenheiten betroffen, die ihr aus den Unruhen der Kolonie Kanada erwuchsen. Parlamentseröffnung. 20. Nov. 1837. Adreßdebatten.

Im Rahmen der Geschichte Europas kann die Schilderung dieser Kämpfe keinen Platz finden. Auch die Darlegung ihrer tieferen Ursachen, in denen nationale, politische und wirtschaftliche Beschwerden untrennbar miteinander verflochten waren, gehört nicht hierher. Es muß genügen, daran zu erinnern, daß die alte Trennung von Ober- und Niederkanada sich bitter rächte, und daß den groben Willkürlichkeiten und Fehlern der kolonialen Verwaltung durch Regierung und Parlament des Mutterlandes bisher nicht genügend abgeholfen worden war. Das zur Nachahmung anreizende Beispiel der großen amerikanischen Nachbarrepublik that ein übriges. Der Leiter des britischen Kolonialamtes, Grant, beim Eintritt in das zweite Ministerium Melbourne zum Lord Glenelg erhoben, hatte den Ernst der Sachlage von Anfang an ohne Zweifel unterschätzt, und John Russell hatte 1837 durch Erwirkung einiger abweisender Parlamentsbeschlüsse Öl ins Feuer gegossen. Hierauf brach in Niederkanada, wo die widerspänstige gesetzgebende Versammlung aufgelöst wurde, die bewaffnete Empörung aus. Zwar wurden die Aufrührer, nachdem sie Unruhen in Kanada.

zuerst einen Erfolg davongetragen, bald zersprengt. Aber mehr noch als ein Übergreifen des revolutionären Brandes nach Oberkanada schien ein Zusammenstoß mit den Vereinigten Staaten zu drohen, aus deren Gebiet ein Haufe von Flibustiern den Rebellen zu Hilfe geeilt war.

Durham Generalgouverneur.

Die Kunde der kanadischen Vorgänge trieb die Regierung zur Anwendung außerordentlicher Mittel. Sie beschloß, die Verfassung Niederkanadas für drei Jahre zu suspendiren und den Grafen Durham, der 1837 vom Botschafterposten in Petersburg zurückgetreten war, als Generalgouverneur sämtlicher Kolonieen in Nordamerika mit umfassenden Vollmachten über den Ocean zu senden[1]). Im Unterhause griffen die Radikalen die von Russell mit Wärme empfohlenen Maßregeln aufs heftigste an. Roebuck, im letzten Wahlkampf geschlagen, trat als bezahlter Anwalt der gesetzgebenden Versammlung von Niederkanada an der Barre des Hauses auf. Molesworth redete unverblümt einer friedlichen Trennung Kanadas vom Reichskörper das Wort. Die Tories hüteten sich wohl, den Radikalen auf dieser Bahn zu folgen. Aber ihr Führer, Robert Peel, zwang dem Ministerium mehrere wichtige Änderungen der für Durham in Aussicht genommenen Vollmachten auf. Das Haus der Lords stimmte, nachdem seine Mehrheit nicht ohne Schadenfreude Brougham als scharfen Kritiker seiner ehemaligen Amtsgenossen angehört hatte, den Beschlüssen der Gemeinen zu.

Sein Auftreten in Kanada.

Inzwischen empfing man beruhigende Nachrichten über das Erlahmen der kanadischen Bewegung und über die friedfertige Haltung der Vereinigten Staaten. Durham fand also bei seiner Ankunft das Feld ziemlich frei zur Ausführung des Programmes, das er selbst im Oberhaus als Endziel seiner Sendung den Spott- und Hohnworten Broughams entgegengehalten hatte. Es galt, „die Herrschaft des Gesetzes wiederherzustellen und den britisch-nordamerikanischen Provinzen eine liberale Verfassung zu geben". Der energische, freimütige Edelmann, der in seinem Heimatlande so viel zum Siege der Reformbill beigetragen und kein Hehl daraus gemacht hatte, daß sie hinter seinen Wünschen noch zurückblieb, schien ganz die geeignete Persönlichkeit für die Lösung dieser doppelten Aufgabe zu sein. Auch konnte er sich vortrefflicher Hilfskräfte, wie namentlich der Mitarbeit seines ersten Sekretärs, des geistvollen Charles Buller, bedienen. In der That machte sein humanes, maßvolles Auftreten den besten Eindruck. Dann aber wagte er, mit Gutheißung eines selbstgewählten Beirates eine rechtlich anfechtbare Verordnung zu erlassen. Ihr zufolge wurden dreiundzwanzig rebellische Kanadier von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen. Es waren fünfzehn Geflüchtete, die im Fall ihrer Rückkehr die Todesstrafe erwartete, und acht Gefangene,

[1]) Stuart J. Reid: Life and letters of the first earl of Durham. 1906.

die nach den außerhalb Durhams Machtbereich liegenden Bermudas-Inseln deportirt wurden. Durham war sich der Kühnheit seines Vorgehens wohl bewußt. Aber er rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß dem Gouverneur der Bermudas-Inseln entsprechende Instruktionen erteilt werden würden.

Mißbilligung im Oberhaus.

Nicht sobald wurden seine Verfügungen in England ruchbar, als die Regierung ihre üble Rückwirkung aufs empfindlichste zu spüren bekam. Vor allem erstand ihr bei den Lords in der Person Henry Broughams der gefährlichste Ankläger. Der von heißer Leidenschaft Verzehrte konnte keine bessere Gelegenheit finden, als Verteidiger der Rechtsgrundsätze zu glänzen und zugleich sich an denen zu rächen, die ihn drei Jahre zuvor vom Ministerium ausgeschlossen hatten. Gegen Durham hegte er seit der Fehde von 1834 (s. IV. 536) noch besonders einen unauslöschlichen Groll. Die Tories schenkten ihm von Herzen Beifall. Er konnte triumphiren, als seine von der Regierung bekämpfte Bill, die er mit einer Indemnitätszusage verknüpfte, in zweiter Lesung angenommen wurde. Am folgenden Tag trat der eingeschüchterte Melbourne den Rückzug an. Namens der Regierung erklärte er die von Durham erlassene Verordnung für kraftlos und beugte sich vor dem Angebot einer Indemnität. Für Durhams Stolz war das zu viel. Er verzichtete auf seinen Posten. In der Proklamation, mit der er sich von den Kanadiern verabschiedete, und in den Ansprachen, die er auf dem Weg von Plymouth nach London hielt, machte er aus seinen verletzten Gefühlen kein Hehl. Seine Worte erhielten durch den Wiederausbruch des Aufstandes, der sofort nach seiner Entfernung aus der Kolonie stattfand, einen der Regierung sehr peinlichen Kommentar. Erst nach Niederwerfung dieser zweiten Erhebung traf sie Anstalten, die Hauptursachen der fortdauernden Gärung zu beseitigen. Es sollte durch die Vereinigung beider kanadischer Pflanzlande und durch Erweiterung der Gerechtsame ihrer gemeinsamen Legislatur geschehen. Hiebei machte sie sich einen weisen Reformplan zunutze, den der von ihr aufgeopferte Staatsmann selbst entworfen hatte[1]). Seine Denkschrift wurde, wie man mit Recht gesagt hat, zum „Textbuch jedes Anwaltes kolonialer Freiheit". Durham hatte die Genugthuung, ehe eine tückische Krankheit ihn in der Blüte der Jahre hinwegraffte, seinen Nachfolger am St. Lorenzstrom in den von ihm angeratenen Weg einlenken zu sehen.

Preisgebung durch Melbourne. 10. Aug. 1838.

Durhams Rückkehr.

Union der beiden Kanada. 1840.

Durhams Tod. 28. Juli 1840.

Alles in allem genommen ging das whigistische Ministerium aus diesen kanadischen Händeln nicht ohne starke Einbuße seines Kredites hervor. Die Kluft zwischen ihm und den Radikalen hatte sich jedenfalls

---

[1]) S. bei Stuart R. Reid II. 312 ff. die Beweise gegen die Annahme der Autorschaft Bullers.

erweitert. Im Gefühl seiner Schwäche hatte es daher noch während der Sitzungen von 1838 gesucht, wenigstens die wichtigsten auf Irland bezüglichen Fragen einer Lösung entgegenzuführen. Zuerst geschah dies mit der Erledigung des Armengesetzes, das gemäß den früheren Vorschlägen zur Annahme gelangte. Hierauf ward endlich nach so manchem gescheiterten Anlauf die irische Zehntenbill unter Dach gebracht. Gelingen konnte dies freilich nur durch würdelose Aufopferung jener von den Tories stets angefochtenen „Appropriationsklausel", derzufolge Überschüsse des anglikanischen Kirchengutes für die allgemeine Volksbildung in Irland ohne Unterschied des Bekenntnisses verwandt werden sollten. Um diesen Preis wurde im Hause der Gemeinen die Unterstützung Robert Peels erkauft und der bisher unerschütterliche Widerstand im Hause der Lords bezwungen. Dagegen litt hier das Gesetz einer Reform der irischen Stadtverfassungen aufs neue Schiffbruch. Die irische Hilfstruppe der Whigs war mit dem Verlauf der Dinge sehr unzufrieden. Allerdings erschien O'Connell noch immer als Bundesgenosse der Minister. Aber schon begann er mit bewährtem agitatorischem Geschick seine Landsleute zu neuen Kämpfen aufzustacheln. Im Herbst des Jahres 1838 gründete er einen Verein mit dem auffallenden Namen „Precursor-Society". Seine Mitglieder sollten Ausdehnung des irischen Wahlrechtes, Vermehrung der irischen Vertreter im Unterhaus, durchgreifende Reform der städtischen Korporationen und völlige Beseitigung des aufgezwungenen anglikanischen Staatskirchentums in Irland erringen. Werde dies versagt, so sei der Verein als „Vorläufer" („Precursor") der Auflösung der bestehenden Union Englands und Irlands zu betrachten, die O'Connell schon vier Jahre zuvor (s. IV. 529) mit dem Kriegsruf „Repeal" gefordert hatte.

Annahme des Armengesetzes und der Zehntenbill für Irland.

O'Connells „Precursor-Society".

Je weniger Ursache die Whigs hatten, sich einer wolkenlosen Zukunft zu getrösten, desto mehr schien sich der Horizont für die Tories zu erhellen. Aus mancherlei Anzeichen war das allmähliche Wachstum der Strömung in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der konservativen Parteiführer zu entnehmen. Bei dem glänzenden Schauspiel der Krönung der jungen Königin galt der lauteste Volksjubel nächst ihr dem noch sechs Jahre zuvor bestgehaßten Herzog von Wellington. Bei einem festlichen Bankett, das kurz vorher zu Ehren Peels gegeben wurde, konnte er eine Gefolgschaft von mehr als dreihundert Mitgliedern des Hauses der Gemeinen mustern. Durchaus nicht gewillt, die Bürde des Amtes wieder auf sich zu nehmen, bevor sie der Hilfe von Radikalen oder Iren entraten könnten, hatten Wellington und Peel den Eifer ihrer Heerscharen eher zu zügeln als anzuspornen. Inzwischen aber erspähten sie jeden günstigen Augenblick, die whigistische Regierung in die Enge zu treiben.

Wachsende Zuversicht der Tories.

Im Frühling 1839 stellten die irischen Angelegenheiten den Bestand des Ministeriums Melbourne wieder auf eine ernste Probe. Am Neujahrstag war der Graf von Norbury, ein persönlich durchaus achtungswerter englischer Grundherr, auf seinem irischen Landgut meuchlings erschossen worden. Vergeblich suchte O'Connell die Unthat dem eigenen Sohne des Ermordeten zur Last zu legen. Torystische Gutsbesitzer erblickten in ihr ein neues Beispiel irisch-agrarischer Rachsucht. Sie machten die nachsichtige Amtsführung des irischen Lordlieutenants Mulgrave, der seit kurzem den Titel eines Marquis von Normanby trug, in erster Linie dafür verantwortlich. Normanby wich dem Sturm und fand als Ersatzmann Glenelgs, dessen Aufopferung nach den kanadischen Wirren geboten schien, seinen Platz im Kolonialamt. Aber Normanbys Nachfolger auf dem irischen Posten, der liberale Baron Fortescue, schien den Heißspornen der Tories ebenso wenig Bürgschaften für Erhaltung der Ruhe in Irland zu bieten wie sein Vorgänger. In ihrem Namen trat am 7. März 1839 das Unterhausmitglied Shaw, städtischer Justizbeamter von Dublin, bei den Gemeinen als Ankläger der Regierung auf. Shaw glaubte im Hinblick auf die letzten vier Jahre eine erschreckende Zunahme der Verbrechen in Irland behaupten zu dürfen und forderte einen gründlichen statistischen Bericht. Nach erregter Debatte, in der O'Connell „die Verleumder ihrer Heimat" mit scharfen Vorwürfen bedachte, stellte Russell die Erstattung des gewünschten Berichtes in Aussicht. Vierzehn Tage später beantragte Lord Roden bei den Lords die Einsetzung eines Ausschusses zur allgemeinen Untersuchung der Zustände Irlands seit dem Jahre 1835. Wellington hielt den Vorstoß zwar für gewagt, nahm aber doch keinen Anstand, Lord Roden zu sekundiren. Es war klar, daß ein unmittelbares Mißtrauensvotum bezweckt werden sollte. So faßte auch Melbourne den Antrag auf. Trotz Normanbys beredter Selbstverteidigung stimmten die Lords mit kleiner Mehrheit dafür. Im Unterhaus parirte John Russell den Streich durch Forderung eines Vertrauensvotums in Sachen Irlands. Manchen Radikalen kam es hart an, nach allem, was vorgefallen, sich dazu herzugeben. Das Ministerium mußte sich sehr bittere Worte von dieser Seite sagen lassen. Schließlich aber trug es mit 22 Stimmen Mehrheit den Sieg davon.

Irische Verlegenheiten.

Sieg des ministeriellen Vertrauensvotums. 13. April 1839.

Ein paar Wochen später kam es über eine koloniale Angelegenheit zu Fall. Diesmal handelte es sich um die Insel Jamaica. Die dortige gesetzgebende Versammlung, fast ausschließlich eine Vertretung der Plantagenbesitzer, war seit der Aufhebung der Negersklaverei tief erbittert gegen Regierung und Parlament des Mutterlandes. Vollends empörte sie eine von London übersandte Bill, die auf eine Neuordnung des verrotteten Gefängniswesens der westindischen Insel abzielte. Sie erklärte die Bill für einen Eingriff in ihre Freiheitsrechte und weigerte

dem Gouverneur jede weitere Mitwirkung. Das Beispiel der Demokraten von Niederkanada war für die Pflanzeraristokratie Jamaicas nicht verloren. Die Regierung aber war nicht gewillt, sich von ihr gefallen zu lassen, was sie von jenen nicht hatte hinnehmen wollen. Sie brachte eine Vorlage ein, nach der die gesetzgebende Versammlung Jamaicas für fünf Jahre suspendirt und der Gouverneur bevollmächtigt werden sollte, inzwischen die erforderlichen Reformen durchzuführen. Allein mit den Tories verurteilten nicht wenige Radikale das Unterfangen, eine ganze Kolonie durch fünfjährige Aufhebung der Selbstbesteuerung und Selbstverwaltung züchtigen zu wollen. Bei der entscheidenden Abstimmung im Unterhause am 7. Mai erhielt die Regierungsvorlage eine Mehrheit von nur fünf Stimmen. Brachte man die der Kabinetsmitglieder von ihr in Abzug, so kam dies einer Niederlage des Ministeriums gleich.

Konflikt mit Jamaica.

Niederlage und Rücktritt des Ministeriums. 7. Mai 1839.

Melbourne zögerte keinen Augenblick, der Königin seinen Rücktritt anzuzeigen und empfahl ihr, Wellington zu sich zu entbieten. Wellington riet ihr, Robert Peel die Bildung des neuen Ministeriums anzuvertrauen. Sie gab in der That Peel freie Hand, ohne ihm zu verhehlen, daß sie sich mit großem Bedauern von Melbourne und seinen Kollegen getrennt habe. Im Laufe weniger Stunden hatte Peel seine Aufgabe gelöst. Wellington übernahm auf sein Andringen das Auswärtige. Auch Stanley und Graham, die beiden ehemaligen Genossen der Whigs, trugen kein Bedenken mehr, sich ihm zur Verfügung zu stellen. Nun aber erhob sich eine Schwierigkeit, die Peel seiner Natur und Denkweise nach nicht zu besiegen vermochte. Überzeugt von der Notwendigkeit, sich vor dem Lande auf ein Zeichen persönlichen Zutrauens der jungen Herrscherin berufen zu können und nicht dazu gemacht, auf ihre Gefühle Rücksicht zu nehmen, forderte er einige Änderungen ihres weiblichen Hofstaates. Er hatte vor allem Lady Normanby und Lady Morpeth, die Gattin und Schwester von zwei der hervorragendsten whigistischen Staatsmännern, im Auge. Die Königin weigerte sich, sein Begehren zu erfüllen, wobei sie sich auf Melbournes Rat stützte. Hierauf gab Peel ihr den Auftrag der Kabinetsbildung zurück, und Melbourne mit seinen Kollegen ergriff wiederum die Zügel[1]).

Berufung der Tories.

Die Hofdamenfrage.

Rücktritt Peels. 10. Mai. Wiedereintritt Melbournes.

Heute wird nicht mehr in Zweifel gezogen, daß Peel, so unberechtigt seine Furcht vor einer whigistischen Hintertreppenpolitik auch sein mochte, verfassungsmäßig im Rechte war. Damals erschien einem großen Teil der urteilslosen Masse sein Benehmen nicht entschuldbar. Man warf ihm vor, daß er einen unerlaubten Zwang gegen die Fürstin und ihre Freundinnen habe ausüben wollen. Den Whigs gewährte der erneute Ausbruch loyaler Gesinnungen noch eine kurze Frist. Aber in den De-

Schwäche seines Ministeriums.

[1]) Näheres zur Ergänzung von Bekanntem bei Parker: Peel II. 390 ff.

hatten, die zur Aufklärung des Landes dienen sollten, erschienen sie durchaus nicht in glänzendem Licht. Brougham goß die volle Schale des Spottes über die Männer aus, die wegen zweier oberster Hofdamen sich wieder des öffentlichen Vertrauens für würdig hielten. Radikale Gegner machten sich darüber lustig, daß sie hinter den Unterröcken hochadliger Bundesgenossinnen Schutz suchten. Sie selbst hatten ein zu deutliches Bewußtsein ihrer Schwäche, als daß sie nicht ängstlich Sorge hätten tragen sollen, sich vor einer Niederlage zu hüten.

Kompromiß wegen Jamaicas.

Daher gaben sie den Hauptinhalt der für Jamaica bestimmten, so heftig angefochtenen Bill nach einigen Wochen preis. Sie ließen sich die Annahme einer neuen, von den Lords amendirten, Bill gefallen, die der Legislatur der Insel noch eine kurze Bedenkzeit verstattete, dem Gouverneur aber, falls der Streit fortdaure, die Hände band. Auf einem anderen Feld, das sie unter Führung John Russells betreten hatten, wichen sie vor dem Widerspruch der anglikanischen Zionswächter einen großen Schritt zurück. Nach Russells Vorschlägen sollte der winzige Posten staatlicher Unterstützung des Volksunterrichtes in England (s. IV. 524) um ganze 10 000 £ erhöht und mit der Verteilung der Gelder eine Regierungsbehörde, ein Komite des Geheimen Rates, betraut werden. Auch sollte dieser Behörde die Gründung eines Lehrerseminars obliegen. Sofort erhoben die Verfechter des Staatskirchentums ein lautes Kriegsgeschrei. Sie gaben zu verstehen, man müsse sich auf eine Begünstigung von armen Dissenters und Katholiken gefaßt machen. Es half der Regierung wenig, daß sie den Plan der Errichtung eines Lehrerseminares fallen ließ. Bei den Gemeinen blieb die Opposition nur um zwei Stimmen hinter der Anhängerschaft der Minister zurück. Bei den Lords schloß sich beinahe die Hälfte der Mitglieder dem Protest des Erzbischofs von Canterbury gegen den „unheiligen Entwurf"[1]) der Regierung an. Sie mußte froh sein, ein Kompromiß zu erreichen, wonach den Bischöfen das Recht eingeräumt wurde, bei der Wahl der Schulinspektoren mitzusprechen und in ihre Berichte Einsicht zu nehmen.

Verzicht auf ein Lehrerseminar.

Personaländerungen in der Regierung.

Nach der Vertagung des Parlamentes suchte Melbourne durch einige Verschiebungen und Neuernennungen seinem Ministerium mehr Kraft zu geben. Russell tauschte den Platz mit Normanby, der an der Kolonialverwaltung wenig Freude gefunden hatte. Francis Baring, der als Vertrauensmann der reichen Kaufmannschaft gelten konnte, übernahm die Finanzen. Poulett Thompson trat das Handelsamt dem verdienten Vicepräsidenten dieser Behörde, Labouchère ab, um als Gouverneur in Kanada die Union vorzubereiten. An Labouchères Stelle rückte zur Belohnung für seine Bundesgenossenschaft der Ire Sheil. Die Magnaten

[1]) Russell: Recollections 1875. S. 150.

der Familie Grey waren jedoch mit diesen Personaländerungen wenig zufrieden. Greys Sohn, Lord Howick, legte unmutig seine Stelle als Kriegssekretär nieder. Als sein Ersatzmann, und damit als eine Kraft ersten Ranges, wurde Macaulay gewonnen, dessen rhetorische Triumphe aus der Zeit der Reformbill-Debatten noch in aller Gedächtnis lebten. Er war jüngst aus dem indischen Dienst, in dem er reiche Erfahrungen gesammelt, heimgekehrt und in Edinburg zum Abgeordneten gewählt worden. Hier hatte er auch die Radikalen durch offenes Bekenntnis zum Freihandel und zur Forderung geheimer Wahlen gewonnen. Auf diese Weise umgestaltet, trat das Ministerium im Januar 1840 dem Parlament wieder gegenüber, wo seiner, wie vorauszusehen war, neue Stürme warteten.

Eintritt Macaulays.

Parlamentarische Schwierigkeiten. 1840.

Mit gutem Grunde hatte Macaulay trotz seines ungebrochenen Glaubens an die Güte der liberalen Sache vor der Wählerschaft Edinburgs die Klage hören lassen: „Ich verließ die Whigs einig und mächtig, stark im Vertrauen des einen Hauses des Parlamentes, stark auch in der Furcht des anderen. Ich finde sie nach meiner Rückkehr hilflos bei den Lords und bei den Gemeinen fast jede Woche genötigt, um ihr Dasein zu kämpfen." Gleich zu Anfang der Session wurden seine Worte bewahrheitet, und ihm selbst fiel ein gutes Teil der Aufgabe zu, ungestüme Angriffe hitziger Widersacher abzuwehren. Sie machten sich, was ihren Zwecken irgendwie dienen konnte, ohne Wahl zunutze. Die auswärtige Politik hatte es mit Verwicklungen im türkischen Reich, in Persien, Afghanistan und China zu thun. Im Inneren waren Störungen von Handel und Gewerbe, drohendes Deficit, Notstand der Massen unleugbare Thatsachen. Am bedenklichsten erschien die damit zusammenhängende gewaltige Bewegung, die das Wort Chartismus kennzeichnete. In den Augen der meisten Konservativen war alles und jedes Übel der liberalen Regierung aufs Kerbholz zu schreiben. Schon am 23. Januar beantragte ein Tory im Unterhaus, durch Erteilung eines Mißtrauensvotums den Stab über sie zu brechen. Nach sehr erregten Debatten wurde der Antrag mit einundzwanzig Stimmen verworfen. Aber einige Wochen später bei einer neuen von Graham versuchten Kraftprobe ging die Regierungsmehrheit bis auf neun Stimmen zurück.

Irische Städteordnung.

Von großen legislatorischen Erfolgen konnte unter solchen Umständen keine Rede sein. Selbst eine dauernde Feststellung der englischen Armenordnung wagte das Ministerium nicht in Vorschlag zu bringen. Es begnügte sich wie 1839 mit ihrer Erstreckung auf ein Jahr. Die einzige bedeutende Angelegenheit der Gesetzgebung, die endlich zum Abschluß gebracht wurde, war die der irischen Städteordnung. Schon 1838 war Robert Peel zu einem Ausgleich hinsichtlich dieses vielumstrittenen Gegenstandes geneigt gewesen. Er that nunmehr sein Bestes, den abgeschwächten

Regierungsvorschlägen im Unterhaus eine starke Mehrheit zu sichern. Bei den Lords befolgte Wellington denselben Gang. Aber Lyndhurst wußte hier doch eine Reihe von Amendements durchzusetzen, die den Hütern der Vorherrschaft der anglikanischen Minderheit zum Trost gereichen sollten. So ward das Privileg der bisherigen Freemen gewahrt und das Wahlrecht auch in den kleineren Städten an einen Census von mindestens 10 £ gebunden. Der Bischof von Exeter hielt selbst das wenige, was hienach der großen Masse katholischer Bürger gewährt wurde, für „eine schnöde Preisgebung der Sache der wahren Religion". Er trug seinen feierlichen Protest in das Protokoll des Oberhauses ein. Allein seine Prophezeiung „der Rache Gottes" machte keinen Eindruck, und das Gesetz kam unter den von den Lords vorgeschriebenen Bedingungen zustande.

Irische Wählerlisten.

Eine andere brennende Frage, die irische Interessen tief berührte, verblieb dagegen in der Schwebe. Seit Jahren hatten die irischen Parlamentswahlen zu den bittersten Streitigkeiten Anlaß gegeben. Durch eine Neuordnung der Wahlprüfungskommissionen, die man den Vorschlägen Peels verdankte, war dem Übel 1839 nur zum kleinsten Teil abgeholfen worden. Seine Grundursache lag in höchst anfechtbaren Bestimmungen über die Herstellung der irischen Wählerlisten. Diese Bestimmungen, von den in England und Schottland geltenden in vielen Punkten verschieden, öffneten dem Betrug Thor und Thür. Indessen wagte die Regierung nicht, daran zu rühren. Es war vielmehr Stanley, seit seinem Abfall einer ihrer gefährlichsten Gegner, der im Februar 1840 eine Bill über Änderungen der bisherigen Registratur der irischen Wählerschaft einbrachte. Aber nach seinen Vorschlägen setzte die schärfere Kontrolle des Wahlrechtes einen Aufwand von Geld und Zeit voraus, den sicherem Vermuten nach tausende von wenig bemittelten katholisch-irischen Wählern sich nicht leisten konnten. Unter dem Deckmantel einer Registraturbill verbarg sich eine Bill zur thatsächlichen Einengung des Kreises der irischen Wahlberechtigten. Dies rief O'Connell auf den Kampfplatz, der den von früher her grimmig gehaßten Stanley mit Anklagen überschüttete. Die Regierung durfte es um keinen Preis zum Bruch mit den Iren kommen lassen. Sie stellte sich daher bei der Bekämpfung von Stanleys Vorschlägen auf O'Connells Seite. Indessen Stanley hatte den Triumph, wiederholt die Mehrheit um sich zu scharen. Als einziges Mittel, seinen endgiltigen Sieg zu hindern, mußten verspätete Gegenvorschläge und Künste der Verschleppung dienen. Während der Debatten führten die erhitzten Leidenschaften im Juni Scenen herbei, wie sie im Unterhaus unerhört waren. Der Sprecher wußte sich inmitten des Tumultes nicht zu helfen. Die Minister spielten eine wenig beneidenswerte Rolle. Sie atmeten auf, als beim Nahen des Sessionsschlusses Stanley seine Bill vorläufig

Feindseligkeit Stanleys.

zurückzog. Aber sein Gelöbnis, sie baldigst wieder einzubringen, versprach ihnen nichts Gutes.

Es war nicht anders: die whigistische Regierung verlor immer mehr den Boden unter den Füßen. Die Gunst des Königtums, die ihr so lange zustatten gekommen war, konnte ihr auf die Dauer keinen Halt gewähren.

Heirat der Königin Viktoria. 10. Febr. 1840.

Die Trägerin der Krone selbst durchdrang sich mit der Überzeugung, bisher als gelehrige Schülerin Melbournes in zu „starkem Parteigefühl" befangen gewesen zu sein[1]). Diese Sinnesänderung war nicht zum kleinsten Teil dem Einfluß des deutschen Fürstensohnes zuzuschreiben, mit dem Viktoria seit dem 10. Februar 1840 in segensreicher Ehe verbunden war. Unter allen Bewerbern um ihre Hand hatte ihr Vetter, der schöne, stattliche, feingebildete, durch hellen Verstand und Geradsinn ausgezeichnete

Prinz Albert.

Albert von Sachsen-Koburg, den Preis davongetragen. Ein Lieblingswunsch des in der Stille geschäftigen Oheims beider, König Leopolds von Belgien, ging damit in Erfüllung. Nächst ihm hatte der Freiherr von Stockmar, der vertraute Hausfreund und treue Berater des koburgischen Geschlechtes, das meiste zum Abschluß des Heiratsbündnisses gethan. Er stand auch als wohlmeinender Mentor in der ersten Zeit des ehelichen Glückes dem früheren Schüler zur Seite. Leicht ward es diesem wahrlich nicht gemacht, auf englischem Boden Wurzel zu fassen. Schon eine gewisse angeborene Schüchternheit und Steifheit, Eigenschaften, die sich erst allmählich abschwächten, konnten ihm in der neuen Umgebung

Schwierigkeiten seiner Stellung.

hinderlich werden. Demnächst forderte die unabweisbare Pflicht, sich jeder öffentlichen Einmischung in die Regierungsgeschäfte zu enthalten, von dem Gatten der Königin, ihrem naturgemäß nächsten Ratgeber, eine hohe, erst zu erlernende Selbstverleugnung. Dazu hatte er das Übelwollen aller Stockengländer zu gewärtigen, die auf den Sprößling eines kleinen ausländischen Fürstengeschlechtes hochmütig und mißtrauisch zugleich herabsahen. Namentlich die stolzen Adelsfamilien der Tories, denen er von Haus aus als politischer Gegner galt, betrachteten ihn mit scheelen Augen. Mancher aus ihrer Mitte mochte an den Karikaturen seine helle Freude haben, die den Ankömmling mit verzerrten Zügen inmitten seines hungrigen, Tabak rauchenden deutschen Gefolges zur Schau stellten.

Verhandlungen über seine Dotation.

Schon die parlamentarischen Verhandlungen über seine Dotation und Naturalisation hatten dem Prinzen Albert eine peinliche Lehre erteilt, die ihm Melbourne bei Aufwendung von etwas mehr Sorgfalt hätte ersparen können. Melbourne hatte eine vorherige Verständigung mit der Opposition verschmäht und mußte es hinnehmen, daß die Tories und ihre radikalen Verbündeten von dem für den Prinzen beantragten Jahrgeld

---

[1]) The early years of the Prince Consort 1867. S. 276.

20 000 £ strichen. Auch bei der Aufwerfung der Frage nach dem Range des Prinzen hatte die Regierung eine Schlappe zu gewärtigen. Auf Stockmars Rat wurde die anstößige Klausel der Vorlage noch rechtzeitig zurückgezogen und dem Prinzen durch Geheimratsbefehl, so weit das Gesetz es erlaubte, der Rang unmittelbar nach der Königin zugewiesen. Prinz Albert ließ sich die erfahrene Mißgunst nicht anfechten. Redlich bemüht, sich ein volles Verständnis des englischen Verfassungswesens anzueignen, rang er sich zur Erkenntnis durch, daß das Königtum des britischen Inselreiches gegenüber den um die Macht kämpfenden Parteien sich durchaus neutral verhalten müsse. Er vermied es mit sicherem Takt, bei der Auswahl seines Hofstaates ausschließlich die Whigs zu begünstigen. Er bewog auch die Königin, eine freundlichere Haltung gegenüber den Tories anzunehmen. Ihre namhaftesten Führer, Peel und Wellington, ließen seinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren. Als die Geburt eines Thronerben in Aussicht stand, und als es wichtig wurde, für alle Fälle Fürsorge zu treffen, ward mit ihrer Hilfe, nach Stockmars kluger Vorverhandlung, gegen Ende der Parlamentssession von 1840 dem Prinzen die Regentschaft zugesichert. Ihrerseits durften sie auf sein redliches Bemühen rechnen, jeden Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, sobald der Ruf, die Zügel der Regierung zu ergreifen, wieder an sie ergehen werde.

Zusicherung der Regentschaft. Juli 1840.

Der Augenblick, in dem dies geschah, ließ nicht mehr lange auf sich warten. Zwar warfen gerade damals Palmerstons blendende Thaten der auswärtigen Politik einen Schimmer auf alle seine Amtsgenossen zurück. Indessen die Gegner des Ministeriums Melbourne wußten schon in den ersten Monaten des Jahres 1841 beim Wiederbeginn der parlamentarischen Kämpfe seine verwundbarsten Stellen herauszufinden. Stanley löste durch erneute Ankündigung seiner Bill über die Registratur der irischen Wählerschaft das von ihm gegebene Versprechen ein. Da suchte ihn die Regierung durch Vorlage einer eigenen Bill zu übertrumpfen. Ihre Verteidigung lag in der Hand Lord Morpeths, des Staatssekretärs für Irland. Viele Züge beider Bills sahen sich allerdings ähnlich. Aber während nach Stanleys Vorschlägen eine starke Minderung der irischen Wählermasse zu gewärtigen war, wollte Morpeth zugleich mit einer schärferen Kontrolle der Stimmregister den Kreis der irischen Wahlberechtigten ausgedehnt wissen. Zu Gunsten der schwer benachteiligten irischen Bauernschaft sollte auch Pächtern mit einem auf mindestens 5 £ abgeschätzten jährlichen Reinertrag das Stimmrecht erteilt werden. O'Connell sah in diesem Zugeständnis eine gewisse Entschädigung für die Entrechtung, die seine armen Landsleute, die sogenannten Freisassen zu 40 Schilling, ehemals (s. III. 316) hatten hinnehmen müssen. Stanley aber machte aus seiner Empörung über ein Verfahren, in dem er nur ein Zeichen

Parlamentseröffnung. 24. Jan. 1841.

Erneuter Angriff Stanleys.

wachsender Verlegenheit erblickte, kein Hehl. Nicht nur die Konservativen hielten es mit ihm, sondern auch eine Anzahl Liberaler, denen Morpeths Bill zu weit ging. Sie passirte am 24. Februar die zweite Lesung nur mit der knappen Mehrheit von vier Stimmen. Das Ergebnis war so entmutigend für das Ministerium, daß es keine Fortsetzung der Beratung wagte. Es beantragte vielmehr, unter Vorschützung nichtiger Gründe, einen Aufschub bis nach Ostern. O'Connell benutzte die Zwischenzeit zur Sammlung von Petitionen für Morpeths Bill. Aber er fand sich nach Ostern durch ihre Abänderung bitter enttäuscht. Zur Beschwichtigung ängstlicher Angehöriger ihrer eigenen Gefolgschaft setzte die Regierung den Census der ländlichen irischen Wähler auf 8 £ fest. Das konnte ihrer Bill freilich nicht zum Siege verhelfen. Sie ging aus den Ausschußberatungen, nach Streichung der entscheidenden Klausel, in völlig fragmentarischer Form hervor und verschwand damit als undurchführbar vom Schauplatz. Der einzige Dienst, den sie dem Ministerium Melbourne geleistet, hatte darin bestanden, die Absichten der Gegenpartei zu durchkreuzen. Aber dieser Dienst war durch die schwerste Schädigung des eigenen Ansehens bei Feind und Freund sehr theuer erkauft worden.

Bedrängnis des Ministeriums.

Das Deficit.

Noch größere Gefahren erwuchsen der Herrschaft der Whigs aus dem bedenklichen Zustand der Staatsfinanzen. Seit 1837 hatte der Regierung ein jährliches Deficit zu schaffen gemacht. Bis 1840 war es auf insgesamt 2 732 000 £ angeschwollen. Für 1840—41 betrug es 1 842 000 £ Für 1841—42 ward es auf 2 421 000 abgeschätzt. Kriegerische Verwicklungen im fernen Osten, koloniale und heimische Erfordernisse steigerten die Ausgaben, Stockungen in Handel und Gewerbe minderten die Einnahmen. Dazu kam ein ganz bestimmter großer Ausfallposten, der in Wahrheit die nächste Folgeerscheinung einer für die Zukunft über alles Erwarten fruchtbaren Neuerung bildete. Nach heftig aber vergeblich bekämpften Vorschlägen des genialen Rowland Hill betrug nämlich seit Anfang 1840 das voraus zu entrichtende Porto aller Briefe innerhalb der Grenzen des vereinigten Königreiches bis zu einer halben Unze Gewicht, ohne irgendwelchen Unterschied der Entfernung, nur einen Penny. Bis dahin war, von den Weitläufigkeiten des Postdienstes zu schweigen, für größere Strecken das Vierzehn- oder Fünfzehnfache zu zahlen gewesen. Der sociale und materielle Wert der kühnen Reform hat ihrem geistigen Urheber unsterblichen Ruhm eingetragen. Zunächst indessen schuf sie eine Lücke von mehr als einer Million Pfund Sterling im Einnahmebudget, für deren Ausfüllung nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen war.

Reduktion des Briefporto's.

Barings Budgetentwurf.

Der neue Schatzkanzler Francis Baring hatte sich noch 1840 durch das herkömmliche Mittel stärkerer Anziehung der Schraube von Konsumtionsauflagen aus der Not zu helfen gesucht. Als dies Mittel nicht mehr verfing, beschritt er einen anderen Weg. Er gedachte, die Einnahmen

zu steigern durch Herabsetzung von Schutzzöllen, die bis dahin dem Producenten der Kolonieen wie des Mutterlandes zu Ungunsten des Konsumenten Vorteil gewährt hatten. Nach seiner Rechnung ergab sich eine Mehreinnahme von wenigstens 600 000 £, wenn man den Zoll auf fremdes Bauholz von 55 auf 50 Schilling herabsetzte, und wenn man den Zoll auf kanadisches Bauholz von 10 auf 20 Schilling erhöhte. Desgleichen rechnete er mit Bestimmtheit auf ein Mehr von 700 000 £, wenn man den Zoll auf ausländischen Zucker von 63 auf 36 Schilling erniedrigte. Auch so blieb immer noch über eine Million zu decken. Den größten Teil dieses Fehlbetrages wollte Baring allerdings nur als eine vorübergehende Erscheinung betrachtet wissen. Zur Beseitigung eines Restes von 400 000 £ verwies er aber auf eine unmittelbar vor seiner Rede erfolgte Ankündigung John Russells, die sofort das Signal zum parlamentarischen Entscheidungskampf gab.

Russells Ankündigung über die Kornzölle. 30. April 1841.

Nach John Russells gewichtigen Worten sollte das Haus vier Wochen später die bestehenden Korngesetze in Betracht ziehen. Jedermann verstand, daß es darauf abgesehen war, die stärkste Mauer der Zollmonopole zu unterminiren. Seitdem die Reformbill den Charakter des Unterhauses verändert hatte, war wiederholt der Ruf nach Abschaffung der Korngesetze von den Bänken der Radikalen laut geworden. Auch der whigistische Edelmann Charles Villiers, Lord Clarendons Bruder, hatte in diesen Ruf eingestimmt und 1838 einen dahin zielenden Antrag eingebracht. Aber er fand noch nicht hundert Mitglieder zu seiner Unterstützung. Durch diesen Mißerfolg nicht entmutigt, befürwortete er in den beiden folgenden Jahren eine Revision der Akte von 1828, die das Princip der „gleitenden Skala" mit einem Maximalsatz von $20^2/_3$ Schilling Zoll für den Quarter ausländischen Weizens bei einem Durchschnittspreis des einheimischen von 66 Schilling festgestellt hatte (s. III. 307). Allein die Mehrheit, die so viele Grundeigentümer umschloß, bezeigte keine Neigung, sich auf diese Bahn drängen zu lassen. Von den Kollegen Melbournes traten zwar einige auf Villiers' Seite. Aber Melbourne selbst erklärte es für hellen Wahnsinn, „das Agrikultur-Interesse" des Schutzes zu berauben.

Die Antikorngesetz-Liga.

Inzwischen begann der berühmte Verein, der im Herbst 1838 zu Manchester unter Villiers' Mitwirkung aus bescheidenen Anfängen erwachsen war, seine großartige Agitation durch Wort und Schrift gegen die Vertheuerung des täglichen Brotes. Unter der Leitung Richard Cobdens und mit dem Zutritt John Brights wurde die Antikorngesetz-Liga mit der Zeit eine Macht, derengleichen die neuere Geschichte Europas in Form eines Vereines, abgerechnet vielleicht die einstige „katholische Association" O'Connells, noch niemals gesehen hatte. Selten haben zwei Männer, die das begeisterte Streben für dieselbe Sache zusammengeführt hatte, sich so gut ergänzt, wie das dem unternehmenden, sich

Cobden. fühlenden englischen Bürgertum angehörige Freundespaar. Cobden, der Sohn eines Kleinpächters in Sussex, war nach einer harten, arbeitsreichen Jugend zum Besitzer einer Kattundruckfabrik in Manchester geworden. Er hatte sich, wesentlich als Autodidakt, zu Anschauungen durchgerungen, in denen ein gutes Stück der alten Lehren Benthams zu finden war. Dann hatte er seinen Gesichtskreis durch Reisen nach Amerika, nach dem Orient, nach Deutschland erweitert. Ein paar Schriften, Früchte seines Nachdenkens und seiner Erfahrungen, deuteten schon Hauptpunkte des Programmes an, dem sein öffentliches Wirken fortan galt: Fernhaltung Englands von jeder kriegerischen Einmischung in festländische Verwicklungen, Förderung des materiellen Wohles und der Aufklärung der Massen im eigenen Bezirk des Industriestaates. Freiheit des Handels, vor allem freie Zulassung fremden Korns als Tauschmittel für englische Fabrikate, war die Hauptforderung, die er der mächtigen Aristokratie der heimischen Großgrundeigentümer entgegenstellte. In der Hinwegräumung trennender Verkehrsschranken glaubte er auch die beste Bürgschaft für das friedliche Zusammenleben der Nationen erblicken zu dürfen. Ganz erfüllt von felsenfestem Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, selbstlos und opferfreudig, ein Meister lichtvoller, zum Verstande sprechender Rede, war er wie geschaffen, als Agitator eine außerordentliche Wirksamkeit zu entfalten. Dazu hatte er die unschätzbare Gabe, ein und denselben Gegenstand immer aufs neue von den verschiedensten Seiten beleuchten zu können: wechselnd im Ton, einschmeichelnd, belehrend, satirisch, humoristisch, aber niemals ermüdend und stets schlagfertig

Bright. gegenüber jedem Einwurf. John Bright aus Lancashire, sieben Jahre jünger als Cobden, war wie dieser Inhaber einer Baumwollenfabrik, die er von seinem Vater ererbt hatte. Er war gleichfalls durch ausgedehnte Reisen über den insularen Standpunkt hinweg zu kosmopolitischen Ideen geführt worden. Die Heilslehre des allgemeinen freien Warenaustausches, die zunächst der hochentwickelten englischen Industrie zustatten kommen mußte, gewann auch in ihm einen feurigen Apostel. Zumal das Verlangen, durch zollfreie Zulassung fremder Kornfrucht dem Volke billiges tägliches Brot zu verschaffen, spannte seine Kräfte gleichfalls aufs höchste. Aber seine Stärke lag nicht sowohl in verstandesmäßiger Darlegung, als in leidenschaftlicher Rhetorik. Quäker und Puritaner, durch die Bibel und durch Miltons Muse zur Beherrschung einer urkräftigen, bilderreichen Sprache vorgebildet, wußte er seine Zuhörerschaft im Sturme der Begeisterung mit sich fortzureißen.

Schlaffheit der Regierung. Hätten sich die Inhaber der Regierungsgewalt ohne Säumen mit den Gründern der Antikornzoll-Liga verbündet, so wäre ihnen, nach dem Urteil eines ihrer Mitglieder, ohne Zweifel manche Demütigung erspart worden. „Die Forderung der Freiheit des Kornhandels, schrieb Macaulay

schon 1839 in sein Tagebuch, scheint sehr dringlich zu werden. Wenn die Minister ihr Spiel verstehen, so können sie jetzt vollkommen triumphiren oder mit Ehren abdanken. Sie haben vorzügliche Karten, wenn sie sie zu benutzen wissen." Indessen als nach zwei Jahren das Ministerium der Frage der Kornzölle näher trat, geschah es zu spät und zu schüchtern, um ihm den erhofften Gewinn zu verschaffen oder seinem guten Ruf wieder aufzuhelfen. Auch ging die siegesgewisse Opposition sofort zum Angriff vor, ohne sich um die von Russell gesteckte Frist zu kümmern.

Widerstand zu Gunsten der Kornzölle.

Im Oberhaus wurde Melbourne schon am 3. Mai durch die höhnische Erinnerung an seine überschwängliche, erst jüngst gehörte Schutzrede zu Gunsten der „Agrikultur-Interessen" in die Enge getrieben. Im Unterhaus wurde Russell vier Tage später zur Erklärung gedrängt, die Regierung beabsichtige nicht die völlige Freigebung des Kornhandels, sondern die Ersetzung der gleitenden Skala durch einen festen Zoll von acht Schilling für den Quarter Weizen. Gleichzeitig hatte er eine Resolution des Tory Lord Sandon zu bekämpfen, die Barings Vorschlag einer Erniedrigung des Zolles auf ausländischen Zucker unbedingt abwies. Sandon nahm vor allem das Interesse der westindischen Plantagenbesitzer wahr. Aber seine Resolution war auch darauf berechnet, den Verteidigern der Schutzzölle zahlreiche Bundesgenossen aus den Reihen entrüsteter Verfechter der Sklavenbefreiung zuzuführen. Denn ihnen konnte jede Begünstigung des Arbeitserzeugnisses unfreier Schwarzer als eine Durchbrechung ihrer menschenfreundlichen Absichten dargestellt werden. Acht Nächte hindurch wogte darauf der Redekampf hin und her. Von den einzelnen streitigen Gegenständen ging man zur Beleuchtung der allgemeinen, sich widersprechenden Grundsätze über. Grote hatte den Mut, dem unbeschränkten Freihandel das Wort zu reden und eigensüchtige Heuchler zu entlarven, die sich über die Zulassung anderer von Sklavenhand gewonnener Erzeugnisse, wie Baumwolle und Tabak, durchaus nicht aufregten. Palmerston stellte „Vernunft und Vorurteil, den Nutzen vieler und den Nutzen weniger" in Gegensatz. Aber nicht nur die Konservativen waren über solche Lästerungen empört. Sie erschreckten auch manchen Liberalen, der unmittelbar als Großgrundbesitzer oder mittelbar aus Rücksicht auf die Meinung seiner Wählerschaft an der Erhaltung agrarischer Vorrechte ein Interesse hatte.

Taktik Peels.

Am meisten Beachtung verdienten die Worte Robert Peels, in dem jeder den kommenden Mann erkannte. Wohl vermied es Peel, durch Aufstellung eines ausführlichen Programms sich selbst im voraus die Hände zu binden. Aber er ersparte den Ministern nicht den Vorwurf einer erbärmlichen Finanzverwaltung und sprach ihnen das Recht ab, sich noch länger um jeden Preis an ihre Sitze zu klammern. In Sachen des Kornzolles erklärte er, der gleitenden Skala entschieden den Vorzug vor einem festen

Zoll zu geben, da dieser unter dem Druck einer Hungersnot doch nicht eingehalten werden könne. In Sachen des Zuckerzolles verfocht er mit Wärme aus scheinbaren Gründen der Humanität die Resolution Lord Sandons. Vergeblich suchte Russell in seiner Schlußrede über die Finanzvorschläge der Regierung die Mehrheit zu sichern. Bei der Abstimmung über Lord Sandons Resolution wurde sie mit sechsunddreißig Stimmen geschlagen.

Niederlage des Ministeriums. 19. Mai.

Ein Hauptposten in Barings Budget war damit ausgemerzt. Es schien undenkbar, daß das Ministerium diese Niederlage überleben werde. Aber zu aller Überraschung that es, als sei nichts geschehen. Spöttisch befragt, wann denn nun über die Kornzölle verhandelt werden solle, verwies Russell auf den vierten Juni. So weit jedoch ließ Peel es nicht kommen. Am 27. Mai wagte er den Schritt, der zu Anfang der letzten Session noch mißlungen war. Unter dem Jubel seiner Parteifreunde begründete er in glänzender Rede mit vornehmer Ruhe ein Mißtrauensvotum. Würdig gehaltene Erwiderungen, unter denen die Macaulays sich besonders auszeichnete, konnten den Eindruck seiner Worte nicht verwischen. Mit dem Auftreten Grahams änderte sich der Ton der Debatten. Der Abtrünnige überschüttete die ehemaligen Genossen mit der Lauge seines Hohnes. „Gott Lob, rief er aus, wir haben euch festgenagelt, und ihr könnt euch nicht mehr herauswinden." Er nahm den Sturz dieser „ruchlosen Regierung" als sicher an. Seine Behauptung traf zu. Bei der Entscheidung über Peels Antrag am 4. Juni fanden sich 312 gegen 311 Stimmen zu seinen Gunsten. Eine einzige Stimme genügte, dem Ministerium Melbourne klar zu machen, daß es das Vertrauen dieses Hauses unwiderruflich verloren habe. Es blieb ihm die Wahl zwischen Rücktritt oder Appell an das Land. Offenbar im Wahne befangen, durch ihre letzte Wendung die Volksgunst zurückgewonnen zu haben, gaben die Leiter der Regierung dem zweiten Ausweg den Vorzug. Am 22. Juni wurde das Parlament vertagt. Am Tag danach erfolgte die Auflösung und die Ausschreibung von Neuwahlen.

Peels Mißtrauensvotum.

Seine Annahme. 4. Juni.

Parlamentsauflösung. 23. Juni.

Der Wahlkampf.

In dem Wahlkampf, der von beiden Seiten mit Aufbietung aller Kräfte geführt wurde, hatten die Whigs von Haus aus den Wind gegen sich. Ihre Wahlparole war eine Halbheit. Sie lautete nicht etwa Beseitigung des Getreidezolles, sondern fester Zoll zu dem niedrigen Satze von acht Schilling. Damit ließ sich eine leidenschaftliche Aufwallung der Geister, etwa wie zur Zeit des Ringens um die Reformbill, unmöglich hervorrufen. Auf der anderen Seite reichten sich alle die Hand, denen Erhaltung der Schutzzölle eine Lebensfrage war. Adlige Grundeigentümer mit ihrer Klientel gefügiger Pächter und Inhaber kolonialer Schiffahrts- und Handelsbetriebe standen fest zusammen. Sie fanden Verbündete an den zelotischen Wächtern der anglikanischen Kirche, denen die Whigs nur als gehorsame Diener O'Connells galten. Dazu entbehrte

Melbourne mit seinen Genossen ganz und gar des Vertrauens, das Peel in so hohem Grade genoß, zur Überwindung der schweren finanziellen Bedrängnisse Mittel und Wege auffinden zu können. Freilich in Schottland und Irland wogen die Verluste der liberalen Gesamtpartei nicht allzu schwer. Aber in England erlitt sie eine zerschmetternde Niederlage. Selbst die städtischen Wählerschaften blieben ihr nicht durchweg treu. Von den ländlichen fiel eine nach der anderen von ihr ab. Ihre Gegner rechneten auf eine Mehrheit von neunzig bis hundert Stimmen und erhoben ein überlautes Triumphgeschrei. Niederlage der Whigs.

Sofort nach der Eröffnung des Parlamentes fielen die Würfel. Die Thronrede kündigte die Absicht an, eine Revision der Schutzzölle, insonderheit der Gesetze in Sachen des Getreidehandels, vorzunehmen. Die Adreßdebatte in beiden Häusern spitzte sich zur Stellung der Vertrauensfrage gegenüber dem Ministerium Melbourne zu. Bei den Lords blieb es mit 96 Stimmen hinter 168, bei den Gemeinen mit 269 hinter 360 Stimmen zurück. Sein Schicksal war damit besiegelt. Es reichte seine Entlassung ein. Nach elf Jahren, deren Spuren aufs tiefste in die Geschichte des Landes eingegraben waren, gelangten die Tories wieder zur Herrschaft. Wie 1839 wandte sich die Königin zuerst an den Herzog von Wellington. Wie damals übertrug sie auf seinen Rat Robert Peel die Bildung der neuen Regierung. Diesmal hatte Peel nicht zu fürchten, an der Klippe zu scheitern, die er zwei Jahre zuvor nicht hatte umfahren können. Schon im Mai 1841 war Prinz Albert, in sicherer Voraussicht des baldigen Sturzes der Whigs, unter Vorwissen Melbournes, über die Frage der Zusammensetzung des königlichen Hofstaates mit Peel in geheime Unterhandlung getreten. So schwer es der Königin auch werden mochte: sie stimmte dem Abkommen zu, demgemäß drei der obersten Hofdamen von vornehmer whigistischer Herkunft freiwillig auf ihre Stellen verzichten sollten[1]). Der vor wenig Monaten in Aussicht genommene Fall trat nun ein. Peel fand sich durch nichts auf seinem Wege behindert. Eröffnung des Parlamentes. 24. Aug. 1841. Rücktritt des Ministeriums Melbourne. 30. August.

Trotz der Steifheit seines Wesens gewann er auch bald das persönliche Zutrauen der Herrscherin. Um ihn geschart standen Männer von großem Namen und von bewährter Kraft: Wellington ohne Übernahme eines bestimmten Postens, der Herzog von Buckingham als Geheimsiegelbewahrer, Lyndhurst und Goulbourn als Lordkanzler und Schatzkanzler, Graf Ripon und Gladstone als Präsident und Vicepräsident des Handelsamtes, Graham, Stanley, Aberdeen, Hardinge für das Innere, die Kolonieen, das Auswärtige, das Kriegswesen, Ellenborough als Haupt Bildung des Ministeriums Peel.

[1]) Parker: Peel II. 455 ff. zur Ergänzung der Mitteilungen Stockmars, Greviles u. a.

des ostindischen Kontrollamtes. Peel aber durfte sich als anerkannter, an Autorität allen überlegener Leiter fühlen, erfüllt vom höchsten Bewußtsein dessen, was er dem Gemeinwesen und was er sich selbst schulde. „Übernehme ich die Macht, hatte man ihn noch jüngst im Unterhause sagen hören, so soll es unter meiner, vielleicht unvollkommenen, vielleicht mißverstandenen, aber aufrichtigen Auffassung von öffentlicher Pflicht geschehen. Behalten will ich die Macht nicht, wenn ich sie nicht mit der Wahrung meiner eigenen Ansichten behalten kann, und ich will sie fahren lassen, wenn ich darin nicht durch das Vertrauen dieses Hauses und des Volkes dieses Landes unterstützt werde." Es war etwas Prophetisches in den Worten des wandlungsfähigen Staatsmannes, dessen Hand mit Zerreißung alter Parteibande der Kette großer friedlicher Reformen Englands im Laufe der nächsten Jahre ein neues Glied einzufügen wußte.

Der Chartismus.

Proletarischer Grundzug.

Die parlamentarischen Kämpfe von Whigs und Tories, die mit dem Siege dieser endeten, waren im Inland und Ausland unzweifelhaft der lebhaftesten Teilnahme würdig. Allein noch beachtenswerter war der düstere Hintergrund der Gewitterwolken des Chartismus, von dem sie sich abhoben. Mit dem Chartismus erschien, wie mit Recht bemerkt worden ist, die erste organisirte proletarische Bewegung in der neueren Geschichte Europas. Proletarier waren die Hunderttausende, die den stärksten Heerbann des Chartismus ausmachten. Seine Hauptwaffen waren den Gefühlen der proletarischen Massen angepaßt. Seine letzten Ziele entsprachen den dringenden socialen Beschwerden der untersten Gesellschaftsklasse. Indessen ließ das anerkannte Manifest, „die Volkscharte", das den Chartisten ihren Namen gab, den wesentlich proletarischen Charakter der Bewegung nicht ahnen. Es trug einen rein politischen Stempel, der ursprünglich in der geistigen Werkstatt bürgerlicher Demo-

Vorgeschichte.

kraten geprägt worden war. Die Volkscharte wiederholte die Hauptsätze des Programmes einer radikalen Parlamentsreform, wie es einst durch Bentham und Cobbett aufgestellt worden war. Auch hatte man schon während der Kämpfe um die Reformbill die Bildung einer kleinen Arbeiterpartei erlebt, die sich nur durch die Erfüllung dieses radikalen Programmes

Nationale Union der Arbeiterklasse.

für befriedigt halten wollte. In jener Zeit war die „nationale Union der Arbeiterklasse" gestiftet worden, die jede dahinter zurückbleibende Ab-

[1]) J. L. Tildsley: Die Entstehung und die ökonomischen Grundsätze der Chartisten-Bewegung. (Conrad: Sammlung national-ökonomischer Abhandlungen XIX. 1898.) Daselbst Litteraturangaben. Dazu Dolléans: La naissance du chartisme. (Revue d'histoire des doctrines économiques et sociales II. 1909. S. 309—396.)

schlagszahlung verwarf (s. IV. 509). Das Hauptquartier der Union war die „Rotunda" in Blackfriars Bridge Road. Dort fanden ihre wöchentlichen Versammlungen statt. Unter ihren Führern ragte der Kunsttischler William Lovett hervor, ein nachdenklicher, kränklicher Mann von melancholischem Temperament. Er war stark beeinflußt durch die Lehren Owens, aber mit Owens Abweisung demokratischer Forderungen sehr unzufrieden. Reinste Begeisterung für diese beseelte ihn, und er war immer bereit, mit seiner Person in den Riß zu treten. In der Presse diente der Union als Organ der 1831 begründete „Poor Man's Guardian", wie man wohl gesagt hat, „das erste socialdemokratische Blatt des neunzehnten Jahrhunderts". Es verband socialistische Ideen William Thompsons und Thomas Hodgskins mit den weitestgehenden Forderungen der Demokratie. Als sein Herausgeber und Eigentümer erwarb sich Henry Hetherington großen Ruhm. Er suchte in Jahre langem erbittertem Kampf der damals noch gesetzlichen Fessel des hohen Zeitungsstempels zu entschlüpfen[1]). Hauptredakteur des Blattes war der hochbegabte Irländer Bronterre O'Brien: ein origineller Denker, der beim Studium des Rechtes und bei der Vertiefung in die Geschichte der französischen Revolution zum radikalen Sozialpolitiker geworden war.

Lovett. Hetherington. O'Brien.

Die „nationale Union" löste sich allerdings nach kurzer Wirksamkeit auf. Aber die Keime, die sie ausgestreut hatte, wurden nicht ertötet. Auch traten viele ihrer Mitglieder in den 1836 begründeten „Londoner Arbeiterverein". William Lovett wurde Sekretär des Vereins. Hetherington stand ihm mit Rat und That zur Seite. Der Verein beschaffte ein Lesezimmer und veranstaltete Vorträge. Er drang auf Maßhalten im Genuß geistiger Getränke und auf Teilnahme der Frauen an den Bildungsbestrebungen der Männer. Er gab Druckschriften aus, die „politische und sociale Rechtsgleichheit" für den Arbeiter forderten, und fand bald Nachahmung in anderen Städten. Am 28. Februar 1837 hielt er eine große Versammlung zur Beratung und Unterzeichnung einer ans Parlament gerichteten Petition, deren Hauptsätze lauteten: Allgemeines Wahlrecht[2]), jährliche Parlamente, geheime Wahl, Abschaffung des Census der Abgeordneten, Diäten, Gleichmäßigkeit der Wahlbezirke.

Londoner Arbeiterverein. 1836.

Petition vom 28. Febr. 1837.

[1]) S. über die „nationale Union der Arbeiterklasse" die Verweisung in Bd. IV. 509 auf Wallas: Place und Life of Lovett. Vgl. „Das erste politische Arbeiterprogramm des 19. Jahrhunderts". Von O'Brien in dem Poor Man's Guardian. (Dokumente des Socialismus. Herausgegeben von Bernstein I. 13—26. 1902.) S. über O'Brien vorzüglich Dolléans: La naissance du chartisme S. 341 ff.

[2]) Pauli: Englische Geschichte III. 447 sagt, wie schon Brentano (Preußische Jahrbücher XXXIII. 436) bemerkt, irriger Weise: „Allgemeines Stimmrecht, die Weiber nicht ausgenommen". Das Stimmrecht der Frauen, übrigens schon von Bentham befürwortet (s. I. 182), war nur im ersten Entwurf der Volkscharte gefordert s. Lovett: Life and Struggles S. 170.

Man wollte die Petition durch Roebuck im Unterhaus vorlegen lassen. Man trat mit anderen radikalen Parlamentsmitgliedern und mit O'Connell in Verbindung. Man wählte einen Ausschuß von je sechs Mitgliedern aus dem Arbeiterverein und aus der parlamentarischen Gruppe, um die vereinbarten Punkte in einer Bill zu formuliren. Der Tod König Wilhelms IV. und die Auflösung des Parlamentes unterbrachen diese Verhandlungen. Im ersten Parlament der Königin Viktoria schnitt die Erklärung John Russells, daß die Reformbill als eine „endgiltige Maßregel" zu betrachten sei, vorläufig jede Hoffnung auf ihre Erweiterung ab. Die wenigen radikalen Mitglieder des Unterhauses, die sich mit dem Arbeiterverein eingelassen hatten, zogen sich fast alle von ihm zurück. Aber der Plan der Ausarbeitung einer Bill, mit der Forderung des allgemeinen Wahlrechtes an der Spitze, ward nicht aufgegeben. William Lovett nahm die Hauptlast der Arbeit auf sich. Francis Place (s. II. 446; IV. 515) unterzog sie einer gründlichen Durchsicht und Verbesserung. Auf diese Weise kam „die Volkscharte" zustande, die jene sechs Punkte der Petition vom 28. Februar 1837 in sich aufnahm. Mag der Name von O'Connell oder von einem anderen erfunden sein[1]): man hätte in keinem Fall einen besseren wählen können. Es war die „Magna Charta" des Volkes, die man erringen wollte. Am 8. Mai 1838 erschien sie als Flugschrift im Druck und gelangte in zahlreichen Exemplaren zur Versendung.

Entstehung der Charte. 1838.

Seit den Tagen, da die zwölf Artikel der Bauern die Gaue Deutschlands durchflogen, hatte vielleicht kein auf das Verständnis der Massen berechnetes Manifest so lebhaften Anklang gefunden wie die Volkscharte. In wenig Monaten scharte sich eine Million Menschen um diese Standarte. Mit den Arbeitervereinen, die nach dem Muster des Londoner gegründet waren, jubelten alle die radikalen Gesellschaften ihr zu, die noch aus den Zeiten des Kampfes um die Reformbill bestanden. Der Verein in Birmingham, wo Thomas Attwood (s. IV. 498. 527) seine alte Popularität bewahrte, ging voran. Bis dahin hatte er sich darauf beschränkt, allgemeines Wahlrecht, geheime Wahl, dreijährige Dauer der Parlamente zu fordern. Attwood, im Bunde mit Abgesandten des Londoner Arbeitervereins, riß zuerst in Glasgow eine öffentliche Versammlung zur freudigen Annahme der Volkscharte hin. Im gleichen Sinn sprachen sich große Versammlungen unter freiem Himmel in Birmingham und London aus. Man beschloß, eine Riesenpetition für Bewilligung der Forderungen der Volkscharte im Parlament vorzulegen, und begann zu diesem Zweck

Ihre Verbreitung.

Unterstützung Attwoods.

[1]) Weder Lovett noch Place wissen etwas von der bekannten Erzählung in Gammage: History of the Chartist movement Ed. 2. 1894 und Molesworth: History of England II. 275. Übrigens kommt „The Peoples Charter" schon 1832 als Titel einer Flugschrift vor. S. Held S. 331.

Unterschriften zu sammeln. Auch ward schon von Attwood die Wahl eines Delegirtenkonventes vorgeschlagen, und mit dem Aufruf zu einem „allgemeinen, heiligen Ausstand" gedroht, falls die Petition mißachtet werde. Gleichzeitig fand die Volkscharte Verbreitung in der Tagespresse. Zeitungen und Zeitschriften öffneten ihre Spalten für ihre Empfehlung. Bald gab es kaum eine größere Stadt, die nicht ein chartistisches Journal besessen hätte.

Bei der zur Schau getragenen Begeisterung Attwoods für die Volkscharte spielte u. a. die Hoffnung mit, diese Waffe in seinem hartnäckigen Kampf gegen die bestehende Goldwährung verwenden zu können. In Wahrheit mochte seine fixe Idee der chartistischen Bewegung eher zur Schwächung als zur Stärkung gereichen. Hingegen schöpfte sie unwiderstehliche Kraft aus zwei Agitationen, die schon vor ihr eingesetzt und vor allem die arbeitende Bevölkerung der Fabrikbezirke tief erregt hatten. Bei der einen jener Agitationen handelte es sich um den Ansturm gegen das neue Armengesetz, der auch in den Parlamentssälen widerhallte. Mochte der parlamentarische Untersuchungsausschuß nachmals den obersten Kommissären der Armenbehörde und den Gesamtwirkungen des Gesetzes von 1834 (s. IV. 534) ein lobendes Zeugnis ausstellen: in den Augen der großen Masse waren die Arbeitshäuser nur Gefängnisse für die in ihnen eingepferchten Armen und ihre Verwalter nur barbarische Schergen unbarmherziger Tyrannen. Man wußte zu erzählen, daß in diesen „Bastillen" die Familien auseinandergerissen, Mann und Weib, Mütter und Kinder grausam getrennt würden. Die Elendigkeit der Kost, der Kleidung, der Schlafräume wurde in den abschreckendsten Farben geschildert. Kranke und Gesunde sollten in dasselbe Bett gesteckt, kleine Jungen Tage und Nächte lang zur Strafe in Hundelöcher eingesperrt, erwachsene Mädchen mit Stockstreichen traktirt sein. Manches an diesen Berichten war freilich übertrieben. Allein zahlreiche Beispiele unerhörter Härte bei der Ausführung der neuen Armenordnung ließen sich nicht ableugnen. Überhaupt aber galt sie tausenden als eine teuflische, fluchwürdige Erfindung der Besitzenden. Die Last der Armensteuer, die diese zu tragen hatten, ward durch sie erleichtert. Der Arbeiter aber, so hieß es, sollte gezwungen werden, aus Angst vor den Schrecken des Arbeitshauses sich lieber um schlechteren Lohn zu verkaufen und Hunger zu leiden.

Agitation gegen das Armengesetz.

Mit der Agitation für die Aufhebung der verhaßten neuen Armenordnung war die Agitation für die Einführung des Zehnstundentages allmählich zusammengeflossen. Seit Richard Oastler, Thomas Sadler, Lord Ashley, tief ergriffen durch die Leiden der Arbeiterjugend beiderlei Geschlechtes, eine gesetzliche Einschränkung der täglichen Fabrikarbeit noch nicht Achtzehnjähriger auf zehn Stunden verlangt hatten, war „der Zehnstundentag" ein Losungswort für die Parias der englischen Gesellschaft

Agitation für den Zehnstundentag.

geblieben. Die abgeschwächte Bill von 1833, wennschon sie einige der schreiendsten Übel der Arbeit Unerwachsener wenigstens in der Textilindustrie beseitigte (s. IV. 525), hatte diese Forderung nicht in Vergessenheit bringen können. Sie prägte sich den Gemütern um so tiefer ein, je häufiger selbst die mageren Schutzvorschriften jener Bill umgangen wurden. Nach Oastlers Auffassung waren nun die Fragen des Zehnstundengesetzes und der neuen Armenordnung für immer untrennbar. Diese schien ihm dazu bestimmt zu sein, „die Sklaverei in den Fabriken fortzusetzen", die das Zehnstundengesetz gerade „aufheben sollte". Dieselbe Meinung wie der Tory Richard Oastler vertrat der Radikale John Fielden. Selbst Eigentümer einer Baumwollspinnerei, ward er nicht müde, wie gegen die Armenordnung, so gegen die Knechtung der Fabrikkinder zu eifern. Unter Oastlers und Fieldens Mitwirkung wurden daher seit 1835, namentlich in den Fabrikbezirken, stürmische Volksversammlungen abgehalten, auf denen beide Gegenstände zur Sprache kamen.

Oastler und Fielden.

Nach dem Erscheinen der Charte änderte sich der Charakter dieser Versammlungen. Jede derselben verwandelte sich unversehens in eine Heerschau von Verfechtern der sechs Punkte radikaler Parlamentsreform. Wer das Armengesetz verwünschte und wer den Zehnstundentag ersehnte, lauschte begierig auf die Heilsbotschaft der Volkscharte. Von einem Unterhaus, wie es nach ihr vorausgesetzt wurde, erhofften alle, die von jenen Gefühlen beherrscht wurden, mit Sicherheit rasche Erfüllung ihrer Begehren. Ganz abgesehen davon, hatte das Wort Volkscharte für Unzählige, die ihren genauen Inhalt nicht kannten oder nicht zu schätzen vermochten, einen zauberhaften Klang. Noch bestanden die grauenvollen Drangsale des englischen Industrieproletariates, die Friedrich Engels wenig später mit scharfem Griffel zeichnete, in beinahe ungemilderter Härte. Die besitzlosen, sich selbst überlassenen, ausgenutzten Millionen, jämmerlich einquartiert in den schmutzigsten, ungesundesten Stadtvierteln, wo der Branntwein fast ihre einzige Freudenquelle war, führten in der Regel ein menschenunwürdiges Dasein. In vielen nicht geschützten Gewerben belief sich die Arbeitszeit, auch für Frauen und Kinder, auf vierzehn bis fünfzehn Stunden im Tag. In Folge der zunehmenden Konkurrenz der Iren, die massenhaft von der übervölkerten heimischen Insel den englischen Industriebezirken zuströmten, wurde der Lohn nicht selten immer tiefer herabgedrückt. Dazu kam mit 1837 der Beginn schlechter Erntejahre und eine Erhöhung der Kornpreise, die sich vor allem dem von der Hand in den Mund lebenden Arbeiter fühlbar machen mußte. Und doch war durch Owen und Owens Anhänger auch in ihm ein früher nicht empfundenes Kraftbewußtsein geweckt worden. Was Wunder, wenn sich in seinen Kopf der Gedanke eingrub, die Volkscharte werde

Eindruck der Charte.

Elend des Industrieproletariates.

Hungerjahre.

ihm zur Erlösung von seinen Qualen verhelfen, es gelte, alle Kräfte anzuspannen, sie den herzlosen Zwingherren abzuringen.

Riesenversammlungen der Arbeiter.

Mit der regen Teilnahme des sich aufbäumenden Proletariates der ungelernten Lohnarbeiter erhielt der Chartismus erst seine bedrohliche Gestalt. Zu tausenden drängten sich Männer und Frauen in grober Tracht, Gesicht und Hände noch rußig, selbst bei strömendem Regen zu den angesagten Versammlungen inmitten der Städte oder auf freiem Feld. Hie und da mußten die Fabriken geschlossen werden, weil alle Arbeitsplätze leer blieben. Draußen rissen derweilen weit und breit bekannte Redner die erhitzten Scharen zu tosendem Beifall hin. Großen Eindruck machte jedesmal Lovetts Freund, der grundehrliche, feurige Henry Vincent, seines Zeichens Drucker, von einem Zeitgenossen als der „Demosthenes" der Chartisten gepriesen. Doch konnte er noch als sehr gemäßigt gelten, verglichen mit O'Connor und Stephens, die viel stärkere Töne anschlugen. Der Ire Feargus O'Connor, von Haus aus Advokat, war 1833 als Gefolgsmann O'Connells ins Parlament gewählt worden. Er hatte sich aber bald mit seinem berühmten Landsmann überworfen und in Ermangelung des erforderten Vermögensnachweises auch seinen Sitz im Unterhause verloren. Seitdem hatte er sich bei der Agitation gegen die Armenordnung und für das Zehnstundengesetz hervorgethan und mit dem radikalen Wochenblatt „Der Nordstern" ein Sprachrohr auch in der Presse geschaffen. Unterstützt von dem ihm geistig weit überlegenen O'Brien machte er dies Blatt zum Hauptorgan des Chartismus und fesselte gleichzeitig die tausende seiner Hörer, ein Mann von gigantischer Körperkraft, herkulischer Gestalt, mächtiger Stimme, bei aufrichtigem Mitleid mit der traurigen Lage der Massen herrschsüchtig und stets bereit, den rohen Instinkten der Ungebildeten zu schmeicheln, alles in allem zum Demagogen wie gemacht. Nächst ihm war Josef Stephens ein Haupttribun der Arbeiter, der Sohn eines methodistischen Geistlichen, selbst als solcher seit jungen Jahren thätig und aus eigener Anschauung mit dem Elend des Fabrikproletariates vertraut. Der Plan radikaler Parlamentsreform war ihm gleichgiltig, aber er erkannte, wie viel Kapital sich aus dem Wort „Chartismus" schlagen ließ. „Der Chartismus, meine Freunde, rief er einmal in einer Riesenversammlung auf Kersall Moor unweit Manchester aus, ist keine politische Frage, wobei es sich darum handelt, daß ihr das Wahlrecht erlangt usw. Der Chartismus ist eine Messer- und Gabelfrage, die Charte das heißt: gute Wohnung, gutes Essen und Trinken, gutes Auskommen und kurze Arbeitszeit." Er wies wohl auf eine nahegelegene Fabrik und mahnte, nie zu vergessen, daß ihre Ziegelsteine mit dem Blut von Weibern und Kindern verkittet seien.

Vincent.

O'Connor.

Stephens.

Verhalten der Regierung.

Die Regierung ließ lange Zeit die wachsende Bewegung völlig ge-

währen. Dem Drängen auf Unterdrückung der chartistischen Versammlungen widerstand John Russell durch die öffentliche Erklärung (3. Okt. 1838), das Volk habe ein Recht auf freie Meinungsäußerung, Furcht müsse man hegen, wenn die Menschen durch Gewalt zur Stiftung geheimer Verbindungen getrieben würden. Indessen gab es, bei aller Achtung vor dem Recht der freien Meinungsäußerung, doch Grenzen für die neutrale Haltung der Obrigkeit. Die Arbeiter, die den Tagesverdienst nicht entbehren konnten, schritten zu nächtlichen Versammlungen bei Fackelschein. Das ungewohnt Geheimnisvolle der Scenerie erhöhte die Wirkung der aufreizenden Reden. Einzelne Teilnehmer der Versammlungen kamen im Dunkel bewaffnet heranmarschirt. Stephens fand das ganz in Ordnung und ließ einmal zur Probe eine Salve abgeben. Er feuerte seine Zuhörer an, Mann für Mann Flinten und Piken zu ergreifen oder die Brandfackel in die verhaßten Zwingburgen der Fabrikherren zu schleudern. Hierauf erging am 12. December 1838 eine Proklamation, die nächtliche Versammlungen für ungesetzlich erklärte. Stephens, der sich dem Verbot nicht fügen wollte, wurde unter ungeheurem Zulauf in Haft genommen. Gegen Bürgschaft freigelassen und seitdem ersichtlich zahmer geworden, stand er im Sommer 1839 vor dem Schwurgericht in Chester, das ihn zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilte.

Verbot der nächtlichen Versammlungen. 12. Dec. 1838.

Stephens' Verurteilung.

Inzwischen trat am 4. Februar 1839 in London jener allgemeine Konvent der Chartisten zusammen, den Attwood schon im Frühling des Jahres 1838 in Vorschlag gebracht hatte. Es waren einige fünfzig Abgeordnete, die meisten in großen Versammlungen der Fabrikstädte gewählt, aber keineswegs vorwiegend Lohnarbeiter, sondern der Mehrzahl nach Angehörige des radikal gesinnten Bürgertums. Sie übertrugen Lovett das Amt des Sekretärs und verhandelten in weitschweifigen Reden mehrere Monate über brennende Fragen, wie die Armenordnung, die Zehnstunden-Bill, die Zustände Irlands u. a. m. Dabei blieb jedoch der Hauptzweck des Konventes, die Ausfertigung der Massenpetition für Gewährung der Volkscharte, nicht vergessen. Nur von ihrer letzten Forderung, der Gleichmäßigkeit der Wahlbezirke, nahm man dabei Abstand. Die Urkunde, mit 1 283 000 Unterschriften bedeckt, ein riesenhafter Pergamentcylinder, ward in Attwoods Wohnung verbracht. Er übernahm es, sie dem Hause der Gemeinen vorzulegen. Schon aber hatte sich im Konvent ein hitziger Streit über die Frage erhoben, was im Fall der Abweisung der Petition geschehen solle. Es gab eine Partei „der moralischen Macht", die sich vor der Anwendung ungesetzlicher Maßregeln scheute. Als ihr Wortführer konnte Lovett gelten. Es gab eine Partei „der physischen Gewalt", die es für zulässig erklärte, nach Erschöpfung aller anderen Mittel, das Volk zum Kampf mit den Waffen aufzurufen.

Zusammentritt des Chartistenkonventes. 4. Febr. 1839.

Seine zwei Parteien.

An der Spitze dieser Partei erschien O'Connor. Vielleicht mochte es ihm in erster Linie nur darauf ankommen, durch den drohenden Hinweis auf die unwiderstehliche Kraft der schwieligen Fäuste sich die unbedingte Ergebenheit der Massen zu sichern. Jedenfalls waren seine Worte nicht mißzuverstehen. Er hatte schon im Sommer 1838 bei den ersten chartistischen Zusammenkünften durch wilde Reden Anstoß erregt. Auf dem Londoner Konvent führte er nebst seiner Gefolgschaft eine so heftige Sprache, daß sich eine Anzahl von Abgeordneten zum Ausscheiden veranlaßt sah. Es waren lauter Angehörige der bürgerlichen Klasse, die sich dadurch von der Gemeinschaft mit der Arbeiterschaft offen trennten. Ihre Entfernung gab O'Connor das Übergewicht. Auch Lovett sah sich wohl oder übel genötigt, wenn er nicht vom Platze weichen wollte, ihm die Leitung zu überlassen.

Seine Übersiedelung nach Birmingham. 13. Mai 1839.

Der nächste Schritt, der auf O'Connors Andringen[1]) unternommen wurde, war die Übersiedelung des Konventes nach Birmingham. Während der letzten Wochen war die Aufregung in den Fabrikbezirken beständig gewachsen. Hie und da war es zu Gewaltthätigkeiten und strengen Gegenmaßregeln der Behörden gekommen. Unter anderen ward Vincent, Mitglied des Konventes, während einer Agitationsreise in Monmouthshire verhaftet. Nach O'Connors Ansicht war die Sicherheit des ganzen Konventes in London gefährdet. Dagegen schien Birmingham mit seiner starken Bevölkerung von Fabrikarbeitern genügenden Schutz und Rückhalt zu verbürgen. Am 13. Mai hielt der Konvent dort seinen feierlichen Einzug. Sein erstes Geschäft an dem neuen Beratungsort war die Annahme eines schon in London abgefaßten Manifestes[2]). Es bezeugte den zunehmenden Einfluß der Partei der physischen Gewalt. „Hinweg mit der Feigheit — hieß es in dem flammenden Aufruf an die ‚Landsleute und Mitknechte' —, Schmach über das duldsame Geschöpf, das die Erniedrigung seines Landes ansehen kann ohne Kampf, um sie abzuwenden, oder ohne Vorsatz, sie zu beseitigen. Lieber wollen wir wie Simson die Säulen umklammern, die unser soziales Gebäude stützen, und unter ihren Trümmern fallen, wenn wir es nicht auf Grundlagen der Gerechtigkeit aufbauen können. Wir sind entschlossen, unsere Rechte zu erringen, kann es sein auf friedlichem Weg, kann es nicht sein mit Gewalt." Hierauf folgte eine Reihe von Vorschlägen, über deren Annahme die Wähler des Konventes in ihren Vereinen oder Versammlungen bis zum 1. Juli sich schlüssig machen sollten. Diese Vorschläge waren teils gesetzlich, teils ungesetzlich,

Sein Manifest.

[1]) Irrtümlich schreibt (nach Molesworth II. 280) Spencer Walpole: History of England IV. 53: „On the advice of Attwood".

[2]) Vgl. Lovett: Life S. 207—215, zur Ergänzung von Tildsley a. a. O., der aus den Place Mss. schöpft, aber irriger Weise den Erlaß des Manifestes nach London verlegt.

teils praktisch, teils unpraktisch. Es sollte sich u. a. um gleichzeitige Zurückziehung aller Einlagen aus Sparkassen und Banken, Umtausch des Papiergeldes in bare Münze, allgemeine Arbeitseinstellung während eines „heiligen Monats"[1]), ausschließlichen Geschäftsverkehr mit Chartisten handeln. Man wollte aber auch wissen, ob es der Wille des Volkes sei, sich mit Waffen zu versehen, um mit allen Mitteln für die Charte zu kämpfen. Offenbar schwebte den Verfassern des Manifestes die Erinnerung an die letzten Anstrengungen im siegreichen Ringen um die Reformbill vor. Indessen damals war der ganze bürgerliche Mittelstand und die Arbeiterklasse einig gewesen, während der Chartismus von Tag zu Tag mehr Sache der letzten allein wurde.

Seine Vertagung. 17. Mai bis 1. Juli.

Das Manifest ward in zehntausend Exemplaren gedruckt und im Lande verbreitet. Während der Pfingsttage gingen die Konventsmitglieder in ihre Wahlorte ab, um sich über seine Wirkung ein Urteil zu bilden. Überall wurden Massenversammlungen gehalten, die der fieberhaft erregten Stimmung der Arbeiter Ausdruck gaben. „Hunderte, erzählt ein Chartist in seinen Lebenserinnerungen, rüsteten insgeheim Waffen zu. Wer nichts besseres hatte, schärfte eine alte Feile und steckte sie in einen Stiel"[2]). Kaum war der Konvent wieder in Birmingham vereint, als eben hier ein blutiger Zusammenstoß erfolgte. Den Stadtbehörden erschienen die gewohnten Volksversammlungen auf dem Bullring so gefährlich, daß sie für gut hielten, sich hundert Mann der Londoner Polizei zu verschreiben. Das gewaltsame Einschreiten dieser „fremden" Mannschaft erbitterte die Arbeiter aufs äußerste. Sie setzten sich sofort zur Wehre. Der Konvent suchte sich ins Mittel zu legen, aber er war machtlos. Ein von Lovett, als dem Sekretär, unterzeichneter und angeschlagener Protest gegen die Übergriffe der Behörden und der Polizei trug selbst ihm, der immer zu den Gemäßigten gehört hatte, Verhaftung ein. Inzwischen entschied sich das Schicksal der chartistischen Riesenpetition im Unterhaus. Man hatte Attwood zwar gestattet, ihren Inhalt zu begründen. Allein die überwiegende Mehrheit des Hauses betrachtete sie als ein nicht ernst zu nehmendes Aktenstück. Das Ungeschick Attwoods, der sich die Gelegenheit zu einem erneuten Vorstoß gegen die Goldwährung nicht entgehen ließ, that ein übriges. Sein Antrag, die Petition in Beratung zu ziehen, ward am 12. Juli abgelehnt. Die Kunde dieser Zurückweisung mochte in Birmingham nicht wenig zur Erhitzung der Geister beitragen. Genug: am Abend des 15. Juli griff ein wütender Volkshaufe die Polizeistation auf dem Bullring an, steckte Häuser und

Sein Wiederbeginn. 1. Juli.

Verhaftung Lovetts.

Zurückweisung der Chartistenpetition. 12. Juli.

Aufruhr in Birmingham. 15. Juli.

---

[1]) Der Vorschlag eines grand national holiday war schon 1832 in einer Flugschrift William Benlows aufgetaucht s. Dolléans: La naissance du chartisme a. a. O. S. 381 ff.

[2]) Holyoake: Sixty years of an agitators life 1893. III. 83.

Läden in Brand und wich erst, als Militär mit gefälltem Bajonett anrückte, von der Stätte der Verwüstung.

Der Konvent, der in Birmingham kein Sitzungslokal mehr fand, nahm seine Verhandlungen in London wieder auf. Aber in seinen eigenen, stark gelichteten Reihen herrschte Mutlosigkeit. Nur in der ersten Aufwallung der Entrüstung über die Mißachtung der Petition ließ er sich zur Ansetzung eines Termines für den Beginn des „heiligen Monats" fortreißen. Sehr bald jedoch besann er sich eines besseren. Nach Berichten einzelner Delegirten konnte man sich darüber nicht täuschen, daß die Aufforderung zu einem allgemeinen Ausstand an vielen Stellen des Landes keinen Anklang finden werde. Namentlich war es gewiß, daß die Gewerkvereine, abgeschreckt durch ihre jüngsten Erfahrungen (s. IV. 528. V. 201), auf ein Wagnis, dem jede Aussicht auf Erfolg fehlte, sich nicht einlassen würden. Es war O'Brien, bis dahin ein Hauptverfechter der Ergreifung äußerster Maßregeln, der die Kassirung des Beschlusses durchsetzte, die gesamte Arbeiterschaft zur Innehaltung eines „heiligen Monats" zu verpflichten. Nach diesem Eingeständnis der Schwäche löste der Konvent sich auf. Mancher Chartist ward durch den Fehlschlag gehegter Hoffnungen entmutigt. Gelüste thätlicher Auflehnung in den nördlichen Fabrikbezirken wurden durch Verstärkungen der Polizei und des Militärs, die das Parlament bewilligt hatte, im Zaume gehalten. Ohne zu Ausnahmegesetzen ihre Zuflucht zu nehmen, hielt die Regierung sich für hinlänglich gewappnet und fürchtete keinen gewaltsamen Ausbruch mehr.

Rückkehr des Konventes nach London.

Seine Auflösung. 6. Sept. 1839.

Indessen gab es eine kleine Gruppe von Chartisten, die sich ernstlich mit dem Plan bewaffneter Erhebung trug. O'Connor scheint zu den Eingeweihten gehört, aber dem Erfolg mißtraut zu haben[1]). Zur Zeit der Ausführung weilte er, weit vom Schuß entfernt, in Irland. Der Hauptbeteiligte war John Frost, Leinenhändler in der walisischen Stadt Newport, wo er bis vor kurzem das Amt des Mayors bekleidet hatte. Wegen aufrührerischer Reden abgesetzt, hatte er im Konvent immer die Partei der physischen Gewalt ergriffen. Er betrieb mit zwei Gleichgesinnten die Aufwiegelung der walisischen Bergleute, deren Elend das des Fabrikproletariates vielleicht noch übertraf. Man wollte in drei Kolonnen gegen Newport marschiren, wo der von den Arbeitern vergötterte Vincent gefangen saß. Seine Befreiung sollte das Signal eines allgemeinen Aufstandes abgeben. Allein das Unternehmen scheiterte gleich anfangs an den Mängeln der Ausführung. Frost drang zwar am Morgen des 4. November mit ein paar tausend schlecht bewaffneter Grubenarbeiter in Newport ein. Aber die zweite Kolonne kam zu spät, die dritte blieb aus, und der Angriff wurde durch eine kleine, beherzte Schar von Bürgern und Soldaten abgeschlagen.

Aufstand in Newport. 4. Nov. 1839.

[1]) E. C. K. Gonner: The early History of Chartism. (English Historical Review 1889. IV. 642.)

Zwanzig Angreifer blieben tot auf dem Platz. Die Flüchtigen zerstreuten sich. Frost und seine beiden Mitverschworenen fielen den Verfolgern in die Hand. Die Todesstrafe wegen Hochverrates, die der Spruch der Geschworenen ihnen zuerkannte, wurde wegen eines Formfehlers in die Strafe der Deportation umgewandelt. Chartistenführer, die bis dahin noch auf freiem Fuß waren, konnten der Verhaftung und Anklage nicht entgehen. Auch O'Connor ward vor Gericht gestellt und zu achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt.

Processe und Verurteilungen.

Nun erst schien das kühne Wort zur Wahrheit zu werden, das der Oberstaatsanwalt John Campbell schon im Herbst des Jahres 1839 gesprochen hatte: „Der Chartismus ist tot und wird nie wieder aufleben." Die namhaftesten Bekenner des Chartismus saßen hinter Schloß und Riegel. Versammlungen, zu denen seine Anhänger berufen wurden, nahmen an Zahl und Teilnehmermassen ab. Erzeugnisse der Presse, die sein Programm kundgemacht hatten, verkümmerten oder verschwanden ganz und gar. Die Machthaber wünschten sich Glück dazu, die Ruhe wiederhergestellt zu haben. Die Masse der Besitzenden und Gebildeten glaubte die Wurzeln des Übels mit der erzwungenen Entfernung der agitatorischen „Volksverführer" vom öffentlichen Schauplatz ausgerottet zu sehen.

Scheinbares Schwinden des Chartismus.

Zu den tiefer Blickenden, die sich beim zeitweiligen Verschwinden drohender Anzeichen nicht beruhigten, gehörte Thomas Carlyle. Seine Schrift über den Chartismus war ganz von dem Geist erfüllt, der ihn, wennschon ohne jede Beteiligung am Socialismus der Oweniten, zum Prediger socialer Gesinnung werden ließ. „Das Wesen des Chartismus, rief er den kurzsichtigen Optimisten zu, lebt noch. Chartismus bedeutet die bittere, sich empörende Unzufriedenheit, die schlechte Lage und daher die schlechte Gesinnung der arbeitenden Klasse Englands. Er ist ein neuer Name für ein Ding, das schon viele Namen gehabt hat und noch viele Namen haben wird. Die Sache des Chartismus ist gewichtig, tiefgewurzelt, weit ausgedehnt. Er hat nicht gestern erst begonnen und wird nicht heute oder morgen endigen. Zu sagen, daß der Chartismus wahnsinnig, verbrecherisch, schändlich sei, ist keine Antwort. Wenn es sich um eine allgemeine Krankheit der Unzufriedenheit handelt, dann müssen wirksame Heilmittel angewandt werden. Mit polizeilichem Zwang ist es nicht gethan." Carlyle legte den Finger in so manche offene und versteckte Wunde der englischen Gesellschaft. Er machte vor allem die „oberen Klassen" mit ihrer eigensüchtigen Überspannung des bequemen Grundsatzes, „die Dinge gehen zu lassen", für die fressenden Schäden des Volkskörpers verantwortlich. „Nicht das Dasein des Chartismus, schloß er, sollte Wunder nehmen, sondern daß die zur Tafel geladenen Hungrigen acht Jahre lang geduldig von einem sogenannten Reform-Ministerium etwas erwartet und erst nach acht Jahren die Hoffnung verloren haben."

Urteil Carlyles. 1839.

Die Geschichte gab Carlyle recht. Der Chartismus war nicht tot. Er lebte bald wieder auf. Schon im Juli des Jahres 1840 traten Delegirte einzelner chartistischer Lokalvereine in Manchester zusammen, um sie, unter Verzicht auf Anwendung von Gewaltmitteln, zu einer kraftvolleren „Nationalen Chartistenassociation" zu verbinden. Dann öffneten sich nach und nach die Gefängnisse, und die der Freiheit Wiedergegebenen wurden als Märtyrer einer heiligen Sache gefeiert. Viele von ihnen hatten in der Haft eine barbarische Behandlung erdulden müssen. Ihr Anblick und ihre Erzählungen riefen eine tiefgehende Entrüstung hervor. Es kam die Zeit der parlamentarischen Niederlage der Whigs und der Ausschreibung von Neuwahlen. Die Chartisten konnten zwar keinem einzigen ihrer eigenen Kandidaten einen Sitz verschaffen. Aber gemäß der von O'Connor ausgegebenen rachsüchtigen Parole schlossen sie an vielen Orten ein Bündnis mit den Tories, die es an Geld nicht fehlen ließen. Inzwischen mehrten sich die Reihen der Chartisten auch nach der Bildung der neuen Regierung. Der „Nordstern" brachte es, wie versichert wird, auf einen Absatz von 50 000 Exemplaren. Eine zweite Petition, bei der die irischen Repealers sich beteiligt hatten, für unverzügliche Gewährung der Volkscharte, war angeblich mit 3 300 000 Unterschriften versehen. Sie wurde am 2. Mai 1842, von sechzehn Männern getragen, in feierlichem Aufzug nach Westminster geleitet. Man mußte sie in mehrere Stücke zerschneiden, um sie durch die Thore in den Sitzungssaal des Unterhauses zu verbringen. Dort verfocht am nächsten Tage der Radikale Thomas Duncombe den ungewohnten Antrag, die Bittsteller oder ihren Rechtsbevollmächtigten an der Barre des Hauses zu vernehmen. Eine lange Debatte schloß sich daran, in der den Petenten selbst von denen, die ihren guten Willen anerkannten, manches harte Wort gesagt wurde. Die größte Wirkung erzielte wohl Macaulay. Er mochte, wie Carlyle, die tieferen Ursachen der chartistischen Bewegung nicht verkennen. Er wußte sich auch frei von dem Wahn, die Reformbill für eine Satzung von ewiger Dauer zu halten. Er stimmte mit einigen Forderungen der Charte überein und war bereit, über andere mit sich reden zu lassen. Aber gerade dem Hauptbegehren, „der Gewährung des allgemeinen Wahlrechtes vor dem Dasein allgemeiner Erziehung" glaubte er gewissenhafter Weise mit allen Kräften sich widersetzen zu müssen.

Wiederaufleben des Chartismus.

Die Chartisten als Gegner der Whigs.

Ihre zweite Petition im Unterhaus. 2. Mai 1842.

Debatte.

In den Motiven der Petition war über die Fülle von „Monopolen", die durch „die Klassengesetzgebung" geschaffen seien, über die unerträgliche Steuerlast, die gutenteils von der Verzinsung der aus der Kriegszeit stammenden Staatsschuld herrühre, bittere Klage geführt. Hier zeigte sich offenbar der Einfluß gewisser Ideen O'Briens. Dieser „Schulmeister des Chartismus", wie O'Connor ihn nannte, sprach u. a. für Verstaatlichung des Grund und Bodens gegen Entschädigung und für Abwälzung

Befürchtungen Macaulays.

der nationalen Schulden- und Zinsenlast auf den begünstigten Grundbesitz. Aber er verwahrte sich gegen den Vorwurf, eine Aufteilung des Privateigentums zu erstreben. Indessen glaubte Macaulay, wie viele seiner Zeitgenossen aus den eigenen Worten der Chartisten den Schluß ziehen zu dürfen: „Falls man ihnen Macht giebt, so wird der erste Gebrauch, den sie davon machen werden, darin bestehen, jedermann im Königreich auszuplündern, der einen guten Rock trägt oder der unter einem guten Dach wohnt." Vor allem diese Befürchtung machte ihn zum Gegner des allgemeinen Wahlrechtes „der durch Leiden erbitterten und durch Unwissenheit verblendeten Massen". Auch ohne seine Mahnung wäre die Verwerfung des Antrages Duncombes mit starker Mehrheit entschieden gewesen. In einem schwach besetzten Hause ergaben sich nur 49 Stimmen gegen 287 für ihn. Damit war auch der zweiten Riesenpetition für Gewährung der Volkscharte ein parlamentarisches Begräbnis bereitet.

Zurückweisung der Petition.

Verschärfung des Notstandes.

Dieser Mißerfolg traf mit einer Verschärfung des Notstandes in den Industrie- und Bergwerksbezirken zusammen. Während die Getreidepreise nach einer neuen Mißernte gestiegen waren, wurden die Löhne an vielen Orten bedeutend herabgesetzt. Da brach sich unter den verzweifelten Arbeitern wieder der Gedanke Bahn, die Waffe zu ergreifen, auf die das Manifest des Chartistenkonventes hingewiesen hatte. Der „heilige Monat" sollte erzwingen, was nächst der Charte das Schlagwort in allen Versammlungen wurde: „Ehrlichen Tagelohn für ehrliche Tagesarbeit." Von Staffordshire breitete sich die Bewegung im Sommer nach Cheshire, Lancashire, Warwickshire, Yorkshire, Schottland aus. Am 9. August zogen tausende gegen die Stadt Manchester. Sie erhielten auf das Versprechen hin, nichts Gewaltsames vornehmen zu wollen, freien Einlaß und stellten sofort die meisten Fabriken still. In den nächsten Tagen fand dies Beispiel weit und breit Nachahmung. Die Kessel der Dampfmaschinen wurden durch Entfernung der Pfropfen vorläufig unbrauchbar gemacht, die Feuer gelöscht, die Fabrikräume geschlossen. Außer in den Kornmühlen ward rings um Manchester auf einem großen Gebiet gefeiert. Ein Ausschuß der Strikenden bestimmte, in welchen Fällen etwa sonst die Regel des „heiligen Monats" durchbrochen werden dürfe. Diesmal schien es, als werde es gelingen, auch die Gewerkvereine mitzureißen. Auf einem Abgeordnetentag der Gewerkschaften von Lancashire und Yorkshire wurde beschlossen, allen Lohnarbeitern zu empfehlen, die Arbeit so lange einzustellen, bis die Charte „Gesetz des Landes wird"[1]). Nicht überall ging es ohne Zerstörung von Eigentum

Versuch des Generalstrikes.

[1]) S. und B. Webb: Die Geschichte des Britischen Trade Unionismus. Deutsch von Bernstein S. 138.

oder thätliche Verletzungen von Personen ab[1]). Hie und da kam es zu Plünderungen von Bäcker- und Fleischerläden. In Preston wurden Steine auf die Wacht haltenden Soldaten geschleudert, worauf sie mit einer Salve antworteten. Aber im allgemeinen benahm sich die Masse der Hungernden mit einer unerwarteten Selbstbeherrschung. Indessen erlahmte ihre Kraft binnen wenig Wochen. Selbst im Norden fand der Aufruf zur Arbeitseinstellung an vielen Plätzen keinen Gehorsam. Die Gewerkvereine, als solche, weigerten sich an dem Generalstrike teilzunehmen. Ihrer sieben legten durch ihre Sekretäre gegen jeden darauf hinzielenden Beschluß Protest ein. In London, wo der Ruf: „Heiliger Monat" in einigen Versammlungen widerhallte, lähmte die Verhaftung mehrerer Agitatoren den Eifer ihrer Anhängerschaft. Die Regierung hatte für alle Fälle umfassende militärische Vorsichtsmaßregeln getroffen. Indessen zeigte es sich bald, daß es nicht notwendig sein werde, von ihnen Gebrauch zu machen. Der Versuch des „heiligen Monats" konnte als vollkommen gescheitert betrachtet werden. Die Grollenden, um ihre Siegeshoffnungen Betrogenen, nahmen die Arbeit wieder auf und duldeten wie zuvor.

Sein Scheitern.

Gemäß einer weit verbreiteten Ansicht war die Auflehnung der Arbeiter anfangs in den Reihen des radikalen Bürgertums als ein erwünschtes Hilfsmittel seiner eigenen Bestrebungen begrüßt worden. Wie dem auch sei: je mehr jene Auflehnung um sich griff, desto mehr erschreckte sie selbst die am weitesten links stehende Gruppe der Bourgeoisie. Zwar fehlte es nicht an Bemühungen, das Bündnis zwischen beiden Klassen auf Grund eines gemeinsamen Programmes zu erneuern. Von der einen Seite machte sich besonders William Lovett, der Führer der chartistischen Partei „moralischer Macht", von der anderen Josef Sturge, ein bekannter Philanthrop aus Birmingham, darum verdient. Allein man konnte sich nicht verständigen. Die bürgerlichen Radikalen stießen sich an dem Wort „Charte", das ihnen mit revolutionären Erinnerungen verknüpft zu sein schien, und scheuten eine Gemeinschaft mit O'Connor, der sich wieder der Führerschaft zu bemächtigen wußte[2]).

Abschreckung des radikalen Bürgertums.

In der That übte der ehrgeizige, durch blendende Kraftworte und Vorspiegelungen imponierende Ire eine beinahe diktatorische Gewalt unter den Chartisten aus. Mit Lovett und dessen Gesinnungsgenossen verfeindete er sich für immer. Aber diese waren nicht die einzigen, die sich gegen seine Herrschaft auflehnten. Ein Lieblingsplan, dem er nachhing, und mit dem er Unzählige anlockte, durch Ausgabe von Aktien und Ankauf von Land nach und nach jedermann im Königreich gegen mäßigen Pachtzins ein kleines

Machtstellung O'Connors.

Sein Landplan.

[1]) S. z. B. Parker: Peel II. 546.

[2]) Lovett: Life and Struggles S. 285.

Grundstück zu verschaffen, ward von O'Brien mit vollem Recht als luftige Ausgeburt phantastischer Spekulation verspottet. O'Briens Partei nahm unter anderen der begabteste Dichter des Chartismus, Thomas Cooper, der im Gefängnis sein „Purgatorium der Selbstmörder" niederschrieb. O'Connor mußte sich von den Gegnern seines Landplanes sogar sagen lassen, daß er das bisher aufgenommene Geld teilweise zur Deckung von Schulden verwandt habe. Auch seine schroffe Haltung gegenüber der Antikorngesetz-Liga trug ihm Abfälle ein. Allerdings galten die Hauptleiter der Liga der Mehrzahl der Chartistenführer als geschworene Feinde. Sie waren ja Angehörige der verhaßten Klasse der Arbeitgeber. Sie widerstrebten, soweit nicht Kinderarbeit in Frage kam, als Gegner staatlicher Einmischung, fast ausnahmslos einer gesetzlichen Beschränkung der Arbeitszeit. Auch fürchteten viele Chartisten, die Aufhebung der Getreidezölle werde den Zuzug der Landarbeiter in die Städte verstärken, die Löhne des Fabrikproletariates noch mehr herabdrücken, die aufreibenden Wirkungen des Maschinenbetriebes ins Ungemessene steigern. Daher erklärten sich erfolgreiche Aufhetzungen der Arbeiter gegen die Liga und wiederholte Versuche, ihre Versammlungen durch gewaltsamen Einbruch zu sprengen. Ein Mann von der Denkweise Francis Places, der die Ausschreitungen des Chartismus längst mißbilligte, war empört über „die beispiellose Unverschämtheit und Tyrannei" derer, die sich das Volk nennen[1]). Er hatte namentlich O'Connor im Auge. Denn dieser leitete vor allem den Feldzug gegen die Liga, bei dem gelegentlich auch wieder das Geld der Tories mithalf[2]). Aber nicht jeder seiner Anhänger folgte ihm auf diesen Weg. So zog sich Ebenezer Elliott, der Dichter der Kornzollreime (s. o. S. 43), entschieden vom Chartismus zurück. Wie ihm so erschien auch manchem anderen ehemaligen Mitstreiter der Kampf gegen die „Brottaxe" wichtiger als der Kampf für die Verwirklichung des Programmes der Volkscharte.

Seine Feindschaft gegen die Antikorngesetz-Liga.

Gleichzeitig mit den Spaltungen innerhalb des Chartismus trat sein Gegensatz zum Owenismus immer deutlicher zu Tage. Wie mancher Gedanke Owens und der Oweniten in den Entwürfen chartistischer Führer hindurchschimmern mochte: Owen verurteilte durchaus ihr streitbares Vorgehen, das auf Erringung politischer Macht zum Zweck der Erringung socialer Verbesserungen abzielte. Er hielt nach wie vor fest an seiner unpolitischen Friedensmission. In seinem „Buch der neuen moralischen Welt" erklärte er 1844: „Den Arbeiterklassen fehlt die Erfahrung, um den Wechsel selbst zu bewirken. Die Chartisten führen Schläge in die Luft wie Don Quijote im Kampf mit den Windmühlen." Auch die Arbeiter-

Gegensatz von Chartismus und Owenismus.

---

[1]) Wallas: Place S. 376.

[2]) S. z. B. Holyoake a. a. O. I. 85.

aristokratie der Gewerkvereine blieb in ihrer Gesamtheit der chartistischen Agitation fern. Die Gewerkvereine leisteten keine Beiträge zu dem Sammelfonds der Chartisten. Sie ließen sich selbst durch die Leiden der Gefangenen und Verurteilten, wie O'Connor ihnen entrüstet vorwarf, nicht aus ihrer „verbrecherischen Apathie" aufrütteln. Der Gewerkverein der Dampfmaschinenarbeiter hob sogar einige seiner Filialen auf, weil sie Gelder ihrer Kasse in O'Connors Landbank deponirt hatten[1]). Sodann ward dank der neuen Genossenschaftsbewegung, zu der 1844 „die Pioniere von Rochdale" mit der Gründung ihres Konsumvereines den Anstoß gaben, ein Teil der Arbeiterschaft auf andere Ziele hingewiesen, als der zum Kampf auf Tod und Leben anstachelnde Chartismus sie ihr gezeigt hatte. Ihr nüchterner Sinn, der sich praktischen Aufgaben zuwandte, ließ sich durch seine großen Worte nicht bestechen. Alles in allem betrachtet: der Chartismus hatte den Höhepunkt seiner Macht überschritten. Damit war die Gefahr einer gewaltsamen Umwälzung beseitigt.

Zurückhaltung der Gewerkvereine.

Die Genossenschaften.

Dennoch glaubte ein so kenntnisreicher und scharfsinniger Beobachter wie Friedrich Engels, als er 1845 sein Buch über „die Lage der arbeitenden Klassen in England" herausgab, die Prophezeiung wagen zu dürfen: „Die Revolution m u ß kommen, es ist jetzt schon zu spät, um eine friedliche Lösung herbeizuführen. Die Klassen sondern sich schroffer und schroffer, der Geist des Widerstandes durchdringt die Arbeiter mehr und mehr, die Erbitterung steigt ... ein kleiner Anstoß wird bald hinreichen, um die Lawine in Bewegung zu setzen." In demselben Jahr ließ Disraeli seinen Roman „Sybil" erscheinen, dessen Hintergrund eine ergreifende Schilderung der letzten chartistischen Ausstandsbewegung bildete. Hier fand man das erschreckende Wort von den „zwei Nationen" geprägt, die innerhalb des einen britischen Gemeinwesens bestünden. „Ja, zwei Nationen, hieß es, ohne Verkehr und ohne Sympathie, einander so fremd in ihren Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen, als wohnten sie in verschiedenen Zonen oder auf verschiedenen Planeten."

Düstere Urteile von Engels und Disraeli.

Solange diese Kluft zwischen den beiden Nationen der Besitzenden und des Arbeiterproletariates nicht ausgefüllt wurde, mochten in der That Zweifel an der Möglichkeit einer friedlichen Lösung berechtigt erscheinen. Um sie herbeizuführen, bedurfte es vor allem des dauernden Verzichtes auf Ausnahmegesetze. Jene Ventile der Preßfreiheit, der Vereins- und Versammlungsfreiheit, die in Frankreich thörichter Weise verschlossen wurden, mußten offen gehalten werden. Es bedurfte sodann des unablässigen Zusammenwirkens von Staat und Gesellschaft, des

Allmähliche Abschwächung des Chartismus.

[1]) S. und B. Webb a. a. O. S. 139, 140. Brentano: Die Arbeitergilden der Gegenwart I. 164, 285. II. 333.

Durchbrechens besserer Erkenntnis nicht allein eigener Pflichten, sondern auch eigenen Vorteils, um einer Aufgabe von kaum zu ermessender Größe gerecht zu werden. Dem leitenden Staatsmann, dessen Name seit dem Sommer 1841 die Regierungsmacht verkörperte, Robert Peel, fehlte es nicht an Verständnis für ihre Bedeutung. Erst kurz zuvor hatte Guizot ihn sagen hören: „Die Leiden und die Verwirrung in der Lage der arbeitenden Klassen sind zu groß. Es ist eine Schmach zugleich und eine Gefahr für unsere Civilisation. Es ist durchaus notwendig, ihre Lage minder hart und schwankend zu gestalten." Robert Peel ließ es nicht bei bloßen Worten bewenden. Es bildet ein Ruhmesblatt in seiner Lebensgeschichte, daß während seines Ministeriums wenigstens ein großer Schritt in der von ihm bezeichneten Richtung gemacht wurde. Seitdem mochte das Feuer des Chartismus da und dort noch emporflackern. Er fand nicht mehr genügenden Brennstoff vor. Bei seinem letzten Aufflammen im Jahre 1848 sank er, ohne zu zünden, in sich selbst zusammen.

VII.

Frankreich. Annäherung der Regierung Louis Philipps an die Ostmächte.

Alsbald nach der Begründung des Königtums Louis Philipps war die „Gemeinsamkeit der Grundsätze" der Regierungen an der Seine und an der Themse ein beliebtes Schlagwort des Tages geworden. Aber je weniger die vielgerühmte Gemeinsamkeit der Grundsätze in der inneren Politik beider Länder die Probe bestand, desto zweifelhafter erschien ihre Fortdauer auch im Verhältnis beider Staaten zu den auswärtigen Angelegenheiten. Kein anderer als Talleyrand, der einstige Erfinder jenes Schlagwortes, hatte beim Verlassen des Botschafterpostens in London bekannt, daß Frankreich von dem Einverständnis mit England nichts mehr zu erwarten habe (s. IV. 496). Wenige Monate später glaubte er Louis Philipp die Lehre einprägen zu müssen: „Wir verdanken unserer Allianz mit England die Erhaltung des Friedens, aber jetzt könnte England uns nur Revolutionen anbieten. Daher erfordert das Interesse Eurer Majestät, sich den Ostmächten anzunähern." Lockerung des englisch-französischen Einvernehmens.

Louis Philipp hatte diese Ermahnungen nicht nötig. Schon seit geraumer Zeit that er alles, was in seinen Kräften stand, sich um die Gunst der Ostmächte zu bewerben und sie merken zu lassen, daß ihm das Bündnis mit England „zur Last" geworden sei. Als die Spannung zwischen London und Petersburg zunahm, erklärte er, niemals werde er an einem Krieg Englands gegen Rußland teilnehmen. Er beklagte die Trennung Europas in „zwei Lager" und äußerte den dringenden Wunsch, „die Union der fünf Mächte, wie sie vor der Juli-Revolution gewesen", wieder aufleben zu sehen. Als ersten Akt dieses Wiederauflebens glaubte er eine feierliche Verbürgung des Bestehenden empfehlen zu sollen. In langen Gesprächen mit den Vertretern der Ostmächte gab er seiner Herzensmeinung lebhaften Ausdruck. Auch hatte er nicht versäumt, sich unmittelbar mit Metternich in Verbindung zu setzen. Er bezeugte ihm, gleichsam als dem natürlichen Sachwalter der Ostmächte, ein weitgehendes Vertrauen, und er schien ganz bereit, gute Ratschläge von ihm anzunehmen. „Ich bewundere, gab er ihm durch Apponyi zu hören, die Tiefe und Wünsche Louis Philipps.

Richtigkeit der Ideen Metternichs ... Stimmen wir einmal nicht überein, so sage ich mir immer: könnte ich mich mit Metternich mündlich unterhalten, so würden wir uns bald verständigen"[1]).

Ermutigung durch Metternich.

Das Entgegenkommen Louis Philipps fand in Wien volle Anerkennung. Metternich spendete dem guten Willen des Königs sein Lob und würzte in der gewohnten Rolle des überlegenen Mentors seine Komplimente mit Sprüchen konservativer Staatsweisheit. Freilich hielt er die Entfernung des Barrikadenkönigs von seinem Ursprung für keine leichte Aufgabe. Aber er kam ihm mit seinen salbungsvollen Warnungen vor „der doktrinären und liberalen Utopie" zu Hilfe. Gleichzeitig bestärkte er ihn in seinem Widerstreben gegen die enge Verbindung mit der Regierung jenseits des Kanals, in der Palmerston das Auswärtige leitete. „Nichts ist nützlicher, sagte er gelegentlich dem französischen Botschafter in Wien, als die Allianz des Menschen mit dem Pferde, aber man muß der Mensch sein und nicht das Pferd." Die „Union der fünf Mächte", wie Louis Philipp sie erstrebte, sah auch er „in der Zukunft geschrieben". „In ihr, weissagte er, wird sich die Wiederherstellung des moralischen Friedens des socialen Körpers finden." Aber für jetzt mußte er, zum Leidwesen Louis Philipps, im Hinblick auf „die Verschiedenheit der Stellung der Mächte" diese ersehnte Union für unmöglich erklären. Dieselbe Note ward in Berlin angeschlagen. Ancillon hielt den Gedanken, die Union der fünf Mächte wiederzuerwecken, zur Zeit für unpraktisch. Er gab zu erwägen, die Grundlage, auf der die französische Regierung ruhe, sei allzu verschieden von der der drei allürten Höfe. Allein das schloß sein dringendes Verlangen nicht aus, mit Frankreich in Frieden und Freundschaft zu leben, und machte ihn nicht unempfänglich für die Annäherungsversuche Louis Philipps. Ebenso wohlwollend äußerte sich König Friedrich Wilhelm III. Er versicherte Louis Philipp seiner „Hochschätzung" und „Anhänglichkeit" und beklagte, daß die Beziehungen des Zaren Nikolaus zum Bürgerkönig nicht der Art seien, wie sie seinem Wunsch nach sein sollten[2]).

Kühles Verhalten des Zaren.

In der That lag der Stein des Anstoßes in Petersburg. Noch immer gefiel sich der Zar gegenüber dem Königtum der Orléans, mit seltenen Unterbrechungen, in der Rolle des Schmollenden. Er ließ nach wie vor den neuen Träger der französischen Krone fühlen, daß er ihn nur als Eindringling in den geheiligten Kreis der legitimen Herrscher betrachte.

---

[1]) Zur Ergänzung von Metternichs Papieren VI, K. Hillebrand, Thureau-Dangin dienen mir Berichte Apponyis 4. 16. Jan. 1836, Trautmannsdorffs 21. Jan., 4. 21. Febr., 14. 24. März 1836. Arch. Wien, Berichte Maltzans 2. Nov. 1835, 26. März 1836, Arch. Berlin.

[2]) Barante: Souvenirs V. 215 (1905). Dies Werk bildet für das Folgende eine der wichtigsten neuerschlossenen Quellen.

Gerade damals, gegen Ende des Jahres 1835, kam außerdem manches zusammen, was Nikolaus wieder in gereizte Stimmung gegenüber der Regierung an der Seine versetzen konnte. Er hatte am 16. Oktober auf dem Rückweg von der Teplitzer Zusammenkunft (s. o. S. 67) eine Abordnung der Warschauer Stadtbehörden mit Vorwürfen und Drohungen überschüttet. Seine ungnädige Ansprache ward in verschieden lautenden Überlieferungen bekannt, aber auch noch die mildeste strotzte von beleidigenden Ausdrücken. Gleich danach entzog er dem französischen Konsul in Warschau das Exequatur. Die Antwort von Paris ließ nicht auf sich warten. Wie ein Gegenstück zu jener Rede des Zaren nahm sich ein Festmahl aus, das am Jahrestag des Warschauer Aufstandes nach ministerieller Erlaubnis von Polen und Polenfreunden unter Vorsitz von Lafayettes Schwiegersohn abgehalten wurde. Sodann brachte das Journal des Débats, dessen nahe Beziehungen zum Ministerium Broglie bekannt waren, eine Reihe geharnischter Artikel gegen Rußland. Louis Philipp war mit diesen Herausforderungen, die sich an die Adresse des Zaren richteten, sehr unzufrieden. Er sprach mit Bitterkeit von „den Narren", die durch exaltirte Bankettreden fremde Regierungen bloßstellten. Er drang gegen Broglies Widerspruch auf Verleugnung des Journals des Débats und drückte dem Vertreter Rußlands sein Bedauern über die Sprache des Blattes aus. Es lag ihm am Herzen, daß in der Adreßdebatte der Kammer „den Illusionen der Polen" keine frische Nahrung gewährt werde. Aber er mußte doch geschehen lassen, daß die Abgeordneten Wünsche für die Erhaltung der alten polnischen Nationalität aussprachen, und hatte zu bedauern, daß Broglie trotz seiner Abwehr der parlamentarischen Dränger den Sieg Rußlands über Polen als ein beklagenswertes Ereignis kennzeichnete[1]).

Allerdings brachten diese Vorgänge in die diplomatischen Beziehungen Rußlands und Frankreichs keine ernstliche Störung. Nachdem der Posten Pozzo di Borgos in Paris beinahe ein Jahr lang leer geblieben war, hatte der Zar ihm im Grafen Pahlen einen Nachfolger gegeben. Louis Philipp seinerseits versetzte den bewährten Barante als Botschafter von Turin nach Petersburg. Der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber fand hier, wenngleich nicht einen so herzlichen Empfang wie auf der Hinreise in Berlin, so doch eine recht gute Aufnahme. Er wußte sogar zu berichten, daß der Zar im Gespräch mit ihm „die Geschicklichkeit und Weisheit" Louis Philipps gerühmt habe. Aber immer noch weigerte Nikolaus dem Kollegen an der Seine die übliche „brüderliche" Anrede und vermied geflissentlich jede unmittelbare Äußerung persönlicher

Barante in Petersburg.

[1]) Berichte Rumpffs 4. 6. 12. Dec. 1835, 14. Jan. 1836, Stadtarchiv Frankfurt a. M. Vgl. Martens: Recueil XV (Traités de la Russie avec la France) 1909, auch für das Folgende.

Höflichkeit. Dennoch glaubte Barante ein allmähliches Schwinden seiner Vorurteile zu bemerken. Es dünkte ihn um so gewisser, je weniger Anklang die russischen Pläne eines legitimistischen Kreuzzugs in Wien und Berlin gefunden hatten. „Der Zar, urteilte er, hat sich sozusagen freiwillig über Frankreich und Europa getäuscht. Er fängt jetzt an, dies einzusehen. Europa und Frankreich erscheinen ihm von Tag zu Tage in wahrerem Licht."

Klagen Louis Philipps über das Ministerium Broglie.

Wie viel oder wie wenig Louis Philipps Bemühungen um die Gunst der Ostmächte bisher erreicht haben mochten: er glaubte ihrer nur dann vollkommen sicher werden zu können, wenn sie dem Vorherrschen seiner persönlichen Politik vertrauen dürften. Daher seine wiederholten Klagen in Gesprächen unter vier Augen mit fremden Diplomaten über „Minister, die sich als ein Bruchstück des Königtums betrachteten". Er zielte vor allem auf den Herzog von Broglie ab, dessen Zurückberufung im Frühling des Jahres 1835 ihn so schwer angekommen war (s. IV. 589). In der That war der stolze, aus den Reihen der Doktrinäre hervorgegangene Edelmann nicht gewillt, seiner Stellung als Ministerpräsident zu Gunsten einer selbständigen, dynastischen Politik das mindeste zu vergeben. Einer Annäherung an die Ostmächte stand seine Persönlichkeit entschieden im Wege. Namentlich in Wien und in Petersburg hatte man die scharfe Sprache und die schroffe Haltung, deren er sich nach der Zusammenkunft von Münchengrätz beflissen, noch nicht vergessen. In seinem Hause, zumal im Salon seiner Frau, der Tochter Frau von Staëls, war Fürst Czartoryski, das Haupt der aristokratischen polnischen Emigration, ein gern gesehener Gast. Dies mußte insbesondere den Zaren gegen ihn einnehmen. Auch war, während Broglie das Auswärtige leitete, eine förmliche Trennung der Westmächte nicht zu erwarten. Zwar verhehlte er sich nicht, daß man dem argwöhnischen Ministerium in London „manches habe nachsehen müssen". Aber um „kleiner Empfindlichkeiten" willen die Allianz mit England lösen wollen, erschien ihm als bare Thorheit. Er hätte wohl gewünscht, diese Allianz durch Zutritt Östreichs zu erweitern, um Rußlands eigensüchtigen Entwürfen im Orient einen noch stärkeren Damm entgegenzuwerfen. Allein, bis man in Wien dafür Neigung zeigte, mußte er sich an der Erhaltung der westmächtlichen Freundschaft genügen lassen[1]).

Das Ministerium und die Kammer.

Solange das Triumvirat Broglie, Guizot, Thiers die Mehrheit der Kammer hinter sich hatte, war an eine gründliche Veränderung des Ministeriums nicht zu denken. Mit den Septembergesetzen schien ihm diese Mehrheit neuerdings für unabsehbare Zeit gesichert zu sein. Allein bald zeigte sich, daß man sich doch nicht unbedingt auf sie verlassen dürfe.

[1]) Thureau-Dangin II. 391. ff. 408 ff. (nach documents inédits).

Von der Linken zu schweigen, war es jene „dritte" oder Mittelpartei unter Dupins Führung (s. IV. 588), die keine feste Stütze bot. Ihr waren besonders die Doktrinäre unbequem. Den äußeren Anlaß zu einem Zusammenstoß führte der Finanzminister Humann herbei. Er kündigte am 14. Januar 1836, bei der Vorlage des nächstjährigen Etatsberichtes, seine Absicht einer baldigen Konversion der noch verbliebenen 5% Rente an. Viele Abgeordnete, besonders aus der Provinz, nahmen diese Mitteilung beifällig auf, da die Maßregel wesentlich Pariser Kapitalisten betroffen haben würde. Anders die Mehrzahl von Humanns Kollegen, die von ihm mit keinem Wort in seinen Plan eingeweiht worden waren. Broglie, Guizot und Duchâtel führten sofort beim König Klage. Louis Philipp, ein entschiedener Gegner der Konversion, die, wie man wissen wollte, seine Finanzen in Mitleidenschaft gezogen haben würde, entließ Humann und ersetzte ihn durch d'Argout[1]). Aber die Sache hatte ein Nachspiel in der Kammer. Man drängte das Ministerium, seine Meinung in Sachen der Rentenkonversion zu äußern. Broglie gab eine hochfahrende, verneinende Erwiderung. Die Abgeordneten wollten sich diesen schulmeisterlichen Ton des herzoglichen Doktrinärs nicht gefallen lassen. Aus ihren eigenen Reihen erfolgten Vorschläge hinsichtlich der Konversion. Einer derselben ward unverweilt zur Debatte gestellt. Ein Antrag der Regierung auf Vertagung wurde am 5. Februar dank dem Zusammenschluß der Linken, der Mittelpartei und der Abtrünnigen von der Rechten mit zwei Stimmen Mehrheit verworfen. Das genügte, um das ganze Ministerium zum Rücktritt zu veranlassen.

Frage der Rentenkonversion.

Entlassung Humanns.

Fall des Ministeriums Broglie. 5. Febr. 1836.

Der Herzog von Broglie spielte in seinem Briefwechsel mit dem Freunde Barante auf „Intriguen" an, die seinen Sturz herbeigeführt hätten. Man munkelte damals und später von geheimen Ränken des Königs, dem es gelungen sei, Broglie eine Falle zu stellen, oder Thiers', dem sein alter Gönner Talleyrand die Hand geführt habe. Indessen fehlt es an Beweisen für solche Behauptungen. Soviel jedoch war unbestreitbar: der König fühlte sich sehr erleichtert, das „Joch" nicht mehr tragen zu müssen, das er vor Jahresfrist mit der Wiederberufung Broglies auf sich genommen hatte. Auch blieb es ihm erspart, den Herzog jemals wieder in seinem Rat zu sehen. Broglie hielt sich während der Folgezeit dem politischen Schlachtgetümmel möglichst fern, nach dem Verlust seiner ausgezeichneten Lebensgefährtin (1838) noch seltener geneigt, aus der

Befriedigung Louis Philipps.

[1]) Berichte Rumpffs 16. 25. Jan. 1836 Stadtarchiv Frankfurt a. M. („Man will in diesem Vorfall, ich weiß nicht mit welchem Recht, eine geschickt angelegte Intrigue von Thiers entdecken, um sich von einigen seiner Kollegen zu trennen.") Eine Intrigue des Königs ist nach ihm ausgeschlossen. Übrigens war Humanns Entwurf schon vier Tage vorher gedruckt. Vgl. Barante V. 251 ff. 289 zur Ergänzung von Guizot, Thureau-Dangin, Hillebrand I. 496 ff. II. 223 ff.

einsamen Höhe seiner Studien und Betrachtungen in die staubige Arena herabzusteigen. Nicht so Guizot, sein Gesinnungsgenosse und Waffenbruder. Als anerkannter Häuptling der verbündeten Doktrinäre und Konservativen erwartete er mit Ungeduld die Stunde, die ihn dem Gipfel der Macht zuführen würde. Zunächst jedoch mußte er ihn von dem nicht minder ehrgeizigen Mann eingenommen sehen, dessen Bund mit ihm, wie mit den Doktrinären überhaupt, sich löste, um trotz Wahrung äußerer Höflichkeitsformen bald einer unverhüllten Nebenbuhlerschaft Platz zu machen. Es war Thiers.

Das Ministerium Thiers. 22. Febr. 1836.

Nach vergeblichen Unterhandlungen mit Molé, Gérard, Dupin u. a. wandte sich der König wegen der Neubildung des Ministeriums an den Schützling Talleyrands. Ganz leicht ward Louis Philipp sein Entschluß nicht gemacht. Er sprach sich gegenüber dem östreichischen Botschafter sehr offenherzig über den beweglichen, kleinen Marseiller aus. „Ich weiß, er hat Fehler, ist leichtsinnig, eingebildet, indiskret, und dann seine Frau, seine Schwiegermutter!" Aber er hielt ihn für den „augenblicklich notwendigen Mann, von günstigem Wind getragen". Einer lästigen Vormundschaft, wie Broglie sie ihm aufgezwungen, glaubte er sich von Thiers nicht versehen zu müssen. Übrigens tröstete er sich für alle Fälle mit dem Hintergedanken: „Ich habe ihn in meiner Hand ... Will er anders gehen wie ich, so werde ich mich seiner entledigen"[1]). Kurze Zeit spielte Thiers den Spröden. Aber das Ziel, das ihm winkte, war zu verlockend. Am 22. Februar war sein Ministerium fertig. Drei Mitglieder des früheren, den Marschall Maison, den Admiral Duperré, d'Argout behielt er bei. Für Guizot, Duchâtel, Persil fand er in drei Hauptgliedern der Mittelpartei, Pelet, Passy, Sauzet, Ersatzmänner. Den erprobten Vertrauensmann des Königs, Montalivet, gewann er für den wichtigen Posten des Inneren. Er selbst vereinigte mit dem Präsidium das Auswärtige.

Thiers' Stellung zu den Parteien.

So stand denn der kleinbürgerliche Emporkömmling, der, was er war, seiner gewandten Feder, seinem bezaubernden Wort, seiner unverwüstlichen Spannkraft und seiner vielseitigen Arbeitsamkeit dankte, an der Spitze der Regierung. Der Masse des Mittelstandes, aus dem er sich zu solcher Höhe aufgeschwungen, war seine rationalistische Weltanschauung, seine Freude an den dauernden Ergebnissen der großen Revolution, und nicht minder sein Widerstreben gegen wirtschaftliche Neuerungen äußerst sympathisch. Dem nationalen Empfinden überhaupt entsprach sein leichtlebiger Sinn und sein reizbares Gefühl für die Größe Frankreichs. Von seinen Kollegen war keiner so bedeutend, daß er den Glanz seines Namens hätte verdunkeln können. In der Kammer wußte er

[1]) Bericht Apponyis 21. Febr. 1836. Arch. Wien.

sich eine gefügige Mehrheit von Fall zu Fall zu verschaffen. Die Rechte wurde durch sein offenes Bekenntnis zur früheren Politik des Widerstandes gegen „Unordnungen" und „Ausschreitungen" gewonnen. Die Mittelpartei fühlte sich durch die Aufnahme dreier ihrer Angehörigen ins Ministerium geschmeichelt. Die Linke nahm eine zuwartende, dann und wann sogar wohlwollende Haltung an, gleichsam, als gelte es, den neuen Leiter der Regierung allmählich zu sich hinüberzuziehen. Alle ihre Vorlagen wurden, abgesehen von einigen Scharmützeln, ohne ernstlichen Widerstand angenommen. Selbst die Vertagung der Rentenkonversion, die dem Ministerium Broglie jüngst erst geweigert worden war, wurde dem Ministerium Thiers ohne Anstand bewilligt. Sein Leiter, gehoben durch ein hochgespanntes Selbstvertrauen, berauschte sich an seinen rednerischen Erfolgen, griff dann und wann mit kecker Hand in die Befugnisse seiner Amtsgenossen ein und gab sich wenig Mühe, sein Gefühl der Überlegenheit zu verbergen.

Verhältnis zum Ausland.

Im Hinblick auf das Ausland schien die Änderung des Ministeriums den Wünschen Louis Philipps, sich den Ostmächten anzunähern, durchaus zustatten zu kommen. In ihren Kanzleien wurde Thiers' Präsidentschaft als ein „wahrer Fortschritt zum Guten" begrüßt. Dagegen konnte Granville, der Vertreter Englands in Paris, der alte Freund der Doktrinäre, seine Unzufriedenheit mit dem Wechsel nicht verbergen. Metternich hatte Thiers schon vor der Auflösung des Ministeriums Broglie, mehr „richtigen Sinn" als anderen Gliedern desselben zugeschrieben. Zwar fand er ihn etwas zu „leichtwiegend" und aus einer „sehr niedrigen Region hergekommen". Allein die Ansicht mancher Beobachter, Thiers werde sich „wieder der Linken zuwenden", teilte er nicht. Der neue Ministerpräsident seinerseits suchte sich auf alle Weise bei den Ostmächten in guten Geruch zu bringen. „Ich hoffe, sagte er zum östreichischen Botschafter, wir werden uns immer auf dem konservativen Terrain zusammenfinden. Ich liebe die Repräsentativregierung in Frankreich. Es ist die Regierung meines Landes, die mich aus dem Nichts gezogen hat, aber ich bin weit entfernt davon, sie als ausschließliche Bedingung des Glückes und der Stärke eines Staates zu betrachten. Man möge mich nach meinen Handlungen beurteilen"[1]).

Angelegenheit Krakaus.

In kurzem fand sich eine Gelegenheit, diese Gesinnungen auf die Probe zu stellen. Bei der Zusammenkunft in Teplitz war u. a. die Lage des kleinen Freistaates Krakau, des letzten Restes eines polnischen Gemeinwesens, zur Sprache gekommen. Schon zwei Jahre vorher hatten die drei Schutzmächte Rußland, Östreich, Preußen durch

[1]) Zur Ergänzung der gedruckten Litteratur dienen mir: Metternichs Weisung an Apponyi 11. März, Apponyis Berichte 23. 29. Febr. 1836. Arch. Wien. — Berichte Rumpffs 1. 7. 10. März 1836. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

die Verträge von Münchengrätz für gewisse Fälle die militärische Besetzung Krakaus in Aussicht genommen. Ein geheimer Vertrag vom 14. Oktober 1835, der nach der Teplitzer Abrede in Berlin unterzeichnet wurde, ging weiter[1]). In ihm wurde kurzerhand das Dasein des selbständigen Freistaates Krakau, einer Schöpfung des Wiener Kongresses, als ein Hindernis für das Wohl der Bewohner und für die Sicherheit der Nachbarn erklärt und die Einverleibung in Österreich als Mittel der Abhilfe bezeichnet. Allerdings sollte der „freie Wunsch der Republik" dafür die Voraussetzung bilden. Inzwischen wollten die drei Schutzmächte sich bemühen, Krakau zum Anschluß an das österreichische Zollsystem zu bewegen. Dadurch sollte die Überwachung verdächtiger Reisender ermöglicht und auch der Einschmuggelung „aufrührerischer Schriften" vorgebeugt werden. Mit der Ausführung dieses Vertrages war es jedoch nicht so rasch vorwärts gegangen, wie man es namentlich in Petersburg gewünscht hatte. Die Idee der künftigen Einverleibung Krakaus in Österreich stieß in Berlin und in Wien auf Bedenken. Metternich hielt eine so grobe Mißachtung der Wiener Kongreßakte damals noch für gewagt[2]). Der Einbeziehung Krakaus in die österreichische Zoll-Linie war er freilich sehr geneigt. Aber er hütete sich vor Überstürzung und vermied jeden Druck. Darüber verging die Zeit und Krakau blieb, was es bisher gewesen war, ein Asyl polnischer Patrioten und ein Herd polnischer Agitation. Die Ermordung eines russischen Spions und die Straflosigkeit der unauffindbaren Thäter rief das Einschreiten der Schutzmächte hervor. Sie stellten der Krakauer Regierung eine Frist für die Ausweisung von Ruhestörern und Flüchtlingen. Durch das, was bis zum Ablauf des Termins geschah, nicht befriedigt, kündigten sie ihr sodann den Einmarsch von Truppen an. Am 17. Februar besetzten achthundert Österreicher die Stadt. Russische und preußische Soldaten folgten. Die hauptsächlich Verdächtigten entkamen, nur ein paar wurden in Galizien aufgegriffen. Russen und Preußen zogen bald wieder ab. Ein Bataillon und eine Schwadron Österreicher blieben zur Überwachung bis zu einer Umgestaltung der städtischen Miliz und Verwaltung.

Geheimvertrag vom 14. Okt. 1835.

Besetzung Krakaus durch Truppen der Ostmächte. Febr. 1836.

Das Scheindasein eines unabhängigen Freistaates Krakau blieb somit noch gerettet. Aber um die Unverletzlichkeit seines Gebietes, die gleichfalls durch die Wiener Kongreßakte verbürgt sein sollte, war es geschehen.

Verhalten der Westmächte.

---

[1]) Martens: Recueil IV. 1. S. 471 ff.

[2]) Metternich an den Grafen Alfred Potocki 8. Juli 1836 (Antwort auf dessen Schreiben vom 20. Juni): „La création de cette petite république ... a été une faute ... Mais la faute a été consommée et elle a été enregistrée dans les transactions européennes; il faut dès lors la placer sous l'égide conservatrice." (Beilagen zu Maltzans Bericht vom 30. Juli 1836.) Arch. Berlin. S. meine Veröffentlichung der beiden Briefe im Przegląd Polski (Krakau 1907).

Es frug sich, wie die beiden Westmächte, die doch auch zu den Unterzeichnern der Kongreßakte gehörten, dies einseitige Vorgehen der Ostmächte aufnehmen würden. Hier zeigte sich nun ein Unterschied ihres Verhaltens. Palmerston machte bei der Beantwortung erzürnter Interpellationen im Parlament aus seinem Tadel des Geschehenen kein Hehl und übersandte den drei Ostmächten eine vorwurfsvolle Note. Gleichzeitig kündigte er die Absicht an, einen englischen Generalkonsul in Krakau einzusetzen. Zwar konnte man aus seinen vertraulichen Äußerungen den Schluß ziehen, daß sein Protest lediglich zur Beschwichtigung der öffentlichen Meinung dienen sollte. Ebenso brauchte man in Krakau nur einen drohenden Ton anzuschlagen, um den Plan der Errichtung eines englischen Generalkonsulates im Keime zu ersticken. Aber ärgerlich war es doch, „die Insolenzen Englands" abwehren zu müssen, wie es Metternichs Vorschlägen nach geschah[1]).

Protest Palmerstons.

Gegenüber Frankreich, so tief auch hier der Eindruck der Besetzung Krakaus war, kam man nicht in diese Lage. Thiers' Beurteilung des Einschreitens der Ostmächte war höchst nachsichtig. An einem Empfangsabend des Kammerpräsidenten äußerte er im Kreise zahlreicher Abgeordneten: „Wenn Avignon noch dem Papst gehörte, und wenn sich dort ein Herd karlistischer Umtriebe bildete, würden wir es alsdann anders machen?"[2]) Er hütete sich, wie Palmerston einen Protest nach Petersburg, Wien, Berlin gelangen zu lassen, und begnügte sich damit, auf baldige Räumung des Freistaates zu dringen. Sehr bezeichnend war das politische Glaubensbekenntnis, das er damals Barante übersandte: „Ich bin ein Freund der Allianz mit England, aber ohne sie als ausschließlich anzusehen. Wir dürfen uns nicht in die zwei Lager der drei Höfe des Nordens und der beiden Seemächte gruppiren, um uns durch feindselige Reden oder Mienen auf ernstere Feindseligkeiten vorzubereiten." Es gelang ihm, durch stillschweigende Zulassung einer Anzahl aus Krakau Geflüchteter in Frankreich eine Debatte in der Kammer über den Gewaltstreich der Ostmächte zu verzögern. Als die Sache im Juni zur Sprache kam, war die ganze Angelegenheit so gut wie beendigt und die erste Hitze völlig verflogen. Die sogenannten „Schutzmächte" Krakaus hatten allen Grund, mit dem Benehmen der französischen Regierung zufrieden zu sein. Den Zaren insbesondere mußte es sehr angenehm berühren, daß Thiers in dieser Zeit von selbst gegen Mitglieder des demokratischen polnischen Vereines einschritt, die von Paris aus eine neue Erhebung ihres

Nachsicht Thiers'.

[1]) Weisungen Ancillons an Maltzan 1. Mai. Berichte Maltzans 28. April (mit Bezug auf eine „lettre particulière de Palmerston" an Fox, nicht an Metternich, wie H. von Treitschke IV. 529 behauptet) 4. 7. 10. Mai, 6. Juni 1836. Arch. Berlin. Berichte Ficquelmonts 6. April, 16. Mai 1836 Arch. Wien.

[2]) Bericht Rumpffs 14. März 1836 Stadtarchiv Frankfurt a. M.

Vaterlandes gegen die russische Zwingherrschaft betrieben. Einundzwanzig zogen vor, Frankreich zu verlassen. Elf wurden in verschiedene „Depots" der Provinz abgeschoben. „Wir werden niemals dulden, schrieb Thiers nach Petersburg, daß sie bei uns den Aufstand organisiren. Dadurch würden wir unseren Nachbarn das Recht einräumen, den Herzog von Bordeaux an die Spitze eines Emigrantenkorps zu stellen"[1]).

Schweizer Angelegenheiten.

Noch viel deutlicher trat die Wendung Frankreichs auf dem Felde der auswärtigen Politik bei der Behandlung der Schweiz zu Tage. Die Eidgenossenschaft ward durch den Rückschlag der östreichisch-französischen Verständigung getroffen, deren Einleitung schon im Frühling 1835 dem Vorort Bern eine Demütigung eingetragen hatte (s. IV. 411 ff.). Seitdem war manches zusammengekommen, was den Wunsch der Ostmächte, unter Führung Metternichs, das republikanische Gemeinwesen im Herzen Europas einer verschärften Aufsicht zu unterwerfen, gesteigert hatte. Die Duldung zahlreicher politischer Flüchtlinge, selbst ehemaliger Teilnehmer des Savoyerzuges, die immer noch auf schweizer Boden weilten, bereitete ihnen fortdauernd schwere Sorgen. Sie hielten es für nötig, sie durch Spione zu überwachen, und sogar für erlaubt, sie durch Lockspitzel zu umgarnen. In dieser doppelten Eigenschaft machte sich als preußischer Söldling jener Ludwig Lessing zu schaffen, der bereits bei dem Steinhölzlifest durch den Vorschlag eines wilden Programmes aufgefallen war (s. IV. 406). Seine Ermordung unweit der Stadt Zürich erregte weit über die Grenzen der Schweiz ungeheures Aufsehen[2]). Die gerichtliche Untersuchung verlief zwar im Sande. Aber der Verdacht blieb bestehen, daß der Entlarvte den Dolchen unbekannter Rächer aus dem Kreise seiner Landsleute erlegen sei. Jedenfalls hatten die hochgestellten Benutzer feiler Subjekte vom Schlage des Ermordeten einen Vorwand mehr, ihren Groll gegen den eidgenössischen Freistaat durch Anklagen wegen Mißbrauchs des Asylrechtes zu bezeugen.

Ermordung Julius Lessings. 4. Nov. 1835.

Mazzini.

Über den deutschen Flüchtlingen war der große Italiener nebst seinen Freunden derselben Nationalität nicht vergessen. Jedes neue Lebenszeichen Mazzinis ward namentlich in Wien einer sorgfältigen Beachtung gewürdigt[3]). Der Stifter des „jungen Europa" hatte die Genugthuung, daß sich im Sommer 1835 auch ein Verein der „jungen Schweiz" gebildet hatte. Seine Statuten zielten allerdings wesentlich

„Die junge Schweiz." Der Verein.

---

[1]) S. über alles Gesagte die Mitteilungen in Barante: Souvenirs II. 319 ff., 340, 356, 385, 415, nach Thiers' Korrespondenz mit ihm und bei Thureau-Dangin III. 56 ff.

[2]) Über Julius Lessings Beziehungen zur preußischen Regierung s. H. von Treitschke V. 755 ff. Alles Nähere bei Paul Schweizer: Geschichte der schweizerischen Neutralität S. 746 ff.

[3]) Weisung Metternichs an Apponyi 9. Jan. 1836 (Beilage: Gutachten über Mazzinis Schrift „Fede e Avvenire"). Arch. Wien.

auf eine rein gesetzliche Reform des Bundesvertrages durch einen nach der Volkszahl frei gewählten Verfassungsrat ab. Sie hielten sich von der Aufforderung zu gewaltsamer Umwälzung und zur Propaganda jenseits der Grenzen völlig frei. Immerhin sollte die „junge Schweiz" nach dem ersten Artikel ihrer Statuten einen Bestandteil des „jungen Europa" bilden. Auch standen einzelne ihrer Führer, wie der Lehrer Weingart in Biel, der daselbst eingebürgerte Darmstädter Flüchtling Ernst Schüler (s. IV. 406) u. a. mit Mazzini in unausgesetzter, lebhafter Verbindung. Er selbst benutzte den brauchbaren Decknamen „Die junge Schweiz" für den Titel eines großangelegten Journals, das seit dem Juli 1835 französisch und deutsch in Biel erschien. Als Übersetzer, gelegentlich auch als Mitarbeiter, stellte Karl Mathy, der in der Schweiz ein Asyl gefunden hatte, sich ihm zur Verfügung[1]). Zahlreiche, ruhig geschriebene Artikel, die den nüchternen Sinn ihrer Schweizer Verfasser kundthaten, galten ausschließlich den Fragen eidgenössischer Reformen. Aber andere, in denen vornehmlich der stürmische Romane zum Wort kam, predigten, mit Verwerfung einer „selbstmörderischen Neutralität" der Schweiz, die „Propaganda der Freiheit als heiligste der Pflichten". Sie mahnten, „in dem Principienkampfe, wie er sich in Europa vorbereitete", Partei zu ergreifen „gegen den Bund der Könige", und als „erstes republikanisches Volk" den übrigen Nationen voranzuschreiten. Das Journal.

Den Machthabern in Wien, Berlin, Petersburg und ihrer Gefolgschaft klangen solche Worte um so bedrohlicher, je deutlichere Formen wieder wie 1835 der Plan eines Einfalles in Süddeutschland vom Schweizer Boden aus in ihren Augen anzunehmen schien. Seit kurzem war der gefürchtete, und doch im Grunde wenig gefährliche, Rauschenplat von seiner spanischen Wanderfahrt zurückgekehrt, nunmehr bereit, mit den Genossen des „jungen Deutschland" brüderlich „Hand in Hand zu gehen"[2]). Graf Bombelles, der östreichische Gesandte in Bern, und dessen neuer preußischer Kollege, Herr von Rochow, überwachten jeden seiner Schritte. Sie sahen „das Feuer unter der Asche glimmen" und waren über die „stillschweigende Duldung von Abenteurern", denen sie das Schlimmste zutrauten, auf schweizer Boden nicht wenig erbittert. Allein so lange Rauschenplat.

[1]) S. zur Ergänzung der Angaben in den Biographieen Mathys von Freytag, Duncker, F. von Weech zwei von mir veröffentlichte Briefe Mathys aus seiner Flüchtlingszeit (Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 1904 N. F. XIX. 148—154. Der daselbst am Schluß erwähnte „Lufft" ist identisch mit dem in Bern naturalisirten, als Untersuchungsrichter angestellten A. A. Lufft aus Neustadt) und Tobler: Aus Karl Mathys Schweizerzeit (Neujahrsblatt des histor. Vereins des Kantons Bern 1906.) Mazzinis nachweisbare oder mutmaßliche Artikel findet man in Band XIII seiner Scritti editi e inediti (1883), ins Italienische übersetzt, wieder abgedruckt.

[2]) Brief des geschäftsführenden Ausschusses des jungen Deutschland an die „lieben Brüder" 6. Mai 1836. Arch. Zürich (vgl. o. IV. 415).

Frankreich keinen kräftigen Druck ausübte, hegten sie geringe Hoffnung, „den Unfug" der Flüchtlings-Propaganda in dem „abscheulichen Lande" vernichtet zu sehen. Ein Zeichen der Bereitwilligkeit Louis Philipps, auch hier den Wünschen der Ostmächte nachzukommen, war die Abrufung seines bisherigen Vertreters in der Schweiz, des ihnen höchst mißliebigen Rumigny gewesen. Sein Nachfolger, der Herzog von Montebello, der älteste Sohn des Marschalls Lannes, ein konservatives Mitglied der Pairskammer, bot ihnen weit bessere Bürgschaften guter Gesinnung. Montebellos Ernennung hatte noch Broglie, wennschon mit halbem Herzen, zugestanden. Indessen erst nach seinem Rücktritt wurden in Paris, sobald auf die Schweiz die Rede kam, andere Saiten aufgezogen. „Von Tag zu Tage, ließ sich Louis Philipp gegen Apponyi aus, überzeuge ich mich mehr von der Unmöglichkeit der Herrschaft von Republiken. Die der Schweiz sind bisher durch ihre Kleinheit oder durch die Stütze einer mächtigen Aristokratie geschützt gewesen. Aber seit deren Aufhören sind sie unregierbar geworden." Thiers gab ihm die Versicherung: „Wenn die Schweiz Thorheiten begeht, werden wir sie ganz und gar im Stich lassen. Wir werden sie dem Groll der Grenzmächte ausliefern, die sich vor der Gefahr demagogischer Einflüsse schützen wollen." Er befahl Montebello, den Vorort warnend auf die „Ausschreitungen der radikalen Faktion" hinzuweisen, und Montebello säumte nicht, im Bunde mit Bombelles, dem Schultheißen Tscharner sehr ernstlich ins Gewissen zu reden[1]).

Ersetzung Rumignys durch Montebello.

Louis Philipp und Thiers über die Schweiz.

Einzelne Maßregeln gegen die Flüchtlinge. Ende Mai, Anfang Juni 1836.

Inzwischen bekamen die Flüchtlinge an einzelnen Punkten innerhalb der Schweiz schon das Wehen eines rauheren Windes zu spüren. Die Regierung von Solothurn erhielt von Zürich aus Kunde vom Bevorstehen einer hochgefährlichen Versammlung der bisher Geduldeten zu Grenchen. Sie ließ daraufhin Mazzini, die Brüder Ruffini sowie die Deutschen Harro Harring und Soldan in Haft nehmen. Aber da sich nichts Gravirendes bei ihnen vorgefunden, gab sie ihnen nach vierundzwanzig Stunden wieder die Freiheit. In Zürich griff man schärfer durch. Die dortigen Hauptmitglieder des „jungen Deutschland" wurden hinter Schloß und Riegel gebracht und danach aus dem Kanton ausgewiesen. Sodann wurde von hier aus anderen Kantonsregierungen ein Verzeichnis der verdächtigen Fremden mitgeteilt, um sie zur Nachahmung des Beispiels Zürichs zu bewegen. In Bern leistete man dieser Anregung alsbald Folge. Der Regierungsrat betraute den Statthalter Roschi mit der Einleitung einer umfassenden Untersuchung betreffend die politischen Umtriebe der Flüchtlinge. Auch mahnte Bern als Vorort durch ein Kreisschreiben vom 22. Juni alle Kantone, den 1834 gefaßten Beschluß hin-

Kreisschreiben des Vorortes Bern. 22. Juni.

[1]) Berichte Apponyis 28. April, Bombelles' 27. Febr., 21. April, 31. Mai 1836. Arch. Wien.

sichtlich der Teilnehmer des Savoyerzuges zu vollziehen und die übrigen, die Interessen des Landes oder die Ruhe der Nachbarstaaten gefährdenden Flüchtlinge zur Verfügung des Vororts zu stellen. Gleichzeitig ward die französische Regierung um Erlaubnis angegangen, Ausgewiesene über die Grenze schaffen zu dürfen.

Die Diplomaten in Bern.

Die Diplomaten in Bern, denen namentlich Mazzinis Freilassung höchst widerwärtig war, halfen so viel sie vermochten nach. „Wenn man jetzt nur ordentlich will, meinte Rochow, so bedarf es nichts als des übereinstimmenden Handelns von außen, um dem ganzen Propagandismus in der Schweiz ein Ende zu machen. Wir suchen Furcht einzuflößen, allein das wird auf die Dauer keinen Effekt machen, wenn man nichts Handgreifliches sieht." Bombelles zollte dem „lobenswerten Eifer des Vorortes" alle Anerkennung, kam aber auch zu dem Schluß: „Ohne Hilfe der Mächte können die gutdenkenden Schweizer nichts ausrichten." Mit Montebello war er fortdauernd sehr zufrieden. „Seit der Restauration, urteilte er, hat kein französischer Gesandter eine so feste Sprache geführt." Allein Montebellos Auftraggeber ließen es noch an „Handgreiflichem" fehlen. Thiers, der sich doch scheute, als Schleppenträger „der heiligen Allianz" zu erscheinen, wünschte „einen officiellen Schritt" vorläufig zu vermeiden. Er hoffte, daß die Schweiz „von selbst die Gelegenheit benutzen werde, sich ganz und gar ihrer gefährlichen Gäste zu entledigen", und war geneigt, sie nach ihrer Ausweisung in Frankreich unter sichere Aufsicht zu stellen. Louis Philipp, von der Furcht beseelt, während der bevorstehenden Julifeier werde ein Attentat der Flüchtlinge in der Schweiz gegen ihn unternommen werden, drang zwar auf stärkere Maßregeln, mußte jedoch wohl oder übel seine Ungeduld zähmen[1]).

Beschuldigung der Schweiz nach Alibauds Attentat.

Noch ehe die Gedenktage der Revolution von 1830 wiederkehrten, am 25. Juni, erfolgte im Thorweg der Tuilerien jener Anschlag Alibauds auf sein Leben (s. IV. 599). Mitschuldige des jungen französischen Fanatikers wurden nicht entdeckt. Aber für einen Mann von der Denkweise Rochows war es ohne jeden Beweis von vornherein gewiß, daß Alibauds Mordversuch mit den Plänen der Flüchtlinge auf schweizer Boden in genauester Verbindung stehe. Montebello kam zu demselben Schluß. Selbst Thiers glaubte wenig später dem östreichischen Botschafter in Paris versichern zu dürfen: „Kein Zweifel, daß bei den Attentaten gegen den König ein Einverständnis der revolutionären Klubs Spaniens, Englands

[1]) Rochows Briefe an einen Staatsmann 1873 und seine Berichte, benutzt von K. Hillebrand und von A. Pfister: Aus den Berichten der preußischen Gesandten in der Schweiz 1833—39 (Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde VIII. 437—485). Berichte Bombelles' 31. Mai, 8. 12. 15. 23. 26. 29. Juni 1836 (mit vielen Beilagen u. a. Exemplaren der Jeune Suisse). Berichte Apponyis 10. 14. 16. 23. 26. Juni 1836. Arch. Wien. — Bericht Tschanns 14. Juni 1836. Arch. Bern.

und vor allem der Schweiz vorhanden war." Von einer Aufnahme Ausgewiesener in Frankreich wollte er nun nichts mehr wissen. Höchstens sollte ihnen kostenloser Durchgang und ein Zehrpfennig bewilligt werden, um sie aus einem der Häfen Frankreichs nach England abzuschieben. „Wir wollen, gab er Apponyi zu verstehen, dasselbe wie Ihr: die Vertreibung der Flüchtlinge. Es ist gewiß, unsere Königsmörder werden von ihnen aufgehetzt. Wir werden ihre sofortige und wirkliche Vertreibung vom Vorort fordern. Geht man nicht darauf ein, so werden wir sagen: Ihr müßt euch auf eine vollständige Grenzsperre, unter Anschluß Frankreichs, gefaßt machen.... Schöne Worte genügen nicht mehr"[1]).

Drohende Note Montebellos. 18. Juli.

Ganz im Sinne dieser Drohungen war eine Note abgefaßt, die Montebello nach empfangener Weisung am 18. Juli dem Schultheißen Tscharner übermittelte. Mündliche Vorstellungen der Vertreter fast aller anderen Staaten in Bern dienten zu ihrer Unterstützung. Die leitenden Minister der Ostmächte waren hoch erfreut, die französische Regierung endlich auf dieser Bahn zu sehen. Vor allen spendete Metternich ihr aufrichtiges Lob. Die seit dem Anfang des Monats versammelte Tagsatzung setzte einen Ausschuß zur Prüfung der Angelegenheit nieder, dessen Arbeit von Montebello wie von Bombelles mißtrauisch überwacht wurde. Sie fürchteten „eine Mystifikation Europas", wenn die Vollziehung allgemeiner Beschlüsse wieder den Kantonen überlassen bleibe. „Sobald ein Dorf nicht gehorcht, brachten sie bei einigen Mitgliedern der Tagsatzung zu Gehör, wird die Ausführung hinfällig." Der ängstliche Tscharner gestand Bombelles unter vier Augen, der Vorort selbst wünsche im Herzen, „daß die Schweiz gezwungen werde, ihre Verpflichtungen zu erfüllen"[2]). Einen solchen Zwang stellte ein gebieterisches Schreiben von Thiers an Montebello in Aussicht. „Die Vorschläge der Kommission, ließ Thiers sich vernehmen, sind ungenügend.... Die Schweiz muß eine offene, wenn auch harte Sprache zu hören bekommen. Will sie auf Frankreichs Ratschläge und Forderungen nicht hören, so mag sie sich als mit Frankreich überworfen betrachten, und ihr Widerstand wird eine sofortige hermetische Sperre für Menschen und Waren zur Folge haben." Montebello teilte das Schreiben unmittelbar nach dem Empfang, noch in der Nacht vom 5. August,

Conclusum vom 11. Aug.

Tscharner mit. Indessen hielt die Tagsatzung durch ein Conclusum vom 11. August wesentlich an den Kommissionsvorschlägen fest. Danach verfügte sie allerdings „die unverzügliche Wegweisung" der in dem jüngsten Kreisschreiben des Vororts gekennzeichneten, durch erwiesene Handlungen

[1]) Berichte Apponyis 28. Juni, 6. 9. 11. Juli, 1. 8. August 1836. Trautmannsdorffs 7. Juli (danach sollten Rauschenplat und Alibaud in Barcelona zusammengetroffen sein). Arch. Wien.

[2]) Berichte Bombelles' 4. 16. 17. 22. 31. Juli, 1. 6. 11. August. Weisungen Metternichs an Apponyi 18. Juli, 14. 16. August 1836. Arch. Wien.

bloßgestellten Flüchtlinge und betraute ihn mit der Überwachung genauer und gleichförmiger Ausführung dieses Beschlusses. Aber die Untersuchung der einzelnen Fälle und die Vollziehung blieb zunächst Sache der Kantone. Bern war ihnen bereits mit über das Ziel hinausschießendem Eifer vorangegangen. Gestützt auf den sehr anfechtbaren Bericht Roschis[1]) ließ die Regierung sofort ein paar dutzend Flüchtlinge über die französische Grenze verbringen. Das Redaktionspersonal der „Jungen Schweiz" war verhaftet worden, und die Zeitung hatte schon am 23. Juli ihr Erscheinen einstellen müssen. Gegen den eingebürgerten Ernst Schüler ward ein Proceß wegen „Hochverrates" angestrengt, der erst nach Monaten mit seiner Freisprechung endigte. Selbst an Professor Ludwig Snell, der den Brüdern Schnell besonders verhaßt war, wurde Hand gelegt. Ohne Richterspruch der Haft entlassen, nahm er seinen Abschied, wurde aber nachträglich noch durch einen Gewaltakt aus dem Kanton verbannt.

Flüchtlingsverfolgung in Bern.

Mittlerweile begann in der Bevölkerung der Schweiz ein starkes Gefühl der Entrüstung über die Nachgiebigkeit gegen das Ausland durchzubrechen. Mehrere Stände weigerten sich, das Conclusum zu bestätigen. Große Versammlungen wie in Flawil, Wiedikon, Reiden, Münsingen beschworen die oberste Bundesbehörde, keine Herabwürdigung des Vaterlandes zu dulden. Derselbe Tscharner, der 1834 als Gesandter von Bern auf der Tagsatzung geglaubt hatte, „die Ehre gesamter Eidgenossenschaft" gegen die beleidigenden Noten der „fremden Mächte" in Schutz nehmen zu müssen (s. IV. 402), ward beschuldigt, „Montebello den Steigbügel zu halten". Dieser selbst, „der fränkische Geßler", wie man ihn nannte, wurde die Zielscheibe der heftigsten Angriffe. Man forderte in erregten Zeitungsartikeln und Adressen geradezu seine Abberufung.

Gereizte Stimmung in der Schweiz.

Die Tagsatzung konnte sich wenigstens nicht enthalten, am 29. August Montebellos drohende Note vom 18. Juli in sehr kräftigem Ton zu beantworten. Sie wies leichtfertig erhobene Vorwürfe mit der Bemerkung zurück, der Herd der Verschwörungen sei in Paris. Sie verbat sich die Zumutung, Flüchtlinge für bloße Absichten und Hoffnungen statt für festgestellte Thatsachen büßen zu lassen. Sie betonte, trotz des Wunsches der Eidgenossenschaft, Frankreichs Wohlwollen erhalten zu sehen, deren Entschlossenheit, „niemandes Freundschaft um den Preis ihrer Unabhängigkeit und ihrer Würde als selbständiger Staat zu erkaufen". Diese Antwort war Wasser auf die Mühle der Vertreter der Ostmächte. „Unmöglich, meinte Rochow, kann Frankreich die Grobheiten der Schweiz ungerügt hinnehmen." Bombelles fand: „Wenn das beleidigte Frankreich jetzt die Mächte auffordert, gemeinsame Sache mit ihm zu machen, so wird

Beantwortung der Note Montebellos. 29. August.

[1]) S. das berichtigte Urteil Toblers a. a. O. Vgl. Schweizer. Annalen VII. 353 ff. und Schmidt: Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz 1899, S. 137 ff.

man die Sperre nicht zur Vertreibung von ein paar Flüchtlingen benutzen, sondern um von der Schweiz eine Abstellung aller Beschwerden zu fordern, die man gerechter Weise gegen sie vorbringen darf." Er zählte diese Beschwerden in einer Metternich übersandten Denkschrift auf, um deren Abfassung Montebello, Rochow und der badische Geschäftsträger Dusch ihn ersucht hatten, und gelangte hier zu dem Schluß: „Der Augenblick ist gekommen, wo man die Schweiz offen fragen muß, ob sie die Freundin oder die Feindin Europas sein will." Von „der gegenwärtigen Schweiz" erwartete er freilich keine Nachgiebigkeit, falls sie nicht Zwangsmaßregeln zu spüren bekomme. Aber auch damit sollte es nicht gethan sein. Vielmehr dünkte ihn die „Berufung einer Konferenz der interessirten Kabinette außerhalb der Eidgenossenschaft" unerläßlich, um mit Schweizer Abgeordneten die Art und Weise „einer Reinigung des Bundesvertrags" und eine „Revision der Kantonalverfassungen" zu vereinbaren[1]). Auf nichts Geringeres war es offenbar abgesehen, als die Schweiz auf den Zustand zurückzuschrauben, in dem sie sich vor den Wirkungen der Juli-Revolution befunden hatte. Dabei sollte Frankreich, das sich früher dem Ansinnen eines Eingriffes versagt hatte, als Sturmbock dienen.

Pläne Bombelles'.

Entlarvung des Spions Conseil.

Währenddessen trug ein für die französische Regierung äußerst beschämender Zwischenfall nicht wenig zur Erbitterung gegen sie in der Schweiz bei. Montebello hatte auf Befehle hin, die er aus Paris erhalten, vom Vorort die Verhaftung und Ausweisung eines gewissen Conseil, als eines höchst gefährlichen, angeblich schon bei Fieschis Attentat beteiligt gewesenen Revolutionärs, gefordert[2]). Nach der Festnahme Conseils entpuppte sich aber der gefährliche Revolutionär als ein gedungener Spion. Er war hinter Thiers' Rücken durch den Minister des Inneren, Montalivet, den Vertrauensmann Louis Philipps, unter falschem Namen in die Schweiz gesandt und dort auf der französischen Gesandtschaft wieder mit einem falschen Paß versehen worden. Indessen spielte er seine Rolle so ungeschickt, daß es italienischen Flüchtlingen gelang, ihn zu entlarven, ja sogar als Werkzeug zu benutzen und zu weitgehenden Geständnissen zu zwingen. Dann überlieferten sie ihn samt den bei ihm gefundenen Papieren der Polizei. Der Vorort glaubte die schmutzige Angelegenheit vor die Tagsatzung bringen zu müssen. Diese bestellte eine Untersuchungskommission, deren Berichterstatter der Züricher Ludwig Keller war. Ihr Antrag ging dahin, den König und die Regierung Frankreichs unter abschriftlicher Beifügung der Akten von dem Sachverhalt in Kenntnis zu setzen. Keller ergriff mit Freuden die Gelegenheit, einen Gegenschlag gegen den Dränger

Antrag der Untersuchungskommission.

[1]) Bericht Bombelles' 6. Sept. 1836 nebst Beilage: Coup d'oeil sur la crise actuelle 4. Sept. 1836. Arch. Wien. S. Anhang V.

[2]) Alles Nähere über die Angelegenheit Conseil mit Hinweis auf die gedruckte Litteratur bei Paul Schweizer a. a. O., S. 754 ff.

an der Seine zu führen. „Die Thatsachen, erklärte er sehr verständlich, sprechen zu laut, als daß es die Kommission für nötig hielte, auf bestimmte an Frankreich zu stellende Forderungen anzutragen." Sein Bericht ward unter dem Titel „Die entlarvten Diplomaten" sofort der Öffentlichkeit übergeben und gleichzeitig französisch von Paris aus in 10 000 Exemplaren verbreitet. In der Tagsatzung bekam der französische Botschafter scharfe Worte zu hören. Nach heftigen Debatten stimmten am 9. September, unmittelbar vor ihrem Auseinandergehen, zehn Stände und Baselland ohne weiteres dem Kommissionsantrag zu. Der Beitritt anderer war nicht zweifelhaft. In kurzem hatte sich die Mehrheit für den Antrag entschieden, und es hing nur noch vom Vorort ab, ihn auszuführen. Die Reihe zu sprechen war nun an Frankreich.

Abstimmung darüber. 19. Sept.

Es blieb jedoch Thiers erspart, diesen ärgerlichen Handel, an dem er persönlich unschuldig war, auszufechten. Sein Ministerium brach vorher zusammen. Dem König Louis Philipp war ein junger, selbstbewußter Staatsmann doch lästig, der es bei aller Wahrung ehrerbietiger Formen mit der einst von ihm ausgegebenen konstitutionellen Parole „Der König herrscht, aber er regiert nicht", sehr ernst nahm. „Meine Aufgabe wäre leicht, gestand Louis Philipp gelegentlich dem östreichischen Botschafter, wenn ich ein Ministerium nach meiner Wahl zusammensetzen könnte." Durch ein Kammervotum war, angesichts der bisher zuverlässigen Mehrheit, das bestehende Ministerium schwerlich zu erschüttern. Da schuf eine Frage der äußeren Politik eine unüberbrückbare Kluft zwischen Thiers und dem Monarchen. Wieder waren es die spanischen Angelegenheiten, über die sie in Zwiespalt gerieten. Allerdings hatte Thiers sich zeitweise bestrebt, auch in dieser Sache eine Verständigung mit den Ostmächten anzubahnen. Im Frühling hatte er den Vorschlag gemeinsamer bewaffneter Einmischung zu Gunsten der unmündigen Königin Isabella, der diesmal von London gekommen war, nicht ohne Bedauern, aber Louis Philipps Wünschen gemäß, zurückgewiesen. Ja noch mehr: er hatte Metternich im Juni aus freien Stücken einen Plan der Aussöhnung von Cristinos und Karlisten unterbreitet, bei dem es wieder (s. IV. 456) auf die künftige Vermählung Isabellas mit dem Sohne Don Carlos' abgesehen war. Dies bildete den ersten Artikel eines Programmes von vier Punkten, das er sich als gemeinsamen Vorschlag sämtlicher Großmächte Europas gedacht hatte. Die drei folgenden Artikel lauteten: Anerkennung der Königswürde des Prinzgemahls, Regentschaft der Königin Cristina, Aufrechthaltung des Statutes von 1834 oder einer anderen der französischen Charte angenäherten Verfassung. Indessen dies Programm fand schon in Metternichs Augen keine Gnade. Von seinem legitimistischen Standpunkt aus mußte er die Anerkennung irgend einer Regentschaft in Spanien für völlig unstatthaft erachten. Friedrich Wilhelm III.

Ministerwechsel in Frankreich.

Die spanische Angelegenheit.

Thiers' Aussöhnungsplan.

und Ancillon waren ganz mit ihm einverstanden. Auf der anderen Seite verübelte Palmerston, der auf dem Umweg über Wien von dem Versöhnungsplan Wind bekam, dem Kollegen an der Seine sein selbständiges Vorgehen. Genug: Thiers' Versöhnungsplan stieß auf unüberwindliche Hindernisse[1]).

Sein Scheitern.

Seitdem war die Anarchie in Spanien gewachsen und mit ihr das Verlangen der Minister der Königin-Regentin Cristina, ihren Thron durch militärische Hilfe Frankreichs zu stützen. Auch Thiers kehrte zu diesem Gedanken zurück. Indessen wünschte er vorläufig die kriegerische Einmischung mittels der Fremdenlegion zu maskiren, deren Beistand Frankreich der spanischen Regierung im Sommer 1835 gewährt hatte. Die Legion sollte insgeheim durch Einreihung von Freiwilligen aus dem französischen Heer auf etwa 10 000 Mann gebracht werden. Ein französischer General, etwa Bugeaud, sollte im Namen der Königin von Spanien ihr Kommando übernehmen. Sodann sollten auch spanische Truppen, Soldaten und Freiwillige anderer Nationalität, Portugiesen, Engländer, seinem Oberbefehl gehorchen. Thiers war Feuer und Flamme für das Unternehmen. Er fand Unterstützung bei seinen Ministerkollegen wie beim Herzog von Orléans. „Ich thue, schrieb er Rayneval, für Spanien so viel wie ich je für Frankreich gethan habe." Louis Philipp hatte sich jedoch nur widerstrebend auf diese Bahn drängen lassen. Er fürchtete nicht mit Unrecht, allmählich aus der versteckten Hilfeleistung die offene bewaffnete Intervention erwachsen sehen zu müssen. Zu dieser aber, die am Ebro schwerlich Halt machen konnte, wollte er, in Erinnerung an das Beispiel Napoleons und aus Rücksicht auf die Ostmächte, sich nie und nimmer verstehen. „Unterliegt Don Carlos, sagte er dem östreichischen Botschafter, so soll er nur durch Spanier besiegt werden ... Würde ich mich einmischen, so würde ich sofort aus diesem Prinzen einen Heiligen und Märtyrer machen, dessen Sache vielleicht ganz Spanien ergreifen würde." Aber selbst für den Fall eines Triumphes des Karlismus sollte Frankreich ganz aus dem Spiel bleiben[2]).

Thiers' Rückkehr zum Plan der Waffenhilfe.

Widerstreben Louis Philipps.

Während Thiers im Bund mit dem Kriegsminister noch am Werk

---

[1]) Außer Metternichs Papieren VI. 141 ff. und Thureau-Dangin III. 70 ff. gewähren Aufschlüsse über Thiers' Versöhnungsplan Berichte Apponyis 6. 13. Juni, Trautmannsdorffs 23. 30. Juli, Weisungen Metternichs an Apponyi 5. Juli 1836. Arch. Wien.

[2]) Zur Ergänzung von Baumgarten, K. Hillebrand, Thureau-Dangin u. a. dienen mir Berichte Apponyis 30. April, 2. 6. 22. Mai, 13. Juni, 18. August 1836. Arch. Wien. — Bericht Waldburg-Truchseß' Turin 7. Juli 1836. (Beilage: Réponses à neuf questions proposées par le roi Louis Philippe sur l'esprit public et particulièrement dans les provinces Basques.) Arch. Berlin. — Schreiben Thiers' an Rayneval 12. August 1836. Arch. Paris. (Von mir veröffentlicht im Compte rendu des séances de l'Académie des sciences morales et politiques. Paris 1910. II. 685—690 daselbst ist zu lesen S. 686 neuntletzte Zeile X statt Thiers.)

war, die verabredeten Rüstungen Schritt für Schritt zu steigern, langte in Paris die Nachricht der Militärmeuterei von La Granja an. Die Regentin ward zur Verkündigung der Verfassung von 1812 und zur Berufung eines neuen Ministeriums gezwungen. Entschiedener als je bestand Thiers darauf, man dürfe sie nicht im Stich lassen. Er verlangte Ansammlung imposanter Streitkräfte an den Pyrenäen, um in Spanien einzurücken, sobald die Ereignisse es erfordern sollten. Andrerseits machte Louis Philipp geltend, nur der freien, nicht der gefangenen Königin, nur der monarchischen Regierung, nicht der so gut wie republikanischen Verfassung von 1812 habe er den Beistand der französischen Legion zugesagt. Er forderte die ausdrückliche Zurücknahme aller zur Verstärkung der Fremdenlegion getroffenen Maßregeln. Im Ministerrat kam es zu heftigen Auftritten. Der König äußerte sich gegen die Gesandten der Ostmächte sehr offenherzig über Thiers, dem von allen Amtsgenossen nur Montalivet untreu wurde. „Thiers, klagte er, hat eine fixe Idee, er handelt nur aus Eitelkeit und Ehrgeiz, er will sich allmächtig zeigen“[1]). Er war entschlossen, in dieser Frage, bei der es auf Krieg oder Frieden ankam, nicht nachzugeben. Am 25. August erfolgte die Entscheidung. Thiers bot dem König seine Entlassung an. Alle Minister, außer Montalivet, traten ihm bei. Der König nahm sie sofort beim Wort. Er erklärte das Kabinet für aufgelöst und bat die Minister nur, während er Nachfolger für sie suche, auf ihren Posten zu bleiben.

Auflösung des Ministeriums Thiers. 25. Aug. 1836.

Ehe zwei Wochen vergingen, war das neue Ministerium fertig. An seiner Spitze stand Graf Molé, ein Mann ganz nach dem Herzen des Königs. Der Ministerpräsident, ein Staatsmann von großem Namen, der Napoleon, der Restauration und 1830 schon einmal dem Julikönigtum als Minister gedient hatte, war unstreitig von der Gesinnung konservativer Politik für die Regierung im Inneren beseelt. Auch bei den Großmächten, die das konservative Interesse vertraten, war er gut angeschrieben. Sein Auftreten und seine Redeweise bekundeten in hohem Maß die Feinheit, Würde und Sicherheit des Grandseigneur der alten Schule. Aber ungleich dem gestrengen doktrinären Herzog von Broglie, hütete er sich, andere das Gewicht seiner Überlegenheit fühlen zu lassen. Der König durfte hoffen, mit ihm aufs beste auszukommen. In der Kammer freilich benötigten die Schmeichelkünste, über die Molé gebot, zur Ergänzung einer Kraft ersten Ranges zur Hilfe gegen voraussichtliche Stürme. Es war daher als ein großer Gewinn zu betrachten, daß Guizot sich nicht sträubte, wieder das Amt des Unterrichtsministeriums zu übernehmen. Als Kollegen er-

Das Ministerium Molé. 6. September.

[1]) Berichte Apponyis 20. 22. 27. 30. August, 2. Sept. 1836. Arch. Wien. Über die letzte erregte Unterhaltung des Königs und Thiers' Montalivet: Fragments et souvenirs II. 45 ff.

bat und erhielt er die früheren Gefährten Duchâtel und Persil für die Finanzen und die Justiz, Gasparin, bisher Staatssekretär im Inneren, für dies besonders wichtige Ministerium. In Gasparins Nachfolger, Charles de Rémusat, besaß er noch einen anderen zuverlässigen Bundesgenossen. Die übrigen Stellen wurden mit minder bekannten Persönlichkeiten ausgefüllt. Sehr ungern sah der König Montalivet ausscheiden. Aber es fand sich kein Platz, der seinem vielangefochtenen Vertrauten hätte genügen können.

Befriedigung der Ostmächte.

Die Machthaber der festländischen Großstaaten waren besonders davon erbaut, daß Thiers nicht durch einen Kammerbeschluß, sondern durch den Willen des Königs zu Fall gekommen war. Auch gaben ihre Vertreter in Paris zu erkennen, seit der Juli-Revolution habe noch kein französisches Ministerium ihnen so viel Vertrauen eingeflößt wie das soeben gebildete. Die nächste Probe auf dies wohlwollende Urteil hatte Molé in Sachen der Schweiz abzulegen. Hier war ihm der verfängliche Conseil-Handel als Erbschaft der letzten Regierung zugewachsen. Statt sich auf eine Verteidigung einzulassen, bei der leicht der König selbst bloßgestellt werden konnte, drehte Molé den Spieß um und ging sofort zum Angriff über. Er wies Montebello an, dem Vorort eine Note zuzustellen, die bis zur Leistung „schleuniger Genugthuung" den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und der Schweiz ankündigte. In Form einer Erwiderung auf das Schreiben des 29. August entrollte diese Note vom 27. September ein langes Register der stärksten Anklagen. Die Regierung Louis Philipps sah in dem jüngst Erlebten das Vorherrschen „eines Geistes der Anarchie". Sie betrachtete den ganzen Conseil-Handel als „einen der französischen Gesandtschaft gelegten Fallstrick". Sie erblickte in den Behörden gewisser Kantone Werkzeuge „einer Handvoll fremder Verschwörer". Sie appellirte von der „verirrten und geknechteten an die aufgeklärte und freie Schweiz", von der sie eine „rasche Sühne" erwartete. Um diesen Worten Nachdruck zu geben, wurde mit der Sperre und mit der Vorschiebung von Truppen an die Grenze begonnen.

Molé und der Conseil-Handel.

Seine Note vom 27. Sept.

Befürchtungen Bombelles'.

Graf Bombelles war mit dieser Wendung der Dinge nicht ganz zufrieden. Er fürchtete, Frankreich werde sich durch den Conseil-Handel von der Verfolgung der Flüchtlingsangelegenheit abziehen lassen. Auch Rochow sah in dem einseitigen Vorgehen Frankreichs einen Mißstand. Er hielt dafür, das Übel werde nur ärger werden, wenn nicht alle Grenzstaaten der Schweiz thätlich zusammenwirkten. Indessen begnügten sich die Ostmächte, unter Östreichs Führung, zunächst mit ernsten Vermahnungen, das letzte Conclusum ohne Winkelzüge auszuführen. „Wir machen uns, sagte Metternich dem Gesandten der Schweiz in Wien, über die Gewalt des Vorortes keine Illusionen, ... aber die Tagsatzung

mag sich gegen die saumseligen Kantone als überaus stark betrachten, da ihr nicht nur im Namen der gesamten Schweiz, sondern im Namen von ganz Europa ... zu sprechen vergönnt ist." Dabei ließ er durchblicken, daß Drohungen und Zwangsmaßregeln unter Umständen dazu dienen könnten, ihre Machtvollkommenheit zu erhöhen. Von Molé erhielt er die Versicherung, Frankreich sehe die Flüchtlingsfrage gemeinsam mit den übrigen Mächten nach wie vor als die erste an und werde, falls es vor Ausführung des Conclusums in Sachen Conseils keine Genugthuung empfange, die Sperre als Mittel betrachten, „beide Angelegenheiten auf einmal zu Ende zu bringen"[1]).

Außerordentliche Tagsatzung. 19. Okt. bis 7. Nov.

In der Schweiz wurde die Stimmung gegen Frankreich durch Montebellos letzte Note noch mehr gereizt. Deutlich kam dies in verschiedenen Großratssitzungen zum Vorschein, die der für den 19. Oktober einberufenen außerordentlichen Tagsatzung vorausgingen. Indessen gelangte hier nach peinlichen Debatten der Wunsch zum Siege, es mit dem mächtigen westlichen Nachbarn nicht zu verderben. Zwar mied man jeden Schein einer Abbitte, wie sie der erschreckte Schultheiß des Vorortes empfahl. Vielmehr gedachte die Erwiderungsnote vom 5. November der „schweren Irrtümer" der Note Montebellos hinsichtlich „der inneren Lage der Eidgenossenschaft" und wies den Anspruch einer „Kontrolle" der schweizer Regierungen entschieden ab. Immerhin war es ein Rückzug, wenn der frühere Beschluß einer Überweisung der Akten an den König und an das Ministerium in Paris aufgehoben, und der entstandene Konflikt aus einem beklagenswerten „Mißverständnis" abgeleitet wurde. In Paris erklärte man sich mit dieser Antwort befriedigt. Montebello hatte dem Vorortspräsidenten anzukündigen, das Verhältnis Frankreichs zur Schweiz sei auf den früheren Fuß wiederhergestellt, und zugleich den Wunsch sorgfältiger Pflege „des seit Jahrhunderten bestandenen freundnachbarlichen Vernehmens" beider Länder auszusprechen. Der Conseil-Handel war somit abgethan, nicht aber die Angelegenheit der Flüchtlinge. Vielmehr unterließ Molé nicht, auf rasche und vollständige Ausführung des Conclusums vom 11. August zu dringen. Er äußerte, die Mehrzahl der bisher Ausgewiesenen gehöre gar nicht der gefährlichsten Klasse an, und nannte u. a. Mazzini und Rauschenplat als immer noch auf eidgenössischem Boden geduldet[2]).

Antwortnote vom 5. Nov.

Schlichtung des Conseil-Handels.

Der Vorort that, was in seinen Kräften stand, die Vollziehung des Conclusums zu erwirken. Ende December wurden Mazzini und seine

Abreise Mazzinis u.a.

[1]) Berichte Bombelles' 30. Sept., 20. Okt. Apponyis 9. 21. 25. Sept., 11. 16. 26. Okt., 7. Nov. 1836. Arch. Wien. — Berichte Effingers 9. 10. 12. 17. 26. 27. Okt. Berichte Tschanns 13. 31. Okt. 1836. E. Arch. Bern.

[2]) Berichte Tschanns 18. Nov., 21. Dec. 1836. E. Arch. Bern. Bericht Apponyis 14. Nov. 1836. Arch. Wien.

Freunde, die Brüder Ruffini, bewogen, ihr Asyl im Kanton Solothurn zu verlassen. Sie begaben sich auf dem Wege durch Frankreich nach London. Rauschenplat war schon vorher nach dem Elsaß entwichen. Den Vertretern Preußens und Östreichs, Rochow und Bombelles, war mit allem, was geschehen, entfernt nicht genug gethan. Jener sah in der „öffentlichen und freien Abreise des Verbrechers Mazzini einen Triumph für die Propaganda". Dieser fand: „Die Ausgleichung mit Frankreich und unser Schweigen haben der Revolution ihre ganze Kraft wiedergegeben." Mit Entrüstung bemerkten beide, daß vielen Flüchtlingen, die auf ihren Proskriptionslisten standen, erlaubt blieb, auf schweizer Boden zu weilen.

Mathy in Grenchen.

Auch Mathy, dem sich nach langer Leidenszeit ein bescheidener Wirkungskreis als Lehrer in der Dorfgemeinde Grenchen eröffnete, gehörte zu ihrer Zahl. „Alles Gesindel, jammerte Rochow, zieht sich gern in die Schweiz." „In der Schweiz, schrieb Bombelles seinem Pariser Kollegen Apponyi, steht der Parteigeist über allen Erwägungen." Unablässig drang er darauf, daß die konservativen Mächte „zur Vernichtung der Revolution von ihrer

Maßhalten Metternichs.

Gewalt Gebrauch machen müßten". Allein Metternich war nicht gesonnen, den Bogen zu überspannen. Er wußte vor allem den Gewinn der Bundesgenossenschaft Frankreichs beim Vorgehen gegen die Flüchtlinge zu schätzen. Daß Molé und Gasparin sich anheischig machten, einige derselben von italienischer und deutscher Herkunft auch aus Marseille und Paris auszuweisen, konnte ihn in seiner guten Meinung nur bestärken. „Ich glaube, erklärte er im Gefühl hoher Befriedigung, daß zwischen dem französischen und unserem Hof von jetzt an endgiltiges Einverständnis über die einzuhaltende Linie der Weisheit herrscht"[1]).

Verhalten Englands.

Auch in dieser Sache hatte die Annäherung Frankreichs an die Ostmächte einen gewissen Gegensatz zu England im Gefolge. Während der jüngsten Spannung zwischen Frankreich und der Schweiz hatte das auswärtige Amt in London es an guten Ratschlägen für die Eidgenossenschaft nicht fehlen lassen, und in der Schweiz wurden sogar Stimmen laut für die Anrufung englischer Vermittlung. Aber die französische Regierung hatte sich schon gegen die Idee einer Vermittlung kühl verhalten. Nach Beendigung des Streithandels ließ Palmerston in Paris wissen, England werde künftig politische Flüchtlinge nur noch aufnehmen, wenn diese bezeugten, freiwillig, nicht zwangsweise deportirt, gekommen zu sein. Es war immer dasselbe England, dem Metternich vorwarf, „aus Geschmack und in Folge offenbarer Gewalt der Thatsachen revolutionär zu sein", und vor dessen Ränken, in Spanien wie überhaupt, er Louis

[1]) Rochows Briefe a. a. O. Berichte Bombelles' 8. 19. Dec. 1836, 6. 17. Jan., 26. Febr. u. s. w. 1837. Apponyi an Bombelles 5. Jan. Bombelles an Apponyi 12. Jan. Berichte Apponyis 31. Dec. 1836, 20. 23. Jan., 17. Febr., 4. März 1837. Weisungen Metternichs an Apponyi 23. 26. Nov., 21. Dec. 1836. Arch. Wien.

Philipp warnte. „Meine Allianz mit England, gab Louis Philipp zurück, hat nur den Zweck, den Frieden zu erhalten. Sobald England die Revolution begünstigt, lasse ich es im Stich“[1]).

Es fehlte wenig, so wären der Eidgenossenschaft aus einem abenteuerlichen Unternehmen desjenigen ihrer Gäste, der den berühmtesten Namen trug, neue Ungelegenheiten erwachsen. Für Metternich wenigstens war die Mitschuld „der radikalen Partei in der Schweiz“ an dem tollkühnen Straßburger Handstreich des Prinzen Louis Bonaparte so gut wie sicher. Ministerielle französische Blätter glaubten ebenfalls ohne die Spur eines Beweises einen solchen Zusammenhang annehmen zu dürfen[2]). In der That aber war diese Vermutung aus der Luft gegriffen. Der Prinz handelte auf eigene Faust ohne Hilfe radikal Gesinnter innerhalb der eidgenössischen Grenzen. Seit dem Sommer des Jahres 1831 weilte Louis Bonaparte, durch seine Mutter Hortense nach der Niederlage der Revolution aus Italien gerettet (s. IV. 213), wieder unter ihrem Dach in Schloß Arenenberg am Bodensee auf schweizer Erde. Dort führte er ein zwischen Studien und körperlichen Übungen geteiltes Leben, das ihm für kleine Liebesabenteuer und Pflege freundschaftlicher Beziehungen Muße ließ. Der anspruchslose, sicher und doch nicht vordringlich auftretende Fürstensohn, schon seit seiner Augsburger Gymnasialzeit des Deutschen mächtig, ein kühner Reiter und Schwimmer, ein gewandter Tänzer und Schütze, war überall gern gesehen. Die Gemeinde Salenstein, in deren Bannkreis das Schloßgut Arenenberg lag, schenkte ihm das Bürgerrecht. Der große Rat des Thurgaus erteilte ihm, in Betätigung dieser Schenkung, das „Ehrenbürgerrecht“ des Kantons[3]). In einer kleinen Druckschrift „Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz“ bezeugte er seinem Adoptivvaterland warmes Interesse. Als gelehriger Schüler des eidgenössischen Obersten Dufour und eifriger Teilnehmer an den Übungen im Lager zu Thun ward er 1834 zum Bernischen Artilleriehauptmann ernannt. Zwei Jahre später veröffentlichte er ein „Handbuch der Artillerie für den Gebrauch der Officiere der helvetischen Republik“, das sich allgemeine Anerkennung erwarb.

Louis Bonaparte.

Sein Leben in der Schweiz.

---

[1]) Bericht Moriers 4. Okt. Weisung Palmerstons an Morier 20. Okt. 1836 (Kopie). Bericht Tschanns 2. Dec. 1836. E. Arch. Bern. — Weisung Metternichs an Apponyi Secrète 2. Jan. Bericht Apponyis 7. Febr. 1837. Arch. Wien.

[2]) Aus Metternichs Papieren VI. 151. — Der Schweizerische Republikaner 1836, S. 423 mit Auszügen aus dem Journal des Débats. Ganz haltlos sind K. Hillebrands Bemerkungen I. 649.

[3]) S. Genaueres über die Streitfragen hinsichtlich Erteilung des „Bürgerrechtes“, „Ehrenbürgerrechtes“ u. s. w. mit Abdruck der Urkunden bei J. Meyer: Die früheren Besitzer von Arenenberg, Königin Hortense und Prinz Ludwig Bonaparte. Frauenfeld 1906.

Seine Prätendentenrolle.

Bei alledem lebte er sich mit verhaltener Leidenschaft in die Rolle eines Prätendenten ein. Scheinbar auf schweizer Boden eingewurzelt, ward er von der fixen Idee ergriffen, als berechtigtes Haupt des Bonapartismus und als Erbe der Kaiserwürde die Herrschaft Frankreichs erringen zu müssen. In diesem Punkt vor allem traf das Wort der Mutter zu, die ihn, in dem andere nur den weichen, liebenswürdigen Schwärmer sehen mochten, „ihren sanften Starrkopf" nannte. In „politischen Träumereien", mit denen er 1832 hervorgetreten war, hatte er noch „den Sohn des großen Mannes" als „einzigen Repräsentanten des größten Ruhmes" gepriesen. Ihm war die Aufgabe der Herstellung einer durch das souveräne Volk gebilligten Monarchie zugedacht. Nach dem Tode des Herzogs von Reichstadt machte er sich selbst diese Aufgabe zu eigen. Er fand volles Verständnis bei seinem Nachbarn, dem Gutsherrn des Wolfsberges, Oberst Parquin, der einst als Hauptmann der alten Garde aus der Hand des Kaisers das Kreuz der Ehrenlegion empfangen hatte. Er suchte Fühlung mit Chateaubriand, Lafayette, Carrel und sah manchen in seine ehrgeizigen Gedanken Eingeweihten auf der Höhe des gastfreien Arenenberg bei sich. Es waren erprobte Freunde darunter, wie der vor den östreichischen Häschern geflüchtete Mailänder Graf Arese, der einige seiner gleichgesinnten Landsleute bei ihm einführte[1]). Unter den neuen Vertrauten kam an unbedingter Ergebenheit keiner dem früheren Unterofficier Fialin de Persigny gleich, dessen Glaube an das Gestirn des künftigen Cäsaren eine mystische Kraft hatte. Er erhoffte von einem kecken Handstreich des Freundes den gleichen Erfolg, wie ihn einst der von Elba Zurückgekehrte davongetragen hatte.

Wachstum des Napoleonkultus in Frankreich.

Was den nur auf seinen Namen pochenden Prinzen ermutigen mochte, ein Spiel, bei dem die Karten so ungleich verteilt waren, zu wagen, war die offenkundige Thatsache eines Wachstums des napoleonischen Kultus unter dem Juli-Königtum. Es gab zwar immer noch keine förmliche Partei von Bonapartisten. Aber es gab eine weitverbreitete Überzeugung von der alleinseligmachenden Kraft des Bonapartismus. Börnes Pariser Briefe und Heines Berichte aus der Hauptstadt Frankreichs sind voll von Zeugnissen dieser Stimmung. „Der Heroismus der imperialen Herrschaft, schrieb der deutsche Dichter in den dreißiger Jahren, ist der einzige, wofür die Franzosen noch empfänglich sind, und Napoleon ist der einzige Heros, an den sie noch glauben." Die poetischen Verherrlichungen des Sohnes der Revolution, des Besiegten von Waterloo, wie man sie von Bérangers, Viktor Hugos, Quinets Lippen vernahm, klangen vergröbert wieder aus den Spektakel- und Dekorationsstücken mancher Boulevards-Theater. Die Regierung Louis Philipps that das

[1]) Bonfandini: Vita di Francesco Arese 1894. — Grabinski: Un ami de Napoléon III. Le comte Arese 1897.

ihrige, dem Napoleonkultus neue Nahrung zu geben. Schon nach einem Antrag Kasimir Périers hatte Louis Philipp die Wiedererrichtung der Statue des Kaisers auf der Säule des Vendôme-Platzes befohlen. Im Juli 1833 ward das eherne Standbild in Gegenwart des Königs, der Prinzen, der Marschälle daselbst enthüllt. Zwei Jahre zuvor, nach seiner Flucht aus Italien, bei kurzem Aufenthalt in Paris, hatte Prinz Louis Bonaparte selbst aus den Fenstern seines Hotels die Masse der Wallfahrer sehen können, die am Todestag des Kaisers den Säulensockel mit Blumenkränzen schmückten.

Vorbereitung des Straßburger Unternehmens.

Während des Sommers 1836 nahmen seine hochfliegenden Pläne greifbare Gestalt an. Es war auf die Stadt und Festung Straßburg abgesehen. Ihre Überrumpelung sollte den Abfall aller Garnisonen und der Bevölkerung von Elsaß und Lothringen nach sich ziehen. Mit fünfzigtausend Mann und tausenden von Proklamationen sollte alsdann, ehe noch die Regierung zur Besinnung gekommen, nach berühmtem Muster ganz Frankreich fortgerissen werden. In Baden-Baden, wo der Prinz seiner Base, der verwitweten Großherzogin Stephanie, Besuche abstattete, ließen sich mehrere Zusammenkünfte mit Officieren aus Straßburg bewerkstelligen. Der bedeutendste aus ihrer Mitte, der unter Beihilfe der Reize einer dienstwilligen Sängerin verführt wurde, war der Oberst Vaudrey. Prinz Louis Bonaparte hatte schon früher mit ihm in Verbindung gestanden. Er hatte sogar durch seine Vermittlung Mazzini einen Artikel für die Spalten des „Jungen Italien" anbieten lassen, in dem er den herkömmlichen militärischen Ehrbegriff bekämpfen wollte[1]). Vaudrey befehligte das vierte Artillerieregiment, in dem Napoleon einst gedient hatte, und das bei seiner Rückkehr von Elba zuerst zu ihm abgefallen war. Eine Anzahl von Officieren niederen Grades ließ sich gleichfalls auf die Verschwörung ein. Bei heimlichem Erscheinen in Straßburg wagte sogar der Prinz, persönlich sich ihrer Ergebenheit zu versichern. Dagegen blieben Versuche, den Festungskommandanten General Voirol oder den General Excelmans zu gewinnen, ganz fruchtlos.

Der Straßburger Handstreich und sein Mißerfolg. 30. Okt. 1836.

Nichtsdestoweniger verharrte der Prinz bei seinem Vorsatz. Am 29. Oktober traf er in Straßburg ein. Nachts hielt er mit Persigny, Parquin, Vaudrey und den übrigen Hauptverschwörern eine Beratung. Die Rollen für den folgenden Tag wurden verteilt, die vorbereiteten Aufrufe an das französische Volk, an die Armee, an die Bewohner Straßburgs verlesen. Im Morgengrauen des 30. Oktober stellte Vaudrey seinem alarmirten Regiment den Prinzen im Kasernenhof als Neffen

[1]) Diese merkwürdige Thatsache, die Mazzinis spätere Behauptung, Napoleon sei ein Abtrünniger, erhärtet, ist bisher unbeachtet geblieben. Sie ergiebt sich aber unwiderleglich aus Mazzini: Epistolario I. 54 und den daselbst abgedruckten Auszügen aus den Memoiren La Cecilias.

des Kaisers vor. „Um ihn, rief er den Soldaten zu, muß sich alles sammeln, was den Ruhm und die Freiheit Frankreichs liebt." Ähnlich klang die Ansprache des uniformirten Prätendenten, der „den Adler von Austerlitz und Wagram" gegen die „Verräter und Unterdrücker des Vaterlandes" heraufbeschwor. Die vorher durch Geldspenden ihres Obersten bedachten, völlig überraschten Soldaten riefen: „Es lebe der Kaiser." Sie folgten dem Prinzen unter Zulauf Neugieriger zum Quartier des Generals Voirol, der, taub gegen alle Lockungen, sich gefangen geben mußte. Ein paar Abteilungen bemächtigten sich der Präfektur, des optischen Telegraphen, einer Druckerei, wo die Proklamationen den Setzern überliefert wurden. Die Hauptmasse, mit dem Prinzen an der Spitze, eilte zur Finkmatt-Kaserne, um das dort liegende 46. Linienregiment zu sich herüberzuziehen. Hier aber fand das wahnwitzige Unternehmen ein klägliches Ende. Einige ihrem Eide treue Officiere mahnten die Soldaten an ihre Pflicht. Das Gerücht, man habe es mit einem Betrüger zu thun, flog von Mund zu Mund. Nach einer kurzen Rauferei wurde der Prinz mit zerrissener Uniform festgenommen. Ebenso erging es nebst anderen Parquin und Vaudrey. Persigny gelang es, zu entkommen. Inzwischen hatten General Voirol und der Präfekt ihre Freiheit wiedergewonnen. Die verirrten Truppen kehrten zum Gehorsam zurück. Nach drei Stunden war die Stadt vollkommen ruhig. Abgesehen von einer gleichzeitigen, ihrer Ursache nach dunklen und rasch gedämpften Meuterei in der weit entfernten Garnison von Vendôme, zeigte sich nirgendwo die Spur eines unzuverlässigen Geistes im Heere.

Verschiffung Louis Bonapartes nach Amerika. 21. Nov.

Indessen war man, ehe der Ausgang des Straßburger Abenteuers bekannt wurde, im Rate Louis Philipps doch nicht so sorglos gewesen, wie man sich nachher den Anschein gab. Auch bereitete die Frage, was mit den Gefangenen geschehen solle, nicht geringe Verlegenheit. Hinsichtlich des Prinzen, der in den Augen vieler für einen Tollhäusler galt, kam man zu dem Schluß, um keinen Preis einen Märtyrer aus ihm machen zu wollen. Er wurde, seinem Protest zum Trotz, von seinen Schicksalsgefährten getrennt, nach Paris verbracht und, mit Geld aus der königlichen Schatulle versehen, von Lorient aus auf einer Fregatte nach Amerika eingeschifft. Es hatte der Gnadengesuche seiner Mutter, die von Arenenberg herbeigeeilt war, nicht erst bedurft. In Pariser diplomatischen Kreisen sprach man davon, beim Vorort der Eidgenossenschaft solle darauf gedrungen werden, das Conclusum vom 11. August auch auf sie anzuwenden. Sie selbst war deshalb in Sorgen und verwahrte sich gegen jeden Verdacht einer Mitwissenschaft des Straßburger Handstreiches[1]).

[1]) Bericht Rumpffs 12. 18. Nov. 1836. Stadtarchiv Frankfurt. — Bericht Bombelles' 8. Dec. 1836. Brief der Königin Hortense an Bombelles 8. Dec. 1836. Arch. Wien (s. Anhang VI).

Allein ihre Befürchtungen waren grundlos. Sie blieb ganz ungestört, und da ihr Sohn sie beschwor, ihm nicht zu folgen, so verbrachte sie den Rest ihrer durch Kummer und Krankheit getrübten Tage in Arenenberg. Es war eine schwere Beleidigung des öffentlichen Rechtsgefühls, den Hauptschuldigen allein willkürlich dem Richter entzogen zu haben. Dies rächte sich, als seine in Haft behaltenen Genossen, Militärs und Civilisten, vor die Assisen von Straßburg gestellt wurden. Die Geschworenen sprachen sie am 18. Januar 1837 unter lautem Beifall des Publikums sämtlich frei. Abends erlebte man das Schauspiel eines Bankettes, an dem mehrere der Geschworenen mit den Freigesprochenen und ihren Advokaten teilnahmen. An den Höfen der Ostmächte konnte man sich über den „Skandal" des Wahrspruchs der Jury nicht beruhigen. Die Regierung Louis Philipps, die ihn wohl vorausgesehen hatte[1]), hielt es fürs beste, die Sache auf diese Weise in Vergessenheit zu bringen und wähnte den Bonapartismus durch den Fluch der Lächerlichkeit tödlich getroffen.

Freispruch des Straßburger Geschworenengerichtes. 18. Jan. 1837.

Um dieselbe Zeit, da sie sich des Prätendenten dieses Namens durch seine Hinwegführung entledigte, wurde das Haupt der älteren bourbonischen Linie zur letzten Ruhe bestattet. Auf östreichischem Boden, in Görz, wohin er sich mit den Seinigen zurückgezogen hatte, war der vertriebene König Karl X. am 6. November gestorben. Sein Sohn, der einundsechzigjährige Herzog von Angoulême, hatte am 2. August 1830 wie sein Vater zu Gunsten seines Neffen Heinrich, des Herzogs von Bordeaux, abgedankt. Allein im Lager der Royalisten herrschte Streit über den Wert dieser Verzichte. Angoulême selbst, nicht ohne Sorgen wegen möglicher Ansprüche der Herzogin von Berry[2]), nahm im Kreise seiner Vertrauten vorläufig als Ludwig XIX. den königlichen Titel an. Dagegen ersehnten die feurigsten Legitimisten die unverzügliche Proklamation Heinrich V. und die Einsetzung einer Regentschaft für die Zeit seiner Minderjährigkeit. Der orleanistischen Monarchie konnten diese Mißhelligkeiten nicht unerwünscht sein. Die legitimistische Partei wurde durch sie noch mehr geschwächt. Auch schien keine Notwendigkeit mehr vorzuliegen, die einst von der Volkswut verfolgten Urheber des Staatsstreiches Karls X. noch hinter Schloß und Riegel zu halten. Nach Peyronnet und Chantelauze wurden Guernon-Ranville und Polignac in Freiheit gesetzt: der letzte unter der Bedingung, Frankreich zwanzig Jahre lang zu meiden.

Tod Karls X. 6. Nov. 1836.

Freilassung seiner Minister. Okt. Nov. 1836.

Wie die legitimistische konnte man glauben, auch die republikanische Partei dauernd für unschädlich erachten zu dürfen. Ihr vornehmster

Tod Carrels. 24. Juli 1836.

[1]) Barante: Souvenirs V. 537.

[2]) S. Auszüge aus Metternichs Korrespondenz mit Blacas bei Wertheimer: Karls X. Exil in Österreich (Österr. Rundschau III. 312. 313).

Wortführer in der Presse, Armand Carrel, war am 24. Juli 1836 der Verwundung erlegen, die ein Duell mit dem schmähsüchtigen Journalisten Emile de Girardin ihm zugezogen hatte. In der Kammer stand Garnier-Pagès mit dem offenen Bekenntnis zum republikanischen Staatsideal fast allein, während andere, wie die Radikalen Dupont, Laffitte, Mauguin, Arago es mehr oder weniger verbargen. In den tieferen Volksschichten der großen Städte mußten die republikanischen Ideen, durchsetzt mit denen des Socialismus, den Schlupfwinkel jener geheimen Gesellschaften (s. o. S. 88) aufsuchen, deren Gefährlichkeit in den oberen Regionen nicht nach Gebühr gewürdigt wurde. Hier fuhr man fort, sich durch die Septembergesetze, die auf Fieschis Attentat gefolgt waren, nach Möglichkeit für geschützt zu wähnen. Aber während das Ministerium Molé sich gegen die Angriffe regierungsfeindlicher Parteien geborgen fand, lockerte sich der Zusammenhalt seiner eigenen Glieder.

Attentat Meuniers. 27. Dec. 1836.

Am 27. December 1836 ward die Session der Kammern vom König in Person eröffnet. Ehe er das Palais Bourbon betrat, feuerte ein verkommener junger Mensch, Namens Meunier, einen Pistolenschuß in seinen Wagen: ein neuer Beweis für die Unwirksamkeit der Ausnahmegesetze gegen Mordanschläge. Die Kugel streifte die Brust des Königs, und das zerschmetterte Fensterglas verwundete zwei seiner Söhne. Unter dem tiefen Eindruck dieses jüngsten Erlebnisses verliefen die Adreßdebatten ruhiger als sich hatte erwarten lassen. Der Conseil-Handel bot der Opposition keine Waffen mehr, als Montalivet alle Verantwortlichkeit auf sich nahm. Auch Thiers, dessen Gereiztheit am meisten für das Ministerium zu fürchten war, sah sich bei der Verhandlung über die spanischen Angelegenheiten von der Mehrheit im Stich gelassen. Hingegen geriet diese in gefährliches Schwanken nach der Vorlage mehrerer Gesetzentwürfe, die teilweise schwere juristische Bedenken erweckten, und sämtlich im großen Publikum sehr übel aufgenommen wurden. Der erste, veranlaßt durch die Erfahrungen des Straßburger Processes, bestimmte, daß im Fall gemeinsamer Beteiligung von Militär- und Civilpersonen an gewissen Verbrechen oder Vergehen jene vor dem Kriegsgericht, diese vor dem gewöhnlichen Tribunal zu erscheinen hätten. Diesem „Trennungsgesetz", wie man es nannte, schlossen sich andere an, die das letzte Attentat hervorgerufen hatte: darunter Bedrohung der Nichtanzeige von Komplotten oder Versuchen von Verbrechen, die sich gegen den König richteten. Endlich war man, gemäß persönlichen Wünschen an höchster Stelle, so ungeschickt, mit diesen Vorlagen finanzielle Forderungen für zwei Glieder des Hauses Orléans zu verquicken. Sie gaben den herrschenden Vorstellungen von Louis Philipps Habsucht (s. IV. 559) neue Nahrung. Es handelte sich um eine Million, als ehemals versprochene Mitgift der Königin von Belgien, und um eine Apanage für den volljährig

Das „Trennungsgesetz".

gewordenen Herzog von Nemours mit Domanialgut im Wert von 500 000 Francs. Der Opposition kam diese „Konstellation unpopulärer Gesetze" überaus zustatten. Am 7. März wurde das „Trennungsgesetz" in der Abgeordnetenkammer mit zwei Stimmen Mehrheit verworfen. Danach schien das Schicksal der übrigen Vorlagen gleichfalls mehr oder minder in Frage gestellt. Namentlich ließ sich ein heftiger Widerstand gegen die Forderung der Apanage für Nemours voraussehen, die dem Pamphletisten Cormenin wieder Gelegenheit gab, sein Gift zu verspritzen.

Seine Verwerfung. 7. März 1837.

Das Ministerium empfand die Niederlage um so tiefer, je weniger es ein Geheimnis blieb, daß der Thronerbe, der Herzog von Orléans, sie ihm gönnte. Der nach Thaten dürstende Prinz war sehr schlecht auf die Ratgeber seines Vaters zu sprechen. Sie wollten ihm nicht gestatten, in dieser kritischen Zeit nach Afrika abzugehen, wo er sich 1835 in den Kämpfen gegen Abdel Kader schon die Sporen verdient hatte, um das Kommando gegen den siegreichen Bey von Constantine zu übernehmen. Er nannte sie „schmähliche Feiglinge", pries Thiers als „den einzigen beherzten Mann in Frankreich" und zeichnete ihn in seinem Salon sichtlich aus. In der Verwerfung des „Trennungsgesetzes" erblickte er „eine Genugthuung gegenüber der öffentlichen Meinung"[1]). Dazu kam eine zunehmende Spannung der beiden Hauptglieder des Kabinets: Molés und Guizots. Beide warfen sich gegenseitig vor, den letzten Mißerfolg verschuldet zu haben. Aber während jener einer weitgehenden Nachgiebigkeit geneigt war, um die Kammermehrheit zurückzugewinnen, verharrte dieser beim Vorsatz des Widerstandes. Endlich schlug Guizots Forderung, an Stelle des schwachen Gasparin mit dem Ministerium des Inneren betraut zu werden, dem Faß den Boden aus. Molé trat am 5. April zurück und überließ es dem anspruchsvollen Rivalen, ein neues Ministerium zu bilden.

Spannung zwischen dem Ministerium und dem Herzog von Orléans.

Spannung zwischen Molé und Guizot.

Rücktritt Molés. 5. April 1837.

Anderthalb Wochen verflossen unter wachsender Beunruhigung des In- und Auslandes mit Guizots vergeblichen Bemühungen. Er plante zuerst eine Wiederherstellung des Ministeriums vom 11. Oktober 1832 (s. IV. 573), holte Broglies Rat ein, verhandelte mit Thiers. Aber Thiers weigerte das Versprechen, für alle Fälle auf die Forderung einer Einmischung in Spanien zu verzichten, und wollte nicht als Schützling Guizots erscheinen. Alle übrigen Versuche scheiterten, wie der König fremden Diplomaten anvertraute, vornehmlich an Guizots Verlangen, das Präsidium zu erhalten. Louis Philipp machte aus seinem Unmut kein Hehl. „Ich weiß wohl, sollte er im Conseil gesagt haben, worauf es abgesehen

[1]) Berichte Apponyis 11. 12. März 1837. Arch. Wien. — Bericht Maltzans 23. März 1837. Arch. Berlin.

ist. Man will mich so viel wie möglich aller persönlichen Einwirkung auf die Staatsangelegenheiten berauben, und wenn ich nun nach dem Beispiel des Königs von England auf sechs Monate mich nach Fontainebleau zurückzöge und meine Minister allein gewähren ließe, so möchte ich einmal sehen, in welcher Lage sich Frankreich und Europa am Ende dieser Epoche befinden würden"[1]). So schwer es ihn ankam, sich von Guizot zu trennen: er ließ ihn fallen, um sich mit Molé ans Werk zu machen.

Rücktritt Guizots und Wiedereintritt Molés. 15. April.

Am 15. April machte der Moniteur die Liste des neuen Ministeriums, mit Molés Namen an der Spitze, bekannt. An Stelle Guizots, Gasparins, Duchâtels, Persils traten Salvandy, Montalivet, Lacave-Laplagne, Barthe. Es war ein Ministerium, wie der König es seit lange ersehnt hatte. In Molé war er des gewandten Verteidigers seiner eigensten Willensmeinung, in Montalivet des bis zur Selbsterniedrigung opferbereiten Dieners sicher. Von den übrigen hatte keiner Neigung oder Fähigkeit, sich mit ihm in Widerspruch zu setzen. Auch die Regierungen der Ostmächte konnten in dieser zweiten Auflage des letzten Ministeriums eher eine Verbesserung als eine Verschlechterung erblicken. Freilich fehlte ihm eine feste Grundlage in der Kammer der Abgeordneten. Aber die Zurückziehung der Apanage-Vorlage und der stillschweigende Verzicht auf die Verschärfungen des Strafgesetzes beseitigten den nächsten Stein des Anstoßes. Im Lande machte der Erlaß einer Amnestie für die wegen politischer Verbrechen und Delikte im Gefängnis Sitzenden einen günstigen Eindruck. Damit ward eine aufregende Frage gelöst, die einige Jahre zuvor in der Schwebe geblieben war (s. IV. 588). Der König gab dem östreichischen Botschafter sein Wort, die Maßregel bedeute durchaus keinen Bruch mit dem System „des Widerstandes". Er wollte durch sie „Europa beweisen, daß er sich sicher fühle". In der That wagte er es seit langer Zeit zum erstenmal wieder, ohne Eskorte durch die Stadt zu fahren, und sonnte sich in lange entbehrten Strahlen der Gunst des Pariser Bürgertums[2]).

Amnestie. 8. Mai 1837.

Plan der Vermählung des Herzogs von Orléans.

Der Amnestieerlaß sollte „das Vergessen aller inneren Zwistigkeiten" kundgeben und einem Freudenfest des Königshauses, der Vermählung des Herzogs von Orléans, gleichsam die höchste Weihe verleihen. Seit lange war es ein dringender Wunsch Louis Philipps, seinen ältesten Sohn, den Thronfolger, mit der Tochter eines der großen Fürstenhäuser Europas verbunden zu sehen. Erst dadurch schien ihm nächst der gesicherten Zukunft die volle Gleichberechtigung seiner Dynastie mit den legitimen Herrscherfamilien verbürgt zu sein. Im Vertrauen auf die zunehmende

[1]) Zur Ergänzung von Guizot, Thureau-Dangin, Hillebrand u. s. w. dienen mir Berichte Apponyis 8. 16. 22. 29. April 1837. Arch. Wien. — Berichte Rumpffs 1. 7. April 1837. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

[2]) Berichte Apponyis 12. 13. Mai 1837. Arch. Wien. — Rumpffs 12. 17. Mai 1837. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

Annäherung an Österreich glaubte man in den Tuilerien auf die Hand der Erzherzogin Thereſe, der Tochter des Siegers von Aſpern, rechnen zu dürfen. Man hatte ſich nicht dadurch beirren laſſen, daß zu Anfang des Jahres 1835 bei einem erſten Verſuch, in Wien das Terrain zu ſondiren, Metternichs Abmahnungen ganz unzweideutig geweſen waren. Auch das urſprüngliche Widerſtreben des jungen Herzogs gegen eine öſtreichiſche Familienallianz war allmählich geſchwunden. Noch während Thiers' Miniſterium hatte der Plan der Werbung feſte Geſtalt angenommen. Thiers ſelbſt war Feuer und Flamme dafür. Er zählte mit kecker Zuverſicht auf einen glänzenden Erfolg und ſchlug die Warnungen Sainte-Aulaires, des kundigen franzöſiſchen Botſchafters am Wiener Hof, in den Wind.

Reiſe Orléans' und Nemours' nach Berlin und Wien.

Zur Verhüllung der wahren Abſicht diente eine Reiſe, die den Herzog von Orléans und ſeinen Bruder, den Herzog von Nemours, zuerſt nach Berlin, dann nach Wien führen ſollte. Dem Kronprinzen von Preußen ward, wie er dem Freunde Bunſen klagte, bei der Ausſicht auf den Beſuch der Söhne des Bürgerkönigs „ganz ängſtlich und miſerable" zu Mut. Aber Friedrich Wilhelm III., der nicht gewillt war, Louis Philipp Steine auf den Weg zu werfen, ſicherte den fremden Gäſten die freundlichſte Aufnahme zu und lud ſie ſogar zur Teilnahme an den Manövern ein. Die beiden wohlerzogenen, eleganten, taktvoll auftretenden Prinzen feierten in der preußiſchen Hauptſtadt wahre Triumphe. Zumal der älteſte gewann im Fluge die Herzen. Selbſt Prinz Wilhelm konnte ſich nicht enthalten, ſeiner Schweſter, der Zarin, zu ſchreiben: „Der Herzog von Orléans hat uns alle bezaubert." In Wien war der Empfang etwas ſteifer, aber nicht weniger zuvorkommend. Indeſſen blieb der Hauptzweck des Aufenthaltes an der Donau unerfüllt. Zwar bezeugte der Erzherzog Karl dem ritterlichen Brautwerber ein väterliches Wohlwollen, und die jungen Leute gefielen ſich nicht übel. Aber die Gefühle anderer maßgebender Glieder der kaiſerlichen Familie, vor allem des Erzherzogs Ludwig und der Erzherzogin Sophie, waren unüberwindlich. Metternich, der ihre Bedenken als Staatsmann teilte, hatte Sainte-Aulaire vertraulich anzukündigen: „Von den Skrupeln zu ſchweigen, welche die Juli-Revolution bei uns zurückgelaſſen haben mag, haben wir noch die Erinnerungen an Marie Antoinette, an Marie Luiſe und an das ſchreckensvolle Attentat Fieſchis." Der Herzog von Orléans nahm danach, ehe noch ein förmlicher Schritt geſchehen war, ſeinen Abſchied, um in Mailand bei der älteſten Tochter des Erzherzogs Rainer ſein Glück zu verſuchen. Hier aber führte die Schreckensnachricht des Attentates Alibauds Ende Juni 1836 zu raſchem Abbruch der prinzlichen Reiſe. Auch Thiers mußte damals zugeben: „In der That, das Ereignis vom 25. Juni iſt nicht ſehr verlockend für Familienväter." Dennoch beſtand er in Wien auf einer ausdrücklichen

Vergebliche Werbung in Wien.

Entscheidung. Er ließ dabei durchblicken: „Eine Absage könnte uns tödlich verletzen und auf unsere Politik einen Einfluß ausüben, den das Wiener Kabinet zu bereuen haben würde." Die Absage erfolgte. Sofort suchte Thiers seine Drohung wahr zu machen. Er wurde wieder zum Anwalt jener bewaffneten Einmischung in Spanien, die Louis Philipp verabscheute, und kam eben über diesen Zwist zu Fall[1]).

Verlobung mit Helene von Mecklenburg-Schwerin.

Indessen hatte er selbst bereits, in Voraussicht eines Mißerfolges in Wien, die Vertreter Frankreichs an den deutschen Höfen wissen lassen: „Wir brauchen eine Prinzessin, aber ihr Rang unter den Fürstenhäusern ist gleichgiltig ... Frankreich ist groß genug, um die Königin groß zu machen, die man ihm geben wird." Die Erfüllung dieses bescheideneren Wunsches hatte Louis Philipp in erster Linie dem König von Preußen zu danken.

Vermittlung Friedrich Wilhelms III.

Friedrich Wilhelm III., dem es im Interesse einer friedlichen und konservativen Politik vor allem geraten schien, das gute Verhältnis zur Dynastie Orléans zu wahren, lenkte die Aufmerksamkeit Bressons, des französischen Botschafters in Berlin, auf seine Nichte, Helene von Mecklenburg-Schwerin. Die anmutige Prinzessin erschien schon nach den Schilderungen aus der Ferne bezaubernd, und ihr protestantisches Bekenntnis galt nicht als Hindernis. Sie selbst, nicht frei von edlem Ehrgeiz, wurde durch die Aussicht gereizt, aus der heimatlichen Enge auf einen größeren Schauplatz verpflanzt werden zu sollen. Aber bei ihrem Bruder, dem eben zur Regierung gelangten Großherzog Paul Friedrich, stieß dies Eheprojekt auf die stärksten legitimistischen Skrupel. Der Oheim der Prinzessin, Herzog Karl, Friedrich Wilhelms III. Schwager und Präsident seines Staatsrates, brachte diese Bedenken mit gewohnter Leidenschaftlichkeit in Berlin zur Geltung. Ein großer Teil der höfischen Gesellschaft, an ihrer Spitze der Kronprinz, stand auf seiner Seite. Es bedurfte aller Anstrengungen des Königs und seines Vertrauten, des Fürsten Wittgenstein, einen Widerstand, der von der Newa aus ermutigt wurde, zu besiegen. Sie boten Kamptz, den rechtsgelehrten Minister auf, und der hartgesottene Reaktionär brachte es fertig, in seiner Heimat Schwerin dem Großherzog die Quasi-Legitimität Louis Philipps zu erweisen, sowie den Herzog Karl in Berlin mit scharfer Feder zu bekämpfen[2]).

---

[1]) Der weitaus besten Darstellung des östreichischen Eheprojektes bei Thureau-Dangin III. liegen außer den Mitteilungen in Metternichs Papieren u. a. die ungedruckten Memoiren Sainte-Aulaires und Dokumente zugrunde, die inzwischen in Duc d'Orléans: Lettres (1889) und Barante: Souvenirs V veröffentlicht worden sind. Mir kommen daneben zustatten: Metternichs Weisung an Apponyi 15. Juni 1836. Arch. Wien. — Maltzans Berichte 4. 25. Juni 1836, 4. Mai 1837. Arch. Berlin. Die Notiz bei K. Hillebrand I. 670 Anm. 4 finde ich nicht bestätigt.

[2]) Privatschreiben und Bericht Trautmannsdorffs an Metternich (mit Beilagen) 24. Mai, 6. Juni 1837. Arch. Wien.

Von einer Ehrengesandtschaft unter Führung des Herzogs von Broglie eingeholt, betrat die Prinzessin am 25. Mai den Boden Frankreichs. Am 29. Mai 1837 fand in Fontainebleau die Trauung statt. Am 5. Juni folgte der Einzug in die Hauptstadt. „Wer Paris gestern gesehen hätte, äußerte den Tag darauf ein Augenzeuge, würde glauben, daß es in Europa kein beglückteres, ruhigeres, loyaleres Volk gäbe“[1]). Die Einweihung der Prunkräume von Versailles, deren Wände durch die Bilder des französischen Waffenruhmes geschmückt waren, vervollständigte die Reihe der glänzenden Feste. Zwar fehlte es nicht ganz an schwarzsichtigen Propheten. Als nach einem Feuerwerk auf dem Marsfelde im furchtbaren Gedränge mancher Schaulustige elend umkam, erinnerten sie an ein ähnliches Unglück, das die Hochzeitsfeier Marie Antoinettes getrübt hatte. Aber der König, dem Volkshaufen, Truppen, Nationalgarden, wo er sich blicken ließ, zujubelten, glaubte fester als je an die gesicherte Dauer seines Thrones und empfand hohe Genugthuung über die Aufnahme seiner Dynastie in den Kreis der legitimen Höfe.

Abschluß der Ehe. 29. Mai 1837.

An einer Stelle ward dieser Schritt als eine schlechthin unverzeihliche Handlung betrachtet. Der Zar hatte schon die Reise der französischen Prinzen nach Wien mit scheelen Augen angesehen und Metternich gewarnt, sich nicht zu tief mit dem Bürgerkönig einzulassen. Als sodann der Plan der Verbindung des Herzogs von Orléans und der Prinzessin Helene ruchbar ward, brachte er in Schwerin und Berlin seine entschiedenen Abmahnungen zu Gehör. Das vollzogene Verlöbnis nannte er, aller höfischen Erziehung zum Trotz, dem mecklenburgischen Abgesandten ins Gesicht „eine Schweinerei“ und machte aus diesem Urteil nicht das mindeste Geheimnis. Noch im Herbst des Jahres bei den Manövern von Wosnosensk offenbarte er seinem Gast, dem Erzherzog Johann, seinen tiefen Unmut über die Heirat[2]). Indessen so oft er sich auch zu starken Worten über das Juli-Königtum hinreißen ließ: er gab doch zu verstehen, „seine persönliche Ansicht solle den Frieden Europas nicht bedrohen, und, solange die Umstände dieselben blieben, werde er loyale Beziehungen mit Frankreich erhalten“[3]). Angesichts des Widerstrebens Preußens und Östreichs, von der bisherigen friedfertigen Bahn abzuweichen, konnte er nicht wohl anders sprechen. In Berlin war der Wunsch, Louis Philipp seine Aufgabe zu erleichtern, so aufrichtig wie je. Insonderheit war Friedrich Wilhelm III. mit der Haltung seines kaiserlichen Schwiegersohnes gegenüber dem Hause Orléans sehr unzufrieden. Des-

Mißbilligung durch den Zaren.

[1]) Bericht Rumpffs 6. Juni 1837. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

[2]) Ficquelmonts Berichte 17. Mai 1836, 18. März 1837. Privatbriefe an Metternich 18. Sept. 1836, 18. März, 9. Mai, 18. Juli 1837. Erzherzog Johann an Metternich 26. Sept. 1837. Arch. Wien.

[3]) Barante: Souvenirs VI. 28.

gleichen ward sie in Wien, wo man nach den letzten Vorgängen die Gefühle Louis Philipps doppelt zu schonen wünschte, höchlich mißbilligt. Metternich mochte sich in Petersburg geflissentlich sehr abfällig über Kamptz' jüngsten schriftstellerischen Saltomortale äußern. In Wahrheit hatte er gegen „die harmlose Prinzessin" des kleinen Fürstenhauses, als Braut des französischen Thronerben, nicht das mindeste einzuwenden gehabt und den Abschluß des Ehebündnisses zu seinem Teil befördert. Auch erlitt sein vertraulicher Verkehr mit Louis Philipp keine Unterbrechung. Er fuhr fort, ihn mit wohlmeinenden, lehrhaften Ratschlägen zu versehen und kargte nicht mit dem Lobe „seiner Erfahrung und hohen Intelligenz"[1]).

Rückkehr des Prinzen Louis Napoleon in die Schweiz.

Im Sommer 1838 bot sich ein neuer Anlaß für das Zusammenwirken der Ostmächte, und vor allem Östreichs, mit Frankreich. Der Schauplatz war wie zwei Jahre zuvor die Schweiz, und die Hauptperson, um die sich das Spiel drehte, war wieder Prinz Ludwig Bonaparte. Der Prinz war im Frühling 1837 auf die Nachricht der schweren Erkrankung seiner Mutter von New York nach Europa zurückgekehrt. Sie starb am 5. Oktober, aber auch nach ihrem Tode verblieb er ohne Scheu auf schweizer Boden im Thurgau. Der französischen Regierung war begreiflicher Weise viel an seiner Entfernung gelegen. Der Gesandte Montebello klopfte Ende Januar 1838 in Lucern beim derzeitigen Leiter des Vorortes vertraulich an, um durch diesen auf die thurgauer Behörden zu wirken. Er ward jedoch auf den amtlichen und schriftlichen Weg verwiesen. Eine zeitlang blieb die Sache in der Schwebe. Der Prinz sah einige der ehemaligen Teilnehmer des Straßburger Abenteuers bei sich, unter ihnen den Getreuesten, Persigny, den er mit einem Empfehlungsschreiben dem gleichnamigen Sohne Jérômes, des einstigen Königs von Westfalen, zusandte. Dieser, damals in Würtemberg, der Heimat seiner Mutter, ansässig, war von Persignys Enthüllungen sehr wenig erbaut. Sie ließen ihn befürchten, daß der Vetter „wieder einen schlechten Streich im Sinn habe". „Er ist, schrieb er seinem Vater, von einem Haufen Intriganten umgeben, die ihm in den Kopf setzen, er sei ein hervorragender Mensch, sein Vater und seine Oheime seien Dummköpfe, ... er sei der Kaiser." Das Schreiben wurde von Metternich, dem es nicht entging, sofort Louis Philipp und Molé mitgeteilt[2]). Kurz vorher war in Paris eine ruhmrednerische Schilderung des Straßburger Unternehmens erschienen.

Die Schrift Laitys.

Ihr Verfasser, Lieutenant Laity, gleichfalls einer der Straßburger Ver-

---

[1]) Zu Metternichs Papieren VI. 186, 254 und Barante: Souvenirs VI. 15. 35 Metternichs Weisung an Ficquelmont 21. März 1837. Arch. Wien. — Bericht Rumpffs 29. März 1838. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

[2]) Prinz Jérôme Bonaparte an seinen Vater. Stuttgart 24. Juni 1838 (Beilage zu Metternichs Weisung an Apponyi 14. Juli 1838. Réservée). Arch. Wien (s. Anhang VII).

schworenen und jüngst noch Gast des Prinzen, der ihn mit Material versehen hatte, wurde vor den Pairshof gestellt. Die Straßburger Geschworenen hatten ihn 1836 trotz eingestandener Mitthäterschaft freigesprochen. Die Pairs verurteilten ihn wegen einer Darstellung jener Thaten zu fünf Jahren Haft und 10 000 Francs Buße. Soviel war gewiß: es war in Laitys Schrift auf eine Verherrlichung des Bonapartismus abgesehen, und Prinz Ludwig Bonaparte erschien in ihr als „der würdige Erbe des großen Kaisers".

Seine Verurteilung. 10. Juli 1838.

Nach allem glaubte Louis Philipp auf der Entfernung des Prinzen aus der Schweiz bestehen zu müssen. Molé bemerkte dem eidgenössischen Gesandten, „der Prinz sei unverbesserlich", sein Aufenthalt so nahe der französischen Grenze sei „eine wirkliche Gefahr" und „beunruhige die friedlichen Bürger"[1]). Montebello überreichte dem Schultheißen des Vorortes am 1. August eine Note, in der Arenenberg als Mittelpunkt feindlicher Ränke bezeichnet und die Ausweisung des Prätendenten gefordert wurde. Die Tagsatzung, der die Note mitgeteilt ward, trat in eine vorläufige Besprechung über den Gegenstand ein. Sie beschloß, nähere Aufklärungen vom Kanton Thurgau abzuwarten und setzte einen Ausschuß zur Vorbereitung von Anträgen nieder. Schon bei dieser Verhandlung fielen scharfe Worte gegen das Begehren Frankreichs. Vor allem nahm sich Konrad Kern, einer der Gesandten des Thurgaus und persönlicher Bekannter des Prinzen, desselben als eines Mitbürgers entschieden an. Er drang darauf, der Welt zu zeigen, daß die Eidgenossenschaft sich nicht als eine Provinz von Frankreich betrachtet wissen wolle. Die Gesandten von Genf und Waadt liehen ihm die kräftigste Unterstützung. In der Presse fand die Entrüstung über die französische Zumutung ein lautes Echo. Man sah in ihr nur einen neuen Versuch des Starken, den schwachen Nachbar zu bevormunden und befeuerte sich gegenseitig zu heroischem Widerstand. Durch diese Stimmung fortgerissen, beschenkte die Gemeinde Oberstraß bei Zürich den Prinzen Bonaparte mit dem Ehrenbürgerrecht, das freilich ohne Kantonsbürgerrecht keinen Wert für ihn hatte.

Forderung der Ausweisung des Prinzen.

Verhandlung über Montebellos Note vom 1. August.

Inzwischen kündigte Montebello am 17. August dem Schultheißen des Vorortes an, falls sein Verlangen nicht erfüllt werde, habe er Befehl, seine Pässe zu fordern und zu erklären, daß Frankreich sich selbst Genugthuung verschaffen werde. Hier zeigte sich nun, daß Louis Philipp auf die freudige Mitwirkung der Ostmächte zählen konnte. Metternich hatte in Paris versichern lassen, Östreich werde sich dem Verlangen Frankreichs anschließen und die Höfe von Berlin und Petersburg zur Mitwirkung auffordern. In der That erhoben die Vertreter Östreichs, Preußens,

Seine Drohungen.

Unterstützung durch die Ostmächte.

[1]) Berichte Tschanns 25. 29. Juli 1838. E. Arch. Bern.

Rußlands ihre Stimme zur Unterstützung der Forderung Montebellos. Der badische Geschäftsträger schloß sich ihnen an und fügte die Bemerkung bei, allen Bewohnern Arenenbergs sei der Eintritt in Konstanz untersagt worden. Auch der Zar kam diesmal den Wünschen des Bürgerkönigs einen Schritt entgegen. Auf einer Reise in Deutschland begriffen und gerade in Friedrichshafen zu Gast beim König von Würtemberg, lehnte er ein Gesuch des Prinzen Bonaparte um seinen Schutz „mit Verachtung" ab.

Aufschiebender Beschluß der Tagsatzung.

Mittlerweile kam die Angelegenheit in der Tagsatzung aufs neue zur Sprache. Der Gesandte Thurgaus bestand auf einfacher Abweisung des französischen Begehrens, das sich gegen einen schweizer Bürger richte. Zwei Mitglieder des gewählten Ausschusses, die Gesandten Genfs und Waadts, stimmten ihm wieder unbedingt bei. Ein Mitglied, der Präsident, beantragte, Frankreich an die thurgauischen Gerichte zu verweisen. Die Mehrheit wünschte, zunächst durch eine bestimmte Erklärung des Prinzen außer Zweifel gesetzt zu sehen, daß er auf das französische Bürgerrecht ausdrücklich verzichtet habe. Ein solcher Verzicht, den die thurgauische Verfassung forderte, war bei seiner Einbürgerung nicht erfolgt. Auch in einem jüngst von ihm an den großen Rat des Kantons gerichteten Schreiben war er nicht zu finden. Demgemäß trug die Tagsatzung Bedenken, sich ohne weiteres mit einer schweren Verantwortung zu beladen. Sie beschloß vielmehr, Instruktionen von den einzelnen eidgenössischen Ständen einzuholen und bis zum 1. Oktober ihre Sitzungen zu unterbrechen. Die Sache wurde nun in den Ratssälen und in Versammlungen mit wachsender Leidenschaft behandelt. In Bern, wo der große Rat sich mit knapper Mehrheit dafür aussprach, gemäß den stolzen Worten des Regierungsrates Neuhaus, Frankreichs Verlangen zu trotzen, führte dieser Beschluß den Rücktritt der andersgesinnten Brüder Karl und Hans Schnell von ihren hohen Stellen herbei. Die Kunde der Ansammlung von fünfundzwanzigtausend Mann französischer Truppen an der Grenze und eines drohenden Tagesbefehles ihres kommandirenden Generals goß noch Öl ins Feuer. Die zunächst gefährdeten Kantone Genf und Waadt rüsteten sich zu entschlossener Gegenwehr. In anderen Kantonen schickte man sich an, ihrem Beispiel zu folgen.

Aufregung in der Schweiz. Rücktritt der Brüder Schnell.

Verzicht des Prinzen auf sein Bleiben.

Indessen hatte der Prinz sich schon entschlossen, „dem einzigen Lande Europas, wo er Schutz gefunden", durch freiwillige Entfernung weitere Ungelegenheiten zu ersparen. Ein würdig gehaltenes Schreiben

---

[1]) Metternichs Weisung an Apponyi 7. August. Berichte Apponyis 19. 21. Juli, 11. 20. Sept. Bombelles' 5. Sept. 1838. Arch. Wien. Anführung der gedruckten Litteratur in der o. S. 263 erwähnten Arbeit von J. Meyer.

vom 20. September kündigte diese Absicht dem Landamman des Thurgaus an. Ein zweites vom 28. September bezeichnete England als das ihm erwünschte Reiseziel. Es fehlte allerdings nicht an einem sehr ernst gemeinten Versuch, ihn von dem Wege nach dem Inselreich, wo man ihn unmöglich unter Aufsicht halten konnte, auf schlaue Weise abzulenken. In tiefstem Geheimnis, durch Vermittlung des östreichischen Gesandten Bombelles, nahm Metternich sich dieser Aufgabe an. Die Mailänder Krönung hatte ihn damals nach Italien geführt, und in Florenz bot der Graf von St. Leu sich ihm ungezwungen als Helfer. Väterliche Mahnungen und Ratschläge von östreichischer Seite wiesen den Prinzen nach München. Dort, wo seine Tante, die Herzogin von Leuchtenberg, lebte, sollte er ein harmloses, gegen alle politischen Versuchungen gefeites, aber sorgsam überwachtes Dasein fristen. Als nächste Station ward ihm Innsbruck angewiesen. Dort sollte er die Entscheidung des Königs von Baiern, der sich bis dahin geweigert hatte, ihn sein Gebiet betreten zu sehen, der Fürsprache Östreichs gewiß, erwarten. Allein der Prinz, dem Persigny als Hauptberater zur Seite stand, ließ sich nicht verlocken[1]). Er wollte sich volle Freiheit der Bewegung wahren und reiste, mit einem englischen Paß versehen, nebst kleinem Gefolge am 14. Oktober von Arenenberg ab.

Geheime Verhandlung Metternichs.

Abreise des Prinzen nach England. 14. Oktober.

Währenddes hatte die Tagsatzung nach ihrem Wiederzusammentritt eine kräftige Beantwortung der französischen Note vereinbart, in der die herrschenden Meinungsverschiedenheiten zurücktreten konnten. Sie wahrte den Grundsatz, daß die Forderung der Ausweisung eines schweizer Bürgers unzulässig sei, erklärte aber eine Prüfung der Stellung und Nationalität des Prinzen Louis Bonaparte, seines freiwilligen Weggangs versichert, für überflüssig. Zugleich drückte sie ihr schmerzliches Erstaunen über die feindlichen Demonstrationen Frankreichs und die Hoffnung baldiger Wiederherstellung der guten Beziehungen beider Länder aus. Um nichts zu versäumen wurden einige kriegerische Maßregeln getroffen, die den festen Willen bekundeten, einem Angriff entgegenzutreten. In Wahrheit schwand schon in den nächsten Tagen jeder Grund zu solchen Besorgnissen. Eine Depesche Molés an Montebello vom 12. Oktober erklärte sich mit der Antwort der Tagsatzung zufrieden und kündigte die Auflösung des Beobachtungskorps an der Grenze an. Hierauf wurden auch die einberufenen Milizen in der Schweiz entlassen. Bald danach gab ihr die Versetzung Montebellos nach Neapel ein weiteres Pfand versöhnlicher Absichten der französischen Regierung.

Antwort der Tagsatzung auf Montebellos Note. 6. Oktober.

Seine Versetzung nach Neapel. Nov.

[1]) S. über diese bisher der Geschichtsschreibung entgangene geheime Verhandlung meine Arbeit Le Prince Louis Bonaparte et le Prince de Metternich (Revue Historique XCIII. 270—282. 1907) nach Briefen des Grafen von St. Leu, des Prinzen Bonaparte, Weisungen Metternichs, Berichten Bombelles', Franks von Regelsfürst. Arch. Wien.

Unzufriedenheit Bombelles' und Metternichs mit der Lösung.

Der Österreicher Bombelles und sein preußischer Kollege Rochow fanden den Ausgang des ganzen Handels sehr unerfreulich. „Frankreich, urteilte jener, spielt dieselbe jämmerliche Rolle in den Augen der Welt wie in der Conseil-Angelegenheit 1836." „Die Radikalen, meinte dieser, triumphiren und wahrlich nicht mit Unrecht." Diesmal konnte auch Metternich ein Gefühl der Enttäuschung nicht unterdrücken. Noch ehe er von Molés letzter Depesche Kunde hatte, ließ er Sainte-Aulaire wissen: „Es handelt sich meines Erachtens um mehr als den anwesenden oder abwesenden Louis Bonaparte. Es handelt sich darum, zu wissen, ob die Eidgenossenschaft dafür hält, daß die Vernachlässigung oder die Achtung der Pflichten der Schweiz gegenüber einem großen Nachbarstaat dem Belieben dieses Menschen überlassen bleiben soll... Es scheint mir, daß euer Kabinet auf einer freimütigen Principienerklärung seitens der Eidgenossenschaft bestehen müßte." Er vermerkte es sehr übel, daß der Vorort das Conclusum vom August 1836, als durchgeführt, kürzlich für erloschen erklärt, und daß die Tagsatzung diese Erklärung gebilligt hatte. Seine Verstimmung wuchs, als ihm Nachrichten über angebliche Pläne ausgewiesener Flüchtlinge zukamen, in die Schweiz zurückzukehren. Selbst Mazzini und die Brüder Ruffini wähnte er auf dem Sprunge, ihr Standquartier wieder in der Schweiz zu nehmen „und das Land aufs neue zum Herd eines revolutionären Brandes zu machen". Ein solcher Zustand durfte seiner Meinung nach um keinen Preis von den Nachbarmächten geduldet werden[1]).

Räumung Bolognas durch die Österreicher. Nov. 1838.

Indessen allmählich schwanden seine Befürchtungen. Auch blieben seine Beziehungen zu der Regierung Louis Philipps ungetrübt. Noch im November 1838 beglückwünschte er den König und Molé wegen des „korrekten Ganges des französischen Kabinets in den verschiedensten Richtungen". Einen neuen Beweis für das Schwinden früherer östreichisch-französischer Mißhelligkeiten erlebte man eben damals in Italien. Seit beinahe sieben Jahren standen östreichische Truppen in Bologna und französische in Ancona. Schon im Sommer 1837 hielt Metternich die Zustände der appeninischen Halbinsel für hinlänglich gesichert, um eine Räumung Bolognas eintreten lassen zu können. Wenn sie erfolgte, so mußte nach dem früheren Vertrag Louis Philipps mit der Kurie (s. IV. 231) auch die Anconas durch die Franzosen stattfinden. Noch verging einige Zeit, bis die päpstliche Regierung, wie verlangt, den förmlichen Antrag auf Entfernung der östreichischen Schützer stellte. In Paris konnte die Opposition sich freilich aus dem Abzug der französischen Gar-

Räumung Anconas durch die Franzosen. 4. Dec. 1838.

[1]) Bericht Apponyis 4. Sept., Bombelles' 18. Sept., 1. 4. Okt. Weisungen Metternichs an Apponyi 1. Okt., an Schwarzenberg nach Turin 8. Okt. 1838. Arch. Wien. — Irrig ist die Angabe bei Thureau-Dangin III. 285, Mazzini sei wirklich 1838 in die Schweiz zurückgekehrt.

nison von der Hafenstadt des adriatischen Meeres eine Waffe schmieden. Sie konnte sie als „knechtische Nachgiebigkeit gegen den Popanz der heiligen Allianz" bezeichnen[1]). Aber nachdem Österreich durch Erfüllung des päpstlichen Gesuches eine vollendete Thatsache geschaffen hatte, mußte Frankreich wohl oder übel seinem Beispiel folgen. Am 4. December 1838 schiffte die französische Mannschaft in Ancona sich ein, ohne daß der Papst dem Wunsch der Pariser Regierung willfahrt hätte, irgend welche Neigung ihrer Zurückberufung für den Notfall zu verraten.

Erfolge des Ministeriums Molé in Algier und Mexiko.

Wenn das Ministerium Molé an dieser Stelle keine Lorbeeren sammeln konnte, so hatte es sich einiger Erfolge auf anderen auswärtigen Schauplätzen zu rühmen. In Afrika ward die Scharte der vor Constantine erlittenen Niederlage durch die heroische Erstürmung der Felsenfestung am 13. Oktober 1837 ausgemerzt. Der Glanz dieser Kriegsthat, die Lamoricières und Bedeaus Namen berühmt machte, umstrahlte auch das Haupt eines der Söhne des Königs, des Herzogs von Nemours. Sein Bruder, Prinz Joinville, kam zu spät, um noch am Kampfe teilnehmen zu können. Dafür fand er im folgenden Jahre Gelegenheit, seine jugendliche Tapferkeit in Mexiko zu erproben. Hier galt es, für die fortdauernde Schädigung französischer Ansiedler durch die zuchtlosen Behörden der Republik eine bisher geweigerte Sühne zu erzwingen. Das Bombardement des Forts San Juan Ulloa am 27. November 1838 erwirkte die Kapitulation des für uneinnehmbar gehaltenen Platzes. Danach mußte die Stadt Vera Cruz gleichfalls die Thore öffnen. Einige Monate später gewährte die mexikanische Regierung in einem Friedensvertrag Genugthuung und Kriegsentschädigung. Mit Ungeduld sehnte der Herzog von Orléans, am 24. August 1838 durch die Geburt eines Sohnes beglückt, aber der langen Unthätigkeit herzlich müde, den Augenblick herbei, der ihm erlauben würde, mit den Brüdern zu wetteifern. Endlich im Herbst 1839, als Abdel Kader, „der Sultan der Araber", im Süden und Westen von Algier eine erschreckende Machtstellung eingenommen hatte, ward ihm gestattet, sich in die Mitte jenes afrikanischen Heeres zu begeben, das zur Pflanzschule so vieler Meister und Gesellen des Waffenhandwerks wurde. Er nahm teil an dem kühnen Zug durch die Engpässe der „eisernen Thore", der ihn von Constantine nach Algier führte. Im Frühling 1840 ritt er nach Erstürmung eines von Abdel Kader befestigten Passes, den zweitjüngsten Bruder, den Herzog von Aumale an der Seite, in Medeah ein. Auch diese außereuropäischen Ereignisse trugen zur Lockerung der westmächtlichen Beziehungen bei. In Mexiko hatten Übergriffe des französischen Admirals, die dem englischen Handel Eintrag thaten, lebhafte

Der Herzog von Orléans in Algier.

[1]) Bericht Rumpffs 11. März 1839 (nach einem Ausdruck Thiers') Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

Proteste von London hervorgerufen, und die Ausdehnung der Kolonie Algerien, so schwere Opfer sie forderte, ward hier mit mißtrauischen Augen angesehen.

Während aller Wechselfälle der auswärtigen Politik hatte das Ministerium Molé im Inneren einen harten Kampf um sein Dasein zu bestehen.

Auflösung der Kammer. 3. Okt. 1837. Neuwahlen.

In der Session von 1837 war ihm nur dank der Rivalität der untereinander uneinigen Gegner eine Mehrheit in der Kammer der Abgeordneten sicher gewesen. Molé bestimmte daher den König zu ihrer Auflösung. Er suchte sich zugleich durch die Schaffung von ein paar dutzend neuer Pairieen zu stärken. Der Wahlkampf, in den das Ministerium mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eingriff, gab ihm doch, trotz der Masse von abhängigen Beamten und ergebenen Geschäftsleuten, keine zuverlässige, an Zahl überwiegende Gefolgschaft. Zwar siegte es in der Adreßdebatte wie in der Frage voller Bewilligung der Geheimfonds. Auch gelang es ihm, eine nicht unverächtliche Ernte von Gesetzesvorlagen glücklich unter Dach zu bringen. Aber schon sahen Eingeweihte, selbst von fremder Herkunft, die Anknüpfung eines Bündnisses bisher sich abstoßender Nebenbuhler gegen Molé, als den gemeinsamen Feind, im Werke[1]). Thiers, der anerkannte unermüdliche Führer des linken Centrums, hatte sich durch seinen Jugendfreund Rémusat mit hervorragenden Doktrinären in Verbindung zu setzen gewußt. Selbst ihr namhaftester Vertreter in der Kammer, Guizot, zu dem das ganze rechte Centrum als Hort aufblickte, ließ sich halb widerstrebend auf Vorbesprechungen gemeinsamer parlamentarischer Feldzugspläne ein. Entschloß man sich, auch noch Odilon Barrot, dem ersten Wortführer der „dynastischen Linken", die Hand zu reichen, so durfte man hoffen, mehrerer Hauptgruppen der Kammer sicher zu sein, die von den Legitimisten auf der äußersten Rechten und den verschämten oder aufrichtigen Republikanern auf der äußersten Linken umrahmt waren.

Session von 1838.

Bildung einer Koalition gegen Molé.

Dem König, der um jeden Preis vermeiden wollte, sich wieder unter Vormundschaft des Ministeriums einer der parlamentarischen Größen zu stellen, entging die Gefahr nicht, die seinen getreuen Schildhalter Molé bedrohte. Er zeichnete ihn durch persönliche Gunstbeweise aus und suchte Mißtrauen zwischen Guizot und Thiers zu säen. Allein er konnte nicht hindern, daß während der parlamentarischen Ferien die Koalition, und das mit Einschluß Odilon Barrots, zustande kam. In der Presse arbeitete ihr namentlich Duvergier de Hauranne vor, dessen scharfe

---

[1]) Berichte Apponyis 8. 10. März 1838. Arch. Wien. — Rumpffs 10. 14. April 1838. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

Dialektik schwarz auf weiß noch tieferen Eindruck machte als durch das gesprochene Wort auf der Tribüne. Dem Lager der Doktrinäre angehörig, aber allmählich weiter nach links gedrängt, gab er die Parole „gegen die persönliche Regierung" aus, die zum gemeinsamen Erkennungszeichen der Verbündeten wurde. Seine Schrift: „Von den Grundsätzen der Repräsentativregierung und ihrer Anwendung" bezichtigte das Ministerium Molé einer vollständigen Unterwerfung unter den Willen der Krone. Sie wirkte um so stärker, da man wußte, daß ihr selbstloser Verfasser nicht darauf ausging, im Fall eines Sieges der Koalition ein Stück der Beute für sich zu erhaschen.

Sessionseröffnung. 17. Dec. 1838.

Unmittelbar nach der Eröffnung der neuen Session begann der Ansturm gegen die Regierung. Das Feld, auf dem sie ihn sofort zu bestehen hätte, war alter Gewohnheit nach die Adreßdebatte. In der Pairskammer brauchte Molé allerdings, trotzdem auch dort manches scharfe Wort fiel, keine Demütigung, geschweige denn eine Niederlage zu fürchten. Zweifelhafter aber war der Ausgang in der Kammer der Abgeordneten. Schon in ihrer Kommission, die den Entwurf der Antwortadresse auf die Thronrede ausarbeitete, gebot die Koalition über die Mehrheit. Sogar der Kammerpräsident Dupin, obwohl er sich erst kürzlich für neutral erklärt hatte, hielt es für ratsam, sich auf ihre Seite zu schlagen. Der Entwurf der Adresse selbst enthielt ein deutliches Mißtrauensvotum, das noch höher zu zielen schien als auf das Haupt des Ministeriums. Der König wurde an die Notwendigkeit „einer innigen Verbindung der Gewalten innerhalb ihrer verfassungsmäßigen Grenzen" erinnert. Anderthalb Wochen lang tobte über die Adresse der Redekampf in der Kammer. Guizot eröffnete ihn mit einer von ihm noch nie bewiesenen Maßlosigkeit, die viele seiner konservativen Freunde im rechten Centrum erschreckte. Thiers setzte ihn fort mit besonders heftigen Anklagen gegen die „schlechte, kleinliche" auswärtige Politik, die den Frieden durch unwürdige Opfer erkaufe. Odilon Barrot wies triumphirend auf die Zerbröckelung der alten Regierungsmehrheit, die seit den Septembergesetzen immer größere Fortschritte gemacht habe. Mauguin von der äußersten Linken wie Berryer von der äußersten Rechten nutzten den günstigen Augenblick aus, um dem Königtum von 1830 überhaupt ein Sündenregister vorzuhalten.

Die Adreßdebatte in der 2. Kammer. 7.—19. Jan. 1839.

Molés Verteidigung und Pyrrhussieg. 19. Januar.

Die Abwehr der zahlreichen, furchtbaren Feinde lag fast ausschließlich Molé ob. Der kränkliche Sechzigjährige führte seine Sache mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit und Energie. Siebzehnmal bestieg er die Tribüne, um aus dem Stegreif oder gestützt auf aktenmäßige Beweisstücke mit Ernst und Ironie sich zu verteidigen. Guizot hatte sich dazu hinreißen lassen, auf „die Höflinge" den Ausspruch des Tacitus anzuwenden. „Omnia serviliter pro dominatione." Molé schlug ihn mit

der verständlichen Erwiderung: „Nicht von den Höflingen, von den Ehrgeizigen hat Tacitus gesprochen.“ Thiers hatte sich mit der kecken Behauptung gebrüstet: „Ich bin überzeugt davon, wäre ich im Kabinet verblieben, man hätte mir die Räumung Anconas nicht abverlangt.“ Molé verspottete diese Überhebung durch die trockene Bemerkung: „Jeder hat die Meinung von sich, die ihm beliebt ... Mein Gott, wir sind, das wissen wir, unbedeutende Minister, aber es giebt andere, die wenigstens eingebildet sind.“ Er stellte durch seine Unermüdlichkeit und Schlagfertigkeit alle seine Kollegen in den Schatten. Aus der Mitte der Versammlung kam ihm auch wenig Hilfe zu. Doch fanden sich zwei Träger großen Namens bereit, sie zu leisten: der greise Royer-Collard, der wieder wie bei der Debatte über die Septembergesetze seinem Schüler Guizot die Heeresfolge aufsagte, und Lamartine, aus dem freilich weniger der Schützer der Regierung sprach als der Ankläger der Koalition. Der ahnungsvolle Dichter gab dem richtigen Gefühl beredten Ausdruck, wie gleichgiltig der großen Masse draußen dieser häusliche Krieg um die Macht innerhalb der herrschenden Klasse sei und sein müsse. „Wir weigern uns, sagte er, eure Adresse zu bestätigen, weil sie nicht die des Landes ist.“ Er hob hervor, der Schwung der Juli-Revolution sei erlahmt, das heranwachsende Geschlecht wolle statt parlamentarischer Klopffechtereien Thaten sehen und schloß mit dem Wort, das zu einem geflügelten wurde: „Frankreich langweilt sich“. Der erbitterte Kampf endete am 19. Januar 1839 mit Verwerfung der scharfen und Annahme einer milderen Fassung der Adresse. Für jene waren 208, für diese 221 Stimmen abgegeben. Molé hatte gesiegt, aber der Sieg war ihn theuer zu stehen gekommen. Die Mehrheit, über die er noch gebot, war so gering, daß er nicht zum zweitenmal wagen wollte, sie auf die Probe zu stellen. Am 22. Januar reichte er dem König seine Entlassung ein.

Vergebliche Verhandlung mit Soult.

Louis Philipp war erst eben durch den Tod einer geliebten Tochter, der jüngst mit dem Herzog Alexander von Würtemberg vermählten Prinzessin Marie, aufs schwerste getroffen worden. Der Kummer des Vaters verschärfte die Sorgen des Herrschers. Aber er konnte sich noch nicht dazu entschließen, sein Haupt vor der Koalition zu beugen. Er versuchte zunächst, den Marschall Soult für die Bildung eines Ministeriums zu gewinnen. Als dieser Bedenken trug, kam er mit Molé über dessen Verbleiben und die Auflösung der Kammer überein. Beide verhehlten sich freilich keineswegs, wie gewagt es sei, nach so kurzer Zeit ein zweitesmal an die Wählerschaft zu appelliren. Indessen der König rechnete auf die Entrüstung vieler Wähler über die unnatürliche Koalition, und Molé hielt sich für verpflichtet, ihn nicht im Stich zu lassen. „Ich dürste nicht nach der Macht, äußerte er in diesen Tagen, aber ich betrachte mich wie einen zweiten Martignac. Er war der letzte konstitutionelle Minister in

Auflösung der Kammer. 2. Februar.

gemäßigtem Sinn der Charte. Nach ihm kam, was uns zu den Barrikaden des Juli geführt hat. Ich bin der letzte Minister des Königs. Nach mir wird das Ministerium der Kammer kommen, das sich auf die Linke stützen muß"[1]). Am 2. Februar wurde die Auflösung der Kammer und die Berufung der Wahlkollegien für den 2. März angekündigt.

Die Wahlen.

Noch weniger skrupellos als das letztemal arbeitete das Ministerium mit Gunstbeweisen und Versprechungen, Drohungen und Einschüchterungen, um des Erfolges gewiß zu sein. Auf der anderen Seite schlugen die Führer der Koalition in ihren Wahlmanifesten die stärksten Töne an, die noch lauter aus der regierungsfeindlichen Presse widerhallten. Die konservativen Mächte Europas verfolgten das Schauspiel, das Frankreich bot, nicht ohne Befürchtungen. Ihre leitenden Staatsmänner, Metternich an der Spitze, wünschten sämtlich Molé den Sieg. Aber der Ausfall der Wahlen gab seinen verbündeten Gegnern recht. Sie verfügten in der neuen Kammer voraussichtlich über eine Mehrheit von etwa vierzig Stimmen. Sobald dies Ergebnis des Wahlkampfes erkennbar wurde, wich Molé endgiltig vom Platz. Er erhielt am 8. März seine Entlassung. Rücktritt Molés. 8. März 1839.

Diesmal setzte der Marschall Soult, dessen berühmter, aber unpolitischer Name schon „dem Ministerium aller Talente" vom 11. Oktober 1832 als Firma gedient hatte, dem Verlangen, sich mit der Neubildung der Regierung zu befassen, keine Weigerung entgegen.

Ministerkrisis Versuche Soults.

Tage und Wochen vergingen über seinen wechselnden Versuchen. Je länger die peinliche Krise dauerte, um so eher konnte der König hoffen, doch noch der Herrschaft eines „parlamentarischen Ministeriums" auszuweichen. Zuerst erging Soults Ruf, die Macht zu übernehmen, an die siegreichen Führer der Koalition. Aber bald zeigte sich, daß sie über die Verteilung der Beute nicht handelseinig werden konnten. Guizot, der unbedingt das Innere für sich beanspruchte, war auf diesem wichtigen Posten Barrot und seinem mißtrauischen Anhang von der Linken durchaus nicht genehm. Thiers, dem das Auswärtige winkte, konnte oder wollte den Widerstand, den Guizots starre Forderung weckte, nicht brechen. Hierauf wandte sich Soult an Thiers allein. Dieser vereinbarte in Kürze mit Dupin und seinen Freunden ein Regierungsprogramm. Der König gab nach einigem Sträuben seine Genehmigung. Zwar gestand er dem östreichischen Botschafter: „Es ist ein wahres Unglück, Europa Thiers als Minister des Auswärtigen vorstellen zu müssen." Aber er fügte die Versicherung hinzu: „Ich werde ihn schon im Zaume halten"[2]).

---

[1]) Berichte Apponyis 14. 16. 20. Jan., 2. 5. Febr. 1839. Arch. Wien. — Rumpffs 12. 16. Jan., 4. Febr. 1839. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

[2]) Bericht Apponyis 16. März 1839. (Louis Philipp sagt: „Je me charge de brider M. Thiers, de le contenir, il ne chantera pas goguettes à volonté." Dazu Bleistiftnotiz Metternichs: „C'est plutôt dit que fait.") Arch. Wien.

Scheitern der Verhandlungen mit Thiers.

Am 21. März war man zur Ausfertigung der Ernennungsschreiben um den König versammelt, als sich unlösbare Meinungsverschiedenheiten offenbarten. Die wichtigste betraf eine Frage der auswärtigen Politik und zwar wieder die spanische. Thiers bestand, wenn nicht auf militärischer Einmischung zu Lande, so doch auf Waffenlieferung und Entsendung französischer Schiffe, deren Mannschaft unter Umständen der Königin Cristina zu Hilfe kommen sollte. Demnächst forderte er Unterstützung der Kandidatur Barrots für das Kammerpräsidium, das diesem als vorläufige Abfindung völlig genügt hätte. Aber nicht einmal bei allen Kollegen, geschweige denn beim König fand Thiers Zustimmung. Den tiefsten Grund ihres Gegensatzes gab Louis Philipp selbst später im Gespräch mit dem ihm unbequemen „Emporkömmling" zu erkennen: „Sie wollten als Kardinal Mazarin ins Ministerium eintreten, und ich wollte nicht Ludwig XIII. sein." Indessen noch wurden die Brücken zu Thiers nicht abgebrochen. Der König bot ihm, der damals tief in Schulden stecken sollte, eine Gesandtschaft an. Allein damit konnte er ihn nicht ködern, selbst wenn er gewillt gewesen wäre, ihm den Posten von London statt des Postens von Neapel zu überlassen. Er suchte nochmals durch den Herzog von Broglie zwischen ihm und Guizot zu vermitteln. Aber Thiers machte aus der Erhebung Barrots zum Kammerpräsidenten eine Kabinetsfrage und brachte dadurch die Verhandlung zum Scheitern. Er lehnte sogar die Aufforderung des Königs ab, selbst die Bildung eines Ministeriums zu unternehmen, da „die Lage nun ganz und gar verdorben sei". Gleichzeitig nahm die Spannung zwischen ihm und Soult derart zu, daß jeder von beiden die Lust verlor, mit dem anderen demselben Kabinet anzugehören. Die Eröffnung der Session stand bevor, und noch immer war für das Ministerium Molé kein Ersatz gefunden. Louis Philipp dachte einen Augenblick daran, dem Marschall Soult die Nachahmung Wellingtons zuzumuten, der 1834 kurze Zeit (s. IV. 538) alle Portefeuilles in seiner Hand vereinigt hatte. Aber der Marschall dankte wohlweislich für dieses Ansinnen des Königs. Da entschloß er sich, vornehmlich auf Rat des alten Pasquier, am 31. März ein rein provisorisches Ministerium zur Führung der laufenden Geschäfte zu berufen. Unter den Männern, die sich dafür von ihm einfangen ließen, waren Gasparin für das Innere und der Herzog von Montebello für das Äußere. Der Moniteur kündigte an, daß die Ernannten ihre Ämter nur bis zur Bildung eines endgiltigen Ministeriums behalten würden[1]).

Provisorisches Ministerium Soult. 31. März.

Eröffnung der Session. 4. April.

Kaum war die Session am 4. April eröffnet worden, als das Spiel um die Machtverteilung aufs neue begann. Bei der Wahl des Präsidenten

[1]) Wertvolle Ergänzungen der gedruckten Litteratur bieten die Berichte Apponyis 19. 22. 25. 26. 27. 29. 30. März, 1. 2. 5. April, 16. Juni (Unterhaltung des Königs mit Thiers vor dessen Abreise in die pyrenäischen Bäder) 1839. Arch. Wien.

der Kammer zeigte sich Guizots Überlegenheit über Thiers. Er sammelte das rechte Centrum, das ihn freudig zurückkehren sah, um seine Fahne und riß sogar eine Anzahl schwankender Glieder der Heeresschar Thiers' mit sich. Sein Kandidat, der Nationalökonom Passy, trug den Sieg davon über Odilon Barrot. Die Kammer schien damit sagen zu wollen, daß ihre Mehrheit doch nicht auf Seite der Linken zu suchen sei. Indessen bei der Wahl des Vicepräsidenten wandte sich das Blatt. Darauf ließ Passy selbst es sich angelegen sein, eine Ministerliste zustande zu bringen, auf der Thiers' Name nicht fehlen durfte. Aber das einemal war es das Widerstreben des reizbaren Marschalls Soult, das anderemal die Weigerung des überängstlichen Dupin, was alle Mühen vereitelte. Ebensowenig Erfolg hatte der Versuch, ein Ministerium herzustellen, von dem Thiers wie Guizot ausgeschlossen bleiben sollten. Die Presse der Linken beschuldigte den König, durch seine eigensüchtigen Ränke die Krisis zu verlängern. Die Geschäftswelt empfand ihre Fortdauer von Tag zu Tage mehr. Knappheit auf dem Geldmarkt, Bestürmung der Sparkassen, Entlassung von Arbeitern waren unverkennbare Zeichen des Rückganges von Handel und Gewerbe. Im Hinblick auf die Gesamtlage der Dinge beantragte Mauguin am 4. Mai, den König durch eine Adresse zu ersuchen, „der Beängstigung des Landes ein Ziel zu setzen und ein Ministerium von nicht provisorischem Charakter zu berufen". Die Bedingungen, die dies Ministerium zu erfüllen hätte, sollten gleichfalls in der Adresse angegeben werden. Der Antrag, zuerst von den Konservativen lebhaft bekämpft, ward am 10. Mai angenommen. Schon am 11. Mai wurde ein Ausschuß zur Abfassung der Adresse gewählt, in dem Thiers auf die Mehrheit zählte. Allein die Ereignisse des nächsten Tages schnitten die Verfolgung dieses Weges ab.

Der Aufstand vom 12. Mai.

Am 12. Mai brach in Paris jener Aufstand Blanquis, Barbès' und Bernards aus, der die bestehende Staats- und Eigentumsordnung zugleich über den Haufen werfen sollte (s. o. S. 190). Rasch bewältigt, wie das kopflose Unternehmen war, machte es doch einen so tiefen Eindruck, daß in wenig Stunden ein Ministerium fertig wurde. Während sich Beamte, Officiere, Pairs, Abgeordnete ohne Unterschied der Partei huldigend in den Tuilerien einstellten, gewann Marschall Soult den König dafür, sofort den günstigen Augenblick zu benutzen. Es galt, Vertreter aller parlamentarischen Hauptgruppen der Mitte zusammenzuschirren, ohne die unverträglichen Größen der Parteien in das Gespann aufzunehmen. Wer irgend geeignet erschien, ward im Kabinet des Königs von ihm und von Soult bearbeitet, und keiner wagte es, ihrem Andringen Widerstand zu leisten. Dem energischen Soldaten machte niemand das Präsidium und das Auswärtige streitig. Das Innere übernahm Duchâtel, der Freund Guizots, den Unterricht Villemain, einer der Pairs: beides Gesinnungs-

Endgiltiges Ministerium Soult.

genossen des rechten Centrums. Mit Passy für die Finanzen, Dufaure für die öffentlichen Arbeiten, Teste für die Justiz traten Anhänger und Mitläufer des linken Centrums ein. In Cunin-Gridaine für den Handel fand sich ein Mitglied der alten Gefolgschaft Molés. General Schneider und Admiral Duperré für Krieg und Marine hatten keine ausgesprochene Parteifärbung. Es war eine Lösung, wie sie Louis Philipp nicht besser wünschen konnte. Er war der Berufung eines „parlamentarischen Ministeriums" mit einem Mann von erstem Rang an der Spitze, er war Thiers' Herrschaft, die er vor allem vermeiden wollte, entgangen. Die auswärtige Politik, bei deren Leitung Soult nur ein Figurant war, blieb so gut wie ganz seine Domäne. Noch einige Tage zuvor hatte er dem östreichischen Botschafter geklagt: „Ich muß allein kämpfen gegen den furchtbaren Sturm ... ich führe ein schreckliches Leben." Nun hoffte er, wenigstens „ein Jahr lang" vor der Durchkreuzung seines Willens Ruhe zu haben. Eine längere Dauer wagte auch er der Schöpfung der Not nicht vorauszusagen[1]).

Befriedigung Louis Philipps.

In der That stand das Ministerium Soult auf schwachen Füßen. Aufrichtige Freunde in der Kammer und in der Presse hatte es nicht allzuviele. Von den alten Parteigrößen ließ ihm nur Guizot, dem es darauf ankam, das volle Vertrauen des Königs und der Konservativen zurückzugewinnen, recht geflissentlich seine Gunst angedeihen. Thiers warf den neuen Inhabern der Regierung vom ersten Augenblick an den Fehdehandschuh hin. Nicht zum wenigsten erbitterte ihn der Abfall eines früheren Kampfgenossen, des auf seine Selbständigkeit stolzen Dufaure. Noch war Thiers' journalistischer und parlamentarischer Anhang sehr stark. Bei der Wahl des Kammerpräsidenten blieb er nur um sieben Stimmen hinter dem Regierungskandidaten Sauzet zurück. Indessen verzichtete er vor dem Beginn der parlamentarischen Ferien auf einen aussichtslosen Angriff. Er suchte, wie es schien, in der Beschäftigung mit der „Geschichte des Konsulates" eine Erholung von den politischen Tageskämpfen. Auch das Land verhielt sich vollkommen still. Die Bourgeoisie war befriedigt durch den Aufschwung von Handel und Industrie nach der langen Zeit der Unsicherheit und des Schwankens. Selbst der Ruf nach Erweiterung des Wahlrechtes, der damals eine erste Reformbewegung auslöste, fand keinen den Machthabern schreckhaften Widerhall. Zwar wurden auf den Gegenstand bezügliche Petitionen in Umlauf gesetzt, die sich mit zahlreichen Unterschriften bedeckten, und in der Presse kam er nicht zur Ruhe. Aber die Verfechter einer Wahlreform waren unter sich sehr uneinig. Ein Komite der Radikalen unter dem Vorsitz Laffittes, Duponts, François Aragos gab die Parole aus: Wahlrecht und Wählbarkeit für jeden, der der Nationalgarde angehören darf. Ein Ausschuß der dynastischen Linken unter Odilon

Schwache Stellung des Ministeriums.

Gegnerschaft Thiers'.

Erste Reformbewegung.

[1]) Berichte Apponyis 8. 13. Mai 1839. Arch. Wien.

Barrots Präsidium begnügte sich mit der Forderung: Wahlrecht für alle Officiere der Nationalgarde, für alle Bürger der Geschworenenliste und für die Gemeinderäte der Städte von mehr als zweitausend Seelen. Legitimistische und socialistische Wortführer, denen nur allgemeines Stimmrecht genug that, hielten sich von beiden fern, und die Massen fanden angesichts der harten Gesetze über Vereine und Versammlungen gar keine Gelegenheit, mit ihren Ansprüchen aus dem Dunkel hervorzutreten.

Parlamentarische Windstille.

Auch nach der Eröffnung der neuen Session (23. Dec.) blieb das Bild der Windstille in allem, was innere Angelegenheiten betraf, dasselbe. Die Adreßdebatte verlief ohne starke Erhitzung der Leidenschaften. Barrots Hinweis auf die „Notwendigkeit" einer Wahlreform hatte keine greifbaren Folgen. Laffittes Ansprache an eine Deputation von Nationalgardisten, deren Huldigung dem Präsidenten des radikalen Reformkomites galt, rief nur den Tadel ihres Kommandanten hervor, der ihnen das Verbot, sich mit politischen Fragen zu befassen, einschärfte. Reformbankette, die Michel von Bourges veranstaltete, fanden wenig Anklang. Schon nahm die jüngst wieder entstandene orientalische Verwicklung hauptsächlich die Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Ministerium Soult schien gegen eine parlamentarische Niederlage auf dem Felde der inneren Politik für die nächste Zeit gesichert zu sein. Da führte der wenig erbauliche Streit um eine Geldforderung des Königs unversehens seinen Sturz herbei.

Gesetzvorlage der Dotation für Nemours. 25. Jan. 1840.

Louis Philipp kam auf das Begehren einer Jahresdotation von 500 000 Francs für seinen Sohn Nemours, auf das er 1837 widerwillig verzichtet hatte, zurück. Diesmal sollte die Dotation nicht in Domanialrente, sondern in barem Geld bestehen. Der königliche Hausvater glaubte um so eher zu seiner Forderung berechtigt zu sein, da Nemours' Verheiratung mit einer Prinzessin von Koburg bevorstand. Auch ward mit jener Hauptvorlage das Verlangen einer Summe für die Hochzeitskosten und einer ansehnlichen Witwenpension verknüpft. Die Minister hatten mit richtiger Witterung des Kommenden vergeblich abgemahnt. Doch waren sie schwach genug gewesen, schließlich nachzugeben. Sofort erhoben sich wieder in der Presse die von früher bekannten hämischen Beschuldigungen des Königs, als des Urbildes eines Harpagon. Wie gewohnt übertrumpfte Cormenin alle übrigen Libellisten durch die Heftigkeit seiner Sprache und durch die Willkür seiner Zahlenangaben. Noch ließ sich die Mehrheit des Kammerausschusses, der die Dotationsvorlage beriet, den Sturm der Entrüstung nicht anfechten. Der Ausschuß empfahl, da die den Kindern des Königs 1830 überwiesene Privatdomäne unzureichend sei, die Annahme der Regierungsvorlage. Allein die Mehrheit der Kammer sah in ihr einen Bruch des drei Jahre zuvor in dem Verzicht enthaltenen Wortes. Siebzehn Redner meldeten sich zu ihrer Bekämpfung, nur vier zu ihrer Verteidigung an. Man hätte erwarten sollen, vor allen Guizot

für die Krone in die Schranken treten zu sehen. Indessen er war eben im Begriff, als Nachfolger Sébastianis auf den Gesandtschaftsposten nach London abzugehen, den Louis Philipp nicht ohne Selbstüberwindung ihm zugewiesen hatte. Das Feld blieb frei für Thiers, dem die gereizte Stimmung vieler Abgeordneten, unter welchen selbst Freunde Molés, zustatten kam. Man that der Regierungsvorlage nicht einmal die Ehre einer Verhandlung an. Nach getroffener Übereinkunft verzichteten sämtliche Redner der Opposition auf das Wort. Fast ohne jede Diskussion wurde die Dotationsforderung am 20. Februar 1840 mit 226 gegen 200 Stimmen verworfen. Die Minister waren niedergeschmettert. „Es ist ganz wie in Konstantinopel, lautete Villemains bitteres Witzwort, wir sind von Stummen erdrosselt worden." Wohl oder übel mußte der König dem Marschall Soult und seinen Kollegen die erbetene Entlassung gewähren.

Ihre Verwerfung. 20. Febr. 1840.

In Wahrheit traf der Schlag ihn selbst und die Monarchie. Er empfand die Niederlage sehr tief und gab sich keine Mühe, seine Stimmung zu verbergen. Allein er entschloß sich, „seine Demütigung", wie er sich ausdrückte, „zu unterzeichnen". Was er damit meinte, war die Berufung von Thiers. Aus wie vielen verschiedenen Elementen die parlamentarische Mehrheit sich auch zusammensetzte: Thiers hatte doch als ihr gegebener Vertrauensmann zu gelten. Er ließ sich nicht lange bitten, trat aber vorsichtig und geschmeidig auf. Zunächst bot er dem Herzog von Broglie das Präsidium und das Auswärtige an. Indessen der Herzog, verbittert und schwarzsichtig, wie er war, hatte keine Neigung, sich wieder auf das stürmische Meer, dem er vier Jahre zuvor entronnen, hinauszuwagen. Ebensowenig wollte sich der Marschall Soult dazu hergeben, den Titel des Kriegsministers mit dem des Präsidenten zu verbinden. Gegen Molé, den der König wieder in Vorschlag zu bringen wagte, sträubte Thiers sich seinerseits. Um nur rasch ein Ende zu machen, war er nicht allzu wählerisch und streckte seine Hand ziemlich weit nach rechts, zu den Doktrinären, aus. Wenn Duvergier de Hauranne sich ihm versagte, so fand sich doch dessen Schwager, Graf Jaubert, bald bereit, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen. Für das Innere trat nach einigem Bedenken Charles de Rémusat in den Riß. Aus den Reihen des linken Centrums ließen sich einige Parlamentarier zweiten Ranges, Pelet de Lozère, Vivien, Gouin für die Finanzen, die Justiz und den Handel gewinnen. Kriegs- und Marineministerium wurden Fachmännern anvertraut: General Cubières, bekannt als Befehlshaber des Expeditionskorps von Ancona, und Admiral Roussin, jüngst noch Botschafter in Konstantinopel. Der Leitung des Unterrichtswesens lieh der Name des aus der Pairie herübergenommenen Viktor Cousin Glanz. An staatsmännischem Ruf aber konnte keiner der Angeworbenen entfernt mit Thiers wetteifern. Er war nach Heinrich Heines Ausdruck

Das Ministerium Thiers. 1. März 1840.

„alleiniger, wahrhaftiger Gewaltminister" und „Maire du Palais der orleanischen Dynastie".

Bedenken der Ostmächte.

Die konservativen Großmächte Europas waren von dem Ausgang des Kampfes, in dem der König als der Unterlegene erschien, nichts weniger als erbaut. Ganz in ihrem Sinn hatte Metternich, noch ehe das Ergebnis in Wien bekannt war, die Äußerung nach Paris gelangen lassen: „Ein reines Ministerium Thiers dünkt mich gegen alle gesunde Praxis zu sein." Man wollte wissen, daß Thiers der Linken Versprechungen gemacht habe, zu denen Odilon Barrots baldige Aufnahme in die Regierung gehören sollte. Man hatte kein rechtes Zutrauen zu seiner friedfertigen Haltung nach den „Thorheiten", die er bei der Debatte über die Räumung Anconas zum besten gegeben. Indessen suchte Louis Philipp, so unmutig er Thiers' Herrschaft ertrug, die Warner nach Kräften zu beruhigen. „Alles wird gut gehen, sagte er dem östreichischen Botschafter, Ihr werdet sehen, daß Ihr euch über Thiers nicht zu beklagen habt." Er rühmte „die korrekte Sprache", die Thiers über die auswärtige Politik im Conseil geführt habe, und schien die Befürchtungen seiner Hinneigung zur Linken, die ihn selbst beschlichen, nicht allzu schwer zu nehmen[1]).

Thiers' Kunst des Lavirens.

In der That war das Gefühl des Triumphes auf dieser Seite keineswegs so berechtigt, wie es aus manchen Zeitungsartikeln und Kammerreden hervorleuchtete. Odilon Barrot mochte dem neuen Ministerpräsidenten, als ehrlichem Sprößling der „Opposition", während der Debatte über die Bewilligung der Geheimfonds ein Loblied singen. Es ließ sich doch nicht verkennen, daß Thiers mit großem Geschick zwischen den politischen Hauptlagern hin und her zu schaukeln wußte. Er nannte sich zwar mit Stolz „ein Kind der Revolution" und verwahrte sich gegen die Unterscheidung „einer Partei der Ordnung" und „einer Partei der Unordnung". Aber er verbürgte sich zugleich für die Verschiebung der Wahlreform. Er ernannte einen Gesinnungsgenossen Barrots, den strebsamen und gefügigen Billault, zum Unterstaatssekretär. Aber er drang darauf, daß Guizot seinen Posten in London behalte. Er ging allem, was die Parteileidenschaften erhitzen konnte, möglichst aus dem Wege. Dafür suchte er Freund und Feind durch die Virtuosität zu bezaubern, mit der er die verschiedensten Gegenstände, Bankwesen und Zuckerzoll, Dampfschiffahrt und Kolonialzustände lichtvoll behandelte. Immerhin kam es ihm darauf an, sich die Linke durch eine in die Augen fallende That zu verpflichten.

Erweiterung der Amnestie 27. April 1840.

Sie bestand in einer Erweiterung der 1837 gewährten Amnestie für die wegen politischer Verbrechen und Delikte Verurteilten. Damals waren die Geflüchteten von ihr ausgeschlossen worden. Der neue, bei

[1]) Berichte Apponyis 7. 10. 13. März, 3. April 1840. Arch. Wien.

Gelegenheit von Nemours' Heirat verkündigte Gnadenerlaß öffnete u. a. den Republikanern Armand Marraſt, Godefroy Cavaignac, Guinard wieder die Grenzen des Vaterlandes. Die Linke nahm dieſe Gabe als Abſchlagszahlung hin, aber ſie erwartete mehr von der Zukunft. Vor allem erſchien ihren Heißſpornen die große Angelegenheit der Wahlreform als Prüfſtein der wahren Geſinnungen des Miniſteriums. Indeſſen war Thiers nicht gewillt, ſich aus ſeiner zuwartenden Haltung herausdrängen zu laſſen. Nicht einmal an die heikle Frage einer Reform der Verquickung von Abgeordnetenmandat und beſoldetem Staatsamt wollte er vorläufig im Ernſt gerührt wiſſen. Jahr für Jahr war von einem Mitglied der Linken der Antrag eingebracht worden, beides für unvereinbar zu erklären. Neuerdings nahm ein Mitglied des rechten Centrums, um den Stellenjägern der Gegenpartei einen Tort anzuthun, ſeine Grundidee in etwas veränderter Faſſung auf. Nach ſeinen Vorſchlägen durfte kein Abgeordneter während der Legislaturperiode und während des auf ſie folgenden Jahres zu einem beſoldeten Staatsamt ernannt oder befördert werden. Der Antrag wurde einem Ausſchuß zur Erwägung überwieſen. Hier aber ſollte er, gemäß den unvorſichtigen Worten des Miniſters Jaubert, „begraben" werden. Der Ausſchuß zögerte in der That ſeine Berichterſtattung ſo lange hin, bis die parlamentariſchen Ferien vor der Thüre ſtanden.

Thiers' Widerſtand gegen die Wahlreform.

Nicht ganz ſo klanglos ließ ſich die bedeutendere Frage der Wahlreform beſeitigen. Am 16. Mai ward der Kammer ein Kommiſſionsbericht vorgelegt, der ſich mit den eingelaufenen Petitionen für dieſe Sache beſchäftigte. Die Kommiſſion beantragte, über Forderungen einer radikalen Änderung des Wahlſyſtems zur Tagesordnung überzugehen, aber diejenigen, die geringfügige Erweiterungen und Erleichterungen des Stimmrechtes befürworteten, der Regierung zu überweiſen. Namens der Radikalen ſprach François Arago, der ſich auf die „Volksſouveränität" berief und die Wahlreform als Vorläufer einer Socialreform betrachtet wiſſen wollte. Bei dieſer Gelegenheit machte er ſich auch Louis Blancs Lehre von der Notwendigkeit einer „Organiſation der Arbeit" zu eigen. Aber Thiers verwies dem gelehrten Anwalt der Demokratie mit ungewohnter Schärfe ſeine Worte. „Ich kenne, ſagte er, nur eine Volksſouveränität: die des Königs und der beiden Kammern, die durch den Gebrauch ihrer verfaſſungsmäßigen Rechte die Souveränität der Nation zum Ausdruck bringen ... Wenn Ihr dem Volke predigt, durch den Wechſel politiſcher Einrichtungen werde ſein Wohlſein gebeſſert, ſo macht Ihr es anarchiſtiſch." Er ſetzte es durch, daß man über ſämtliche Petitionen zur Tagesordnung hinwegging. Die Gefolgſchaft Odilon Barrots hüllte ſich gleich ihm ſelbſt in verlegenes Schweigen. Hingegen variirten die Wortführer der äußerſten Linken das Verdammungsurteil des „National": „Dies Miniſterium von Taſchen-

Debatte darüber.

spielern hat sich bisher nur durch die Ärmlichkeit seiner Handlungen und durch den Reichtum seiner Versprechungen ausgezeichnet.". Sie setzten ihre Thätigkeit für die Reform durch Zusammenkünfte und Reden bei Banketten fort. Aber sie mußten zu ihrer Entrüstung erleben, daß die Regierung sie nicht frei gewähren ließ. Eines der Reformbankette war auf den 14. Juli, den Jahrestag der Bastilleerstürmung, an einem öffentlichen Vergnügungsort, im Arbeiterquartier St. Antoine angesagt worden. Über dreitausend Teilnehmer, darunter viele Nationalgardisten, hatten sich angemeldet. Zeit und Ort der beabsichtigten Festlichkeit erfüllten die Behörden mit Besorgnissen. Der Polizeipräfekt verbot dem Eigentümer des ausgewählten Bankettlokales, mehr als tausend Personen zuzulassen. Reklamationen beim Minister des Inneren Rémusat wurden durch die Erklärung zurückgewiesen, die Regierung sei berechtigt, die Zusammenkunft je nach den Umständen zu gestatten oder zu untersagen. Das Bankett ward daraufhin vertagt und einige Wochen später außerhalb der Hauptstadt in einem gemieteten Lokal abgehalten.

Hinderung eines Reformbankettes im Quartier St. Antoine.

Alles in allem genommen gab die innere Politik des Ministeriums Thiers den Befürchtungen der konservativen Mächte Europas wenig Nahrung. Es frug sich, ob auch seine auswärtige Politik sich immer in den ihnen erwünschten Bahnen bewegen werde. An kleinen Anzeichen, die einiges Mißtrauen wecken konnten, fehlte es von Anfang an nicht. Thiers berührte doch, wo irgend sich ein Anlaß darbot, mit unverkennbarer Absichtlichkeit die Saite des kriegerischen Tatendranges. Bei der Debatte über die Kämpfe um Algier pries er das Geschick des französischen Volkes, das ihm erlaube, im Wettbewerb mit anderen gegen „Barbaren" das Schwert zu ziehen. „Nach fünfundzwanzig Jahren Frieden, rief er aus, kocht das Blut in den Adern." Er überraschte das Land durch die Kunde, daß die Gebeine Napoleons von Sankt Helena nach Frankreich verbracht werden sollten, um im Invalidendom beigesetzt zu werden. Dadurch entfesselte er einen Sturm der Begeisterung, die sich nicht immer frei von Drohungen hielt. „Von heute an, konnte man in einer radikalen Zeitung lesen, sind die Wiener Verträge moralisch zerrissen. In diesem Schritt des Kabinets hat man eine Verpflichtung für die Zukunft zu sehen." Die Verführung, im günstigen Augenblick von einer solchen Stimmung Nutzen zu ziehen, war gewiß nicht gering. Indessen deutete in den ersten Monaten des neuen Ministeriums noch nichts darauf hin, daß jemals ein solcher Augenblick kommen werde. Vielmehr dienten ihm allem Anschein nach Worte zur Richtschnur, die Thiers nach seinem Amtsantritt Barante nach Petersburg geschrieben hatte: „Ich glaube, daß man die Interessen Frankreichs verteidigen kann, ohne die guten Beziehungen der Kabinette zu stören." In dieser Gesinnung fühlte er sich zunächst ganz einig mit dem König, dem „Napoleon des Friedens".

Ungewißheit über Thiers' auswärtige Politik.

Ankündigung der Überführung der Gebeine Napoleons. 12. Mai.

Ausscheiden der Frage einer Intervention in Spanien.

Nicht zum wenigsten kam ihrem Einverständnis der Verlauf der Ereignisse jenseits der Pyrenäen zustatten. Im Jahr 1836 hatte Thiers aus dem Amt weichen müssen, weil er die militärische Einmischung Frankreichs in Spanien zu Gunsten der Cristinos anstrebte. Drei Jahre danach war seine Wiederberufung ins Ministerium an seiner Forderung gescheitert, ihnen durch Entsendung von Kriegsschiffen und durch Lieferung von Waffen gegen die Karlisten Hilfe zu leisten. Im Jahre 1840 war weder das eine noch das andere mehr nötig. Der Karlismus war besiegt. Die Sache der jungen spanischen Königin triumphirte. Man muß den Blick auf den Schauplatz jener Kämpfe zurückwenden, um zu verstehen, wie es zu einem für die Gesamtgeschichte Europas so wichtigen Ergebnis gekommen war.

VIII.

Die pyrenäische Halbinsel. Besiegung des Karlismus.

Solange die europäische Politik vorwiegend durch den Gegensatz der beiden Westmächte und der drei Ostmächte bestimmt wurde, stellte die pyrenäische Halbinsel gleichsam das größte Versuchsfeld dar, auf dem ihre Kräfte sich messen konnten. Daher war ehemals die Quadrupel-Allianz von 1834 zu einem über ihre nächsten Ziele hinausgreifenden Ereignis geworden. Die Gönner der Sache Dom Miguels und Don Carlos' in Wien, Berlin und Petersburg hatten sich mehr oder weniger durch sie getroffen gefühlt. Inzwischen war der eine Zweck jenes Vertrages in Erfüllung gegangen. In Portugal hatte der Bürgerkrieg ein Ende gefunden. Dom Miguel war für immer vom Schauplatz verschwunden. In Spanien dagegen war der Karlismus seit der Ankunft König Carlos' V., wie der Prätendent sich nannte, bei seinen getreuen Basken, in raschem Aufstieg begriffen und die Herrschaft der Königin-Regentin Cristina beständig wachsenden Gefahren ausgesetzt. Je dringender nun Louis Philipps Wunsch wurde, sich den Ostmächten anzunähern, desto weniger war auf dauerndes einmütiges Zusammenwirken der Westmächte in Spanien zu rechnen.

Lockerung der Quadrupel-Allianz.

Noch waren sie im Sommer 1835 bei der Zurückweisung des Hilfegesuches, das die Regierung Cristinas in ihrer Not an sie gerichtet hatte (s. IV. 459), Hand in Hand gegangen. Louis Philipp hatte damals in Palmerstons Ablehnung jeder Verantwortlichkeit eine Stütze gegen die kriegerische Strömung in seinem Conseil gefunden. Statt eines französischen Heeres ward der Königin-Regentin nur die bisher in Afrika bei der Bekämpfung der Araber verwandte Fremdenlegion zur Verfügung gestellt und die Anwerbung von Freiwilligen auf französischem Boden gestattet. Gleichzeitig ward in England, dem Protest der Tories zum Trotz, eine Legion von Freiwilligen, zum Teil der Abschaum der Hafenplätze, auf zwei Jahre für den Dienst der Königin Isabella geworben. Sie wurde unter Kommando des Obersten de Lacy Evans, des bekannten Radikalen, nach Spanien eingeschifft, wo er einst an Wellingtons Seite

Die Hilfslegionen der Westmächte in Spanien.

gekämpft hatte. Beiden Legionen sollte nach Don Carlos' grausamem Dekret von Durango die Wohlthat der Konvention Eliots (s. IV. 456) nicht zustatten kommen. Über dem vergeblichen Bestreben, unmittelbaren Beistand der Westmächte zu erhalten, war Martinez de la Rosa, der berühmte Leiter des Ministeriums der Moderados gestürzt. Sein Kollege und Parteigenosse, Graf Toreno, der an seine Stelle trat, behauptete sich zwar noch ein Vierteljahr auf dem undankbaren Posten an der Spitze der Regierung. Aber seine Kraft war der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen.

Der Karlistenkrieg.

Auf der einen Seite drohten die Karlisten, ihre letzten Siege durch einen entscheidenden Schlag zu krönen. Wäre es nach dem Kopf ihres fähigsten Generals Zumalacarregui gegangen, so hätte man sogleich den Vormarsch nach Madrid angetreten. Diesen kühnen Plan konnte er freilich gegen die Ratschläge von Höflingen und Priestern, die Don Carlos umgaben, nicht in die That umsetzen. Vielmehr mußte er widerwillig gegen Bilbao aufbrechen. Vor den Mauern dieser Stadt warf ihn bei einer Rekognoscirung eine todbringende Kugel nieder. Es war der schwerste Verlust, der das karlistische Heer treffen konnte. Seine Führung geriet augenblicklich ins Wanken. Dies kam dem neuernannten General der Cristinos auf dem nördlichen Kriegsschauplatz, Luis de Cordoba, außerordentlich zustatten. Der Sieg, den er am 14. Juli bei Mendigorria über Moreno davontrug, gebot dem Vordringen der Feinde im Norden für einige Zeit Halt. Zwietracht und Unfähigkeit der Nachfolger Zumalacarreguis thaten ein übriges, die Stoßkraft des Karlismus zu lähmen. Auch eine Expedition des Obersten Guergé nach Aragon und Catalonien scheiterte. Trotzdem gewann Don Carlos hier, namentlich unter dem Landvolk, zahlreiche Anhänger. Demnächst erstand ihm daselbst in Ramon Cabrera, dem „Studenten von Tortosa", wie der ehemalige Theologe scherzweise genannt wurde, dem Abgott der Guerrilleros, ein unbeugsamer Vorkämpfer. Cabrera war nicht der Blutmensch, als welchen die Zeitungen der Cristinos ihn schilderten. Er wünschte nach unwidersprochenen Zeugnissen zur Milderung der barbarischen Kriegführung eine Ausdehnung der Konvention Eliots. Aber seine Banden, nicht selten von Mönchen gesegnet oder geführt, zahlten nur allzuoft mit Brand und Mord den Gegnern in gleicher Münze.

Tod Zumalacarreguis. 24. Juni 1835.

Cabrera.

Anarchie in Catalonien.

Nichts war in jenen Provinzen der Sache des Karlismus förderlicher als die Zunahme der Anarchie, die von fanatischen Exaltados genährt wurde und hie und da die Behörden beinahe zur Machtlosigkeit verurteilte. Dies war die zweite Klippe, an der Torenos Ministerium anprallte. Schon anfangs Juli setzte der Pöbel in Zaragoza wieder einen Klostersturm in Scene und machte auf barbarische Weise eine Anzahl

von Kuttenträgern nieder. Wenige Wochen später sahen Reus, Valencia, Murcia, Barcelona dasselbe Schauspiel. Viele Klöster, als Brutstätten der Knechtung verrufen, gingen mit allen ihren Bilder- und Bücherschätzen in Flammen auf. Ihre Insassen, als Stützen des geistlich-weltlichen Despotismus der Vergangenheit verfemt, wurden ins Feuer geworfen oder erschlagen. Die Exaltados machten sich die entsetzlichen Wutausbrüche zunutze. Sie bearbeiteten die Milizen und gaben die Losung aus, nur die Verfassung von 1812 könne das Land vom Untergang retten. Sie hetzten gegen die Generale der Regierung, die sie in Manifesten und Maueranschlägen als Verräter bezeichneten. Sie stellten sie als geheime Bundesgenossen Don Carlos' dar und verkündigten: „Hinter ihnen kommen die Schaffotte, die Sklaverei und die Inquisition." Klosterbrände.

In Barcelona, dessen Hafenquartiere viel rohes Gesindel bargen, that das seine Wirkung. General Bassá wurde, während seine Soldaten mit dem Volk fraternisirten, meuchlings erschossen. Man schleifte seinen Leichnam, wie acht Tage vorher den eines in der Arena unwert befundenen Kampfstieres durch die Straßen und warf ihn in die Gluten eines Scheiterhaufens. Daran schloß sich die wüste Zerstörung von Amts- und Fabrikgebäuden. Der frühere Kriegsminister, General Llauder, entging Bassas Schicksal nur durch rasche Flucht nach Frankreich. Auch wo es nicht zu ähnlichem Zusammenbruch aller Gewalten kam, mußten an vielen Stellen die Civil- und Militärbeamten selbstgewählten Junten den Platz räumen, die mit Ungestüm die Ausrufung der Verfassung von 1812 forderten. Ermordung des Generals Bassa in Barcelona. 5. Aug. 1835.

Der Rückschlag dieser Ereignisse auf Madrid konnte nicht ausbleiben. Die Klubs der dortigen Exaltados waren in fieberhafter Thätigkeit und setzten der Regierung mit heftigen Vorwürfen zu. Toreno hatte zwar sogleich bei Übernahme des Ministeriums die radikale Partei durch Berufung einiger, wie er hoffte, ihr genehmer Männer zu beschwichtigen gesucht. Daher hatte er dem noch in der Ferne weilenden Mendizabal die Finanzen, Garcia Herreros und Alvarez Guerra die Justiz und das Innere übertragen. Allein die Exaltados ließen sich nicht zur Ruhe bringen. Auch die Aufhebung des Jesuitenordens und die Säkularisation von etwa neunhundert Klöstern konnten sie nicht entwaffnen. Gleichzeitig bekämpften die Minister sich aufs heftigste untereinander, und im Lustschloß San Ildefonso, dem Aufenthaltsort des Hofes, reizte der ehemalige Leibgardist Muñoz, seit dem December 1833 heimlich mit der Königin-Regentin vermählt, durch sein hochfahrendes Benehmen die Schloßwache zur offenen Auflehnung. Dies alles ermutigte Mitte August die radikalen Klubisten der Hauptstadt zu einem Handstreich. Die Milizen traten unter die Waffen, erzwangen sich den Besitz der königlichen Druckerei und forderten in einem drohenden Aufruf den Die Exaltados in Madrid.

Versuch eines Aufstandes. Mitte August 1835.

Rücktritt des Ministeriums[1]). Erst das energische Einschreiten des zum Kommandanten ernannten Generals Quesada, der schweres Geschütz auffahren ließ, brachte sie zum Weichen. Nun wurde Madrid in Belagerungszustand erklärt, ein Teil der Milizen aufgelöst und zur Verfolgung der Unruhestifter geschritten. Allein die Mißgriffe, die dabei vorkamen, wie die Verhaftung des völlig unschuldigen, angesehenen Galiano, thaten der Autorität der Regierung bedeutenden Abbruch. Außerdem ward sie durch andauernde Tumulte in anderen Städten Castiliens erschüttert. Vollends im Süden des Reiches ward ihre Behauptung von Tag zu Tage zweifelhafter. Cadiz und Malaga, Granada und Cordoba gaben kleineren Städten das Beispiel der Bildung selbständiger Junten, der Absetzung von Beamten, der Weigerung von Steuern, der Beschlagnahme der Kassen, der Verbrüderung von Truppen und Miliz unter den Rufen: „Es lebe die Verfassung von 1812" oder „es leben konstituirende Cortes".

Tumulte im Süden.

Verlegenheit Torenos.

Der Kriegsminister Amarillas und der Minister des Inneren Alvarez Guerra zogen es vor, angesichts dieses Sturmes ihre Posten zu verlassen. Toreno hielt noch aus. Er suchte sich durch ein Manifest der Königin zu decken und erwirkte ein Dekret, das die Auflösung aller Junten befahl. Aber er hegte die feste Überzeugung, ohne fremden Beistand der doppelten Bedrängnis des Karlismus und des Radikalismus nicht gewachsen zu sein. Zu dem Zweck ließ er in Paris das Hilfegesuch seines Vorgängers erneuern. Es war einige Wochen nach dem Attentat Fieschis. Die Rettung des spanischen Thrones, das sollte man an der Seine begreifen, werde zugleich „alle übrigen Throne Europas vor den Angriffen der anarchischen Demokratie sichern". Allein im Rate Louis Philipps siegte auch jetzt die friedliche Strömung. Nicht einmal die Besetzung der baskischen Provinzen, die eine Verwendung der dortigen Heeresmacht der Cristinos gegen die Abgefallenen ermöglichen sollte, war die französische Regierung gewillt, auf sich zu nehmen.

Abweisung seines Hilfegesuches in Paris. 15. Sept.

Sein Sturz. Mendizabal.

Noch ehe die erneute abschlägige Antwort aus Paris in Madrid anlangte, hatte das Ministerium Toreno einem Ministerium Mendizabal Platz machen müssen. Damit schienen sich sehr günstige Aussichten für die Exaltados zu eröffnen. Denn nach seinem ganzen Vorleben war Mendizabal dieser Partei zuzurechnen. Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus Cadiz und selbst in dem Bankhaus des geriebenen Beltran de Lis zum Geschäftsmann geschult, hatte er als Mitglied der radikalen Geheimklubs seiner Vaterstadt an der Vorbereitung der Militärrevolution von 1820 mitgearbeitet. Sein finanzielles Geschick war 1823 den Cortes in ihrem letzten Schlupfwinkel, hinter Cadiz' Wällen, von großem Nutzen

[1]) Berichte Zentschs 18. Juli, 8. 19. August 1835. Arch. Berlin.

gewesen. Nach der damaligen Wiederherstellung des unumschränkten Königtums war er wie so mancher seiner Landsleute vor der Rache der Reaktion nach London geflüchtet. Dort war er durch kaufmännische Gewandtheit und glückliche Spekulationen wieder zu Vermögen gelangt. Nach dem Ausbruch der Juli-Revolution, als Mina den Einbruch über die pyrenäische Grenze plante, hatte er ihm in Paris die Wege zu ebnen gesucht. Danach hatte er sich als Banquier Dom Pedros bedeutende Verdienste um die Sache der jungen Königin Maria in Portugal erworben, wobei er selbst, wie man wissen wollte, durchaus nicht zu kurz kam. Der Ruf eines Finanzgenies ging ihm voraus und verlieh seinem Namen einen zauberhaften Klang. Dies hatte den Entschluß Torenos, des Parteiführers der Moderados, erklären können, einen Mann von ganz anderer politischer Vergangenheit in sein Ministerium zu berufen. Immerhin hatte er dabei vorausgesetzt, daß Mendizabal seinen radikalen Neigungen einen Zaum auflegen und sich mit dem Posten eines Fachministers unter seinem Präsidium begnügen werde.

Sein Verhältnis zu Toreno.

Anfangs schien sich diese Voraussetzung auch zu bewahrheiten. Mendizabal beeilte sich sogar nicht einmal, von London abzureisen. Er beschäftigte sich dort mit der Anwerbung der Fremdenlegion, machte dann einen Umweg über Paris und Lissabon und sprach sich überall in gemäßigtem Sinn aus. Aber nach seiner Ankunft in San Ildefonso begann er, erfüllt von keckem Selbstvertrauen, Torenos Stellung zu untergraben. Soviel man weiß, war es nicht nur die Bundesgenossenschaft hauptstädtischer Klubisten, die ihm dabei gute Dienste leistete. Auch General Cordoba, der das unbegrenzte Vertrauen der Königin Cristina genoß, scheint geraten zu haben, zur Beruhigung des Landes das Experiment der Ersetzung Torenos durch Mendizabal zu wagen. Vor allem aber war diesem, dem England gleichsam zur zweiten Heimat geworden war, die Unterstützung des englischen Gesandten Villiers unschätzbar. Sie war so offenkundig, daß sie selbst entfernteren Beobachtern nicht entging. Der französische Gesandte Rayneval erblickte sofort in Mendizabal den Frankreich abgeneigten Gefolgsmann Englands. Zugleich sprach er schon die Befürchtung aus, daß die Exaltados, die „ihr Haupt" in Mendizabal sähen, ausschließlich auf den Schutz der britischen Regierung rechnen würden[1]). Endlich gab die Königin Cristina, wennschon nicht leichten Herzens, den Ratschlägen nach, die zu Mendizabals Gunsten lauteten. Am 14. September mußte der stolze Graf Toreno dem nach zwölf Jahren in sein Vaterland zurückgekehrten Emporkömmling den Platz räumen.

Unterstützung des englischen Gesandten.

Ministerium Mendizabal. 14. Sept. 1835.

[1]) Die bekannten Quellen werden ergänzt durch Cordoba: Mis Memorias 1886 bis 1889 (vgl. Häblers Auszüge in der Histor. Zeitschrift LXVII. 1891) und Jentschs Berichte 19. 15. Sept., 5. Okt. 1835. Arch. Berlin. Die Auffassung Baumgartens wird dadurch in einzelnen Punkten berichtigt.

Außer Garcia Herreros teilten alle übrigen Genossen Torenos sein Los. Das Feld war frei für den Mann, den seine ungeschickten Lobredner den „spanischen Necker" nannten.

Mendizabals Macht.

Ursprünglich schien er auf den Titel eines Ministerpräsidenten zu Gunsten des Generals Alava, der damals den Gesandtschaftsposten in London bekleidete, verzichten zu wollen. Aber es war ihm schwerlich ernst damit. Vielmehr bedachte er sich nicht lange, das Präsidium mit den Finanzen zu verbinden und noch dazu das Auswärtige zu übernehmen. Auch auf die meisten übrigen Ministerien übte er einen beherrschenden Einfluß aus, obwohl ihm die oberflächlichsten Kenntnisse der Staatsverwaltung fehlten, und nach so langer Abwesenheit Menschen wie Zustände fremd geworden waren. Indessen für den Augenblick blendete er durch die Sicherheit seines Auftretens und durch den prahlerischen Ton seiner Worte. Wie viel Leichtsinn und Verwegenheit des seinem Glück vertrauenden Spielers dahinter steckte, blieb den Augen der meisten Einheimischen und Fremden noch verborgen. Ebenso verdeckte zunächst ein gewisses Halbdunkel die politischen Neigungen und

Sein Programm.

Absichten des neuen Ministeriums. Ein an die Königin gerichtetes, durch das Amtsblatt am 17. September veröffentlichtes Schreiben Mendizabals trug den Charakter eines unbestimmten Programmes der Versöhnung. Jedermann konnte aus ihm herauslesen, was ihm paßte. Die Moderados mochten sich an die Lobpreisung „des Gleichgewichtes der Volksrechte und der Prärogative des Thrones" halten. Die Exaltados mochten sich manches von der Forderung „weiser Gesetze" versprechen, die „das majestätische Gebäude der Freiheit erhöhen und abschließen" sollten. Ebenso war die siegesgewisse Zusage einer „raschen und ruhmvollen Beendigung des brudermörderischen Krieges" ohne militärische Hilfe auswärtiger Mächte ganz in ihrem Sinn gedacht. Bei der Vergebung von Ämtern und Würden trugen sie jedenfalls den Löwenanteil davon. Desgleichen blieben die von den Junten freigebig verschenkten Stellen vorläufig fast ausnahmslos im Besitz ihrer Inhaber. Ein Dekret vom 25. September versprach sogar „vollständiges Vergessen" aller seit dem ersten Augenblick „der Spaltung" eingetretenen Ereignisse.

Zugeständnisse an die Exaltados.

Diese weitgehende Nachsicht selbst gegen Willkürhandlungen und verbrecherische Gewaltthaten, unterstützt durch Spenden in klingender Münze, blieb nicht ganz ohne die erhoffte Wirkung. Viele der radikalföderalistischen Junten lösten sich auf, manche freilich mit der Drohung des Wiederzusammentrittes, falls die „nationale Freiheit angegriffen werde". Auch wußte die Regierung dem zum Generalkapitän von Catalonien ernannten Mina keinen besseren Rat zu geben, als die Unterwerfung der dortigen Junta durch Anstellung einer Anzahl ihrer Mitglieder im Dienste der Landesverteidigung zu erkaufen. Quiroga, der

neue Generalkapitän von Granada, wurde eine zeitlang von Aufständischen in der Stadt Manzanares festgehalten, weil er nach ihrer Ansicht für den hohen Posten „nicht liberal genug" war. Graf de las Navas, der in Andalusien den Rebellen die Fahne vorangetragen hatte, stolzirte in einer von ihm erfundenen Uniform in Madrid einher und sprach mit den Ministern „wie ein siegreicher General"[1]). Eine andalusische Centraljunta, die ihren Sitz in Andujar aufgeschlagen hatte, verzichtete selbst dann noch nicht gleich auf ihre usurpirte Macht, als Cordoba und Sevilla ihr den Gehorsam aufsagten. In Cadiz, Malaga und anderen Städten des Südens hörten die Ruhestörungen nicht auf. Es dauerte Wochen, bis die staatlichen Behörden nur einigermaßen wieder zur Anerkennung gelangen konnten.

Bearbeitung der öffentlichen Meinung.

Indessen wußte Mendizabal, schon lange vorher durch die ihm zu Gebote stehende Presse die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu bearbeiten. Fast täglich konnte man lesen, daß Spanien diesem Wundermann die Keime eines Jahrhunderts voll Glück verdanke. Gut bezahlte Propheten verkündigten dem Volk ein die kühnste Einbildungskraft übersteigendes Aufblühen seines Wohlstandes und eine unverzügliche Zerschmetterung des Karlismus aus eigener Kraft. Nach solchen Worten mußte man mit Ungeduld Thaten erwarten. Mendizabal ließ es nicht an sich fehlen und kam dabei den Exaltados Schritt für Schritt weiter entgegen. Am 28. September wurden die Cortes auf den 16. November einberufen. Als eine Hauptaufgabe ward ihnen die Ausarbeitung eines neuen Wahlgesetzes zugewiesen. Auf Grund desselben sollten baldmöglichst neue Cortes zum Zweck einer Revision des Verfassungsstatutes zusammentreten. Die weit bemessene Zwischenzeit bis Mitte November wurde reichlich ausgenutzt, das Land mit einer Flut tief einschneidender Dekrete zu überschütten. Die frühere Bestimmung der Säkularisation von neunhundert Klöstern erfuhr eine bedeutende Erweiterung. Andere Verfügungen betrafen die geistlichen Seminare und die Gerichtsbarkeit des Klerus. Vermittelst einer einfachen Verordnung ward die militärische Dienstpflicht auf alle Spanier vom achtzehnten bis vierzigsten Jahr erstreckt und eine sofortige Aushebung von 100 000 Mann befohlen.

Berufung der Cortes.

Verordnungen.

Zu gleicher Zeit suchte Mendizabal alle Gesellschaftsklassen anzustacheln, um das für die Kriegführung dringend nötige Geld zu beschaffen. Die Ausrüstung der 100 000 Rekruten allein erforderte Summen, die der Regierung, zumal nach der Verwirrung des Steuerwesens durch die Willkürherrschaft der Junten, entfernt nicht zu Gebote standen. Außerdem waren monatlich 7 Millionen Realen für die englische und französische Fremdenlegion und $1^1/_2$ Millionen für ein portugiesisches Hilfs-

Finanzmaßregeln.

[1]) Berichte Jentschs 5. 14. 15. Okt. 1835. Arch. Berlin.

korps aufzubringen. Dazu kamen etwa 80 Millionen für angeworbene Freikorps: und das alles bei einem schon im Mai auf 403 Millionen angesetzten Bedarf ordentlicher und außerordentlicher Ausgaben für das Heer und bei einer Bürde von 230 Millionen nur zur jährlichen Verzinsung der Staatsschuld. Was verschlug es da, wenn die hauptstädtischen Beamten sich Abzüge ihres ohnehin sehr unsicheren Gehaltes bis zu fünfzehn Procent gefallen ließen, wenn dieser und jener Grande auf eine Pension verzichtete, wenn andere sich bereit erklärten, sich für die Aufnahme eines Anlehens zu verbürgen. Die Staatskasse gewann damit nicht einen Maravedi in bar. Fast alle Zusagen blieben ebenso nur auf dem Papier stehen wie die pomphaft verkündete Aushebung der 100 000 Rekruten, die massenhaft desertirten oder zu den Karlisten übergingen. Mendizabal aber verlor schon einiges von dem Nimbus, der sein Haupt umstrahlt hatte. Da „die Freiheit durch Geldopfer erkauft werden sollte, und er sie nicht gratis gab", bedachte man ihn dann und wann mit dem Beinamen eines „Tyrannen" oder „Diktators"[1]).

Angriffe gegen Frankreich.

Noch aber galt er der großen Masse als von der Vorsehung auserwählter Retter. Auch ward sein Selbstvertrauen gerade damals durch seine geheimen Verhandlungen mit dem englischen Gesandten Villiers gestärkt. Von Tag zu Tage schien es diesem besser zu gelingen, seinem französischen Kollegen Rayneval den Rang abzulaufen. Ein Plakat an dessen Hotel trug die Inschrift: „Botschafter des Verbündeten und Beschützers des Don Carlos." In den Klubs und in den Blättern der Exaltados wurde eine heftige Sprache gegen Louis Philipp geführt. Man beschuldigte seine Regierung, den Karlisten durch Waffen- und Proviantschmuggel an der pyrenäischen Grenze zu Hilfe zu kommen, wenn nicht gar die baldige Anerkennung des Prätendenten im Schilde zu führen. Villiers selbst teilte, wie sein Briefwechsel mit Palmerston beweist, diesen Argwohn, und Mendizabal that das seinige, den tiefeingewurzelten Franzosenhaß zu nähren. Er gestattete der amtlichen Zeitung, der Presse der Exaltados zu sekundiren. Ein französischer Officier, der mit der Absicht, ins spanische Heer einzutreten, in Madrid anlangte, erhielt den Bescheid von ihm: „Wir wollen keine Fremden mehr in unserer Armee und am wenigsten Franzosen." Der Vertrauensmann Louis Philipps, Cazes (s. IV. 458), der sich durch seine Thätigkeit mißliebig gemacht hatte, wurde von ihm aus Spanien ausgewiesen. Rayneval ließ es nicht an Beschwerden fehlen. Seine Sprache wurde noch dringender, als er Wind davon bekam, was zwischen Mendizabal und Villiers im Werke war. Sie vereinbarten den Entwurf eines Handelsvertrags,

[1]) Berichte Jentschs 15. 23. 31. Okt., 15. 28. Nov., 19. Dec. 1835 (auch für das Folgende). Arch. Berlin.

der englischen Fabrikaten, zumal den Baumwollwaren, gegen einen niedrigen Eingangszoll den ganzen spanischen Markt ausliefern sollte. Vor allem die Industrie Cataloniens, in dessen Hauptstadt Barcelona allein jährlich für 110 Millionen Realen rohe Baumwolle einlief, wäre damit dem Ruin preisgegeben gewesen. England sollte als Preis, wie man in Paris wissen wollte, der spanischen Regierung 2 Millionen £ zahlen[1]). Von hier aus aber ward Mendizabal alsbald durch Rayneval zu Gemüt geführt, daß Frankreich nach den bestehenden Verträgen mit Spanien das Recht der meistbegünstigten Nation genieße und daher die Einräumung ebenso reeller Vorteile wie England beanspruchen müsse. Auch ward die Drohung hinzugefügt, im Fall der Nichtachtung dieser Forderung könne sich Frankreich gezwungen sehen, sein Verhalten gegenüber der Regierung der Königin zu ändern. Für den Augenblick trug dieser Einspruch wohl dazu bei, Mendizabal auf dem eingeschlagenen Weg Halt zu gebieten. Aber abgebrochen wurden seine Verhandlungen mit Villiers keineswegs, und das Verhältnis der beiden Westmächte blieb, trotz der Quadrupelallianz, auch auf diesem Boden nicht ungetrübt.

Geheimverhandlung über einen Handelsvertrag mit England.

Mittlerweile kam der Tag der Corteseröffnung heran. Die der Königin-Regentin in den Mund gelegte Thronrede war ein Meisterstück von Schönfärberei. Noch stand Mendizabal auf so gutem Fuß mit General Cordoba, daß er auf dessen Wunsch die Königin über die Zusage einer Verfassungsrevision stillschweigend hinweggehen ließ. Auch hielt der im Norden höchstkommandirende und stets politisirende Feldherr es für passend, durch eine von Lobeserhebungen überfließende Proklamation die Regierung zur Eröffnung der Cortes zu beglückwünschen. Mendizabal wußte daraus Kapital zu schlagen. Nachdem schon die Adreßdebatten beider Kammern ihm einen Triumph bereitet hatten, bedeutete ihr Dankesvotum für das Heer eine neue Anerkennung seiner eigenen Wirksamkeit an der Spitze des Ministeriums. Der Hauptherold seines Ruhmes in der Kammer der Procuradores war der bekannte Exaltado Galiano, den er durch Ernennung zum Mitglied der Marinesektion im königlichen Rat belohnte. Auch auf Galianos Genossen Isturiz, den Präsidenten der Kammer, durfte Mendizabal noch zählen. Indessen kam doch allmählich eine Opposition gegen den, wie Galiano selbst nachmals zugab, sich „allmächtig und allwissend" dünkenden Minister zum Wort. An ihrer Spitze standen die verdrängten Führer der Moderados: Martinez de la Rosa und Toreno. Dieser und jener mißtrauische Angehörige der äußersten Linken, wie der eingebildete Graf de las Navas, stieß mit ihnen in dasselbe Horn. Ein erster Angriff dieser Opposition

Corteseröffnung. 15. Nov.

[1]) Instruktion für Latour-Maubourg 28. Okt. 1836 (mit Rückblicken). Arch. Paris.

Finanzielles Vertrauensvotum. 4. Jan. 1836.

wurde allerdings glänzend abgeschlagen, als Mendizabal für seine finanziellen Maßnahmen ein unbedingtes Vertrauensvotum forderte. Eine überwältigende Mehrheit ermächtigte ihn, die Steuern in der bisherigen Höhe fortzuerheben und sich alle „für notwendig gehaltenen Mittel" zur raschen Beendigung des Bürgerkrieges zu verschaffen. Dabei sollten seinen hochtrabenden Versicherungen nach weder neue Anleihen noch Veräußerungen der für Konsolidirung und Tilgung der Schuld bestimmten Staatsgüter in Frage kommen. Es blieb sein Geheimnis, welches Wunder sich einstellen würde, um die leeren Kassen über Nacht zu füllen und die Ausrüstung, Verpflegung, Besoldung der Kriegerscharen hervorzuzaubern, die dem Karlismus in kürzester Frist den Garaus machen sollten.

Aufschwung des Karlismus.

Vorläufig nahm dessen Sache, allen Großsprechereien Mendizabals zum Trotz, wieder einen sichtlichen Aufschwung. Zwar hatte in den baskischen Provinzen Cordoba, der Sieger von Mendigorria, durch Anlage befestigter Linien die Karlisten auszuhungern gesucht. Aber um wirksam zu werden hätte die Blockade viel mehr geschulte Truppen und ausdauernde Geduld erfordert, als sie ihm zur Verfügung standen. Die Masse ungedrillter und unbewaffneter Rekruten, die ihm nach der letzten Aushebung zugesandt wurden, erschien ihm selbst „als die schwerste Last und das größte Hindernis". Die zuchtlose englische Legion, auf die er große Hoffnungen gesetzt hatte, war durch Krankheit und Hunger decimirt, ehe er sie vor den Feind führen konnte. Dazu riß ihn das unablässige Drängen auf Thaten in offenem Feld, die man als glänzende Siege auszuposaunen wünschte, wiederholt zu verfehlten oder nutzlosen Unternehmungen hin. Er mußte vor dem Grafen Eguia, der Don Carlos mit demselben Eifer diente wie einst der apostolischen Partei unter Ferdinand VII., mehr als einmal weichen. Er konnte der schwer bedrohten Festung San Sebastian keine ausreichende Hilfe bringen. Ein Sturm, den er am 16. Januar 1836 mit Evans vereint auf die Höhen von Arlaban wagte, endigte mit seinem Rückzug nach Vitoria. In Aragon erholte sich Cabrera durch rasche Sammlung seiner Getreuen von jeder Schlappe. Er dehnte seine kühnen Streifzüge sogar bis in die Provinz Valencia aus. In Catalonien vermochte Mina, der neuernannte Generalkapitän, selbst durch Verkündung des Belagerungszustandes das flache Land und kleinere Ortschaften den Händen karlistischer Bandenführer nicht zu entreißen. Entscheidende kriegerische Erfolge, die man ihm mit Sicherheit zugetraut hatte, als er an der Spitze der Truppen ausgerückt war, ließen auf sich warten.

Greuel in Barcelona.

Die Enttäuschung, die dies hervorrief, traf zusammen mit der Kunde der Ermordung mehrerer Gefangenen durch die karlistische Besatzung des von Mina belagerten Felsennestes Santa Maria del Horts. Dadurch

bot sich den Agitatoren in Barcelona eine neue Handhabe, die rohen Instinkte des dortigen Pöbels und der Milizen zu barbarischen Schandthaten anzustacheln. Am 4. Januar 1836 wurden fast unter den Augen des pflichtvergessenen Feldmarschalls Alvarez, des Stellvertreters Minas, über hundert in der Citadelle eingeschlossene Karlisten massakrirt. Während der Nacht setzte das Morden in anderen Gefängnissen und selbst im Militärhospital sich fort. Am folgenden Tag sollte die Verfassung von 1812 ausgerufen werden. Schon war alles dazu gerüstet, als im letzten Augenblick einige loyale Officiere der reitenden Miliz Alvarez zu entschiedenem Einschreiten gegen die Tumultuanten bewogen.

Das civilisirte Europa vernahm schaudernd, was sich an gehäuften Greueln jenseits der Pyrenäen zutrug. Aber auch in den Cortes zu Madrid ging man nicht völlig mit Stillschweigen über die blutigen Ereignisse von Barcelona hinweg. Mendizabal hatte, gleich den dortigen Behörden, sich dazu entwürdigt, sie nach Kräften zu beschönigen. Als er in der Kammer der Proceres Rede und Antwort stehen sollte, ließ er die Debatte durch den willfährigen Präsidenten abschneiden und verwies entrüstete Interpellanten auf weitere Belehrung im Privatgespräch. Ebenso umging er eine Beantwortung der Frage, wann denn die Vernichtung der Karlisten zu erwarten sei, für die er nach seinem Amtsantritt einen Termin von wenigen Monaten angesetzt hatte. Dieselbe Taktik des Ausweichens suchte er einzuhalten, als er doch endlich mit der versprochenen Abänderung des Wahlgesetzes Ernst machen mußte. Er überwies die dornige Arbeit einer Kommission, die sich über einen gemeinsamen Entwurf nicht einigen konnte. Danach brachte er durch persönliche Einwirkung einen künstlichen Ausgleich zustande. Aber er nahm das Werk, an dem Galiano und seine nächsten Freunde bedeutenden Anteil hatten, gegenüber den Angriffen der Opposition bei den Procuradores nicht mit genügender Energie in Schutz. Dadurch gewannen die Moderados an Zuversicht und Anhang. Sie siegten sogar bei der Annahme der von ihnen verfochtenen Bestimmung, daß die Wahlen nach den einzelnen Distrikten, nicht kraft Listenskrutiniums nach den Provinzen, vor sich gehen sollten. Dies war zu viel für die Reizbarkeit der Exaltados innerhalb und außerhalb der Versammlung. Auf ihr Andringen wurde das Wahlgesetz zurückgezogen und die Auflösung der Cortes dekretirt. Am 22. März sollten andere, nochmals nach dem alten Gesetz gewählt, an ihre Stelle treten. Aber die Mehrzahl der radikalen Klubisten und Tagesschriftsteller hielt fest an der Parole: „Es leben die konstituirenden Cortes, gewählt nach der Verfassung von 1812."

Taktik Mendizabals.

Streit über das Wahlgesetz.

Auflösung der Cortes. 27. Jan. 1836.

Mendizabal hatte nun wieder für zwei Monate freie Hand, auf dem Wege von Verordnungen seinen Willen zur Geltung zu bringen. Er bediente sich dieser Macht vor allem dazu, die Welt durch die ver-

sprochenen finanziellen Kunststücke in Erstaunen zu setzen. Zunächst
Regulirung der Staatsschuld. 16. 19. 28. Febr.
erschienen am 16., 19. und 28. Februar drei Dekrete, die sich auf die Regulirung der gesamten anerkannten Staatsschulden und den Verkauf der eingezogenen Kirchengüter bezogen. Den Käufern ward freigestellt, diese Güter entweder bar in sechzehn jährlichen Terminen oder in acht durch verzinsliche und unverzinsliche Staatsobligationen zu bezahlen. Ein Teil des baren Ertrags war zur Tilgung der vier- und fünfprocentigen, ein Teil zur Tilgung der unverzinslichen Staatsschuld zu verwenden. Als Schlußtermin der Konsolidirung aller Staatsschulden wurde durch das Dekret vom 28. Februar der 31. December 1841 festgesetzt. Ein Sechsteil der bereits angemeldeten Schuld sollte schon im laufenden Jahr in verzinsliche Certifikate der fünfprocentigen Schuldverschreibung des großen Schuldbuches umgewandelt werden. Die wichtigste Ergänzung
Klösteraufhebung. 8. März.
dieser Dekrete bildete dasjenige vom 8. März. Es bedeutete nicht nur eine Zusammenfassung, sondern eine grundsätzliche Verallgemeinerung der früheren gegen das Klosterwesen gerichteten Verordnungen. Der Sohn eines spanischen Juden schickte sich an, einen vernichtenden Streich wider die Hauptpflanzstätten des mittelalterlichen Katholicismus zu führen. Allerdings fehlte es ihm nicht an dem Vorbild der Cortes von 1820, wie diese ihrerseits das Vorbild der französischen Konstituante vor Augen gehabt hatten (s. II. 43). Alle Klöster, Konvente, Kollegien, Kongregationen der Männerorden, ausgenommen einige wenige von Missionaren und barmherzigen Brüdern, wurden unterdrückt. Die Zahl der Frauenklöster wurde vermindert, den noch erhaltenen die Aufnahme von Novizen untersagt und die Entlassung der Nonnen, die den Schleier abwerfen wollten, vorgeschrieben. Sämtliche Grundstücke, Mobilien, Renten der Häuser beider Geschlechter sollten für Tilgung der Staatsschuld verwandt, und den Religiosen, soweit sie nicht anderweitig versorgt würden, sollte eine lebenslängliche Pension ausbezahlt werden.

Volkswirtschaftliche Folgen.
Bei der Mangelhaftigkeit statistischer Unterlagen läßt sich die unmittelbare volkswirtschaftliche Wirkung dieser in größtem Stil geplanten Säkularisation nicht feststellen[1]). Soviel aber ist sicher: das finanzielle Wunder, das Mendizabal in Aussicht gestellt zu haben schien, konnte sie nicht hervorzaubern. Da sie ausschließlich der Tilgung der Staatsschuld zugute kommen sollte, so war auf reinen Gewinn an Geldmitteln nur mit Umgehung dieser Zusage, und auch dann nicht sofort, zu rechnen. Andrerseits aber stieg, gemäß den Bestimmungen über die Konsolidirung

[1]) Nach Garrido: Das heutige Spanien. Deutsch von Ruge 1863. S. 42 verkaufte der Staat an Klostergütern „während dieser konstitutionellen Zeit für mehr als drei Milliarden Realen und diese Güter gingen zum größten Teil in die Hände armer Käufer über und teilten sich in kleine Hufen". Beweise giebt Garrido nicht. Spätere Angaben S. 121 sind widersprechend.

der Staatsschuld, die jährliche Zinsenlast auf etwa 570 Millionen Realen. Der greifbare augenblickliche Vorteil, den Mendizabal sich versprach, war die Hilfsbereitschaft der in- und ausländischen Börsenleute[1]). Aber auch diese drohten, ihn, obwohl er den Schlußtermin der Konversion um drei Jahre verkürzte, angesichts des unaufhaltsamen Kurssturzes der spanischen Papiere im Stich zu lassen. So blieb denn nichts übrig, als weiter von der Hand in den Mund zu leben, Staatsgläubigern die Zinsen, Beamten den Gehalt, Soldaten die Löhnung vorzuenthalten und die Verpflegung des Heeres mittels Zwangsanlehen und Zwangslieferungen den ohnehin schon ausgehungerten Gemeinden aufzubürden. Fortdauernde Geldnot.

Was Wunder, wenn der Abfall zu den Karlisten einen immer größeren Umfang annahm. Selbst in Madrid äußerten sich beim Eintreffen karlistischer Gefangenen die Sympathieen für Don Carlos auf drastische Art. Man riß sich um ihre Uniformknöpfe mit dem Bilde König Karls und rief ihnen zu: „Sagt ihm, daß wir alle, ein paar Schufte ausgenommen, ihn lieben“[2]). Inzwischen verlor aber der Bürgerkrieg nicht das mindeste von seinem Charakter der Verwilderung. Eben damals erlebte man ein neues schauderhaftes Beispiel dafür. Cabrera hatte an einigen aragonesischen Alcalden, weil sie dem Cristinos-General Nogueras Kundschafterdienste geleistet, das standrechtliche Todesurteil vollstrecken lassen. Derartige Strafexekutionen gehörten schon zu den alltäglichen Maßnahmen beider Parteien. Nogueras aber forderte zur Abschreckung der Rebellen ein unschuldiges Opfer: das greise Haupt der Mutter Cabreras, die seit zwei Jahren halbblind in ihrem Heimatsort gefangen saß. Auf Nogueras Andringen und nach Ermächtigung des Generalkapitäns Mina wurde die siebzigjährige Frau am 16. Februar auf dem Marktplatz von Tortosa erschossen. Cabreras Rache ließ nicht lange auf sich warten. Er befahl zur Sühne für die Ermordung der Mutter unverzügliche Erschießung von vier gefangenen Frauen. Dann stürzte er sich wutentbrannt auf die Feinde und kannte, bis die erste Glut des Schmerzes gedämpft war, keine Gnade gegen die, welche lebend in seine Hand fielen. Wieder durchdrang Europa ein Ruf des Entsetzens. Aber nach allgemeinem Urteil lastete die Verantwortung hauptsächlich auf denen, die zuerst in Tortosa unschuldiges Blut vergossen hatten und sich ihrer Blutthat noch öffentlich rühmten. Den schärfsten Ausdruck fand die Entrüstung im englischen Parlament, wo Palmerston von den Führern der Opposition zur Abrufung der Hilfslegion aufgefordert wurde. Er konnte nicht umhin, in Madrid auf Einschreiten gegen die Schuldigen zu bestehen. Sympathieen für den Karlismus. Die Mutter Cabreras erschossen. Seine Rache.

[1]) Rothschild in Paris sollte nach Alavas Behauptung für Verpfändung der Klosterglocken die Fonds für Bezahlung des Maicoupons vorgeschossen haben. Bericht Rumpffs 24. März 1836. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

[2]) Bericht Jentschs. 7. März 1836. Arch. Berlin.

Wennschon man sich hier nicht an Mina heranwagte, so durfte man doch die Entfernung Nogueras nicht weigern.

Begünstigung der Exaltados.

Von allen Seiten bedrängt, in beständiger Geldklemme, das Anwachsen des Karlismus vor Augen und durch bittere Klagen notleidender Gemeinde- und Provinzialbehörden verfolgt, suchte Mendizabal seine Stütze immer ausschließlicher bei der Partei der Exaltados. Ihre Genossen hatten den Vorzug bei der Vergebung von Stellen und bei der Beteiligung am Gewinn. Zu ihren Gunsten ward auch durch Drohungen oder Nichtachtung der Censusvorschriften bei den Corteswahlen verfahren. Die Moderados verschwanden fast ganz aus der Kammer der Procuradores. Selbst ihre berühmtesten Häupter, Martinez de la Rosa und Toreno, wurden nicht wieder gewählt. Indessen nach den Wahlerfolgen der Exaltados brach in ihren eigenen Reihen Zwiespalt aus. Von der Masse ihrer Führer, die mit Hilfe der radikalen Klubs mehr oder weniger offen auf die Ersetzung des Statutes von 1834 durch die Verfassung von 1812 hinarbeiteten, löste sich eine Gruppe ab, die ihre früheren extremen Grundsätze gemildert hatte. Zu dieser Gruppe gehörten geistig hervorragende Männer, wie Galiano und sein Landsmann Isturiz: beide noch jüngst im engsten Einvernehmen mit Mendizabal, aber seit kurzem auf gespanntem Fuß mit ihm. Sie verübelten ihm sein Verhalten während der Debatten über das Wahlgesetz, seine der Wirklichkeit widersprechenden Prahlereien, sein herrisches Auftreten, das sie selbst gelegentlich zu fühlen bekamen. Mendizabal seinerseits hatte guten Grund, vor allem in Isturiz einen gefährlichen Rivalen zu fürchten. In der That hatte die Regentin, der Mendizabals Treiben höchst bedenklich wurde, sich schon seit einiger Zeit mit der Idee vertraut gemacht, ihm in Isturiz einen Nachfolger zu geben[1]).

Ihre Wahlerfolge.

Ihre Spaltung.

Mendizabal und die Fremdherrschaft Englands.

Was sie und ihre Vertrauten nicht zum wenigsten gegen Mendizabal einnahm, war dessen fortgesetztes Drängen auf Befriedigung der handelspolitischen Wünsche Englands. Der englische Gesandte Villiers, so verächtlich er sich unter vier Augen über „den Industrieritter Mendizabal" aussprach, fuhr doch fort, ihm seine auffällige Gunst zu bezeugen. Er ließ sich durch den Aufschwung der Exaltados nicht irremachen. Der Sekretär der englischen Gesandtschaft, Southern, stand sogar mit ihnen im innigsten Bunde. England, dessen König in seiner Thronrede vom 4. Februar „das kluge und kräftige Benehmen" der spanischen Regierung rühmte, erschien, im Gegensatz zu Frankreich, immer deutlicher als Schutzmacht der spanischen Radikalen und Mendizabals. Man wollte wissen, daß es an Uniformen, Waffen, Kanonen schon für 450 000 £, von deren Bezahlung keine Rede war, geliefert habe. Die Gegenleistung, auf die Palmerston nach wie vor spekulirte, war Öffnung des spanischen Marktes

[1]) Berichte Raynevals 23. 30. Januar, 18. März 1836. Arch. Paris.

für englische Fabrikerzeugnisse. Frankreichs Widerspruch hatte allerdings den Plan eines englisch-spanischen Handelsvertrages durchkreuzt. Aber nach glaubwürdigen Berichten forderte Mendizabal nun von der Königin-Regentin zu wiederholtenmalen den Erlaß einer Verordnung, die englischen Baumwollwaren zu sehr niedrigem Zoll den Einlaß in Spanien gewähren sollte. Eine Bauschsumme des Zolles, man sprach von 300 Millionen Realen, sollte alsdann sofort in Mendizabals Hände ausgeliefert werden. Aber Cristina, der es nicht an einsichtigen Ratgebern fehlte, widerstand und setzte sich hinter Mendizabals Rücken mit Isturiz in Verbindung[1]). Das Geheimnis blieb jedoch nicht gewahrt. Seitdem war Mendizabal vor Isturiz auf der Hut. Zunächst suchte er ihn durch mehrfache Angebote einer Stelle in seinem eigenen Ministerium zu ködern. Als Isturiz ablehnte, hintertrieb er seine schon für sicher gehaltene Wiederwahl zum Präsidenten der Kammer der Procuradores. Hier errang er, dank der festgeschlossenen Phalanx seiner besoldeten und unbesoldeten Anhänger, während der Adreßdebatte nochmals einen Triumph. Anders aber verlief die Debatte bei den Proceres, wo die bittersten Vorwürfe über den Mißbrauch des Vertrauens, die Täuschung der öffentlichen Meinung, die Willkür des Säkularisationsdekretes, die Ohnmacht der Regierung von allen Seiten auf ihn niederprasselten. Nur die Drohung, durch seinen Rücktritt die Rache der Massen zu entfesseln, verhinderte einen entscheidenden Sieg seiner Gegner.

Gespanntes Verhältnis zu Isturiz.

Eben damals erhielten sie eine neue Waffe durch den Gang der Ereignisse auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. Noch am 23. März hatte das Amtsblatt pomphaft verkündigt, daß die Minister, die dem Volk so schwere Opfer zugemutet, durch Beanspruchung einer fremden Intervention zu Vaterlandsverrätern werden würden. Bald danach aber wußte dasselbe Amtsblatt die Unterstützung der Bewegungen des Heeres an der cantabrischen Küste durch eine fremde Macht zu rühmen. Die Rollen waren im Vergleich mit den Vorgängen des Jahres 1835 vertauscht. Diesmal sollte der englische Teilhaber der Quadrupelallianz, Mendizabals großer Gönner in London, den Anfang machen. Palmerston ließ den Gesandten Louis Philipps wissen, daß den Kommandanten englischer Kriegsschiffe Befehl gegeben sei, Marinesoldaten und Matrosen

Verstärkte Hilfeleistung Englands.

---

[1]) Die bisher bekannten kurzen Mitteilungen über diese Dinge bei Miraflores, Galiano, Guizot erhalten eine sehr wichtige Ergänzung durch Jentschs Berichte 7. Febr., 31. März, 9. April (Jentsch sprach Villiers selbst) 1836. Arch. Berlin. — H. von Treitschke: Deutsche Geschichte IV. 506 wagt die Behauptung: „Die Regentin gewährte ihm (Palmerston) mehrmals vorteilhafte Handelsverträge." — Irrig ist auch u. a. S. 504 seine Bemerkung, Bazaine habe für Don Carlos gekämpft. Er diente vielmehr in der französischen Fremdenlegion den Cristinos. Viele seiner Briefe (nach Kopieen aus dem Archiv des Kriegsministeriums) finden sich Arch. Paris.

zur Verteidigung oder Wiedereroberung spanischer Küstenplätze ans Land zu setzen. Zugleich richtete er die Aufforderung nach Paris, durch Besetzung der Häfen von Fuenterrabia und Pasages sowie des Thales von Bastan Englands Maßregeln zu Gunsten der Cristinos Beistand zu leihen. Es war bald nach der Bildung des ersten Ministeriums Thiers (s. o. S. 257). Louis Philipps Annäherung an die Ostmächte war eben im Werke. Daher erschien die Ablehnung des Vorschlags Palmerstons wohl begreiflich, um so mehr, als er einem sichtlich franzosenfeindlichen Ministerium in Madrid zugute kommen sollte[1]). Inzwischen wurde General Cordoba am 22. März durch den Befehlshaber des englischen Geschwaders an der spanischen Nordküste von seiner bevorstehenden thätigen Mitwirkung in Kenntnis gesetzt. Allein trotz alledem blieben zunächst die Karlisten im Vorteil. Am 12. April nahmen sie die Hafenstadt Lequeitio ein. Cordoba konnte mit meuternden und hungernden Truppen wenig ausrichten. In benachbarten Provinzen waren selbst größere Städte mitunter von karlistischen Banden blockirt. Anfangs Mai wagten sie sich sogar bis auf acht Meilen in der Richtung gegen Madrid.

Konflikt Mendizabals mit Cristina.

Der spanische Stolz fühlte sich durch alle diese Vorgänge tief gedemütigt. Die Königin-Regentin aber hatte noch persönliche Gründe, Mendizabal zu zürnen. Die ganze Verhandlung über die englische Hilfe war ohne ihre Zustimmung zwischen ihm und Villiers geführt worden. Mendizabal suchte sich herauszureden, behauptete, die Anregung sei von London gekommen, und wollte die Mitwirkung des englischen Geschwaders gar nicht als fremde Einmischung im strengen Wortsinn betrachtet wissen. Aber Cristina war aufs tiefste über sein eigenmächtiges Verfahren empört. Sie wurde die Befürchtung nicht los, Mendizabal wolle den Engländern die Hafenplätze San Sebastian und Santoña in die Hand spielen. Sie erklärte dem französischen Gesandten, nie werde sie eine Unterhandlung über bewaffnete Einmischung zugeben, an der nicht Frankreich Anteil habe. Sie weigerte sich ein paar Tage, den Ministerpräsidenten zum Vortrag zu empfangen. Ihre Abneigung gegen ihn steigerte sich in Folge seines kecken Benehmens zu förmlichem Haß. Er hatte gewagt, alle Briefe zu öffnen, die sie den Ihrigen in Neapel schrieb und von dort empfing. Er hatte ihren vertrauten Privatsekretär unter nichtigen Vorwänden seiner Stelle enthoben. Er vergaß sogar eines Tages, nicht ganz nüchtern, daß die schöne Frau, die vor ihm saß, seine Souveränin sei und versuchte, zudringlich zu werden[2]).

---

[1]) Einzelheiten über die Verhandlungen Mendizabals mit Villiers und Rayneval in dessen Berichten 14. 31. März. 17. April 1836. Arch. Paris.

[2]) Raynevals Depeschen Arch. Paris, Cordoba: Memorias u. a. werden ergänzt durch Jentschs Berichte 31. März, 23. April (vgl. Greville: Journal III. 350 ... „He made an attempt on the person of the queen" u. s. w.) 7. 14. Mai 1836. Arch. Berlin.

Ohne Halt bei Hofe, bei den Procuradores durch Isturiz und Galiano im Stich gelassen, bei den Proceres durch eine feindliche Mehrheit angegriffen, verlor Mendizabal auch die Bundesgenossenschaft des Generals Cordoba, des einflußreichsten militärischen Beraters der Regentin. Wie sie erwartete er vornehmlich von Frankreich Hilfe[1]). Den Radikalen war dieser Hofmann in Uniform längst verhaßt. Sie drangen auf seine Abberufung von der Stelle des Höchstkommandirenden der Nordarmee. Mit ihm sollten noch fünf andere, sehr schlecht bei ihnen angeschriebene Generale zurücktreten: an erster Stelle Quesada, Generalkapitän von Neukastilien, ein Hauptgegner Mendizabals bei den Proceres. Für diesen wurde die Absetzung der Generale zu einer Lebensfrage. Der Kriegsminister Rodil, seit kurzem in sein Ministerium aufgenommen, beantragte sie bei der Königin-Regentin. Sein Vorgänger, Graf Almodovar, nunmehr Minister des Auswärtigen, und Mendizabal selbst unterstützten ihn aufs dringendste. Aber Cristina weigerte sich, „der öffentlichen Meinung" dies Opfer zu bringen. Sie ließ sich auch durch die Ausfälle der Mendizabal dienstbaren Blätter, durch die Drohrufe radikaler Klubisten „Tod der Königin" nicht einschüchtern. Als das Gesamtministerium am 13. Mai seine Entlassung anbot, falls sie die Absetzung der sechs Generale nicht unterzeichne, nahm sie die Entlassung an[2]). „Alles hat sich gegen mich verschworen," schrieb Mendizabal dem spanischen Gesandten nach Paris. Aber sogar sein Gönner Villiers urteilte, seit acht Monaten habe Mendizabal sich selbst „durch seine Schwäche, durch seinen Starrsinn, durch seinen hervorragenden Mangel an Takt" am meisten geschadet[3]).

Konflikt mit Cordoba.

Entlassung Mendizabals. 14. Mai.

Ministerium Isturiz.

Als Mendizabals Nachfolger trat Isturiz an die Spitze des neuen Ministeriums. Er übernahm das Auswärtige, Galiano die Marine, der Herzog von Rivas, ein gleichfalls mit Mendizabal zerfallener Politiker der Linken, das Innere. Männer derselben Gesinnung wurden für die übrigen Stellen gewonnen. Der Empfang, der den neuen Ministern in der Kammer der Procuradores zuteil wurde, war der denkbar schlechteste. Sie wurden sofort durch ein kräftiges Mißtrauensvotum begrüßt und am Schluß der Sitzung mit Mühe gegen thätliche Beleidigungen des Publikums der Gallerieen und der Straße geschützt. Die stürmischen Scenen wiederholten sich mehrere Tage lang. Die Opposition der Anhänger Mendizabals gegen die neue Regierung erhitzte sich immer mehr. Ihm selbst, der eine öffentliche Darlegung seiner Mißwirtschaft zu fürchten

[1]) Schreiben Cordobas an Rayneval. Vitoria 11. April 1836. Arch. Paris.

[2]) Bisher unbekannte Einzelheiten in den Berichten Jentschs vom 14. Mai 1836. Arch. Berlin.

[3]) Briefe Mendizabals und Villiers' an Alava vom 19. und 23. Mai 1836. Arch. Paris.

hatte, kam alles darauf an, seinen Nachfolgern das Leben sauer zu machen. Schließlich wußten sie sich nicht anders als durch die Auflösung der Cortes zu helfen. Aber gleichzeitig verkündigten sie durch ein Manifest der Regentin, den nächsten Cortes solle die bisher verschobene Revision des Verfassungsstatutes vorgelegt werden. Auch kamen sie den Wünschen ehemaliger Parteigenossen dadurch entgegen, daß sie es für statthaft erklärten, die Neuwahlen nach dem wenige Monate zuvor zurückgezogenen Wahlgesetz vornehmen zu lassen.

Auflösung der Cortes. 23. Mai.

Diese Zugeständnisse blieben nicht ganz erfolglos. Ein Teil der politisch gebildeten Exaltados schlug sich auf die Seite der Regierung. Sie machten bald denselben Umwandlungsproceß durch wie Isturiz und Galiano. Aber der großen Masse der Partei galten sie als Abtrünnige, die man bis aufs Blut bekämpfen müsse. In einzelnen Städten des Südens, wie in Malaga, Cartagena und Granada, loderte der Aufruhr wieder in hellen Flammen. Dank der Energie neuernannter Beamten und dank der Beihilfe gesetzestreuer Bürger gelang es, dies Feuer zu ersticken. Das Ministerium Isturiz schöpfte etwas Atem und gewann Muße zur Herstellung eines Verfassungsentwurfes, der den vollen Ernst eines Ausbaues des Statutes von 1834 in liberalem Sinn bezeugte[1]). Zur augenblicklichen Befestigung der neuen Regierung trugen nicht am wenigsten die besseren Nachrichten vom Kriegsschauplatz bei. Evans drang mit seiner Legion nach Einnahme der Verschanzungen von San Sebastian bis zum Hafen Pasages vor. Cordoba brach von Vitoria auf, besetzte Salinas und wich erst nach der Zerstörung von Villareal vor der feindlichen Übermacht. Von der Seeseite leistete das englische Geschwader einen nicht zu verachtenden Beistand.

Dämpfung der Emeuten.

Günstigere Nachrichten vom Kriegsschauplatz.

Indessen wünschte Isturiz sehnlich, für alle Fälle auch der französischen Unterstützung in erhöhtem Maße versichert zu werden. In der That fühlte man sich seinem Ministerium in Paris geneigter als dem seines Vorgängers, der sich gegen Frankreich so unfreundlich benommen und sich dafür England so dienstfertig erzeigt hatte. Der französische Gesandte konnte wenigstens eine Verstärkung der Fremdenlegion in Aussicht stellen. Freilich sollte damit im Sinne Louis Philipps keineswegs eine unmittelbare Waffenhilfe Frankreichs geboten werden. Auch Thiers hütete sich damals noch, sie selbst nur in dieser Form zu befürworten. Vielmehr hoffte er durch seinen, Metternich übersandten Versöhnungsplan (s. o. S. 257) dem Nachbarlande den Frieden sichern zu können. Allein seine Vorschläge stießen, wie früher erzählt, schon in Wien auf Widerspruch. Bald danach kam die Zeit, da er angesichts der spanischen Wirren wieder

Besserung des Verhältnisses zu Frankreich.

[1]) S. Hans Gmelin: Studien zur spanischen Verfassungsgeschichte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1905. S. 52 ff.

in die Bahn der Politik entschiedener Empfehlung militärischer Unterstützung einlenkte. Zunächst entrang er Louis Philipp die Erlaubnis, sie durch alle jene Maßregeln zu maskiren, die sich scheinbar nur auf die stehende Fremdenlegion im Dienste der spanischen Krone bezogen. Da der französische Vertreter Rayneval in Madrid schwer erkrankte, entsandte er dorthin als Boten den geschäftskundigen Bois-le-Comte zur vorläufigen Ankündigung dessen, was man von Frankreich zu erwarten habe. Sendung Bois-le-Comtes.

Bois-le-Comtes Sendung hatte sich mit Isturiz' flehentlichen Bitten um Hilfe gekreuzt. Im Laufe des Juli war die Lage der Regierung wieder so bedrängt geworden, daß er nur von raschem und starkem Beistand französischer Waffen Rettung erwartete. Die günstigere Wendung auf dem Kriegsschauplatz war nicht von langer Dauer gewesen. General Cordoba ließ mehrere Wochen sein Heer im Stich, um sich in der Hauptstadt mit den neuen Machthabern ins Einvernehmen zu setzen[1]). Währenddessen warf eine karlistische Streifschar unter Miguel Gomez ein Korps der Cristinos über den Haufen, drang siegreich bis nach Oviedo, der Hauptstadt Asturiens, vor und trat von da den Marsch nach Galicien an. Eine zweite karlistische Kolonne, von Basilio Garcia geführt, überschritt den Ebro und Duero, dehnte ihre kecken Brandschatzungen bis zum Gebirge von Somosierra aus und wurde selbst in San Ildefonso für das ängstliche Hoflager ein Gegenstand des Schreckens. Neue Erfolge der Karlisten.

Dies alles ermutigte die Exaltados oder Progressisten, wie sie sich seit kurzem nannten, zu neuen Verschwörungen und Erhebungen. Sie hatten um so größere Eile, je ungünstiger die bisher bekannten Wahlergebnisse für sie lauteten. Allem Anschein nach hatte auch Mendizabal, der für seine Person noch immer über ansehnliche Mittel verfügte, seine Hand im Spiel. Gemeinsame Parole war die Verfassung von 1812. Die Nationalgarde, wie die Miliz jetzt hieß, machte gewöhnlich den Anfang. Von den Truppen wurden einzelne Regimenter mitgerissen. Civil- und Militärbeamte, die sich widersetzten, waren vogelfrei. Malaga ging am 26. Juli voran. Cadiz, Sevilla, Cordoba folgten. In Zaragoza stellte sich der Generalkapitän selbst, San Miguel, der einstige Generalstabschef Riegos und Minister von 1822, an die Spitze. Eine von ihm an erster Stelle unterzeichnete Erklärung verkündigte der Regentin „die Unabhängigkeit" Aragons unter Aegide der Verfassung von 1812. In allen größeren Städten der Provinz bildeten sich Junten, die der Regierung den Gehorsam versagten. In Catalonien stand Mina auf dem Punkt, San Miguels Beispiel nachzuahmen. In Madrid war es nur der Energie des Generalkapitäns Quesada zu danken, daß nicht am Abend des 3. August die Aufständischen siegten. Es gelang, die Garnison in Zucht zu halten Ermutigung der Exaltados.

[1]) Berichte Raynevals 4. 18. 22. Juni, 16. Juli, 5. August 1836. Arch. Paris.

und die meuterische Nationalgarde zu zersprengen. Ein königliches Dekret befahl ihre Entwaffnung. Ein anderes erklärte die Hauptstadt in Belagerungszustand. Ein Manifest der Regentin bekundete ihren Willen, einer aufrührerischen Minderheit, die im Namen der ganzen Nation zu sprechen behauptete, nicht nachzugeben.

Anrufung französischer Hilfe.

Indessen wenn irgend etwas diese scheinbare Entschlossenheit Lügen strafte, so war es der gleichzeitige verzweifelte Hilferuf, den Isturiz nach Paris richtete. Er gab offen zu, daß die Königin-Regentin sich vielleicht zur Anerkennung der Verfassung von 1812 gezwungen sehen werde, und frug den Boten Thiers', ob sie auch dann noch auf Frankreichs Hilfe werde rechnen dürfen[1]). Wenige Tage später erlag Maria Cristina diesem Zwang, aber auf schmählichere Art, als Isturiz selbst geahnt hatte. Wohlmeinenden Ratschlägen zuwider hatte sie während der Sommerhitze ihr abgelegenes Lustschloß La Granja in San Ildefonso, wo sie mit Muñoz und der Hofgesellschaft es sich wohl sein ließ, nicht mit der Hauptstadt oder einem anderen geschützten Ort vertauschen wollen. Dies machten die in Madrid gebändigten Unruhestifter sich zunutze. Durch Geldspenden und Sendboten wiegelten sie Unterofficiere und Soldaten der kleinen Besatzung von Ildefonso auf, in der es an Klagen über rückständigen Sold und schlechte Verpflegung nicht fehlte.

Meuterei in La Granja. 12. August.

Spät Abends am 12. August drang ein meuterischer Haufe gegen das Schloß La Granja vor. Der aufgeschreckte Gardekommandant Graf San Roman suchte sie zum Gehorsam zurückzuführen. Aber er mußte vor Schimpfworten und Drohungen die Flucht ergreifen. Die Masse der Rebellen auf dem Schloßhof wuchs. Mit Flintenschüssen und mit dem Ruf „Es lebe die Verfassung, nieder mit Muñoz, Quesada, Isturiz" stürmte eine halbtrunkene Schar gegen das Hauptportal des Schlosses. Da gab Cristina selbst Befehl, zwölf Abgeordnete der Meuterer einzulassen. Sie trat ihnen mutig entgegen und entriß ihnen das Geständnis, die Verfassung von 1812 nie gelesen zu haben. Aber das einzige, was sie erreichte, war Bewilligung kurzer Bedenkzeit. Der englische Gesandte Villiers und Bois-le-Comte machten vergebliche Anstrengungen, zu ihr zu gelangen. Der Justizminister, das einzige Mitglied der Regierung, das bei ihr weilte, die Officiere und Höflinge, die sie umgaben, konnten ihr keinen Schutz gewähren. Als nach Mitternacht zwei der Abgeordneten der rebellirenden Garden noch trotziger als das erstemal wiederkamen,

Erzwungene Annahme der Verfassung von 1812.

unterzeichnete sie endlich, was von ihr gefordert wurde. Sie befahl durch ein Dekret „die Veröffentlichung der Verfassung von 1812, bis die durch die Cortes repräsentirte Nation ihren Willen offenbart oder eine andere ihren Bedürfnissen entsprechende Verfassung gegeben habe". Dann

[1]) Bericht Bois-le-Comtes. Madrid 9. August 1836. Arch. Paris.

gewährte sie dem Justizminister auf seine vertrauliche Vorstellung, ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers sei die Urkunde ungesetzlich, sofort die geforderte Entlassung. Die Soldaten aber feierten ihren Triumph durch Beschwörung der Verfassung von 1812 und Procession vor dem Schloß. Nachmittags am 13. August wurde ein „Verfassungsstein" mit großen Ceremonieen eingemauert. Abends ward San Ildefonso illuminirt[1]).

Sobald man in Madrid die Ereignisse von La Granja erfahren hatte, beriet man, was zur Befreiung der königlichen Familie und zur Züchtigung der Empörer zu thun sei. Quesada, Isturiz u. a. waren für unverzüglichen Anmarsch eines Truppenkorps. Aber mannichfache Bedenken traten dieser Meinung entgegen. Man begnügte sich mit der Entsendung des Kriegsministers, auf dessen Beliebtheit bei den Soldaten man rechnete. Allein seine Bemühungen in den Kasernen von San Ildefonso waren fruchtlos. Er war nur gekommen, um Zeuge einer neuen Demütigung der Regentin zu werden. Sie befolgte Bois-le-Comtes und Villiers' Rat, keinen weiteren Widerstand zu leisten. Die Soldaten, deren Hintermänner sich verborgen hielten, forderten und entrangen ihr Entlassung des Ministeriums, San Romans, Quesadas, Rückgabe der Waffen an die hauptstädtische Nationalgarde, Anweisung aller Militär- und Civilbehörden, den Eid auf die Verfassung von 1812 abzulegen. Kaum war der Inhalt dieser erzwungenen Dekrete in Madrid ruchbar geworden, als die dort mühsam zurückgehaltene Strömung alle Dämme überflutete. Die Minister suchten und fanden ihr Heil in der Flucht. Der Generalkapitän Quesada aber wurde in einer kleinen benachbarten Ortschaft aufgespürt, erkannt und von wütenden Nationalgardisten ermordet. Am 17. August langte die tiefgebeugte Regentin mit ihren Töchtern an, begleitet von Villiers, Bois-le-Comte und Calatrava, dem alten Führer der Exaltados, der sich zur Übernahme des Ministerpräsidiums hatte bereit finden lassen. Die Residenz empfing die königliche Familie mit düsterem Schweigen. Den Tag danach zogen, wie Triumphatoren begrüßt, die „Helden von La Granja" ein. Es fehlte wenig, so wäre zwischen ihren Bewunderern und treugebliebenen Soldaten eines Regimentes der Garnison ein blutiger Kampf ausgebrochen.

Entlassung des Ministeriums. 14. August.

Ministerium Calatrava.

Die Königin-Regentin mußte sich wie eine Gefangene vorkommen. Nach dem Erlebten bangte ihr für ihre und der Infantinnen Sicherheit. Sie beschwor Louis Philipps Gemahlin, alles aufzuwenden, um ihr die ungehinderte Entfernung aus Spanien zu ermöglichen und das Leben

Bedrängte Lage Cristinas.

[1]) Viele Einzelheiten zur Ergänzung von Bekanntem in Bois-le-Comtes Berichten an Thiers 13. 14. 15. August. Arch. Paris (S. Anhang VIII) und in Jentschs Berichten 6. 13. 14. 20. 27. August 1836. Arch. Berlin.

ihrer Kinder zu schützen[1]). Im September hatte sie selbst den verhaßten Mendizabal wieder an die Spitze des Finanzwesens zu berufen[2]). Die Männer, zu denen sie Vertrauen gehabt, waren geflüchtet oder hielten sich versteckt. Muñoz, der sich in der Schreckensnacht des 12. August durch einen Sprung vom Balkon gerettet hatte, durfte sich nicht blicken lassen. Isturiz, Galiano, Rivas, Toreno und viele andere weilten auf ausländischem Boden. Auch General Cordoba hielt es für ratsam, sich zu entfernen und schlug den Weg nach Frankreich ein. Von dort war nach dem Sturz des Ministeriums Thiers kein Beistand irgendwelcher Art weiter zu erwarten. Aber auch mit Englands Wohlwollen, selbst wenn es sich in kräftigere Thaten als bisher umgesetzt hätte, wäre der Regentin in ihrer Zwangslage nicht geholfen gewesen. Da erwog sie, völlig entmutigt, wiederum den verzweifelten Entschluß, Spanien zu verlassen und die Infantinnen mit sich zu nehmen. Sie flehte ihren Bruder, den König von Neapel, an, sie und ihre Töchter zu retten, in der Hoffnung, „daß diesen so viel wie möglich von der ihnen durch das Testament ihres Vaters verliehenen Würde gesichert werde"[3]). Im tiefsten Geheimnis ward ihr Schreiben durch den Geschäftsträger König Ferdinands II. nach Neapel gesandt. Auch in Turin und in Wien wurde ihr Hilferuf ihrem Wunsche nach bei den Machthabern zu Gehör gebracht. Wenn Cristina sich selbst und ihre Sache aufgab, so schien dies Don Carlos den sicheren Sieg verbürgen zu müssen. Es kam vor allem darauf an, ob er die Gunst des Augenblickes politisch wie militärisch zu nutzen wissen werde. In welcher Weise aber die letzte unerwartete Wendung auf die Lösung der spanischen Wirren auch einwirken mochte: die Teilnahme am Verlauf dieser Ereignisse erstreckte sich weit über die Grenzen der pyrenäischen Halbinsel. Denn der Kampf um die Herrschaft, der in Spanien tobte, war schon längst zu einer großen Angelegenheit Europas geworden.

Erwägung ihrer Flucht.

Aussichten Don Carlos'.

Sympathie des Liberalismus mit den Cristinos.

Nichts konnte deutlicher das allgemeine Interesse an dem Ringen der Cristinos und der Karlisten beweisen als der Zuzug von Freiwilligen, der beiden Lagern aus weiter Ferne Mitstreiter zuführte. Manchen trieb freilich nur die Lust an Abenteuern aus der heimischen Enge in das

[1]) Schreiben Maria Cristinas an die Königin von Frankreich 19. Aug. 1836. Arch. Paris. (S. Anhang IX.)

[2]) Näheres über die Rolle, die Mendizabal spielte in Bois-le-Comtes Berichten 25. Aug., 1. 7. 9. 12. 19. Sept. 1836. Arch. Paris.

[3]) Zur Ergänzung von Bianchi: Storia documentata della diplomazia Europea u. s. w. IV. 139. 341 dienen mir Metternichs Weisung an Ficquelmont 28. Oktober 1838 und die Beilagen: Kopie einer Weisung an Brunetti 8. Okt. Auszug einer Weisung Solars de la Margherita an Sambuy 1. Okt. Weisung Metternichs an Walter in Neapel 5. Okt. 1836. Arch. Wien.

unbekannte Land des zauberhaften Südens. Aber nicht wenige glaubten es ihren Grundsätzen schuldig zu sein, mit dem Degen für die eine oder die andere Sache einzutreten. Palmerston bezeichnete diese einmal im englischen Parlament gegenüber den Tories schlechtweg als die Gegensätze „konstitutioneller und despotischer Regierung". Er warf dem Karlismus vor, sein Endzweck sei, „die Freiheiten einer großen Nation zu vernichten". Dies Urteil, das sich vermaß, die chaotischen Zustände Spaniens in eine einzige kurze Formel zu fassen, war Angehörigen aller Länder des Weltteils, die der Fahne des Liberalismus zugeschworen hatten, ganz aus der Seele gesprochen. Als „Freiheitskämpfer" von Beruf hatte daher der hitzige Rauschenplat 1835 sich aus der Schweiz nach Spanien auf den Weg gemacht (s. IV. 415). Eben dahin zog aus denselben Beweggründen Franz Raveaux, der 1848 als Vertreter Kölns im Frankfurter Parlament berühmt wurde. Auch der Hamburger Jochmus, der ehemals als begeisterter Philhellene Adjutant des Generals Church gewesen war, stellte sich zum Kampf gegen die Karlisten ein. Er fand sich vereint mit englischen Waffengefährten gleicher Gesinnung unter dem Kommando des enthusiastischen Obersten de Lacy Evans. Die französische Fremdenlegion zählte nicht wenige Polen in ihrer Mitte, die vor dem Zaren aus ihrem geknechteten Vaterland geflüchtet waren[1]). Als geächtete Italiener von großer Zukunft erschienen in den Reihen der Cristinos die Modenesen Fanti und Cialdini, die schon 1831 gegen die weltliche Herrschaft des Papstes im Felde gestanden hatten. Ihnen reihte sich u. a. Giacomo Durando an: ein Piemontese, der mit seinem Bruder Giovanni aus der Heimat entwichen war und gleich Cialdini bereits den Tyrannen Dom Miguel hatte bekämpfen helfen.

Liberale Mitkämpfer.

Nicht geringer war für Reisläufer des legitimistischen Glaubensbekenntnisses die Anziehungskraft des Karlismus. Zumal Deutschland und Östreich lieferten ihr Kontingent, und auch aus seiner Mitte erwarb sich mancher einen dauernden Namen. Der zweiundzwanzigjährige August von Göben, dessen Genie sich erst 1866 und 1870 in vollem Glanz offenbarte, verließ die kleine Garnisonstadt Neu-Ruppin, um „sein Schwert der Verteidigung des wahren Souveräns jenes unglücklichen Landes" zu widmen. „Royalist im ganzen Sinne des Wortes" beschrieb er, reich an Wunden, arm an Beutel heimgekehrt, nachmals in ergreifender Weise alle die Leiden und Gefahren, die er im Dienste „des rechtmäßigen Königs Spaniens" durchgemacht hatte. Der Schlesier Wilhelm von Rahden, einer der Tapferen von Leipzig und Waterloo, stieg zu den höchsten Posten im Kampf für eine Sache, die er „als eine gerechte und gute"

Sympathie der Legitimisten mit dem Karlismus.

Legitimistische Mitkämpfer.

[1]) Paul Azan: Récits d'Afrique. La légion étrangère en Espagne (1835—39). Paris 1907.

erkannt hatte. Auch er hat ihr nach Beendigung des blutigen Ringens, aus dem Vollen der eigenen Erfahrungen schöpfend, vor allem durch sein Werk über Cabrera, seine Feder gewidmet. Mit ihm wetteiferte in That und Wort der junge, zügellose Fürst Felix Lichnowski, aus dem preußischen Heeresverband notgedrungen ausgeschieden, von Don Carlos zum General und Generaladjutanten ernannt. Ihm geistesverwandt war Fürst Friedrich Schwarzenberg, des berühmten Feldmarschalls kampflustiger Sohn, der, von einer Kriegsfahrt zur andern getrieben, sich selbst den Namen des „Landsknechtes" zuerkannte. Neben den Deutschen und Österreichern erschienen auch aus anderen Ländern Verehrer der karlistischen Sache unter ihrem Banner, wie der junge ungarische Graf Alexander Teleki und der Sohn des Herzogs von Blacas, des treuen Gefolgsmannes der vertriebenen Bourbonen. Überhaupt genoß Don Carlos in der aristokratischen festländischen Gesellschaft Europas die stärksten Sympathieen. An großen und kleinen Höfen gehörte es zum guten Ton, für „den ritterlichen, edlen und frommen Fürsten" zu schwärmen.

Geldhilfe für Don Carlos.

Die Frage war, inwiefern diese teilnahmsvolle Gesinnung sich durch Thaten äußern werde. Damit stand es bisher nun nicht so gut, wie man im Hauptquartier des „edlen Fürsten" wünschen mochte. Zwar wurden wie früher (s. IV. 451) geheime Geldsendungen dorthin gerichtet, und ihre Beträge stiegen allmählich auf Millionen an. Wenn Palmerston hie und da, wie in Berlin, darüber Klage führte, so ward die Thatsache kecklich abgeleugnet. Zugleich aber ward ihm doch bemerkt, selbst wenn sie wahr sei, habe England kein Recht, sich darüber zu beschweren, daß man Don Carlos „ein Almosen" zuwende. Am freigebigsten mit solchen Almosen erwies sich nach wie vor König Karl Albert von Sardinien. Auch unterstützte er den altbekannten französischen Geschäftsmann Ouvrard, der sich 1836 in Turin als „Banquier König Karls V. von Spanien" einführte, in seinen Bemühungen, ein großes Anlehen für diesen unterzubringen[1]). Am sprödesten verhielt sich der Zar, obwohl er den Mund am vollsten nahm. Wenn Ficquelmont, in Metternichs Auftrag, ihn drängte, Don Carlos gleichfalls mit klingender Münze beizuspringen, erwiderte er sehr hochtrabend: „Spanien muß das Gefühl haben, daß es seine Stellung nur der Stärke seiner Grundsätze verdankt." Ein anderesmal äußerte er seinen moralischen Widerwillen gegen „geheime Unterstützung", da er sich zu „einer offenen, freimütigen Politik" bekenne. Erst zu Beginn des Winters 1836 ließ er sich doch durch Metternichs Gründe bestimmen, jenen Widerwillen zu über-

[1]) Bericht Trautmannsdorffs, Berlin 9. Dec. 1836. Arch. Wien. — Berichte Waldburg-Truchseß' Turin 10. 15. Sept. (Beilage: Note Ouvrards) 1836. Weisung Ancillons an Waldburg-Truchseß 9. Jan. Vgl. L. C. Bollea: Le idee politiche del Re Carlo Alberto etc. (Rivista d'Italia 1910 Okt.).

winden. Er wählte den Umweg über Holland, um einige Mittel zur Verfügung zu stellen. Nach allem, was man weiß, blieb sein Beitrag hinter dem anderer, z. B. dem Karl Alberts, weit zurück. Wie dem auch sei: eine erkleckliche Summe floß doch aus verschiedenen Kanälen Don Carlos zu. Ohne diese Zuschüsse hätte er nach Metternichs Worten „die Bude schließen müssen“[1]).

Vorenthaltung seiner Anerkennung durch die Ostmächte.

Eine Unterstützung anderer Art, auf die der Prätendent gerechnet hatte, seine Anerkennung durch die Ostmächte und ihre Gefolgschaft, blieb ihm vorenthalten. Wenn es nicht dazu kam, so trug freilich seine eigene Beschränktheit und der üble Einfluß seiner nächsten Vertrauten ein gut Teil der Schuld daran. Bereits im Sommer des Jahres 1835 hatte Karl Albert die Anerkennung des von ihm bewunderten Fürsten, dessen Söhne und Schwägerin, die Prinzessin von Beira, er gastfrei beherbergte, und dem seine Kasse am frühesten geöffnet war, in Wien, Berlin und Petersburg ernstlich zur Erwägung gestellt. Dieselbe Anregung war unerwarteter Weise einige Monate später von Neapel aus erfolgt. Indessen erschienen, wie Ancillon in Turin wissen ließ, 1835 die Erfolge des Karlismus noch nicht bedeutend genug, als daß man sicher mit ihnen hätte rechnen mögen. Bei der Monarchenzusammenkunft in Teplitz wurde demnach beschlossen, sich wie bisher zuwartend zu verhalten. Immerhin sollte Don Carlos nicht ganz ohne Hoffnung gelassen werden. Am Turiner und am Berliner Hof begegnete man sich in dem Gedanken, ihn mit guten Ratschlägen zu versehen, um ihm den Weg zu zeigen, auf dem er dem ersehnten Ziel näher kommen könne. Verabredetermaßen ward daher von Turin ein Geheimbote, der Cavaliere Cerutti, an Don Carlos abgesandt, der ihm die sardinisch-preußischen Anweisungen zu überbringen hatte. Vor allem erwartete man von ihm, daß er sein Schweigen breche und Spanien wie Europa durch ein beruhigendes Manifest mit dem Programm seiner künftigen Regierung bekannt mache. In diesem Programm sollten Bestätigung oder Rückgabe der Provinzial-Fueros und Erhaltung oder Herstellung der „durch die Natur und die Geschichte geweihten bürgerlichen und örtlichen Freiheiten“ garantirt werden. Die Zusicherung „gemäßigter Absichten“, wie vor allem die Beseitigung der Besorgnis einer Wiederherstellung des Inquisitionsgerichtes, wurden für durchaus notwendig erklärt. Außerdem empfahlen die wohlwollenden Ratgeber sehr dringend Berufung einer nach ihrem Charakter und ihrem Namen des allgemeinen Vertrauens würdigen Persönlichkeit, wie z. B. des Grafen Alcudia (s. IV. 451). Damit werde „die Menge

Sardinisch-preußische Ratschläge.

Mission Cerutti. Nov. 1835.

[1]) Berichte Ficquelmonts 16. Aug., 29. Sept., 7. 17. Nov. 1836. Apponyis 8. März 1837. — Weisung Metternichs an Ficquelmont 28. Okt., 6. Nov., 14. Dec. 1836. Metternich an Tatiščev 7. Nov. 1836, 3. Febr. 1837. Tatiščev an Metternich 17. Nov. 1836. Arch. Wien.

der Intriguen" aufhören, die unter den Führern des Karlismus „Zwietracht säeten", damit werde „der Thron, der bis dahin nur auf den Schlachtfeldern ruhe, einen ungeheuren Kredit in ganz Europa erhalten". Endlich wurde Don Carlos ans Herz gelegt, alles zu vermeiden, was England und Frankreich reizen könne, und sich, wenn möglich, mit hervorragenden Anhängern der Königin in Verbindung zu setzen[1]).

Ihr Fehlschlag.

Die Mission Ceruttis verfehlte vollständig ihren Zweck. So freundlich ihn auch Don Carlos aufnahm: seine Umgebung von Beichtvätern und Günstlingen, die ihn beherrschten, fand es empörend, daß die Fremden sich anmaßten, ihm gute Lehren zu geben. Eine Denkschrift Cruz-Mayors, der damals den karlistischen Minister des Auswärtigen spielte, suchte die preußisch-sardinischen Ratschläge Punkt für Punkt zu widerlegen. Er erklärte es für völlig unnötig, ein Manifest in dem gewünschten Sinn zu erlassen, da das Recht seines Herren über jeden Zweifel erhaben sei, und die Westmächte „die Sprache der Vernunft" doch nicht verstehen würden. Mit einem Wort: Europa und Spanien gegenüber sollte Don Carlos durch nichts gebunden sein, während seine Unterstützung und Anerkennung als selbstverständlich betrachtet wurde. Dabei blieb es auch in der Folge. Mochten die Ministerien König Karls V. alle paar Monate wechseln: an Unfähigkeit, Hochmut und Verblendung konnte eines mit dem anderen es aufnehmen. Man begnügte sich im karlistischen Hauptquartier, Gebete zur Ausrottung der Ungläubigen und Dankgottesdienste für die zur „Generalissima" ernannte Jungfrau Maria anzuordnen. Aber politische Zusicherungen irgend welcher Art zu machen, galt der Majestät des gottbegnadeten Monarchen für unwürdig[2]).

Verhalten Karl Alberts.

In Berlin war man von dieser Halsstarrigkeit wenig erbaut. Hingegen bezeigte Karl Albert große Lust, trotz der schroffen Zurückweisung der erteilten Ratschläge mit der Anerkennung Don Carlos' als König auf eigene Faust vorzugehen. Er ließ sich durch Palmerstons Warnungen nicht abhalten, die Regierung der Cristinos beständig zu reizen. Er machte aus seiner Unterstützung des Karlismus kein Hehl. Er verbot den spanischen Konsuln in den Häfen seines Königreiches die Ausübung ihres Amtes. Die Regierung in Madrid rächte sich durch gleichartige Verbote gegenüber den Konsuln Sardiniens. Sie verschloß den Schiffen, die unter sardinischer Flagge fuhren, die spanischen Häfen. Sie unterband den ganzen unmittelbaren Handel und Verkehr beider Länder.

---

[1]) Neben Bianchi IV. 119 ff. 136 ff. 335 ff. und Bollea (s. o. S. 316 Anm. 1) verwerte ich die Berichte Waldburg-Truchseß' 31. August, 15. Sept., 24. Okt., 14. Nov. (von mir veröffentlicht in der Zeitschrift Cultura Española 1907. Nov. VIII. 925—929), 1. Dec. 1835 Weisungen Ancillons an Waldburg-Truchseß 23. Okt. 1835. 26. Febr. 1836. Arch. Berlin.

[2]) Berichte Waldburg-Truchseß' 10. 23. 28. März. Weisung Ancillons an Waldburg-Truchseß 16. April 1836. Arch. Berlin.

In diesem Hin und Her von Feindseligkeiten gedachte Karl Albert durch förmliche Anerkennung des Prätendenten den stärksten Trumpf auszuspielen. Er setzte sich durch Entsendung eines zweiten Boten, der sein Quartier in Bayonne aufschlug, mit ihm in Verbindung. Der zeitige karlistische Minister des Auswärtigen stellte sich daselbst ein und gab dem Piemontesen die Zusage, daß sein Herr, „sobald er den Thron bestiegen", dem königlichen Freund in Turin „vor ganz Europa seine Dankbarkeit bezeugen werde"[1]).

Verhalten der Ostmächte.

Indessen gelang es den Ostmächten doch, den Übereifer Karl Alberts zu zügeln. Es wurde ihm nachdrücklich vorgestellt, daß man mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse. Vor allem erschien dabei die Rücksicht auf Louis Philipp als maßgebend. Frankreich hatte bisher dem Andringen auf bewaffnete Einmischung widerstanden und sich allmählich immer weiter von England entfernt. Dieser Proceß, der in Wien, Berlin und Petersburg mit Freuden verfolgt wurde, sollte um keinen Preis durch einen voreiligen Schritt gestört werden. Immerhin wollte man angesichts der jüngsten, dem Karlismus so viel versprechenden Wendung der Dinge nicht unthätig bleiben. Zumal der Zar drängte, weiter zu gehen. „Geld allein, sagte er dem östreichischen Botschafter, wird Don Carlos nicht retten." Für „Erkaufung von Generalen und Soldaten der Cristinos" war ihm jeder Rubel zu gut. Er forderte, daß man die Frage der Anerkennung von der der finanziellen Unterstützung nicht länger trenne. In der That sollten nunmehr die Vertreter der drei Ostmächte in Paris mit den nötigen Weisungen versehen werden, im richtigen Augenblick Don Carlos' Anerkennung auszusprechen. Auch sollten sie für diesen Fall, unter Zusicherung der guten Dienste ihrer Vollmachtgeber, den Anschluß Louis Philipps zu erwirken suchen. Es währte noch längere Zeit, bis man sich im Herbst 1837 über die genaue Form der Weisungen einigte. Endlich verständigte man sich dahin, der richtige Augenblick sei gekommen, sobald die Regierung Cristinas zusammenbreche oder sobald Don Carlos in Madrid einziehe[2]).

Einlenken des Ministeriums Calatrava.

Wider alles Erwarten trat der erste dieser beiden Fälle nicht ein. Im Gegenteil sah man die tiefererschütterte Regierung Cristinas sich bald wieder befestigen. Dies war hauptsächlich der Haltung des Ministeriums Calatrava zu danken, das sofort von der Bahn des äußersten Radikalismus ab-

[1]) Bianchi IV. 125. 340 ff. Berichte Waldburg-Truchseß' 27. Sept., 7. 17. Dec. 1836, 21. 26. Jan., 17. 30. April 1837 u. s. w. Arch. Berlin.

[2]) Bianchi IV. 113 ff. Berichte Waldburg-Truchseß' 30. April, 10. Mai 1837. Arch. Berlin. — Berichte Hügels 23. August, 21. 30. Okt. 1837. Ficquelmonts 20. August, 21. Sept. 1837. Secrète (Beilage: Nesselrode an Ficquelmont 21. Sept. 1837). Trautmannsdorffs 19. 30. Okt. 1837. Weisungen Metternichs an Hügel 4. Okt., 2. Nov. 1837. Arch. Wien.

Dekret für Neuwahlen und Verfassungsrevision. 21. Aug. 1836.

wich. Schon unmittelbar nach der feierlichen Verkündung „der heiligen" Verfassungsurkunde von 1812 wurden Neuwahlen der Cortes ausgeschrieben, in denen die Nation ausdrücklich „ihren Willen über die Verfassung" kundgeben sollte. Es war mit anderen Worten auf eine gründliche Revision und nicht auf einfache Giltigkeit des „vergötterten Kodex von Cadiz" abgesehen. Die fanatischen Exaltados in den Klubs sprachen den abtrünnigen Ministern sofort ihre volle Entrüstung aus. Aber ihre Versuche, die ermüdeten Massen zu neuen Empörungen aufzustacheln, schlugen fehl. Auf der anderen Seite sahen viele Liberale, die bis dahin nur die Scylla der Anarchie oder die Charybdis des Karlismus vor Augen gehabt hatten, die Möglichkeit der Rettung in kräftiger Unterstützung der Regierung.

Ermutigung Cristinas.

Auch die Königin Cristina, so wenig ihr persönlich die ihr aufgedrungenen Lenker des Staatsruders behagen mochten, faßte wieder Mut. Von der Verlegung der Residenz nach Sevilla oder Badajoz, an die sie zeitweise gedacht hatte, war keine Rede mehr.

Elender Zustand der Finanzen.

Unüberwindlich erschien auch für das Ministerium Calatrava der elende Zustand der Finanzen. Mendizabal hatte eine trostlose Erbschaft von seinem Vorgänger übernommen, und seine eigenen Künste waren abgebraucht. Ein großer Teil der Einkünfte war als Unterpfand durch ein Anleihedekret vom 5. Juli 1836 vorweggenommen. Ein neues Zwangsanlehen von 200 Millionen Realen reichte nicht hin, nur die notdürftigsten Ausgaben zu bestreiten. Der Verkauf der Klostergüter stockte. Zölle und Steuern ergaben steigende Fehlbeträge. Von England wäre nur durch große handelspolitische Zugeständnisse Rettung aus der Not zu erhoffen gewesen. In der That wurden die früher zwischen Villiers und Mendizabal angeknüpften Verhandlungen wieder aufgenommen. „Uns bleibt gar keine Wahl, vertraute der spanische Gesandte in Paris einem Kollegen, das Wasser steht uns an der Kehle." Indessen wie früher so scheiterten auch jetzt und später alle Bemühungen, einen englisch-spanischen Vertrag zu Gunsten der englischen Fabrikanten zum Abschluß zu bringen, an den Gegenwirkungen Frankreichs und an dem Widerspruch, der in Spanien selbst nicht zum Schweigen gebracht werden konnte[1]). Mit leeren Kassen konnte man weder den Beamten ihren Gehalt, noch den Truppen ihren Sold regelmäßig auszahlen. Oft genug sahen sich jene

[1]) Instruktionen für Latour-Maubourg (Rayneval's Nachfolger) 28. Okt., 9. Dec. 1836, 28. Jan. 1837. Berichte Latour-Maubourgs 26. Nov. 1836, 14. Jan. 1837. Drouyn de l'Huys' (des Geschäftsträgers in Madrid) 23. Mai, 14. Juni (Ableugnung Villiers' „Ce sont des inventions des journalistes") 30. Juni (Plan der Garantie eines Anlehens durch England gegen Zollermäßigungen. Audienz bei der Königin-Regentin) 5. 7. 17. Juli 1837. Latour-Maubourgs 10. August 1837. Arch. Paris. — Zerstreute Nachrichten über die englisch-spanischen Verhandlungen in den Berichten Hügels 28. Juli 1837. Arch. Wien. — Rumpffs 29. Mai, 10. Juni, 16. 28. Juli, 4. Aug. 1837. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

auf gewohnheitsmäßigen Betrug, diese auf eigenmächtige Bedrückung des Bürgers und Bauern geradezu angewiesen. Der gegenseitigen Klagen und Anklagen war kein Ende. Vor allem hielt sich mancher General für berechtigt, gegenüber dem Ministerium einen herrischen, wenn nicht drohenden Ton anzuschlagen.

Die konstituirenden Cortes. 24. Okt. 1836.

Inzwischen hatten sich die nach den Vorschriften der Verfassung von 1812 gewählten konstituirenden Cortes vereint. Auch aus ihrer Mitte bekamen die Minister beim Hinweis auf die Finanznot, die Zuchtlosigkeit von Civilbehörden und Militär, die jämmerliche Lage so vieler städtischer und ländlicher Gemeinden schwere Vorwürfe zu hören. Aber als sie sich bereit erklärten, anderen die Bürde ihres Amtes zu überlassen, fand sich doch keine Mehrheit zusammen, die gewillt gewesen wäre, sie beim Wort zu nehmen. In der Hauptfrage, um die es sich handelte, die der Revision der Verfassung von 1812, ging die Versammlung mit der Regierung einig. Progressistisch, wie sie beide waren, entschlossen sie sich dazu, auf starres Festhalten an dem hochgepriesenen Parteiprogramm zu verzichten. Im Gegensatz zu den Bannerträgern des verblendeten Karlismus zeigten sie, daß sie etwas von der Geschichte gelernt hatten. Freilich, während die wichtigsten Bestimmungen der radikalen Verfassung von Cadiz preisgegeben wurden, sollte der Schein gewahrt werden, als sei sie nur unwesentlich abgeändert. Diesen Kunstgriff machte sich schon die Kommission der Cortes zu eigen, die ihnen im December 1836 einige Grundlagen der Verfassung zur vorläufigen Annahme empfahl. Selbst Argüelles, neben Jüngeren, wie Olozaga und Gonzalez, ein Hauptmitglied jener Kommission, einer der Väter der Schöpfung von 1812, brachte es fertig, sie gleichzeitig in Worten anzuerkennen und durch die That zu verleugnen. Nichts anderes bedeutete es, wenn zu den „Grundlagen" u. a. das Zweikammersystem, das absolute Veto des Königs, sein Recht der Berufung, Vertagung und Auflösung der Cortes, die Erlaubnis unbeschränkter Wiederwahl der Abgeordneten gerechnet wurde. Die Mehrheit der Versammlung nahm diese Grundlagen an und betraute daraufhin die Kommission mit der Ausarbeitung des ganzen Entwurfes. Vergeblich begannen nun Klubisten und Journalisten der äußersten Linken gegen die abtrünnigen Söhne der Revolution Sturm zu blasen. Die Debatten über den vorgelegten Entwurf, die im März 1837 begannen, brachten ihnen neue Enttäuschungen. Trotz wiederholter Beteuerungen unverbrüchlicher Heilighaltung der Grundsätze von 1812 entstand ein ganz neues, von Verzerrungen und Überspanntheiten des alten befreites und zugleich bedeutend verkürztes Werk[1]).

Revision der Verfassung von 1812.

In vielen Punkten dienten ihm die Arbeiten der „Isabelina", eines

[1]) S. die Analyse der Verfassung von 1837 bei Gmelin a. a. O. S. 55 ff.

Inhalt der neuen Verfassung.

früheren politischen Geheimvereines, der Entwurf des Ministeriums Isturiz, die revidirte französische Charte und die Verfassung des Königreiches Belgien als Vorbild. Namentlich war diese Mischung einheimischer und fremder Muster bei der eigentümlichen Bildung der ersten Kammer, des Senates, leicht bemerkbar. Die Proceres, wie die Senatoren auch künftig heißen sollten, waren vom König aus einer dreifachen Vorschlagsliste, die von den Wählern der Abgeordnetenkammer ausging, zu ernennen. Ihre Zahl sollte auf drei Fünftel der Zahl der Abgeordneten beschränkt sein, ihr Alter mindestens vierzig Jahre betragen. Bei jeder allgemeinen Wahl hatte ein Drittel, mit Vorbehalt des Rechtes der Wiederernennung, auszutreten. Das hieß Beseitigung der verbürgten Lebenslänglichkeit der Procereswürde, soweit das Statut von 1834 sie festgesetzt hatte. Für die Bildung der Kammer der Abgeordneten, der Procuradores, wurde der Grundsatz direkter Wahl und des Listenskrutiniums nach Provinzen angenommen. Völlig neu, aber aus der Stimmung der Regierung und der Versammlung erklärlich, war der Ausschluß der Geistlichen von der Wählbarkeit. Übrigens wurde als einziges Erfordernis derselben nur die Zurücklegung des fünfundzwanzigsten Lebensjahres genannt und alles Nähere dem Wahlgesetz überlassen. Dies knüpfte dann das passive Wahlrecht an den Nachweis irgend eines Domiciles im spanischen Reich, das aktive an den vergleichsweise niedrigen Census von 200 Realen direkter Steuern. Weit höher, aber immer noch um ein Viertel niedriger als nach dem Statut von 1834 (s. IV. 439) ward hier der Census der Proceres festgesetzt.

Begreiflicherweise wurden in der neuen Verfassung die Bestimmungen über die Thronfolge und die Regentschaft den obwaltenden Verhältnissen angepaßt. Ebenso entsprach ihnen, im Hinblick auf Isabellas Jugend, die Herabsetzung des Termines der Großjährigkeit des Königs oder der Königin vom achtzehnten auf das vierzehnte Lebensjahr. Eine andere wichtige Abweichung von der Schablone der ersten Cortesverfassung betraf die Stellung der Minister, denen nicht mehr verwehrt war, einer der beiden Kammern anzugehören. Dadurch wurde der Weg zur regelmäßigen Bildung eines parlamentarischen Ministeriums gewiesen. Bei der gedrängten Aufzählung der staatsbürgerlichen Rechte konnte man sich im ganzen an die zerstreuten Normen von 1812 halten. Einige Abänderungen bedeuteten ein Mehr gegen damals. So sollte die Preßfreiheit durch unbedingte Aufhebung der Censur und durch Verweisung der Preßvergehen vor die Schwurgerichte besser gewahrt werden. Das förmliche Verbot der Ausübung einer anderen Religion als der katholischen kehrte nicht wieder. Aber so beschränkt war selbst in dieser konstituirenden Cortesversammlung der geistige Gesichtskreis, daß der bescheidene Antrag des

Justizministers abgelehnt wurde, wenigstens jedem Spanier gegen Verfolgungen wegen seiner religiösen Meinung verfassungsmäßigen Schutz zu gewähren. Auch dünkte dieselben Männer, die der katholischen Kirche so manchen Schlag versetzt hatten, die ausdrückliche Erklärung unerläßlich, die katholische Religion sei „die Religion der Spanier", und die Nation verpflichte sich zum Unterhalt ihres Kultus und ihrer Diener.

Hievon abgesehen, war die Umwandlung der heiligen Urkunde von 1812 in eine immer noch sehr freisinnige monarchische Verfassung nicht übel gelungen. Sie hat sich im ganzen und großen auch als lebensfähig bewiesen, und viele ihrer Artikel haben die Stürme der Zeiten überdauert. Nach ihrer Vollendung wurde sie von allen anwesenden Cortesmitgliedern unterzeichnet. Am 18. Juni erfolgte ihre feierliche Beschwörung. Die Regentin, die siebenjährige Königin Isabella zur Seite, leistete in deren Namen den Eid und pries in einer langen, von ihr verlesenen Rede die edelmütige und weisheitsvolle Akte „des nationalen Willens". Die konstituirenden Cortes machten sich darauf an die Ausarbeitung des Wahlgesetzes, beschlossen die Aufhebung des geistlichen Zehnten und die Einziehung sämtlicher Kirchengüter, zeigten aber durchaus keine Neigung, ihre Sitzungen zu beendigen. Dem Ministerium Calatrava war die Fortdauer ihrer Gewalt sehr unbequem. Noch größere Ungelegenheiten bereiteten ihm die Meutereien hungernder Soldaten und die trotzige Auflehnung selbstbewußter Heerführer. Anfangs Juli, während einer äußerst kritischen Wendung des Krieges, forderte General Espartero sogar seine Entlassung. Er wurde kaum durch die Ernennung zum Höchstkommandirenden aller Feldtruppen beschwichtigt. Im August erschien er in Madrid mit zerlumpten Soldaten, eifrig umworben von den Gegnern des Ministeriums. Während er noch schwankte, führte eine Anzahl seiner Officiere den entscheidenden Stoß. Sie erklärten, daß sie nicht gegen den Feind ziehen würden, wenn sie nicht andere Männer an der Spitze der Regierung sähen. Dies machte der Königin Cristina Mut, sich der ihr aufgezwungenen Ratgeber zu entledigen. Sie hatte schon vorher versucht, den alten Vertrauten, General Cordoba, zurückzugewinnen, der in Paris der Regierung einige Dienste leistete. Aber die Verhandlungen mit ihm waren noch nicht zum Abschluß gelangt. Mußte Cristina auf diese Stütze verzichten, so glaubte sie zunächst in General Espartero den ersehnten militärischen Schützer finden zu können. Daher bot sie ihm das Präsidium und das Kriegsministerium an. Espartero überließ den ersten Platz nach einigen Tagen dem alten Bardaji, um sich mit der Doppelstellung des Kriegsministers und des Oberbefehlshabers zu begnügen. Noch immer gehörte die Mehrzahl der neuen Minister der Partei der Progressisten an. Aber unleugbar hatte durch alles Vorausgegangene ihr Ansehen Einbußen erlitten, die früher oder später den Moderados zustatten kommen mußten.

Ihre Beschwörung. 18. Juni 1837.

Konflikt des Ministeriums mit Espartero.

Ministerium Bardaji. 18. Aug. 1837.

Verlauf des Krieges.

Im innigsten Zusammenhang mit diesen Ereignissen stand der Verlauf des Kampfes gegen den Karlismus. Gelang es diesem, seine Siegesbahn bis zur Hauptstadt des Reiches zu verfolgen, so war der zweite der Fälle gegeben, den die Ostmächte für Don Carlos' Anerkennung in Aussicht genommen hatten. Unmittelbar nach der Militäremeute von La Granja hatte sich unzweifelhaft der karlistischen Hauptmacht im Norden die beste Gelegenheit geboten, zu einem wuchtigen Schlag auszuholen. Die Entfernung Cordobas und anderer Officiere setzte das Kommando der Cristinos zeitweise in völlige Verwirrung. Ihre Reihen wurden durch um sich greifende Desertionen gelichtet. In der englischen Legion waren Zuchtlosigkeit und Trunkenheit an der Tagesordnung. Aber der jüngst ernannte karlistische Oberbefehlshaber Villareal, ein so tapferer Soldat er war, verstand oder vermochte alle diese Vorteile nicht zu benutzen. Erst im Spätherbst 1836 brach er, gedrängt durch Don Carlos' Kriegsrat, widerwillig wie einst Zumalacarregui, gegen Bilbao auf. Ein Sturm auf die zerschossenen Mauern der Festung wurde abgeschlagen. Zu ihrer Belagerung blieb General Eguia zurück, während Villareal sich gegen den zum Entsatz aufgebotenen Espartero wandte. Woche um Woche war verstrichen, bis dieser seine elend genährten und jämmerlich bekleideten Regimenter nach Portugalete, an der Bucht von Bilbao, hatte führen können. Hier leisteten ihm englische Schiffe und Kanonen eine sehr erwünschte Hilfe. Englische Ingenieure unterstützten auch seinen Untergebenen Oraa, nach Rahdens Urteil weitaus den fähigsten General der Cristinos, beim kühnen Angriff auf die Batterieen von Luchana, die den Weg zwischen Portugalete und Bilbao sperrten. Sie wurden am 24. December in nächtlichem Kampf während eines furchtbaren Schneesturmes den Karlisten entrissen. Espartero konnte am ersten Weihnachtstag seinen Einzug in das befreite Bilbao halten. Die Belagerer suchten, mit Preisgebung eines Teiles ihrer Artillerie, schleunigst das Weite.

Esparteros Sieg bei Luchana. 24. Dec. 1836.

Der Mißerfolg der Hauptmacht des Karlismus im Norden hatte durch die Tapferkeit seiner Vorkämpfer an anderen Stellen nicht wettgemacht werden können. Von den beiden im Sommer 1836 ausgesandten Expeditionen (s. o. S. 311) war die Basilio Garcias schon im Herbst gezwungen worden, über den Ebro zurückzugehen. Ein anderes Schauspiel bot die des waghalsigen Miguel Gomez, dessen märchenhafte Kreuz- und Querzüge einige Monate lang die Regierung zu Madrid in die äußerste Spannung versetzten. Aus Galicien verdrängt, warf er sich mit seiner kleinen Schar nach Leon, raffte sich nach einer Schlappe auf, um in Castilien einzurücken, nahm eine ganze Brigade der Cristinos gefangen und bewerkstelligte in der Provinz Cuenca seine Vereinigung mit Cabrera. Freilich erlitt er am 19. September bei Villarrobledo eine empfindliche Niederlage. Aber die Sieger ließen ihm Zeit, nach Süden auszuweichen.

Expedition Gomez.

Zum Staunen aller Welt tauchte er unversehens in Andalusien auf. Hier jagte er die Nationalgarden vor sich her, setzte sich in Cordoba fest und machte, verstärkt durch Guerrilleros aus Stadt und Land, überreiche Beute an Waffen, Vorräten und Kostbarkeiten. In Gefahr, durch 18000 Mann königlicher Truppen umzingelt zu werden, kreuzte er alsdann die Sierra Morena, erstürmte fast unter den Augen des feindlichen Kriegsministers Rodil die feste Stadt Almaden mit ihren berühmten Quecksilbergruben und brach brandschatzend in Estramadura ein. Von dort wandte er sich plötzlich wieder nach Andalusien, wo ihn endlich ein hier heimischer, ebenbürtiger Gegner zum Kampfe stellte.

Narvaez' Sieg bei Arcos. 25. Nov. 1836.

Es war General Narvaez, den die Regierung in ihrer Not vom Nordheer abgerufen hatte. Narvaez hatte sich schon nach der Revolution von 1820 unter Mina die Sporen verdient und im Kriege gegen die Karlisten wiederholt Proben von Umsicht und Energie abgelegt. Er schlug Gomez am 25. November bei Arcos und hätte ihn ohne Zweifel bei der Verfolgung völlig vernichtet, hätte das Korps seines Nebenbuhlers, des Generals Alaix, ihm nicht den Gehorsam verweigert. So konnte Gomez der Schlinge entschlüpfen, in anstrengenden Eilmärschen sich durch halb Spanien schlagen und am 17. December mit mehr Mannschaft, als sie ihm beim Auszug beigegeben war, über den Ebro zurückgehen. Jedoch statt des erwarteten Lobes empfing ihn im karlistischen Hauptquartier der schwärzeste Undank. Wegen seiner eigenmächtigen Operationen ward er verhaftet und hatte sich vor einem Kriegsgericht zu verantworten.

Schicksal Cabreras.

In gewissem Sinn war dies die Strafe für die schnöde Behandlung Cabreras, den er immer zurückgesetzt und einige Zeit vor seiner letzten Niederlage mit ganz geringer Begleitung nach Aragon entlassen hatte. Bevor Cabrera dies ihm so vertraute Land erreichen konnte, ward er von gewaltiger Übermacht angegriffen, schwer verwundet und, im Hause eines Pfarrers versteckt, mit knapper Not vor den nachspürenden Feinden gerettet. Erst zu Beginn des Jahres 1837 konnte er sich verkleidet nach Aragon schleichen, seine alten Gefährten wieder sammeln und den Cristinos durch neue Heldenthaten beweisen, daß er noch unter den Lebenden weile.

Koncentrischer Angriff der Cristinos im Norden.

Der glückliche Ausgang des Kampfes bei Luchana, der Entsatz Bilbaos, das Scheitern der Expeditionen Garcias' und Gomez', das zeitweilige Verschwinden Cabreras: alles dies hatte die Cristinos mit der Hoffnung erfüllt, den Prätendenten endlich zum Weichen oder zur Waffenstreckung zwingen zu können. Ihre Streitkräfte waren den seinigen an Zahl beinahe um das Doppelte überlegen. Wenn Espartero von Bilbao, Evans von San Sebastian, Sarsfield von Pamplona aus sich zu gemeinsamem Angriff auf die festen Stellungen der Karlisten vereinten, so ließ sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein großer Erfolg erwarten.

Sein Scheitern.

Indessen die verabredeten Bewegungen, die gleichzeitig am 10. März 1837 beginnen sollten, griffen nicht ineinander. Sarsfield brach zu spät von Pamplona auf und kehrte, durch ein Unwetter aufgehalten, dorthin zurück. Espartero ruhte sich nach leichten Gewinnen ein paar Tage in Durango aus, um darauf wieder hinter Bilbaos Mauern Schutz zu suchen. Die Karlisten, die in Don Carlos' jugendfrischem Neffen, Don Sebastian, einen neuen, tüchtigen Oberfeldherrn erhalten hatten, konnten sich nun mit ganzer Kraft gegen Evans wenden. Diesem war, wennschon mit schweren Verlusten, die Einnahme der feindlichen Schanzwerke, am 15. März sogar die Erstürmung der befestigten Höhen von Oriamendi gelungen. Aber als er sich am folgenden Tage ohne Ahnung von Sarsfields und Esparteros Rückzug, gegen die Stadt Hernani wandte, sah er sich wider Erwarten von der Übermacht Don Sebastians angefallen. Er mußte alle eroberten Stellungen räumen und nach San Sebastian flüchten, wo ihn eilig ausgeschiffte englische Marinesoldaten gegen die nachstürmenden Verfolger deckten.

Don Carlos' Plan eines Zuges gegen Madrid.

Der große Angriff der Cristinos war somit gänzlich fehlgeschlagen. Umgekehrt reifte nun in Don Carlos' Lager der Entschluß, den Angriff gegen den Hauptsitz der Feinde, gegen Madrid, zu wagen. Die Fürsprecher dieses Planes wiesen hin auf die steigende Not in den baskischen Landen und in Navarra. Verheißungsvolle Zurufe karlistischer Parteigänger im Süden kamen ihnen nicht wenig zustatten. Endlich rechneten sie noch auf die Mutlosigkeit der Königin-Regentin, die nach den demütigenden Erlebnissen von La Granja den königlichen Bruder in Neapel um Hilfe angefleht hatte. Von dort war ein Geheimbote abgesandt worden, der sich im December 1836 mit einem Brief des Königs von Neapel bei Don Carlos eingestellt hatte. Erst anfangs 1837 ward ihm der Bescheid zuteil, es solle alles irgend Mögliche geschehen, der Königin nebst ihren Töchtern zur Flucht zu verhelfen. Zugleich ward ihr ein Empfang gemäß den ihrem Rang entsprechenden Ehren im Hauptquartier zugesichert, aber dafür ward auch die feierliche Anerkennung „der legitimen Rechte Sr. Katholischen Majestät des Herrn Don Carlos V. als Königs von Spanien und der Indien" von ihrer Seite gefordert. Zur Ausführung dieses stolzen Programmes war es vor allem notwendig, sich der Hauptstadt anzunähern. Denn nur auf diese Weise ließ sich die geplante „Rettung" und die erwartete Unterwerfung Cristinas bewerkstelligen.

Zögerungen und Streitigkeiten.

Indessen verging eine kostbare Zeit, ehe der Anfang mit dem Abmarsch nach Süden gemacht wurde. Starke Meinungsverschiedenheiten der Umgebung des Prätendenten verschuldeten diese unheilvolle Verzögerung. Don Sebastian, auf dessen Seite die von ihm bevorzugten Basken und Navarresen standen, wünschte zunächst Espartero gründlich geschlagen und keinesfalls Don Carlos mit seinem schwerfälligen Hof-

staat an dem Zug teilnehmen zu sehen. Ihm widersprach Moreno, der Besiegte von Mendigorria, der Don Sebastian als Generalstabschef aufgedrungen war, ein steifer, vornehmer Castilianer alter Schule. Es war ihm nicht gegeben, den ungebundenen Söhnen der Berge Liebe oder Vertrauen abzugewinnen. Die Officiere, die er sich für den Generalstab auswählte, gehörten gleichfalls großenteils adligen castilianischen Familien an. Im Kreise Don Sebastians wurde nicht selten über sie gespottet, und Ränkeschmiede niedriger Gattung trieben den Keil zwischen den zwistigen Parteien des Hauptquartieres noch tiefer ein. Die Kamarilla blühte an Don Carlos' Hofe so üppig wie einst am Hofe Ferdinands VII. Dank ihrem Andringen ward der greise General Eguia, der sich am entschiedensten gegen die Begleitung des Heeres durch den König ausgesprochen hatte, als Gefangener in ein navarresisches Fort verbracht. Morenos Ansicht hatte gesiegt. Mit ihm verkündeten die Höflinge, ihr Herr brauche sich nur den Spaniern zu zeigen, um durch seinen Anblick das ganze Volk zu elektrisiren. Erst Mitte Mai war man so weit, mit etwa 12 000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 8 Geschützen von Estella aufbrechen zu können. Vor Überschreitung des Arga sandte man die Kanonen, um nicht aufgehalten zu werden, wieder zurück. Aber beschwerlicher als ein ganzer Artilleriepark war das Maultiergefolge des Hofstaates und der Ministerien mit Kisten und Kasten, Dienern und Köchen, Schreibern und Müßiggängern. Dazu fehlte es an genügender Vorsorge für Lebensmittel und Fourage, an Pontons und Feldschmieden. Ein unmittelbarer Vorstoß gegen den Ebro erschien allzu gewagt. Man nahm vielmehr die Richtung nach Osten, drang in Oberaragon ein und besiegte am 24. Mai bei Huesca den feindlichen General Irribarren, der dem Expeditionsheer nachgesetzt war. Ein neuer glänzender Sieg ward bei Barbastro am 2. Juni über den General Oraa davongetragen, der die Trümmer des Korps Irribarrens mit dem seinigen vereinigt hatte. Hierauf aber verging ein ganzer Tag mit kirchlichen Feierlichkeiten.

Aufbruch von Estella. 15. Mai 1837.

Siege bei Huesca und Barbastro. 20. Mai. 2. Juni.

Die Cristinos gewannen Zeit, sich von ihren Niederlagen zu erholen. Auch fanden die dringendsten Mahnungen Cabreras, dem Ebro zuzueilen und mit ihm vereint gegen Castilien vorzurücken, in Don Carlos' Hauptquartier kein Gehör. Im Gegenteil, geblendet durch die Anerbietungen einer Junta in Solsona, ließ er sich immer weiter ostwärts nach Catalonien locken. Nach mühsamen Märschen durch wildes Gebirge und in einem Kampf mit dreifacher Übermacht kaum der gänzlichen Vernichtung entgangen, langte das zusammengeschmolzene Heer am 15. Juni in Solsona an. Allein hier ließ sich nur ein paar Tage rasten. Die Stadt war halb verwüstet, die Junta ohne jede Macht, das versprochene Hilfsheer eine zuchtlose Räuberbande. Es winkte nur eine Rettung: zu Cabrera sich durchzuschlagen, der mit unsäglicher Mühe, den nahen Garnisonen

Irrfahrten.

der Cristinos zum Trotz, bei Cherta am Ebro alles zum Übergang über den breiten Strom gerüstet hatte.

Übergang über den Ebro. 29. Juni.

In der That gelang es, mit Zurücklassung eines Teiles des königlichen Gefolges, unbelästigt in Eilmärschen den Ebro zu erreichen. Während Cabrera einen Angriff der Besatzung von Tortosa abwies, wurde am 29. Juni die Fahrt zum jenseitigen Ufer vollzogen. Die Verfolger kamen zu spät, um sie hindern zu können. Mit Cabreras Scharen zählte die karlistische Armee wieder an 10 000 Mann. Nach seinem Rat hätte man nun alles daran setzen müssen, so rasch wie möglich Madrid zu bedrohen. Statt dessen ward einige Tage gerastet und hierauf in den üppigen Gefilden der Provinz Valencia geschwelgt. Ein Versuch, ihre gleichnamige Hauptstadt durch einen Handstreich zu nehmen, mißglückte. Die Cristinos hatten zu ihrem Schutze rechtzeitig Truppen ausgeschifft. Sie näherten sich auch unter General Oraa von Norden her. Umsonst mahnte Cabrera zur Eile. Am 15. Juli wurde das sorglose karlistische Heer bei der Stadt Chiva von Oraa überrascht, besiegt und gezwungen, über die rauhen Bergpfade nach Aragon auszuweichen. Erst in Cabreras Felsenfestung Cantavieja, wo Munition und Kanonen zu finden waren, bot sich eine sichere Zuflucht. Ein paar Wochen vergingen mit neuen Zurüstungen und Hin- und Hermärschen, ohne daß Don Carlos seinem Ziele näher gekommen wäre. Inzwischen aber drohten die Cristinos, das Netz um ihn zusammenzuziehen. Südwärts zwischen Teruel und Daroca stand General Oraa. Von Zaragoza war, um ihm die Hand zu reichen, General Buerens ausgerückt. Endlich näherte sich von Westen Espartero. Er hatte nach dem Abzug der karlistischen Hauptmacht aus dem Norden dort gegen Basken und Navarresen leichtes Spiel gehabt. Danach war es zwischen ihm und der Regierung zu jenen Reibungen gekommen, die sein Entlassungsgesuch hervorriefen. Erst seine Ernennung zum Höchstkommandirenden hatte ihn versöhnt und zu größerer Thätigkeit angespornt.

Vergebliche Ratschläge Cabreras.

Karlistische Niederlage bei Chiva. 15. Juli.

Indessen Esparteros strategisches Ungeschick und der Mangel an rechtem Einverständnis mit den ihm unterstellten Generalen kamen Don Carlos in seiner bedrängten Lage zustatten. Nicht minder wertvoll war ihm der Streifzug des Basken Zaratiegui, eines seiner kühnsten Parteigänger, der mit einer kleinen Schar den oberen Ebro überschritten hatte. Der verwegene Karlistenhäuptling brachte in Altcastilien seine Truppe auf 4500 Mann, erstürmte Segovia, wo ihm reiche Beute in die Hände fiel, und schob seine Vorposten sogar bis zu den Klostermauern des Escurial. Damals geschah es, daß Espartero in aller Eile zum Schutz der Hauptstadt berufen wurde, wo seine Officiere so viel zum Sturz des Ministeriums Calatrava beitrugen. Während er nach der Vertreibung Zaratieguis sich wieder zurückwandte, stieß das karlistische Hauptheer

Streifzug Zaratieguis.

am 24. August bei Villar de los Navarros auf das schwache Korps Buerens', zersprengte es und nahm ihm über 2500 Gefangene ab. Daß nun wieder eine Woche gerastet wurde, war ebenso unbegreiflich, wie daß sich während dieser Woche weder Oraa noch Espartero blicken ließen. Genug, Don Carlos konnte, kaum vom Feinde belästigt, in südlicher Richtung vorrücken. Am 5. September betrat er den Boden Neucastiliens. Drei Tage später vereinigte er sich wieder mit Cabrera, der zeitweise auf eigene Faust operirt und frische Streitkräfte geworben hatte.

Karlistischer Sieg bei Villar de los Navarros. 24. August.

Nun befand man sich mit 18000 Mann auf der großen Straße, die von Cuenca nach Madrid führte. Die Verfolger waren noch weit zurück. Bürger und Bauern kamen haufenweise herbei, trugen den Soldaten Trank und Speise zu und drängten sich, ihren König von Angesicht zu sehen. Die Geistlichkeit zog ihm mit Fahnen und Kreuzen entgegen. Der Marsch schien sich immer mehr zu einem Triumphzug zu gestalten. Ein letztes Hindernis, der Tajo, dessen Brücke bei Fuentidueña abgebrochen war, wurde glücklich überwunden, da sich stromaufwärts geflößte Holzstämme im richtigen Augenblick zur Verwendung boten. Am 12. September erreichte man unter rauschendem Jubel der Bevölkerung die Stadt Arganda. Noch wenige Meilen und man stand vor Madrid. Cabrera, immer an der Spitze des Vortrabs, sprengte bis zur Ortschaft Vallecas, nahm dort eine Schwadron feindlicher Küraſſiere gefangen und entsandte einen Adjutanten nach dem anderen, um zu raschem Marsch des ganzen Heeres zu drängen. Der Infant Don Sebastian mit seinem Gefolge galoppirte voll Ungeduld Cabrera nach. Im Fluge ging es vorwärts bis hinauf zur letzten Straßenbiegung, von der aus man die stolze Hauptstadt ausgebreitet vor sich liegen sah. Die deutschen Teilnehmer des Zuges, die Don Sebastians Gefolge angehörten, Lichnowski und Rahden, sind darüber einig: hätte er seinem eigenen Verlangen und Cabreras Beschwörungen nachgegeben, so wäre der Sturm auf Madrid, das von regulären Truppen so gut wie entblößt war, sofort gewagt worden und geglückt. Aber Don Sebastian harrte auf die Entscheidung des Hauptquartiers und auf die Ankunft des ganzen Heeres.

Don Carlos' Vorrücken.

Don Sebastian und Cabrera vor Madrid. 12. Sept.

Stunde um Stunde verrann. Spät Abends kam der königliche Befehl der Rückkehr nach Arganda. Es war der Wendepunkt des ganzen Unternehmens, man darf sagen des ganzen Ringkampfes zwischen Cristinos und Karlisten. Vielleicht haben politische Erwägungen mitgewirkt, Don Carlos Einhalt zu gebieten. Er mochte auf ein demütiges Entgegenkommen der Königin-Regentin gerechnet haben. Aber sie hüllte sich in völliges Schweigen. Erst wenige Wochen vorher hatte der neapolitanische Geheimbote zu ihr durchdringen können, nachdem sie bereits wieder Mut gefaßt und keine Neigung mehr hatte, auf ihre Machtstellung zu verzichten. Sie hatte ihn ohne irgend welche bindende Zusage entlassen und seitdem

Befehl des Rückzugs.

keinen Schritt gethan, der Don Carlos' Forderungen entsprochen hätte. Indessen war es jedenfalls nicht diese politische Enttäuschung, die ihn vornehmlich bestimmte, zu zögern. Den Ausschlag gaben rein militärische Gründe, und hier wie so häufig während des Feldzugs bereitete die Uneinigkeit Don Sebastians und Morenos seiner Sache den größten Schaden. Moreno widersetzte sich aufs entschiedenste dem Einzug in Madrid, ehe nicht Espartero, der mit überlegenen Streitkräften heranrückte, geschlagen sei. Er drang nach langen Debatten im königlichen Rate mit seiner Ansicht durch. Alle Truppen wurden wieder um Arganda koncentrirt. Am Morgen des 13. September weckte sie der Generalmarsch, aber nicht zum Vordringen gegen Madrid, sondern zum Rückzug in nordöstlicher Richtung, unter glühender Sonne, Espartero auf den Fersen.

Cabreras Trennung vom Hauptheer.

Noch einmal gelang es Cabrera, durch eine rühmliche That, die Erstürmung der Stadt Guadalajara, die überraschten Feinde zu schrecken. Aber die Früchte dieses Erfolges wurden gleich danach in zwei unglücklichen Gefechten wieder verscherzt. Am 20. September trennte er sich mit seiner Division vom Heer, um die Kräfte der Cristinos zu teilen. Die höfischen Ränkeschmiede und Leisetreter hatten ihn mehr als einmal bei Don Carlos angeschwärzt. „Ich weiß recht gut, hörte Lichnowski aus seinem Munde, man sagt dem König, ich sei nicht fromm genug; mag sein, daß ich kein Heiliger bin, und doch thue ich Wunder." Wohl ward ihm erst, als er, wieder auf sich allein gestellt, in Aragon und Valencia der Übermacht der Cristinos die Stirne bieten konnte. Nach seiner Entfernung bestand Don Carlos' Truppenmacht nur noch aus 7000 Mann.

Don Carlos' Vereinigung mit Zaratiegui.

Dank Esparteros Lässigkeit gelang es ihnen, sich bis zum Duero durchzuschlagen und sich in Aranda ganz erschöpft mit dem Korps Zaratieguis zu vereinigen. Dieser hatte inzwischen Valladolid erobert, dann aber dort eine kostbare Woche verloren. Durch einen unerwarteten Angriff geschreckt, hatte er die Stadt wieder aufgegeben und war Don Carlos auf erhaltenen Befehl hin entgegengezogen. Indessen diente die Verbindung der beiden Korps der Sache des Prätendenten nicht zum Heil. Wie Cabrera, so bekam auch Zaratiegui die Kabalen unberufener und bigotter Berater des Hauptquartiers zu spüren. Wohlberechnete strategische Pläne, in deren Vorlegung er sich mit Don Sebastian teilte, wurden verworfen.

Ihre Vertreibung ins Baskenland.

Die feindlichen Generale trieben in dem rauhen Gebirge, wo es an Nahrungsmitteln fehlte, das karlistische Heer von Stellung zu Stellung. Eine Schlacht bei Retuerta brachte ihm, trotzdem er den Gegnern schwere Verluste zufügte, keinen dauernden Gewinn. Eine Teilung in zwei Gruppen, die sich nur schlecht miteinander verständigten, konnte ihm nichts mehr helfen. In kleine Trupps aufgelöst, durch Desertionen geschwächt, halbverhungert und abgehetzt, mußten beide Kolonnen gegen Ende Oktober über den Ebro zurück ins baskische Land flüchten.

Fünf Monate zuvor war Don Carlos mit dem siegesgewissen Aufruf an seine Krieger ausgezogen: „Das Ergebnis ist zweifellos, noch eine einzige Anstrengung und Spanien ist frei." Auch jetzt noch wußte er in einer hochtrabenden Proklamation die großartigen Erfolge seines Zuges zu rühmen und mit Sicherheit neue Lorbeeren zu versprechen. Seinen Worten nach konnte „die Revolution" nur noch für wenige Tage „durch Verrat" ihr Leben fristen. Einzig und allein um diesen zu strafen, wollte er für „kurze Zeit" in seine treuen Provinzen zurückgekehrt sein. Den Kommentar zu diesen dunklen Andeutungen bildete die Verhaftung Zaratieguis, seines Generalstabschefs und einiger anderer hohen Officiere. Mehrere wurden aus dem Hauptquartier verbannt. Gleichzeitig verloren Don Sebastian, Moreno und der Kriegsminister ihre Stellen. Dem Namen nach übernahm Don Carlos selbst „unter dem Schutz der Generalissima", der schmerzenreichen Jungfrau Maria, den Oberbefehl. Thatsächlich ward er dem General Guergué übertragen, einem diesem Posten gar nicht gewachsenen, dazu nach Lichnowskis Zeugnis „als Dieb und Gauner" verrufenen Mann. Zum Kriegsminister wurde José Arias Teijeiro erhoben, der schon die Ministerien der Justiz und des Auswärtigen in seiner Hand vereinte. Dieser schlaue Glücksritter, ehemals ein Hauptschreier in den radikalen Klubs von Madrid, dann dank frömmelnder Schmiegsamkeit und dank der Fürsprache seines Oheims, eines Kammerherrn des Don Carlos, bei diesem zu höchster Gunst gelangt, war im Bunde mit dem beschränkten Hofkaplan Echevarria, der vorzüglichste Urheber der jüngsten Absetzungs- und Ernennungsdekrete. Es war ein Sieg der fanatisch-apostolischen Partei, die im altersschwachen Bischof von Leon ihr Haupt besaß. Die Folgen dieser Art von Kabinetsregierung ließen nicht lange auf sich warten. Tüchtige Officiere, namentlich aus der Umgebung Don Sebastians, weigerten sich, unter Guergué und Teijeiro zu dienen. Ein paar neue Expeditionen, denen es gelang, den Ebro zu passiren, nahmen in den ersten Monaten des Jahres 1838 ein klägliches Ende. Die Unzufriedenheit griff in dem baskisch-navarresischen Bereich des Karlismus, wo die schwersten Opfer keinen Lohn fanden, immer weiter um sich und äußerte sich sogar in der Zuchtlosigkeit einiger Regimenter.

Don Carlos' Mißerfolg und Verblendung.

Guergué und Teijeiro.

Für die Mächte Europas, die sich schon auf Don Carlos' Anerkennung vorbereitet hatten, war der große Mißerfolg seines Heereszuges gegen Madrid eine herbe Enttäuschung. Sie entschlossen sich, wohl oder übel von ihrem Vorhaben abzustehen. Zunächst blieb ihre Begünstigung der karlistischen Sache auf zwei Gegenstände beschränkt. Fürs erste hatten sie, nach Metternichs Ausdruck, wie bisher zu hindern, daß „Frankreich sich zu Dummheiten hinreißen lasse". Sodann mußten sie darauf bedacht sein, so weit es anging, mit der heimlichen Geldunterstützung des Präten-

Verhalten der Mächte Europas.

denten fortzufahren. Von Frankreich hatten sie nun, wie sich immer deutlicher zeigte, nichts Ernstliches zu fürchten. Louis Philipp blieb dem Satze treu, die Verpflichtungen der Quadrupel-Allianz ihrem Wortlaut nach erfüllt zu haben. Weder durch Mahnungen noch durch Bitten, wie sie von London oder Madrid her erklingen mochten, ließ er sich zu irgend welcher militärischen Leistung für die Cristinos drängen. Den Gedanken an Intervention wies der Minister Molé vor der Kammer mit einem feierlichen „Niemals" ab. Er wollte sich höchstens zu finanzieller Unterstützung der spanischen Regierung verstehen, falls auch England sich zu Subsidienzahlungen verpflichte. Da sich aber diese Voraussetzung nicht erfüllte, unterblieb auch in Paris die geplante Kreditforderung. In der Folgezeit wurde wohl noch zwischen dem Bankhaus Aguado und dem französischen Ministerium über die Aufnahme eines Anlehens verhandelt, das der Regierung in Madrid für die Kriegführung zugute kommen sollte. Man brachte dabei die Verpfändung eines großen Teiles der Staatseinkünfte Spaniens oder der Philippinen in Vorschlag. Allein schließlich scheiterte der ganze Plan, der die älteren französischen Gläubiger Spaniens eine Verletzung ihrer Interessen befürchten ließ[1]).

Geldhilfe für Don Carlos.

Günstigere Aussichten auf Geldhilfe seiner auswärtigen Freunde schienen sich wie vormals Don Carlos zu bieten. Den thätigsten Mittelsmann machte, soviel sich erkennen läßt, Metternich. Er suchte den Herzog von Modena zu bewegen, unter Bürgschaft der Nordmächte Don Carlos ein Anlehen von 25 Millionen Francs zu eröffnen nnd wandte sich, als der Plan scheiterte, mit dem gleichen Anliegen an den reichen König der Niederlande. Ohne Zweifel stand eine Reise, die den Fürsten Lichnowski von Spanien über Paris nach Wien und Modena führte, mit dieser Angelegenheit im Zusammenhang. Der Vertreter der freien deutschen Städte in Paris wollte schon im Februar 1838 erfahren haben, die Nordmächte selbst seien entschlossen, „die Summe von 15 Millionen voll zu machen". Nach seiner Behauptung hatte ein militärisch-politisches Gutachten Wellingtons den Ausschlag dafür gegeben[2]). Wie immer sich dies verhalten mochte: die hochgeborenen Freunde der Sache Don

[1]) Wichtige Aufschlüsse bieten die Berichte Apponyis 21. 23. 25. 27. Jan. 1838. Weisungen Metternichs an Apponyi 3. Jan. 21. Febr. 1838. Arch. Wien. — Berichte Rumpffs 25. 31. Jan., 16. März, 4. 7. 24. April, 7. Nov. 1838 Stadtarchiv Frankfurt a. M. — Memoire Bardajis (Beilage zu Latour-Maubourgs Bericht 23. Sept. 1837.) Berichte Senilhes (Commissaire du gouvernement Français à l'armée Espagnole) 18. Jan. 1838, Latour-Maubourgs 19. Jan., 11. Febr. Privatbrief an Molé 23. März 1838. Berichte Fezensacs 8. 22. Sept. 1838 u. s. w. Weisungen Molés 6. Okt. 1837, 19. Jan. 1838. Für später: Bericht Rumignys Madrid 29. Dec. 1839. (Beilage: Bases d'un projet d'emprunt de 100 millions de réaux.) Arch. Paris.

[2]) Bericht Maltzans 2. Jan. 1838. Arch. Berlin. — Berichte Rumpffs 19. Febr., 17. April 1838. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

Carlos' setzten voraus, daß er die Kriegführung tüchtigen Händen anvertraue und sich dem Gängelbande unfähiger Ratgeber entziehe.

Im Sommer 1838 wurde die erste dieser Voraussetzungen in der That verwirklicht. Espartero war bis dahin nicht zu einem kräftigen Vorstoß in den baskischen Landen geschritten. Er ward durch die Bestrafung blutiger Meutereien, die inzwischen dort vorgekommen waren, und durch mannichfache Beschwerden, die er in Madrid schriftlich zu Gehör brachte, ganz in Anspruch genommen. Erst im Juli griff er den von den Karlisten seit kurzem gewonnenen festen Platz Peñacerada an und brachte ihn nach Besiegung Guergués, der fast die ganze Artillerie einbüßte, in seine Hand. Guergué hatte sich so untauglich als Oberfeldherr erwiesen, daß Don Carlos nicht wagte, ihn länger auf diesem Posten zu belassen. Zu seinem Nachfolger berief er den Andalusier Rafael Maroto, der in den Kämpfen gegen Napoleon und gegen die aufständischen Kolonisten seine Schule durchgemacht, unter karlistischer Fahne in Catalonien kommandirt, sich dann aber nach Frankreich zurückgezogen hatte. Der Ruf eines ausgezeichneten Soldaten ging ihm voraus, so zweideutig auch sein Charakter manchem Eingeweihten schon damals erscheinen mochte. Er vereinigte nach Göbens Urteil „mit niedrigen Gesinnungen hohe Talente, war unbeugsam in seinem Willen, energisch in der Ausführung des Beschlossenen, wie ohne Bedenken bei der Wahl der Mittel, dabei mit durchdringendem Verstand und herrischem Temperament begabt". Sein erstes Auftreten belebte die Hoffnungen aller Gönner des Karlismus. Er stellte die erschlaffte Disciplin der Truppen wieder her. Er sorgte auf alle Weise für ihr Wohl und gewann ihr volles Vertrauen. Er zwang Espartero, von dem Plan der Belagerung Estellas abzustehen. Gleichzeitig erlitten die Cristinos unter General Alaix in Navarra eine Niederlage, und jenseits des Ebro machten kecke karlistische Guerrilla-Banden weit und breit das Land unsicher.

Einnahme Peñaceradas durch Espartero. 27. Juli 1838.

Maroto karlistischer Oberfeldherr.

Seine Erfolge.

Nichts aber konnte Maroto mehr zum Ansporn und zur Stärkung dienen als der große Erfolg der karlistischen Sache in den Provinzen des Westens. Vor allem nützte ihr im höchsten Maß Cabreras glänzender Sieg über Oraa, dessen Sturm auf das Felsennest Morella heldenmütig abgeschlagen wurde. Noch übler als Oraa erging es dem jungen General Pardiñas, der am 1. Oktober bei Maella Schlacht und Leben verlor. In Aragon, Valencia, Murcia machten sich die Folgen der Thaten Cabreras geltend. Auf dem flachen Lande fielen ihm zahlreiche Anhänger zu. In den größeren Städten erhob sich aus den erhitzten Massen ein wilder Ruf der Rache. Hatte Cabrera, weil der Feind anfangs den Seinigen keinen Pardon gewährt, sich zur Erschießung gefangener Cristinos hinreißen lassen, so sollten dafür wieder gefangene Karlisten büßen. In Zaragoza bildete sich eine „Junta der Vergeltung", die rasche Arbeit

Siege Cabreras bei Morella und Maella. 18. August. 1. Oktober.

machte. In Valencia war der Kommandant völlig machtlos gegen den blutdürstigen Pöbel. Man konnte sich um ein paar Jahre nach Barcelona zurückversetzt wähnen und sah die Regierung gegen die Ausbrüche barbarischer Instinkte beinahe ebenso schlecht gewappnet wie damals.

Die Regierung der Cristinos.

Seit dem Sommer 1837 hatte sie mehrfache Wandlungen durchgemacht. Bei den Corteswahlen, die im November jenes Jahres erfolgt waren, hatten die Moderados unter der neuen Devise einer „monarchisch-konstitutionellen Partei" große Erfolge davongetragen. Sie geboten in beiden Kammern über eine Mehrheit, die sich mit der Parole „Friede, Ordnung, Gerechtigkeit" auf den Boden der jüngst beschworenen Verfassung stellte. Ihren alten Führern Martinez de la Rosa und Toreno traten bekehrte frühere Gegner wie Isturiz und Galiano und zahlreiche junge Talente zur Seite. Das Ministerium Bardaji konnte sich dieser Phalanx

Pläne Cordobas.

gegenüber nicht behaupten. Für die Neubildung der Regierung zog die Königin Cristina ihren bewährten Freund General Cordoba zu Rat, der inzwischen nach Spanien heimgekehrt war. Nichts wäre ihr erwünschter gewesen, als ihn statt Esparteros an die Spitze des Kriegsministeriums gestellt zu sehen. Indessen Cordobas utopischer Wunsch einer Verschmelzung beider liberaler Parteien machte dies unmöglich[1]).

Ministerium Ofalia. 16. Dec. 1837.

So begnügte man sich, in das neue Ministerium als Kriegsminister den General Latre aufzunehmen, der bisher mit Espartero auf gutem Fuß gestanden hatte. Den Vorsitz überließ man dem alten Grafen Ofalia, einem Staatsmann, auf dessen diplomatische Gewandtheit im Hinblick auf die Großmächte Europas gerechnet werden mochte. Indessen Ofalia, der ehemalige Diener Ferdinands VII. in der Zeit der Reaktion, war am wenigsten geeignet, dem neuen Ministerium Kraft zu verleihen. Die Fortdauer der Finanznot und des Krieges erschwerten ohnehin seine Aufgabe. Die aus der Macht verdrängten Progressisten bekämpften es mit unablässiger Erbitterung. Dazu hatte es mit den herrschsüchtigen Neigungen Esparteros zu rechnen, den die Progressisten eifrig umwarben. Seine Ansprüche und Feindseligkeiten steigerten sich, als er in Narvaez, dem eine Reservearmee in Andalusien und der Mancha anvertraut wurde, einen gefährlichen Rivalen zu wittern begann. Endlich gab die Niederlage Oraas bei Morella dem Ministerium Ofalia den letzten Stoß. Er wich den Drohungen, die sich in Madrid durch Volkstumulte und Straßenanschläge kundgaben.

Ministerium Frias. 6. Sept. 1838.

Die Häupter der Moderados wären ganz bereit gewesen, Ofalias Erbschaft zu übernehmen. Indessen wollten sie vorher der thatkräftigen

[1]) Neue Aufschlüsse in F. de Cordoba: Mis memorias 1886—1889. (Vgl. Häbler: Historische Zeitschrift LXVII.) Nach Lafuente: Historia general de España (1890) XXI. 309 wurde Manuel Latre statt Esparteros Kriegsminister, wodurch die Angabe Baumgartens III. 572 korrigirt wird.

Hilfe Cordobas und der Genehmigung einer Diktatur für den Fall eines unüberwindlichen Widerstandes Esparteros oder der Progressisten versichert sein. Die Königin-Regentin ging darauf ein; nicht so Cordoba, der einen Mißerfolg befürchtete und Madrid plötzlich verließ. Somit zerschlug sich die Bildung einer reinen Regierung der Moderados. Man begnügte sich mit einem farblosen Ministerium unter dem Vorsitz des Herzogs von Frias. Dieser Edelmann genoß den Ruf eines Schriftstellers von Geschmack und liberaler Gesinnung. Auch war er nicht ohne diplomatische Erfahrung. Aber zum Leiter des Staatsruders in stürmischer Zeit war er nicht geschaffen. Den auswärtigen Mächten gegenüber erschien er als ein politischer Dilettant, indem er dem luftigen Plan nachhing, durch eine Verlobung der Königin Isabella mit einem Sohn des Erzherzogs Karl von Östreich die Ostmächte für die Sache der Cristinos zu gewinnen[1]). Im Inneren fand er sich angesichts der anarchischen Zustände Zaragozas und Valencias, der Wühlereien in der Hauptstadt, der selbstbewußten Haltung Esparteros auf Schritt und Tritt gehemmt. Das Ministerium, das seinen Namen trug, verfiel in Mißachtung und fühlte sich schwer bedroht. Da suchte es Schutz bei dem General Narvaez. Er wurde mit seinen Truppen nach Madrid berufen und erhielt die Zusage einer Verstärkung seines Heeres auf 40 000 Mann. Narvaez war wohl bereit, Espartero entgegenzutreten und traute sich die Kraft zu, die Karlisten, insonderheit Cabrera, zu überwältigen. Aber er wollte sich nicht zum Sturmbock der Moderados machen und nicht zu einem Gewaltstreich verwenden lassen. Andrerseits war Esparteros Zorn zu fürchten, falls mit der Rüstung einer starken, von ihm ganz unabhängigen Kriegsmacht Ernst gemacht wurde. Genug, wie manches einzelne auch bis heute dunkel bleibt, das Ministerium mußte auf Narvaez' Hilfe verzichten und ihn seines Kommandopostens entheben.

Beziehungen zu Narvaez.

Narvaez' Entlassung. 31. Oktober.

Die Schwäche der Regierung trat nun erst recht zutage. In Madrid erlebte man wieder tumultuarische Scenen und Angriffe auf die Wohnungen mißliebiger Politiker. Ein Aufruf bezeichnete das Ministerium „als blindes Werkzeug niederträchtiger Verräter" und den Palast der Königin-Regentin als Sitz des Verrates. In Sevilla erregten die Radikalen einen Aufruhr, aus dem eine kurzlebige revolutionäre Junta hervorging. Daß Cordoba ihren Vorsitz übernahm und sich Narvaez zur Hilfe herbeirief, läßt sich wohl nur aus dem Wunsch erklären, zur Wiederherstellung der Ordnung beizutragen und das Ministerium Frias vor dem jähen Zusammenbruch zu retten[2]). Aber die Tage dieses Ministeriums waren

Tumulte in Madrid und Sevilla. 3. 12. Nov.

[1]) Berichte Fezensacs Madrid 9. März, 20. April, Weisungen für ihn 6. 12. April, 3. Mai 1839. Arch. Paris.

[2]) S. die kritische Bemerkungen von Häbler a. a. O. S. 455 mit Bezug auf Cordoba: Mis Memorias und Canovas del Castillo: Il solitario y su tiempo; vgl. Lafuente XXI. 357 ff.

gezählt. Nach der Wiedervereinigung der Cortes versetzte ihm die progressistische Minderheit unter lärmender Beteiligung der Gallerieen so wuchtige Hiebe, daß es sich nicht länger behaupten konnte. Bei der Berufung seiner Nachfolger wirkten Vertrauenspersonen des Hofes und Anhänger Esparteros zusammen. Er selbst blieb ausgeschlossen, machte aber mittels des Kriegsministers General Alaix, des alten Rivalen Narvaez', das Gewicht seines Ansehens geltend. Den Vorsitz erhielt der derzeitige Gesandte in Lissabon, Perez de Castro, der in seiner langen politischen Laufbahn schon so manche Enttäuschung erlebt hatte. Auch dies Ministerium, dessen Bildung sich ein paar Wochen hingezögert, hatte keinen festen Boden unter den Füßen. In vielen Landesteilen, die durch Krieg und Raub heimgesucht waren, blieb ihm die Herstellung geordneter Verwaltung durchaus versagt. In den Cortes besaß es an der schwankenden und reizbaren Mehrheit der Moderados keine Stütze. Es entschloß sich am 1. Juli zu ihrer Auflösung, ohne irgend welche Sicherheit, mit einer neuen Versammlung besser auskommen zu können.

Ministerium Perez de Castro. 10. December.

Stellung Marotos.

Faßt man alles zusammen: die Siege Cabreras, die Spaltungen der gegnerischen Parteien, die Schwäche der wechselnden Machthaber in Madrid, so sollte man glauben, Maroto, der neue Feldherr der Karlisten, hätte sich beeilt, auf dem Hauptkriegsschauplatz im Norden alle Kräfte anzuspannen. Indessen kam es ihm zunächst darauf an, sich durch Beseitigung seiner Widersacher im eigenen Lager den Rücken zu decken. Vom ersten Augenblick seiner Berufung stand er auf gespanntem Fuß mit der pfäffisch-höfischen Kamarilla und ihren militärischen Anhängern. Sie schwärzte ihn als ungläubigen Eindringling bei Don Carlos an, und er sah in ihrem beschränkten Fanatismus den Urquell aller Fehlschläge. Nur für kurze Zeit hatte dieser Kamarilla eine Minderung ihres Einflusses gedroht. Der einst als Franciskanergeneral berühmte Pater Cirilo (s. II. 43), dem später das Erzbistum Cuba zugefallen, hatte sich von dort aufgemacht und war nach mancherlei Fährlichkeiten in Don Carlos' Hauptquartier angelangt. Zu gemäßigteren Ansichten bekehrt, arbeitete er den Apostolischen mit den Waffen priesterlicher Überredung am Hof entgegen. Er hoffte auf die Bundesgenossenschaft der Prinzessin von Beira, die im Herbst 1838 unter den Basken erschienen war, um ihrem seit ein paar Jahren verwitweten Schwager die Hand zu reichen. Indessen sei es, daß die Prinzessin den Kampf mit der am Hofe herrschenden Clique der Apostolischen nicht aufnehmen wollte oder nicht durchzuführen vermochte: sie behaupteten ihr Übergewicht und fuhren fort, Maroto entgegenzuwirken. Seine wiederholte Forderung der Entfernung Teijeiros und anderer Unfähiger, sowie der Freilassung und Wiederanstellung bestrafter tüchtiger Officiere stieß auf unüberwindlichen Widerstand.

Gegnerschaft der Apostolischen.

Der Regierung in Madrid blieben diese Zwistigkeiten des feindlichen

Lagers nicht verborgen. Sie bediente sich des in Verschwörungskünsten erprobten Virtuosen Aviraneta, eines einstigen Werkzeugs Mendizabals, zu weiterer Verhetzung der karlistischen Parteien. Die Apostolischen gedachten sich Marotos um jeden Preis zu entledigen. Aber er kam ihnen durch eine blutige That zuvor. Am 16. Februar 1839 ließ er in Estella seinen Vorgänger im Kommando, Guergué, und vier andere navarresische Generale, denen zu mißtrauen er allen Grund hatte, ohne jedes gerichtliche Verfahren erschießen. In einer Proklamation an Heer und Volk berief er sich auf die Notwendigkeit, die ihn gezwungen habe, Ränkeschmiede und Empörer zu vernichten. In einem Briefe an Don Carlos fügte er Drohungen gegen Mitschuldige der Erschossenen hinzu und drang nochmals auf Erfüllung seiner früheren Begehren.

Marotos Gewaltstreich in Estella. 16. Febr. 1839.

Don Carlos, ganz in der Hand der erbittertsten Feinde Marotos, antwortete sofort mit einem Manifest, das ihn als Verräter des Kommandos enthob und zur Rechenschaft zog. Als aber die Soldaten dem angebeteten und gefürchteten Feldherrn treu blieben, als er selbst mit ihnen gegen die Residenz seines Herrn vorrückte, entfiel diesem wie der Kamarilla der Mut. Alle von Maroto gestellten Bedingungen wurden angenommen. Ein paar dutzend von ihm bezeichnete Personen, darunter der Bischof von Leon, Teijeiro, der Hofkaplan Echevarria, der königliche Beichtvater, mehrere Generale und Räte mußten außer Landes gehen. Ein neues Manifest nahm das vorige zurück und gab Maroto, als welcher, „in Gemäßheit seiner Befugnisse, aus Liebe und Treue für die gerechte Sache gehandelt habe", eine glänzende Ehrenerklärung. Nach seinem Willen wurden sodann die wichtigsten Posten in den Ministerien besetzt. Auch war er es, dem die früher verhafteten oder verbannten Officiere ihre Befreiung und Wiederberufung dankten. Don Carlos' Demütigung war bei weitem stärker und schimpflicher als die der Königin-Regentin Cristina während der Schreckensnacht in La Granja. Durch den ausdrücklichen Befehl der Verbrennung seines ersten Manifestes hatte er sich selbst erniedrigt und gerichtet. Eben deshalb war ein ehrlicher Friede zwischen ihm und Maroto unmöglich. Immer hatte dieser die Gefahr einer Sühne seiner Gewaltthat zu fürchten. Er war auch ehrlichen Kampfgenossen, selbst wenn sie nicht den Reihen der besiegten Ultras angehörten, anrüchig. Daß deren Rachsucht nicht ruhen und rasten werde, ihm den Boden abzugraben, ließ sich voraussehen. So geriet er, eine Art karlistischer Wallenstein, in eine schiefe Stellung und verstrickte sich in geheime Verhandlungen mit dem Feinde über die Herstellung des Friedens, die schließlich in offenen Verrat ausliefen.

Don Carlos' Demütigung. 24. Februar.

An sich war es nicht aussichtslos, eine Friedenspartei unter den schwer bedrückten, erschöpften Basken zu sammeln. Mancher durch trübe Erfahrungen Ernüchterte mochte sich fragen, ob es sich lohne, für den

„Friede und Fueros".

unfähigen König Carlos immer neue Opfer an Gut und Blut zu bringen, falls nur „die Fueros", die alten Privilegien des Landes, gesichert würden, für die man sich ursprünglich erhoben hatte. Diese Losung „Friede und Fueros" hatte zuerst im Frühling 1838 der unternehmende Muñagorri ausgegeben, ehemaliger Notar und Besitzer einer Eisenschmiede in Guipuzcoa. Von Madrid aus ließ man ihm unter der Hand einige Geldmittel zukommen. Auch Lord Hay, der Kommandant des englischen Geschwaders an der cantabrischen Küste, und die französischen Behörden in Bayonne leisteten ihm Beistand. Er konnte aus Flüchtlingen und Überläufern ein kleines Korps zusammenbringen, das seinem Programm einen Rückhalt unter den Basken gewähren sollte. Freilich mußte er immer wieder über die Grenze zurückweichen, aber der von ihm erhobene Ruf war nicht vergessen. Noch hatte keines der sich ablösenden Ministerien der Regentin es wagen dürfen, die Verbürgung der Fueros als Preis des Friedens öffentlich in Aussicht zu stellen. Hingegen Espartero hatte schon im Frühling 1837, während Don Carlos' Abwesenheit, auf eigene Faust den Basken in einem Aufruf angekündigt: „Ich versichere euch als Obergeneral des Heeres der Königin und im Namen der Regierung, daß jene Fueros, welche ihr zu verlieren gefürchtet habt, euch erhalten werden sollen."

Muñagorri.

Verhandlungen Esparteros und Marotos.

Maroto konnte in seiner zweideutigen Stellung den Vorteil der Parole „Frieden und Fueros" nicht verkennen. Mit Espartero, seinem alten Waffengefährten aus der Zeit der Kämpfe in Peru, stand er schon vor der Blutthat von Estella in Verbindung. Espartero ließ ihn insgeheim durch einen seiner Adjutanten sondiren und bediente sich später eines baskischen Säumers als seines vertrauten Sendboten. Man fand sich einig in dem Wunsch, den Schrecken des Krieges ein baldiges Ende zu machen. Die Erhaltung der Fueros wurde von beiden Seiten vorausgesetzt. Aber Maroto stellte noch eine Bedingung: das Versprechen der künftigen Vermählung der Königin Isabella mit Don Carlos' ältestem Sohn und ihrer gemeinsamen Regierung. Da Espartero hierauf nicht eingehen konnte, begann der Krieg aufs neue. Inwieweit Maroto ihn nur zum Schein oder mit Ernst fortführte, wird sich wohl niemals aufklären lassen. So viel ist gewiß: es wurde Espartero durchaus nicht schwer gemacht, im Frühling einen Gewinn nach dem anderen davonzutragen. Er konnte sich der festen Plätze Ramales und Guardamino oberhalb der Bucht von Santoña, bemächtigen, drang südwärts ungehindert in den Bergen Vizcayas vor, und wurde durch gleichzeitige Erfolge seiner Unterfeldherrn in Alava und Navarra unterstützt. Zur Belohnung verlieh ihm die Königin-Regentin den prunkenden Titel des „Siegesherzogs".

Ihr Abbruch. Siege Esparteros.

Verdächtigungen Marotos.

Den Gegnern Marotos bot sein beständiges Zurückweichen die beste Handhabe, seine Stellung zu unterminiren. Noch immer hatten die

Apostolischen ihren Anhang am Hof, in den Ämtern, im Heer. Ihre Verdächtigungen des Oberfeldherrn steckten auch anders Gesinnte an. Flugschriften, die im Lager umliefen, malten den „Mann der Verdammnis" in den schwärzesten Farben. Der verschlagene Gehilfe der Madrider Regierung, Aviraneta, schürte das Feuer. Aus der Ferne, von Frankreich aus, hetzte der verbannte Teijeiro, der mit Don Carlos eine geheime Verbindung zu erhalten wußte. In der nächsten Umgebung des Fürsten, in den Ministerien, selbst schon in einzelnen Regimentern kam es zu gehässigen Streitigkeiten. Vergeblich suchte Maroto durch das Gutachten eines großen Kriegsrates, durch das Schauspiel einer glänzenden Revue in Gegenwart des Hofes, durch Erwirkung des Verbotes aufrührerischer Libelle seinen Feinden Schweigen aufzuerlegen. Sie ließen sich nicht entwaffnen und steigerten die Verwirrung innerhalb der karlistischen Partei von Tag zu Tage. Maroto erfuhr im Juli durch aufgefangene, von den Cristinos veröffentlichte Briefe, daß Teijeiro bei Cabrera angelangt sei. Er hörte, daß dieser sein Wort gegeben, lieber zu sterben als etwas von den unumschränkten Rechten des Königs zu opfern. Danach forderte und erlangte er eine öffentliche Genugthuung. Don Carlos richtete den Befehl an Cabrera, den verbannten „Revolutionär" Teijeiro sofort nach Frankreich zurückzusenden, und ließ die karlistischen Junten von Aragon, Catalonien, Valencia vor ihm warnen. Er teilte Maroto mit, daß er seinem Wunsch entsprochen habe, aber er forderte ihn zugleich auf, ernstlich zu prüfen, ob er nun „allen wirklichen oder eingebildeten Verwicklungen entgangen sei". Unzweifelhaft bargen diese Worte ein gewisses Mißtrauen. Ihr Sinn konnte Maroto nicht entgehen.

Seine Bedrängnis.

Seine Lage wurde von Woche zu Woche peinlicher. Espartero hatte sich inzwischen nach Norden gewandt und die karlistischen Truppen von einer Stellung zur anderen getrieben. Seine Unterfeldherrn schritten in Alava und Navarra zur Verbrennung von Dörfern und Vernichtung der Ernten. Dies vandalische Verfahren sollte den Widerstand derer brechen, bei denen der Ruf nach Frieden bisher am wenigsten Anklang gefunden hatte. Immerhin war es möglich, daß dadurch gerade das Gegenteil bewirkt wurde. Jedenfalls mußte auch Maroto wünschen, den Greueln des Krieges sobald wie möglich wenigstens durch einen Waffenstillstand oder durch ein Abkommen mit Espartero Einhalt geboten zu sehen. Er hatte die geheimen Verhandlungen mit ihm wieder aufgenommen, zögerte aber den Abschluß eines Vertrages hin. Vermutlich wollte er Zeit gewinnen, um sich einer größeren Zahl der Officiere und Soldaten zu versichern. Auch hoffte er immer noch bessere Bedingungen zu erhalten. Dabei rechnete er stark auf die guten Dienste Frankreichs und Englands. Schon im Frühling hatte er einen Geheimboten nach Paris entsandt, der dort am 18. Juni vom Marschall Soult, dem damaligen Ministerpräsidenten,

Seine Rechnung auf französische und englische Vermittlung.

die Zustimmung zu folgendem Programm erlangte: Verzicht Don Carlos' und seiner Gemahlin auf den spanischen Thron, Entfernung der Regentin Cristina aus dem Lande, Vermählung und gemeinsame Regierung der Königin Isabella und des ältesten Sohnes Don Carlos', Anerkennung der beiderseitigen militärischen Grade, Erhaltung der Fueros der baskischen Provinzen und Navarras. Für Espartero waren freilich die Artikel, die sich auf die Vermählung Isabellas und das Aufhören der Regentschaft Cristinas bezogen, schlechthin unannehmbar. Aber Marotos Bemühungen um Frankreichs Hilfe dauerten allem Anschein nach fort[1]).

Noch wichtiger mußte ihm der Beistand Englands sein. Diese Macht hatte in dem Geschwaderkommandanten Lord Hay einen Vertreter auf dem Kriegsschauplatz, dessen Fürwort nicht wenig wert war. Zur Anknüpfung der Verhandlung mit ihm bediente sich Maroto eines Vorwandes, den er auch vor Don Carlos nicht geheim zu halten brauchte. Er erbat Hays Vermittlung, damit der barbarischen Kriegführung der Cristinos in Alava und Navarra ein Ziel gesetzt werde. Als er dann aber Ende Juli den wahren Zweck seines Ansuchens enthüllte und wesentlich dieselben Friedensbedingungen stellte wie bisher, mußte er freilich auf eine schroffe Abweisung gefaßt sein. In der That ließ Palmerston den englischen Militärbevollmächtigten im Hauptquartier Esparteros wissen, er sei mit diesem in der Verwerfung der Vorschläge über Isabellas Vermählung und das Aufhören der Regentschaft Cristinas völlig einverstanden.

Meutereien im Heere Marotos.

Inzwischen ward aber Maroto durch den Druck der sich überstürzenden Ereignisse gezwungen, weiter zu gehen. Bei den navarresischen Soldaten, die unthätig die Verwüstung ihrer Heimat dulden mußten, fanden die vielfältigen Anreizungen zur Meuterei endlich Anklang. Am 8. August während des Marsches ins Thal Baztan empörten sich ein paar Bataillone mit dem Ruf: „Es lebe der König, Tod Maroto und den Verrätern!" Die Besatzung von Vera trat zu ihnen über. Andere Truppenteile schlossen sich an. Ein paar der verdrängten Generale und Marotos Todfeind, der vertriebene Hofkaplan Echevarria, stellten sich an die Spitze der Abgefallenen. Don Carlos' Mahnungen, zum Gehorsam zurückzukehren, wurden nicht ernst von ihnen genommen, da man vermuten durfte,

Sein Schwanken.

daß er im Herzen auf ihrer Seite stehe. Mittlerweile schwankte Maroto hin und her. Er dachte bald an Rücktritt vom Kommando, bald an einen Gewaltstreich gegen seinen Herrn und fühlte sich selbst in dessen Nähe

---

[1]) S. den Abdruck des Berichtes Duffeaus an Maroto vom 28. Juni 1839 (nach Pirala) bei Lafuente XXI. 443, 444. Nach Lichnowski: Souvenirs de la guerre civile en Espagne II. 273, 288, 299 hätte es zwei Missionen Duffeaus nach Paris gegeben. Vgl. daselbst S. 284, 285 über Zusammenkünfte Marotos „mit dem französischen Konsul (vermutlich von Bayonne) in Bilbao". Das Archiv des Auswärtigen in Paris hat keine weiteren Aufklärungen geboten.

nicht sicher. Espartero hatte nun gewonnenes Spiel. Ohne ernstlichen Widerstand zu finden, war er bis Vitoria gelangt und nach leichter Bewältigung feindlicher Forts am 22. August in Durango eingezogen. Zwei Tage später ließ er durch einen seiner Adjutanten Maroto zu einer Besprechung einladen. Maroto war bereit, abzuschließen und auf die Forderungen hinsichtlich der künftigen Vermählung Isabellas und einer neuen Regentschaft zu verzichten. Eine Umfrage bei seinen Untergebenen versicherte ihn der Friedenssehnsucht einer ganzen Anzahl. Auch war ihm bekannt, daß der karlistische Kommandant Vizcayas schon bereit war, auf eigene Faust einen Vertrag mit dem Feinde zu unterzeichnen. Eine letzte Schwierigkeit, die Beschaffung von Geldmitteln zu Zwecken der Entschädigung und Bestechung, wurde behoben, da in Madrid alles aufgeboten war, Espartero die nötigen Summen zur Verfügung zu stellen[1]).

Neue Verhandlungen mit Espartero.

Noch aber war man nicht am Ziel. Ohne Zweifel um sich den Rücken zu decken und sein Spiel zu erleichtern, ließ Maroto durch ein Schreiben an den karlistischen Kriegsminister Esparteros Anträge, freilich sehr verschönert, Don Carlos wissen. Zugleich erbat er die Erlaubnis, sie zu veröffentlichen, und ersuchte um Anweisungen für ihre Beantwortung. Don Carlos forderte ihn vor, verlangte genauere Aufklärungen, zeigte sich den Truppen bei einer Revue. Aber als er aus der Mitte vieler Bataillone hören mußte: „Es lebe Maroto, es lebe der Friede", als auf seine Frage: „Wollt ihr mir folgen?" kein Ja laut wurde, gab er mit dem Ruf „Wir sind verraten" seinem Pferd die Sporen. Am nächsten Tage, dem 26. August, traf Maroto mit Espartero zusammen. Indessen wurde man wegen der streitigen Sicherung der Fueros nicht handelseinig. Die Besprechung endigte sogar mit gegenseitigen Vorwürfen. Espartero drohte mit erneutem Angriff. Maroto hielt es für ratsam, gegenüber Don Carlos die Maske des „reuigen Vasallen" anzunehmen. Aber er hatte keine Wahl mehr. Don Carlos nahm ihm das Kommando. Seine eigenen Generale drangen auf Friedensschluß. Er teilte Espartero mit, die Führer der Korps von Castilien, Vizcaya, Guipuzcoa seien zur Unterwerfung bereit und entsandte Bevollmächtigte, die in Oñate mit diesem zusammentraten. Dort kam der Vertrag zustande, der am 31. August in Vergara bestätigt wurde. Sein erster Artikel enthielt die Zusage Esparteros, „er werde der Regierung angelegentlich die Erfüllung ihres Versprechens empfehlen, sich förmlich zu verpflichten, den Cortes Gewährung oder Änderung der Fueros vorzuschlagen". Die wichtigsten der übrigen Artikel betrafen Anerkennung aller Grade und Stellen, Pensionirung der Zurücktretenden, Übergabe von Geschützen und Kriegsvorräten, Auslieferung von Gefangenen, Fürsorge

Don Carlos' Erscheinen und Flucht.

Zusammenkunft Marotos und Esparteros. 26. Aug.

Vertrag von Vergara. 31. August.

[1]) Die chronologischen Irrtümer Piralas, die Baumgarten III. 607 rügt, finden sich teilweise auch bei Lafuente XXI. wieder. Sehr wichtig ist das Tagebuch eines „confident de Maroto", das bei Lichnowski: Souvenirs II. 283 ff. ausgezogen ist.

für Witwen und Waisen. Den Divisionen von Alava und Navarra sollten im Falle der Waffenstreckung die gleichen Bedingungen gewährt werden.

Don Carlos' Entweichen nach Frankreich. 14. Sept.

Der Vertrag von Vergara war der Todesstoß für die Sache des Karlismus. Zwar suchte Don Carlos, sich in Navarra noch zu behaupten, aber seine Streitkräfte waren schwach und zuchtlos. Es blieb ihm nichts übrig, als am 14. September mit ein paar tausend Getreuen vor Espartero über die französische Grenze zu entweichen. Die Regierung Louis Philipps wies ihm Bourges als Aufenthaltsort an. Nach seiner Flucht ward der letzte Widerstand seiner Anhänger in den baskischen Bergen gebrochen. Auch die zahlreichen karlistischen Banden in den mittleren Provinzen wurden hierauf der Fortsetzung des Kampfes müde. Nur im Westen

Ende Españas.

dauerte er noch eine Weile. In Catalonien hielt der alte Graf España, der im Sommer 1838 daselbst die Führung übernommen hatte, das Banner König Carlos' V. hoch. Als er hörte, daß sein Herr den Boden Spaniens verlassen hatte, erklärte er die karlistische Junta Cataloniens, deren Präsident er war, für souverän. Indessen eben diese Junta bereitete ihm den Untergang. In ihr lebte die unauslöschliche Erinnerung an sein hartes Verfahren gegen rebellische Parteigenossen im Jahre 1827 (s. II. 273) und der heimliche Groll Rachedurstiger wegen seiner strengen Ahndungen von Räuberei und Ungehorsam. Sie lockte ihn am 26. Oktober aus seinem Hauptquartier herbei, legte ihm Fesseln an und überlieferte ihn, angeblich zum Transport nach Frankreich, einer Bande von Mordgesellen, die ihn nach dreitägigen Marterungen in einen reißenden Bergstrom stürzten.

Letzte Kämpfe Cabreras.

Nun stand einzig Cabrera mit dem von ihm geschaffenen kleinen Heer in Aragon noch aufrecht. Zurückgeworfen in die Defensive hielt er die Übermacht Esparteros in Schach und jagte sie sogar vor sich her. Aber durch schwere Krankheit gelähmt, außerstande seine Mannschaft zu erhalten, von Verrätern umlauert, sah er im Frühling 1840 alle seine festen Plätze fallen und mußte über den Ebro nach Catalonien gehen. Dort fand er nach Españas Ermordung keinen Rückhalt mehr. Am 6. Juli trat auch er mit den Trümmern seines Heeres auf französisches Gebiet über. Als er die Waffen niederlegte, war es, wenn auch nicht für immer mit dem Karlismus, so doch mit dem großen Karlistenkriege zu Ende.

Ende des Karlistenkrieges.

Das blutige Drama, das die Zeitungsleser und die Machthaber diesseits der Pyrenäen Jahre lang beschäftigt, hatte seinen Abschluß gefunden. Es war endgiltig entschieden, daß innerhalb jenes weiten, der europäischen Staatengemeinschaft angehörigen südlichen Gebietes die Sache unterlegen war, die nach ihren politischen, geistigen und wirtschaftlichen Idealen den neuzeitlichen Anforderungen niemals hätte

genügen können. Dies allgemeine geschichtliche Ergebnis hatte gewissermaßen schon im Sommer 1839 Villiers, der bisherige englische Gesandte in Madrid, vorweggenommen. Von seinem Posten abgerufen, um als Lord Clarendon ins Oberhaus und bald danach als Großsiegelbewahrer ins Kabinet einzutreten, hatte er geglaubt, vor den Peers dem Triumph der Cristinos die Gewähr eines überaus glücklichen Zustandes Spaniens zuschreiben zu dürfen: „Leben und Besitztum sind sicherer, die Einkünfte um die Hälfte höher als sie je gewesen; eine große Klasse von Eigentümern ist durch den Verkauf von Nationalgütern geschaffen worden; das Kapital fließt in nützlichere Kanäle ab, die Erziehung, der Ackerbau machen rasche Fortschritte und trotz der Verwüstungen des Krieges legt jetzt Spanien einen weit solideren Grund zu künftigem Wohlstand als damals, wo es zu seinem Unheil Amerika entdeckte und jeden Trieb zur eigenen Anstrengung verlor." Indessen war in diesen Worten ein gut Teil Täuschung oder Selbsttäuschung zu finden. Man mochte sie immerhin als Bekenntnis optimistischer Erwartungen gelten lassen. Aber die Gegenwart zeigte unstreitig ein Bild, das sich weit weniger glänzend ausnahm.

Clarendons Urteil über den Sieg der Cristinos.

Zunächst war es doch unverkennbar, daß der Bürgerkrieg viel tiefere Spuren hinterlassen hatte, als Clarendon für gut fand, zu enthüllen. Zahlreiche Ortschaften waren verheert, die Wohnstätten in Flammen aufgegangen, die Eigentümer geflüchtet. Eine Schilderung, wie sie der Deutsche Rahden aus eigener Anschauung von Nieder-Aragon entwirft, paßte auch auf andere Gegenden des schwer heimgesuchten Landes, besonders im Norden. „Der Lebensnerv der Bewohner war zerschnitten. Der Grundbesitz war durchaus zerstört, die Häuser niedergebrannt, das ganze Mobiliarvermögen, Ackerbau und hauptsächlich der Viehstand, sonst die einzige Quelle der Wohlhabenheit, vernichtet." Je mehr Existenzen durch den Krieg brotlos und heimatlos gemacht worden waren, desto stärker war die Verlockung für ungebundene Wildlinge, sich als Schmuggler oder Räuber durchzuschlagen. Die Auflösung karlistischer Guerrillasbanden mußte dazu dienen, ihre Reihen noch zu verstärken. Selbst auf der großen Straße zwischen Madrid und Bayonne kamen trotz Aufstellung von Reiterposten kecke Überfälle vor[1]). Auf dem flachen Lande war es nach dem Zeugnis mancher Reisenden kaum besser bestellt als in den letzten Jahren der Regierung Ferdinands VII. Gutsbesitzer unterwarfen sich hie und da der Zahlung eines Tributes, um von den Gewaltthaten der Banditen verschont zu bleiben, oder gewährten ihnen sogar eine Zuflucht. Flurschützen wurden zu ihren geheimen Helfershelfern oder traten mit ihnen in Wettbewerb. Die Furcht vor der unvermeidlichen

Folgen des Bürgerkrieges.

Verwüstungen.

Unsicherheit.

[1]) J. Transky: Spanische Zustände in den Jahren 1843 und 1844, Stuttgart 1846. S. 355 nach eigenem Erlebnis. Ich verwerte seine Schilderung auch sonst.

Rache der Übelthäter legte den Zeugen ihrer Verbrechen Schweigen auf oder lähmte die Hand des Richters. Kam es jeweilen zu einer Verurteilung der Schuldigen, so wurden sie nicht selten wie vormals Gegenstände der Bewunderung und poetischer Verklärung.

Mängel der Volksbildung.

Auch die Fortschritte der Erziehung und des allgemeinen Wohlstandes, die Clarendon pries, lagen noch im weiten Feld. Allerdings blieb die Gründung einer Normalschule für Lehrer, die seit 1839 in Madrid bestand, und die Thätigkeit einer 1838 gestifteten Gesellschaft für Verbesserung der Volksbildung nicht ohne heilsame Folgen. Allein es dauerte zwei Jahrzehnte, bis ein allgemeines Unterrichtsgesetz erging, und seine Durchführung scheiterte vornehmlich am Mangel der Geldmittel. Desgleichen währte es geraume Zeit, ehe die Wirkungen der großen wirtschaftlichen Umwälzung, die durch den Verkauf der Kloster- und Kirchengüter bedingt waren, in der allmählichen Hebung des Ackerbaues und des Gewerbefleißes ans Licht traten. Vorübergehend, durch ein Gesetz vom 16. Juli 1840, wurde sogar der Verkauf der Güter des Säkularklerus unterbrochen, bis ein neues Gesetz vom 2. September 1841 ihn wieder frei gab. Danach kam im Laufe von drei Jahren etwa ein Sechstel aller Güter der toten Hand auf den Markt, jedoch nicht sowohl zum Gewinn der Bauern, als hauptsächlich zum Vorteil eines Teiles der Mittelklasse[1]).

Langsame Wirkungen der Säkularisation.

In dieser Mittelklasse, soferne sie nicht in den Sorgen des Tages aufging, war noch am meisten Teilnahme an den politischen Ergebnissen des Bürgerkrieges zu finden. Die Masse der Bevölkerung, abgestumpft nach so vielen Erschütterungen, zeigte eine fremden Ankömmlingen auffallende Gleichgiltigkeit gegen die nächstfolgenden Parteikämpfe und Regierungsänderungen. Die Politik war nach dem Urteil unverblendeter Beobachter im ganzen und großen ein Geschäft oder eine Spekulation geworden. Dies galt besonders für die Überfülle der staatlichen Angestellten im wirklichen Dienst, deren Gehalt oft ein paar Jahre im Rückstand war, und der in Ruhestand versetzten Beamten mit bloßem Titel. Beiden Klassen schwebte beständig die Hoffnung einer Verbesserung ihres Loses durch einen Ministerwechsel vor Augen. In demselben Gedankenkreise bewegten sich großenteils die vielen hunderte beschäftigungsloser, schlecht bezahlter oder pensionirter, unzufriedener Officiere. Leicht bereit, sich einer Empörung gegen die bestehenden Gewalten anzuschließen, boten sie den zahlreichen „Pronunciamentos", die sich im weiteren Laufe der Geschichte Spaniens ablösten, den stärksten Rückhalt. Der Staat, der sich äußerlich in den Bahnen des konstitutionellen Schemas bewegte, blieb bedroht durch thatsächliche Abhängigkeit von der Soldatenherrschaft.

Die Politik als Geschäft.

Pronunciamentos.

---

[1]) Lafuente XXII. 556, 558 ff. XXIII. 10. Garrido a. a. O. S. 121, Transky a. a. O. S. 344, 345.

Ein erstes Beispiel dieser dauernden Gefährdung erlebte man unmittelbar nach der Beendigung des Bürgerkrieges. Von allen Generalen der Cristinos genoß keiner ein solches Ansehen wie Espartero. Der Kärnerssohn aus der Mancha, dessen Name mit den glänzendsten Titeln, dessen Brust mit den höchsten Orden geschmückt war, wurde in den hellsten Tönen als der Unbesiegliche gefeiert und als Retter des Gemeinwesens angebetet. In seinem Naturell lag freilich nichts, was ihn zum genialen Übermenschen gestempelt hätte. Als Feldherr war er weit mehr durch das Glück als durch eigene hervorragende Leistungen begünstigt worden. Aber seine persönliche Tapferkeit, seine rauhe Tugend, seine kasernenmäßige Anpassung an Lebensweise und Sprache des gemeinen Mannes hatten ihn zum Abgott der Soldaten gemacht. An wirklich staatsmännischen Einsichten fehlte es ihm durchaus. Ohne Scharfblick für den tieferen Zusammenhang der Dinge und kein großer Menschenkenner ward er der Spielball derer, die ihm Erhaltung seiner gebietenden Machtstellung versprachen. Im damaligen Moment waren es die Progressisten. Sie hatten ihn seit lange mit Erfolg umworben und besaßen in seinem Sekretär und Berater General Linage, einem Mann von zweideutiger Vergangenheit, der auch für klingende Münze von englischer Hand nicht unempfänglich sein sollte, den beredtesten Fürsprecher[1]). Hingegen mochte die Königin-Regentin hoffen, im Bunde mit den Moderados die außerordentlichen Ansprüche des Siegesherzogs, die sie schon während des Krieges häufig peinlich empfunden hatte, im Friedenszustand abschwächen zu können.

Stellung Esparteros.

Nach der Auflösung der Cortes im Sommer 1839 hatten die Progressisten aufs neue die Mehrheit erlangt. Es war begreiflich, daß sie diesen Erfolg auszunutzen gedachten, um das schwache Ministerium Perez de Castro zu ihren ausschließlichen Gunsten zu verändern. Noch gelang es diesem, die große Frage, die nach dem Vertrag von Vergara eine schleunige Lösung erforderte, durch einstimmigen Beschluß zur Entscheidung zu bringen. Die Fueros der baskischen Provinzen wurden, wennschon mit mannichfaltigen Einschränkungen, bestätigt. Dann aber führte der Austritt des Kriegsministers Alaix, des Vertrauensmannes Esparteros, eine Krisis herbei. Der Justizminister bildete die Regierung im Sinn der Moderados um. Die progressistische Mehrheit der Abgeordneten antwortete mit der Aufforderung zur Steuerverweigerung. Der Regierung blieb wieder nichts anderes übrig als die Auflösung der Cortes. Bei den Neuwahlen machte sie von allen erlaubten und unerlaubten Mitteln Gebrauch, um die feindliche Mehrheit zu sprengen.

Die Progressisten in den Cortes.

Auflösung. 18. Nov. 1839.

[1]) Berichte Rumignys 16. 17. Dec. 1839. Arch. Paris. (Die Königin-Regentin sagt über Linage u. a. „Vous savez que ce même homme a été le confident d'Eguia, ministre de Don Carlos".)

Nach erbittertem Wahlkampf, in dem auch englisches Geld und englische Agenten eine Rolle gespielt haben sollten[1]), gelang es ihr in der That, Englands Schützlinge, die Progressisten, zu schlagen. Aber deren Führer Argüelles, Calatrava, Olozaga, Cortina, Lopez, San Miguel waren auch in der Opposition noch gefährlich. Die Debatten verliefen unter Teilnahme der Gallerieen sehr stürmisch. Unruhige Bewegungen in der Hauptstadt wurden nur durch die Drohung des Belagerungszustandes gedämpft. Um den Progressisten endgiltig die Wurzeln abzugraben, ward den Cortes ein neues Gemeindegesetz vorgelegt. In der That ruhte die Stärke der progressistischen Partei vorzüglich in der an freistaatliche Unabhängigkeit grenzenden Selbständigkeit der Municipalitäten. Sie war 1823 gemäß der Cortesverfassung von Cadiz durch ein Gesetz verbürgt, das 1837 in vollem Umfang wiederhergestellt worden war. Danach gingen die Stadträte und ihre Vorsitzer, die Alcalden, aus allgemeinen Wahlen hervor. Die Befugnisse beider Behörden erstreckten sich auf Polizei, Steuererhebung, Justiz, Nationalgarden. Der Centralregierung fehlte ein wirksames Recht der Beaufsichtigung. Oft genug waren Mißbräuche dieses Systems in Betrügereien und Gewaltsamkeiten zum Vorschein gekommen. Aber die Moderados begnügten sich nicht damit, unter Schonung des Grundsatzes der Selbstverwaltung, auf berechtigte Abhilfe zu denken. Mit den Vorschlägen eines hohen Census, der Ernennung des Alcalden durch die Regierung, der Unumgänglichkeit ihrer Zustimmung zu Beschlüssen der Stadträte nahmen sie sehr anfechtbare französische Einrichtungen zum Muster. Der Widerstand der Progressisten in den Cortes gegen diese Vorschläge war vergeblich. Die ermüdeten hauptstädtischen Massen blieben ruhig. Am 6. Juni wurde das tiefeinschneidende Gesetz angenommen.

Wahlsieg der Moderados.

Annahme des Gemeindegesetzes. 6. Juni 1840.

Da warf Espartero seinen Degen in die Wagschale. Er hatte schon die Auflösung der letzten Cortes mißbilligt und machte der Regentin aus seinem Widerwillen gegen das neue Gemeindegesetz kein Hehl. Sie kam ihm mit schmeichelhaften Gunstbezeugungen entgegen und bot ihm das Präsidium des Ministeriums an. Ohne Arg begab sie sich sogar mit ihren Töchtern zum Gebrauch der Seebäder nach Barcelona, in die leicht erregbare Hauptstadt Cataloniens. Hier schaltete als Generalkapitän jener Juan van Halen, der 1830 die Barrikaden Brüssels verteidigt hatte (s. IV. 111). Er war Espartero blind ergeben. Dieser selbst hatte eben damals die letzten Funken des Karlistenkrieges in Catalonien ausgetreten und gebot unbedingt über Heer und Volk. Bei seiner ersten Zusammenkunft mit Cristina heischte er, daß sie dem neuen Gemeindegesetz, das „ein Attentat gegen die Verfassung" sei und eine Revolution verursachen

Gegnerschaft Esparteros.

Sein Auftreten in Barcelona.

[1]) Bericht Rumignys 21. Dec. 1839. Arch. Paris.

werde, die Sanktion verweigere. Sie verschanzte sich hinter ihre verantwortlichen Minister und gab auf deren Drängen hin am 14. Juli die verlangte Sanktion. Sobald Espartero dies erfuhr, bat er um Entlassung von allen seinen Ämtern. Das genügte, um in Barcelona einen Tumult hervorzurufen, dem die Minister sich nicht gewachsen fühlten. Sie überließen das Feld Espartero, der gemeinsam mit van Halen die Ruhe herstellte, aber zugleich der Regentin ein Ministerium seiner Mache aufzwang. Die neuen Minister forderten mit seiner Zustimmung sofortige Auflösung der Cortes, Suspension der von ihnen angenommenen Gesetze, gründlichen Wechsel der gesamten Beamtenschaft.

Erzwingung eines neuen Ministeriums. 18. Juli.

Dies war zu viel für die Regentin. Sie widersprach, begab sich nach Valencia unter den Schutz des Generals O'Donnell, des Sohnes des Grafen von Abisbal, und ernannte dort ein anderes Ministerium, in dem die Moderados vorherrschten. Aber nun gerieten die Gemeinderäte und Milizen der großen Städte in Bewegung. Madrid ging am 1. September voran. Soldaten und Milizen fraternisirten. Eine provisorische Junta nahm den Behörden die Zügel aus der Hand. Sie beschwor die Regentin, von einer „offenbaren Verletzung der Verfassung und der Freiheit" abzustehen, und setzte sich mit den Junten der übrigen Gemeinden in Verbindung. Cristina wußte sich keinen Rat, als Esparteros Hilfe anzuflehen. Er las ihr in einem ausführlichen Schreiben den Text und ließ durchblicken, das heldenmütige Heer werde nur dann „ein starker Schild des konstitutionellen Thrones" bleiben, wenn sie die unerläßlichen „Maßregeln der Rettung" ergreife. Mit einer Art diktatorischer Gewalt bekleidet und zum Ministerpräsidenten ernannt, zog er darauf im Triumph nach Madrid. Dort stellte er im Einverständnis mit der Junta sein progressistisches Ministerium zusammen. Am 9. Oktober war er, umgeben von dessen Mitgliedern, wieder in Valencia. Die Regentin hatte bis dahin alles geschehen lassen. Aber das Programm, das ihr von dem Ministerium vorgelegt wurde, erschöpfte ihre Geduld. Es mutete ihr u. a. den Erlaß eines Manifestes zu, das ein förmliches Schuldbekenntnis enthalten sollte, und stellte ihr die künftige Überwachung durch „Mitregenten" in Aussicht. Sie legte die Regentschaft nieder, empfahl ihre Töchter dem Schutz Esparteros und begab sich mit ihrem Hofstaat nach Paris zu ihrem Oheim Louis Philipp.

Vergeblicher Widerstand Cristinas.

Diktatur Esparteros.

Verzicht und Abreise Cristinas. 12. Okt. 1840.

Die Progressisten, mit Espartero an der Spitze, waren Herren des Landes. Viele Führer der Moderados waren freiwillig in die Verbannung gegangen. Die Cortes, die sich nach der Auflösung der letzten Versammlung am 19. März 1841 vereinten, wurden ganz von der progressistischen Partei beherrscht. Als wichtigste Aufgabe lag ihnen die Bestellung einer neuen Regentschaft ob. Nach der Verfassung hatte man die Wahl, sie einem Einzigen oder einem Kollegium, sei es von drei, sei es von fünf Personen

Neue progressistische Cortes. 19. März 1841.

anzuvertrauen. Die demokratischen Grundsätze der Progressisten sprachen für die Berufung einer Kollegialbehörde. Indessen drohte Espartero, gedrängt durch seinen Berater Linage, in nicht mißzuverstehender Weise mit seinem Rücktritt, falls man sich nicht für die Einzahl entscheide. Daraufhin beschlossen die Cortes, bis zur Volljährigkeit der Königin Isabella, d. h. bis sie das vierzehnte Lebensjahr erreicht habe, die Regentschaft einer einzigen Person zu übertragen, und wählten als solche mit bedeutender Mehrheit den „Siegesherzog" Espartero. Der „göttliche" Argüelles, auf den nicht wenige Stimmen gefallen waren, wurde, ohne Rücksicht auf einen Protest der Königin Cristina, mit dem Posten des Vormundes Isabellas und ihrer Schwester abgefunden.

Espartero Regent. 8. Mai 1841.

Das spanische Volk in seiner Masse nahm diese Vorgänge so gut wie teilnahmlos hin. In den Reisebriefen der Gräfin Ida Hahn-Hahn aus jener Zeit ist wohl von Ausbrüchen glühender Begeisterung über ein Stiergefecht, aber auch von völliger Kühle beim Bekanntwerden der Regentschaft Esparteros die Rede. Ebenso kühl verhielten sich die Großmächte Europas. Höchstens für Englands politische und kommercielle Interessen mochte die scheinbare Befestigung der Partei und des militärischen Parteihauptes nicht gleichgiltig sein, mit denen man von früher her in sehr guten Beziehungen stand. Andrerseits kam Frankreichs Schutz der besiegten Gegenpartei der Moderados zustatten, die in Paris an der Königin Cristina eine wertvolle Bundesgenossin besaßen. Die Ostmächte sahen nicht ohne Schadenfreude auch auf diesem Felde die einstige Verbindung der Westmächte gelöst. Ihr eigenes Verhalten gegenüber der spanischen Regierung blieb ganz das gleiche wie bisher. Es war auch für andere, wie Sardinien, Neapel, den Kirchenstaat, maßgebend. Englische Bemühungen, darin Wandel zu schaffen, waren ganz ergebnislos. Nach dem Übertritt Don Carlos' auf französischen Boden erging von einigen Höfen und vom Hause Rothschild die Anfrage an Metternich, ob jetzt nicht der Augenblick für die Beglaubigung von Bevollmächtigten in Madrid gekommen sei. Seine Antwort lautete: „Für uns hat sich in der spanischen Frage nichts geändert"[1]). Nach der Einsetzung der Regentschaft Esparteros bezweifelte er, daß diesem „die Rolle eines politischen Messias für das arme Land beschieden sei" und verteidigte in einer nach London gerichteten Weisung „die abwartende Haltung Östreichs, Rußlands und Preußens". Es war schmerzlich genug, daß sie Don Carlos, der nach Metternichs „tiefer Überzeugung" das Recht für sich gehabt, hatten weichen sehen müssen. Aber von einer Anerkennung Isabellas sollte Metternichs Worten nach erst die Rede sein, wenn das „thatsächlich" Bestehende „Vertrauen für die Gegenwart und Sicherheit für die Zukunft verbürge". —

Gleichgiltigkeit des Volkes.

Gegensätzliche Stellung der Westmächte.

Passivität der Ostmächte.

[1]) Bericht Rumpffs 31. Okt. 1839 Stadt-Archiv Frankfurt a. M. — Russell an Werther 18. Dec. 1840. Berichte Maltzans 14. Dec. 1840, 2. Jan. 1841. Arch. Berlin.

Dank der Wechselwirkung, die seit lange die beiden Staatswesen der pyrenäischen Halbinsel aufeinander ausgeübt hatten, zeigte die Geschichte Portugals auch in dieser Zeit den deutlichen Einfluß der Geschichte des Nachbarlandes. Allerdings von einer Parallele zum Karlistenkrieg konnte nach der Vertreibung Dom Miguels keine Rede sein. Allein immer noch gab es eine miguelistische Anhängerschaft. Sie fand sich vor allem im Klerus, der die erlittenen Einbußen nicht verschmerzen konnte, und in der Klientel kleiner Leute, die von den Klosterspenden gelebt hatten. Die zum Siege gelangten Liberalen ihrerseits zerfielen wie in Spanien in Radikale und Gemäßigte. Jene wären nur durch Herstellung der Verfassung von 1822 befriedigt worden. Diesen genügte die Wiederaufrichtung der Verfassung von 1826. Der nachwirkende Zwist der Parteien war kein geringes Hindernis für die Durchführung der zahlreichen Reformen gewesen, die schon zu Lebzeiten des Regenten Dom Pedro in Angriff genommen wurden. Noch viel mehr aber erschwerten ihre Verwirklichung die wie in Spanien tief eingewurzelten Mißbräuche von Ämterjagd, Stellenkauf, Bestechlichkeit, die lange Gewöhnung an Prellereien und Gewaltthätigkeiten aller Art, und nicht zuletzt die völlige Zerrüttung der Finanzen. So blieb es nach Dom Pedros Tode, als sich im Namen der Königin Maria unter Zustimmung der Cortes eine Fülle neuer Gesetze und Dekrete über das Land ergoß. Nach dem Urteil des wackeren Hessen Eschwege, der wieder wie vormals das portugiesische Bergwesen leitete, trat sogar eine Verschlimmerung der allgemeinen Zustände ein, da die Minister der jungen, unerfahrenen Fürstin gegenüber sich freier fühlten. Er sah wohl die prunkende Überschrift „Freie Institutionen" über der Façade des „in Eile aufgeführten Palastes" der konstitutionellen Monarchie. Aber er vermißte die Vollendung „des inneren Ausbaues" und die Möglichkeit, „sich in dem schon vollendeten Teile zurecht zu finden". Sein Schlußurteil lautete: „Nirgends Beharrlichkeit, lauter halbe Maßregeln, nichts Ganzes, lauter Stückwerk aus wurmstichigen Materialien zusammengeflickt"[1]).

Portugal.

Parteiung der Liberalen.

Mängel des Staatswesens.

Für den Gemahl der Königin, woferne er ein Mann von Einsicht und Thatkraft war, bot sich unter diesen Umständen eine sehr lohnende, aber auch äußerst schwierige Aufgabe. Prinz August von Leuchtenberg, dem Maria zu Anfang des Jahres 1835 die Hand gereicht hatte, war der Lösung dieser Aufgabe schon zwei Monate später durch sein jähes Hinscheiden entrückt worden (s. IV. 445). Hierauf ward der Königin im nächsten Jahr, unter Palmerstons Einfluß, auf Vorschlag König Leopolds von Belgien in der Person seines Neffen Ferdinand aus dem katholischen Hause Koburg-Kohary ein zweiter Gatte zugeführt. Der deutsche Prinz, dem es an Verstand, Kenntnissen und gutem Willen nicht fehlte, erfreute sich zuerst

Vermählung der Königin mit Ferdinand von Koburg. 9. April 1836.

[1]) W. L. von Eschwege: Portugal 1837. I. 73 ff. 90 ff. u. s. w.

einer freundlichen Aufnahme. Bald aber weckte seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des portugiesischen Heeres den Haß gegen den Fremden und steigerte die politische Gärung. Dadurch ward der Rückschlag der militärischen Revolte von La Granja und des Triumphes der spanischen Exaltados auf Portugal erleichtert. Ein Volks- und Soldatenaufstand in Lissabon erzwang im September die Annahme der radikalen Verfassung von 1822, den Verzicht Ferdinands auf den Oberbefehl, die Berufung eines neuen Ministeriums[1]). Indessen erlangte die Königin, die sich unter englischen Schutz flüchtete, das Zugeständnis, daß eine Revision der Verfassung von 1822 durch konstituirende Cortes vorgenommen werden sollte.

Aufstand in Lissabon. 9. Sept. 1836. Annahme der Verfassung von 1822.

Die konstituirenden Cortes traten in der That im Sommer 1837 zusammen. Aber ihre Arbeit ward durch den Kampf der Parteien, die sich mit den Waffen gegenübertraten, gestört. Die „Septembristen", die Anhänger der Verfassung von 1822 rangen mit denen der Carta von 1826, den „Cartisten", um den Sieg. Das Land litt unsäglich darunter, und am Hof schwebte man in beständiger Furcht vor gewaltsamen Anschlägen. Die Briefe, die Prinz Ferdinand und sein vertrauter Sekretär Dietz, ehemals sein Erzieher, in die Heimat richteten, waren erfüllt von Klagen über die trostlose Lage der Monarchie[2]). Doch kam die Geburt eines Thronfolgers, die ihre Dauer zu verbürgen schien, der Königin zustatten. Auch schwächte sich die Abneigung gegen ihren Gemahl, der nun den Titel eines Königs von Portugal empfing, allmählich ab. Eine schwere Niederlage der „Cartisten" zwang ihre Führer im Herbst 1837 zur Flucht nach England. Endlich brachten die konstituirenden Cortes nach Bewältigung einer letzten Erhebung in Lissabon die Verfassungsrevision zum Abschluß. Das neue Grundgesetz ward von der Königin und ihrem Gemahl am 4. April 1838 beschworen. So wenig es seinen demokratischen Ursprung verleugnen konnte, enthielt es doch, wie die revidirte spanische Cortesverfassung von 1837, starke Milderungen der radikalen Vorlage. So ward das absolute Veto des Königs und das Zweikammersystem beibehalten: dieses freilich mit Verwandlung der Pairskammer in einen für sechs Jahre gewählten Senat und mit Einführung direkter Wahlen für die Abgeordneten.

Konstituirende Cortes. 1837.

Kampf der Parteien.

Flucht der Führer der „Cartisten".

Neues Grundgesetz. 4. April 1838.

---

[1]) Viele Einzelheiten in den Berichten St. Priests 27. August, 10. Sept. (danach hätte die Königin „d'après une idée de M. Howard", des englischen Gesandten, eine „protestation secrète" unterzeichnet) 12. 22. Sept. Bois-le-Comtes 6. 7. 19. Nov. 1836. Arch. Paris.

[2]) Höchst interessante Briefe des Prinzen Ferdinand an seinen Vater 24. Juli 1837 und Dietz' an den Herzog Ferdinand von Koburg 24. 29. 31. Juli, 5. 7. August 1837 (Beilagen in Kopie zu Metternichs Weisung an Trautmannsdorff 7. Dec. 1837). Arch. Wien. Über Dietz weiteres in Band VI Kapitel 3 dieses Werkes. Vgl. Ernst von Koburg: Aus meinem Leben I. 55 und G. von Heeringen: Reise nach Portugal 1838. I. 164.

Eine Amnestie für alle seit dem September 1836 begangenen politischen Verbrechen bezweckte die Aussöhnung der feindlichen Parteien, der „Septembristen" und der „Cartisten". Ein neues Wahlgesetz eröffnete ihnen die Arena für friedlichen Wettstreit auf dem gewonnenen Boden. Abgesehen von der Provinz Algarve war der Guerrillakrieg fast überall zu Ende gebracht. Ohne starke Erregung gingen die Wahlen zur ersten Versammlung der beiden Kammern der Cortes vor sich. Heftige Worte, die noch hier wie in den Klubs gehört wurden, und scharfe Äußerungen einer ungezügelten Presse fanden, da auch in Portugal wie in Spanien die Massen abgestumpft waren, nur ein schwaches Echo. Ein gegen Ende des Jahres 1839 gebildetes, vom Vertrauen der Gemäßigten und des Königspaares getragenes Ministerium durfte es wagen, die Cortes anfangs 1840 aufzulösen. Es bemühte sich, bis zum Zusammentritt der neuen Kammern auf dem Wege der Verwaltung Ersprießliches zu leisten[1]). Revolutionäre Unternehmungen scheiterten. Als Herzog Ernst von Sachsen-Koburg im Sommer 1840 die königlichen Verwandten in Lissabon besuchte, fand er sie „in einer wohlbefestigten, politisch anscheinend unerschütterlichen Stellung".

Amnestie.

Beruhigung des Landes.

Es war nicht zu leugnen, daß der Eintritt verhältnismäßiger Ruhe die Förderung mancher Verbesserung begünstigte, die das moderne Staatswesen dringend erheischte. Die Handhabung der Polizei, vornehmlich in Lissabon, wurde straffer. Ein 1837 eingesetzter „Gesundheitsrat" gab dem gesamten Medicinalwesen eine praktische Umgestaltung. Ein zwei Jahre vorher errichteter „Wohlthätigkeitsrat" machte Vorschläge zur Regelung und Beaufsichtigung des Straßenbettels. An Instruktionen und Dekreten, die das Unterrichts- und Justizwesen betrafen, war kein Mangel. Die unterbrochene Katastrirung des Landes, ohne die eine richtige Veranlagung der Grundsteuer unmöglich war, wurde wieder aufgenommen und die Erhebung der direkten Steuern vereinfacht. Die wirtschaftlichen Wirkungen des Verkaufs der Nationalgüter machten sich, wenn auch wie in Spanien nur sehr langsam, geltend. Auch blieb das Bemühen nicht ganz vergeblich, durch Erleichterungen, die man Pächtern und Nutznießern bisheriger Kirchen- und Klostergüter gewährte, die Zahl der kleinen Grundbesitzer zu vermehren[2]). Allein viele der erlassenen Verfügungen standen wieder nur auf dem Papier. Insbesondere traten der Entwicklung der Landwirtschaft u. a. die dauernden Mängel der Bewässerung und der Verkehrsmittel, die bestehenden Gemeindehutungen,

Reformbestrebungen.

Ihre Unzulänglichkeit.

[1]) Berichte des nichts weniger als optimistischen preußischen Vicekonsuls Poppe in Lissabon z. B. 1. Mai, 25. Juni, 16. Sept., 5. Dec. 1838, 8. April, 30. Nov., 10. 22. Dec. 1839, 16. Febr., 4. Mai, 17. August, 12. Sept. 14. Nov. 1840. Arch. Berlin.

[2]) J. von Minutoli: Portugal im Jahre 1854 (mit Rückblicken auf die frühere Zeit) 2 Bände 1855.

die Kürze der Verpachtungstermine, das Fehlen an Belehrung und Betriebskapital hindernd entgegen (s. II. 50). An staatliche Abhilfe oder Unterstützung war in den seltensten Fällen zu denken. Denn trotz der Erhöhung drückender Auflagen hatte man fast regelmäßig mit einem Jahresdeficit zu kämpfen.

Erschlaffung der Industrie.

Der wundeste Punkt der wirtschaftlichen Zustände des Landes war und blieb vielleicht immer noch die trostlose Erschlaffung der Industrie. Hier konnte man die Verflechtung der inneren und der äußeren Politik mit Händen greifen. Von den großen Mächten Europas bewahrte England, dessen Schutz vor allem Maria ihren Thron und Portugal das konstitutionelle Regiment verdankte, seine alte beherrschende Stellung am Tejo. Dem englischen Gesandten in Lissabon, wennschon er nicht nach weitverbreiteter Vorstellung „einem römischen Prokonsul am Hofe der asiatischen oder afrikanischen tributären Könige" glich, eignete doch „eine folgenrechte und natürliche Suprematie"[1]). Der Lohn für das herkömmliche Protektorat, das Portugal dem großen Alliirten zahlte, bestand vor allem in den England eingeräumten Vorrechten für die Einfuhr seiner Fabrikate (s. II. 51. 52). Der Methuen-Vertrag von 1703 und der Handelsvertrag von 1810 waren klassische Zeugnisse dieser Bevorzugung. Mit der Befestigung des Repräsentativsystems in Portugal kam es aber zu lebhaften Äußerungen der öffentlichen Meinung gegen jene Verträge, durch die das Land gefesselt und der Aufschwung seiner eigenen Gewerbsthätigkeit gehemmt werde. Man war entschlossen, den Vertrag von 1810, dessen Ablauf bevorstand, nicht ohne bedeutende Änderungen zu erneuern und verkündete 1837 einen Zolltarif, mit dem man den Grund zur Aufrichtung einer blühenden Nationalindustrie gelegt zu haben wähnte. Die „Septembristen" standen in der Bekämpfung der „Ausbeutung" Portugals durch den englischen Schutzherrn an der Spitze.

Drückende Schutzherrschaft Englands.

Der Zolltarif von 1837.

Verhalten Frankreichs.

Kundige Beobachter der Dinge, die an Ort und Stelle weilten, nahmen eine geheime Unterstützung dieser Bestrebungen durch Frankreich an. Zur Lockerung des Bandes der beiden Hauptglieder der Quadrupel-Allianz hätte sie in der That sehr wohl gepaßt. Reibungen ihrer Vertreter in Lissabon gehörten nicht zu den Seltenheiten[2]). „Die Franzosen, meinte der vertraute Sekretär König Ferdinands, wollen sich in Portugal dafür rächen, daß die Engländer in Spanien ihnen Vorteile abgewonnen haben."[3]) Frankreichs eigenes Interesse wäre freilich zunächst kaum geschädigt worden, da es außer Luxusartikeln nichts an Portugal verkaufte[4]). Wie es sich auch mit der Stellung der Westmächte zueinander in Lissabon

[1]) (Lichnowski): Portugal: Erinnerungen aus dem Jahre 1842. Mainz 1843.
[2]) Z. B. Berichte Bois-le-Comtes 27. Nov. 1837, 31. März 1838. Arch. Paris.
[3]) Dietz an Herzog Ferdinand von Koburg 5. August 1837 a. a. O. Arch. Wien.
[4]) Bericht Poppes 16. Juli 1838. Arch. Berlin.

verhalten mochte: England war nicht gesonnen, auf sein dortiges Übergewicht zu verzichten. Es fehlte ihm nicht an Mitteln, den widerspänstigen Schützling seine Stärke fühlen zu lassen. Da Portugal seiner Zusage der Unterdrückung des Negerhandels keineswegs durchaus redlich nachkam, machte Palmerston Ernst mit den gegen portugiesische Sklavenschiffe angedrohten Zwangsmaßregeln. Gleichzeitig forderte er in gebieterischem Ton Entschädigungen für Aufwendungen der englischen Regierung und für Verluste, die englische Unterthanen während des Bürgerkrieges erlitten hätten. Es war sehr hart für den portugiesischen Stolz, vor dem herrischen Verbündeten an der Themse sich beugen zu sollen, und Männer aller Parteien waren im Wunsche einig, ihm Widerstand zu leisten[1]). Allein man durfte es doch nicht wagen, ihn zum äußersten zu reizen. Auch konnte man seine Vermittlung in einem erbitterten Streit mit Spanien nicht entbehren, der sich eben damals über die Schiffahrt auf dem Douro erhoben hatte. Der Ministerwechsel hing enge mit diesen Dingen zusammen. So verstand man sich denn, dank einer Mission Saldanhas nach London, zur Nachgiebigkeit und tröstete sich mit Hoffnungen auf bessere Zeiten. In der That kam es 1842 zum Abschluß eines neuen englisch-portugiesischen Handelsvertrags, der England dem Wortlaut nach nicht mehr bevorzugte. Aber die ersehnte portugiesische Nationalindustrie konnte damit nicht aus dem Boden gestampft werden.

Englische Forderungen.

Spanisch-portugiesische Streitigkeiten.

Englisch-portugiesischer Handelsvertrag. 1842.

Den Ostmächten blieb auch auf diesem Schauplatz wesentlich die Rolle aufmerksamer Zuschauer vorbehalten. Zwar verzögerten sie gleich Sardinien und dem Kirchenstaat die regelrechte Herstellung des diplomatischen Verkehrs mit Lissabon nur noch kurze Zeit. Als aber das portugiesische Königspaar eine öffentliche Erklärung in dem Sinn erbat, daß Dom Miguel niemals Aussicht haben werde, von ihnen anerkannt zu werden, lehnte Metternich dies Ersuchen „als unnütz und fehlerhaft" ab[2]). — Alles in allem genommen schienen die Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel nicht mehr dazu angethan zu sein, die Ruhe Europas mit irgend welcher ernsten Störung zu bedrohen. Der äußerste Südwesten des Weltteils, das Gebiet jenseits der Pyrenäen, konnte zunächst sich selbst überlassen bleiben. Um so stärker nahm Herrscher und Völker in Anspruch, was im fernen Orient vorging und von da auf den Occident zurückwirkte.

Zurückhaltung der Ostmächte.

[1]) Berichte Poppes 2. Sept., 18. Nov. 1839, 4. 10. 25. Mai 1840. Arch. Berlin.

[2]) Metternichs Weisung an Trautmannsdorff 7. Sept. 1837. Bericht Apponyis 21. Nov. 1839 (Beilage: Réflexions sur la politique suivie par les grandes puissances à l'égard de Portugal. Paris 9. Nov. 1839.) Arch. Wien.

IX.

Die orientalische Frage und der Gegensatz Rußlands und Englands.

Bedeutung des Wortes „Orientalische Frage".

Die große Masse verwickelter geschichtlicher Probleme, die das Wort „Orientalische Frage" zusammenfaßt, hat in verschiedenen Zeiten durchaus nicht die gleiche Bedeutung. Ihr Schauplatz wechselt und erweitert sich allmählich zu einer ungeheuren Bühne, welche die ganze Welt des Islam in drei Erdteilen umspannt. Viel enger begrenzt erscheint er während des Jahrhunderts, das dem Krimkrieg vorausgeht. Ein gewiegter Kenner des Gegenstandes glaubte ihn daher für jene Zeit vom Gesichtspunkt der praktischen Staatskunst aus auf die Frage einschränken zu dürfen, wie die Störungen abzuwenden seien, die dem europäischen Gleichgewicht infolge der Schwäche der Pforte und infolge der Macht Rußlands drohten. Der Friede von Adrianopel vom Jahre 1829 hatte das eine wie das andere aufs deutlichste zur Anschauung gebracht. Seitdem war der erstmals von Alexander Maurokordatos gebrauchte Vergleich des türkischen Reiches mit einem „kranken Mann" (s. II. 231) immer häufiger als zutreffend befunden worden. Seitdem aber war auch der Argwohn gegen Rußlands Absichten, zur rechten Stunde als Haupterbe des Todeskandidaten auf den Plan zu treten, in Europa aus vielen Köpfen nicht mehr zu bannen. Hatten doch heißblütige russische Staatsmänner 1829 selbst dafür gesprochen (s. III. 187), den Augenblick zu benutzen, um Konstantinopel zu besetzen und das Kreuz auf der Sophienmoschee wieder aufzupflanzen.

Verhältnis Rußlands zur Türkei.

Indessen Zar Nikolaus und seine Berater hatten dieser gefährlichen Versuchung widerstanden. Es hatte sie vorteilhafter gedünkt, einen Zusammenstoß mit anderen Mächten Europas zu vermeiden, den Sultan an die Rolle eines hilflosen Schützlings zu gewöhnen und nur den Proceß der Zersetzung seines Reiches mit Aufmerksamkeit zu überwachen. Zur Ergänzung dieser vorsichtig berechnenden Politik hatte jenes russisch-türkische Bündnis von Hunkiar-Skelessi gedient, das 1833 auf das Angebot und die Leistung militärischer Hilfe gegen einen drohenden Vormarsch des siegreichen aegyptischen Heeres gefolgt war. Der Protest der West-

mächte gegen den russisch-türkischen Vertrag war ein Schlag ins Wasser gewesen. Wenige Monate später war es zu der geheimen Abrede von Münchengrätz gekommen, durch die Östreich sich verpflichtete, im Fall eines Zusammenbruches des türkischen Reiches unter der herrschenden Dynastie bei der Feststellung einer neuen Ordnung der Dinge stets Hand in Hand mit Rußland vorzugehen (s. IV. 388. 492). Mittlerweile blieb die große nordische Macht unausgesetzt thätig, ihren Einfluß unter den christlichen Völkerschaften auf beiden Seiten des Balkans zu verstärken und in Konstantinopel ihre Stimme zur Geltung zu bringen. Dabei stützte sie sich auf die angemaßte Schutzherrschaft über die griechisch-orthodoxe Kirche des Orients. Sie nahm deren Oberhirten, den Patriarchen im Fanariotenquartier der türkischen Hauptstadt, unter ihre Fittiche, und dieser erwies sich durch Förderung der russischen Interessen, wenn immer es möglich war, dankbar. Er hatte schon den Schmerz vollständiger Ablösung der Kirche des neuen hellenischen Königreiches von seinem Stuhl erleben müssen. Eine ähnliche Entwicklung hatte er zum Schaden seiner Ehrenstellung und seiner Einnahmen auch in anderen Gebieten zu befürchten, wo eine Lockerung des türkischen Joches erreicht und wo seine gänzliche Abwerfung erstrebt wurde. Daher stellte er sich als kirchlicher Bundesgenosse in der Regel auf die Seite des Zaren, woferne diesem etwa die Bestrebungen nationaler Unabhängigkeit der ehemaligen Rajah politisch unbequem zu werden drohten.

Bundesgenossenschaft des Patriarchates.

Am wenigsten schien Rußland solche Befürchtungen zunächst hinsichtlich der Moldau und der Walachei hegen zu müssen. Durch den Frieden von Adrianopel war die Pforte im voraus zur Anerkennung der während der russischen Besetzung der Fürstentümer nach dem Wunsch von „Notabeln" des Landes getroffenen Verwaltungseinrichtungen verpflichtet worden. Noch vor Beendigung des Krieges hatten Ausschüsse von je vier solcher Notabeln, zur Hälfte von den Bojaren, zur Hälfte von der russischen Regierung ernannt, jene Arbeit in Angriff genommen. Sie tagten in Bukarest unter dem Präsidium des ehemaligen russischen Generalkonsuls Minčaki und empfingen bindende Vorschriften für ihre Beratung aus der Hand des russischen Generals, Grafen Paul Kiselev. Generalkommandant der Okkupationsarmee und provisorischer Leiter der Civilverwaltung, erwarb sich Kiselev, ein Mann von feiner Bildung, festem Willen und wohlwollender Gesinnung, um das ausgesogene, verwilderte Land sehr große Verdienste[1]). Auch das unter seinen Augen skizzirte, in Petersburg durchgesehene, und von „außerordentlichen Nationalversammlungen" bestätigte „organische Reglement" enthielt viele gute Bestimmungen.

Die Donaufürstentümer.

Kiselev. Das „organische Reglement". 1831.

[1]) Jean Filitti: Les principautés Roumaines sous l'occupation Russe. Bukarest 1904.

Es enthielt, teilweise nach bekanntem westeuropäischem Muster, gewisse Normen über die Trennung der Gewalten und die Ordnung der Rechtspflege, verbesserte das Steuerwesen, traf Vorsorge für die Errichtung einer Miliz, für die Handhabung von Polizei und Quarantaine, für Straßenbau, Hospitäler, Gefängnisse. Aber ebenso unleugbar waren schwere Mängel der neuen Schöpfung. Insbesondere nahm sie auf die dringenden Bedürfnisse der zahlreichsten Bevölkerungsklasse, der Bauern, dem Eigennutz der Grundherren zu Gefallen, trotz Kiselevs Einspruch[1]) fast gar keine Rücksicht. Die scheinbare Einschränkung der Anzahl von Frontagen und die theoretische Bewilligung der Freizügigkeit verwandelte sich dank der Fülle von Zuschlägen, Abgaben, Dienstpflichten geradezu ins Gegenteil[2]). Mit Lasten und Steuern beschwert, auf ein winziges Stück Acker- und Weideland angewiesen, beim Mißwachs der Maispflanzungen von Hungersnot und Pellagra heimgesucht, nicht selten zum Borgen mit Wucherzinsen gezwungen, blieb die bäuerliche Bevölkerung in ihrer Masse ein elendes, stumpfsinniges Geschlecht, dem die rauchige Schenke die einzige Quelle der Erholung bot. Andrerseits ließ das „organische Reglement" nicht wenige Privilegien von Adel und Klerus, insonderheit die Befreiung von der Grundsteuer, bestehen.

Lage der Bauern.

Demnächst enthielt es den Keim beständigen Haders der dem Namen nach höchsten Gewaltinhaber mit den parlamentarischen Körperschaften des Landes. Die Hospodare waren durch die sogenannte „außerordentliche Nationalversammlung" von 150 Mitgliedern, unter denen nur 27 Gewerbe- und Handeltreibende, auf Lebenszeit aus der Klasse der Bojaren ersten Ranges zu erwählen. Auf dem Papier standen ihnen so ziemlich die Rechte konstitutioneller Fürsten zu. Aber die „ordentliche Nationalversammlung", eine ausschließliche Vertretung des hohen Klerus und der Bojaren, durfte sich bei dem Oberherrn in Konstantinopel und bei dem Schutzherrn in Petersburg nach Belieben über sie beschweren. Auch war schon in der Friedensurkunde von 1829 der Fall ihrer Absetzung „wegen eines Deliktes" vorgesehen. Alles zielte darauf ab, sie zu hilfsbedürftigen, fügsamen Dienern des russischen Protektors zu machen. Das erstemal wurden sie gemäß der Petersburger Konvention von 1834 (s. IV. 494) sogar auf unmittelbaren Vorschlag dieses Protektors durch die Pforte ernannt. Für die Moldau war es der ehrgeizige, selbstsüchtige, zugleich aber sehr begabte, modernen Ideen zugängliche Michael Stourdza[3]); für die Walachei der prunkliebende, schwache, seiner schweren

Die Hospodare.

Moldau. Michael Stourdza.

[1]) Xénopol: Histoire des Roumains. 1896. II. 418 nach dem russischen Werk von Zablotzkij-Desjatovskij über Kiselev und seine Zeit.

[2]) S. die Bemerkungen von Filitti a. a. O. S. 144 ff. und K. Marx: Das Kapital. 2. A. I. 230 ff.

[3]) A. Sturdza: Règne de Michel Sturdza. 1907.

Aufgabe nicht recht gewachsene Alexander Ghica. Unter der Regierung beider Hospodare kam allerdings den Donaufürstentümern die gesicherte Umwandlung der früheren türkischen Erpressungen von Fronen und Naturallieferungen in eine feste Tributzahlung unleugbar nicht wenig zustatten. Man hatte dem andersgläubigen Herrn nicht mehr Getreide, Vieh, Holz zu spenden oder Steine zur Ausbesserung seiner Festungen herbeizuschleppen. Der Überschuß an Mitteln und Arbeit mochte mit der Zeit für die Anlage städtischer Bauten, Landwege, Brücken, Häfen verwandt werden. Auch hob sich mit der erlangten Handelsfreiheit nach und nach, wie in Galacz und Braila, der Schiffahrtsverkehr und die Ausfuhr, besonders von Weizen. Aber dem materiellen Aufschwung stellten sich doch überall noch die stärksten Hindernisse entgegen.

Walachei. Alexander Ghica.

Die lange Leidenszeit der Türkenherrschaft und des Krieges hatte schwer vertilgbare Spuren hinterlassen. Moltke fand im Herbst 1835 bei seiner Reise nach Konstantinopel in der Walachei auf weiten Strecken „des vollkommen baumlosen, flachen Landes eine Wüstenei". Er erblickte „Dörfer ohne Gärten, ohne Obstbäume, ohne Kirchen" und höhlenartig „in die Erde versenkte, nur mit einem Dach aus Zweigen eingedeckte Häuser". Er sah in Bukarest, „einer Stadt von fast hunderttausend Einwohnern, neben Palästen im neuesten Stil die elendesten Hütten" und bezeugte aus eigener Anschauung: „sowie man den Fuß vor das Thor setzt, versinkt man in Barbarei". Bei allem Bemühen, hier Wandel zu schaffen, waren der Regierung beider Fürstentümer die Hände gebunden. Die Kassen der verschiedenen Ministerien zeigten in der Regel eine trostlose Ebbe. An große Kapitalanlagen, wie etwa zur Ausbeute des Bergbaues, war nicht zu denken. In der Walachei konnte ein zu höchst ungünstigen Bedingungen bei einem Bukarester Bankhaus aufgenommenes Anlehen von zwei Millionen Piaster den dringendsten Anforderungen des Tages nicht genügen. Die Beamten des Fürstentums empfingen 1835 während sechs Monaten keinen Para Gehalt[1]). In der Moldau stand es nicht viel besser. Dazu hatte man es anfangs in vielen Dörfern mit der Widersetzlichkeit der Bauern gegen die neue Auflage der Rekrutirung zu thun. Ebenso führte in den Städten die Anordnung einer Vermessung und Besteuerung der Haus- und Hofgründe mitunter zu offener Auflehnung.

Verwüstung des Landes.

Finanznot.

Von einheimischer Industrie war noch so gut wie gar keine Rede. Was nicht durch einfache, altgewohnte Hausarbeit hergestellt wurde, mußte von auswärts bezogen werden. Der Handel lag fast ganz in den Händen der Juden, die in Bukarest, in Jassy und in anderen Städten

Mängel von Industrie und Handel.

---

[1]) Documente privitóre la Storia Românilor culese de L. de Hurmuzaki. Vol. X. Bukarest 1897 S. 467, 471.

der Moldau einen großen Bruchteil der Bevölkerung ausmachten. Aber die Einfuhr blieb Jahre lang unbedeutend. Denn die Kaufkraft wie das Kaufbedürfnis der Bauern war äußerst gering, und die Bojarenfamilie auf dem ländlichen Edelhof oder in der vornehmen Stadtwohnung war für gewöhnlich von dem Firnis des modernen Luxus damals noch nicht sehr stark berührt. Auch der Entwicklung des geistigen Lebens in den Donaufürstentümern waren zunächst enge Schranken gezogen. Wohl machte sich Michael Stourdza durch die Gründung der ersten nach ihm benannten höheren Laienschule in der Moldau verdient. Gleichzeitig entstanden in der Walachei amtliche Buchdruckereien und regelmäßig erscheinende Zeitungen. Aber auf dem Lande, wo der für seinen heiligen Beruf oberflächlich dressirte, verbauerte Pope alleiniger Vermittler der Bildung war, fehlte es an jedem Schulunterricht, und der Presse legte die nach russischem Muster eingerichtete Censur sehr häufig einen Zaum an.

Lücken der Bildung.

Überhaupt machte sich auf Schritt und Tritt die Abhängigkeit von dem russischen „Befreier" fühlbar. Der russische Generalkonsul in Bukarest und der russische Konsul in Jassy genossen ein bei weitem höheres Ansehen als die beiden regierenden Hospodare. Sie behandelten diese nicht selten mit ausgesuchter Unhöflichkeit. Sie unterwarfen ihr ganzes Wirken, ihre Beamtenernennungen, ihre Ausgaben, ihre Bauten einer kleinlichen Überwachung. Zur Beschönigung der beständigen Einmischung machte man in Petersburg z. B. gegenüber dem Botschafter Frankreichs mit Tugendstolz die sittlichen Mängel der herrschenden Kaste der Bojaren geltend[1]). Diese selbst unterließen es, durch ihre Vertretung in der Nationalversammlung sich gegen die Übergriffe der russischen „Prokonsuln" zu wenden. Im Gegenteil boten ihre unaufhörlichen Streitigkeiten mit den Hospodaren den fremden Machthabern die beste Handhabe zur Steigerung unaufhörlicher Anmaßungen. Ein einziges Mal, im Jahre 1837, wagte die walachische Nationalversammlung bei Gelegenheit einer Revision des organischen Reglementes wider den Stachel zu löcken. Sie strich, gestützt auf frühere geschichtliche Zeugnisse, einen nur handschriftlich dem Reglement zugefügten Artikel, der Verfassungsänderungen nach erfolgter Bewilligung der Pforte an die Zustimmung Rußlands band. Aber der russische Generalkonsul führte ihr sofort in einer scharfen Note zu Gemüt, daß sie dadurch die den beiden Höfen schuldige Achtung gröblich verletzt habe. Er erzwang vom Hospodar Ghica die sofortige Schließung der Versammlung. Ihr Sitzungslokal wurde militärisch überwacht. Danach ward von Konstantinopel eine Weisung im russischen Sinn erlassen, und die folgende Nationalversammlung hütete sich, auf die Sache zurückzukommen[2]).

Übergriffe Rußlands.

[1]) Barante: Souvenirs (1895) V. 387.

[2]) Hurmuzaki a. a. O. X. 482 ff. Xénopol a. a. O. II. 420 ff. Vgl. Jorga: Geschichte des rumänischen Volkes 1905. II. 267, 268.

Bei dem Druck, den die zarische Schirmherrschaft auf das gesamte staatliche Leben der Donaufürstentümer ausübte, hatte es nicht einmal sein Bewenden. Auch litterarische Vereine, wie eine „philharmonische Gesellschaft“ in Bukarest und ein „dramatisches Konservatorium“ in Jassy, deren Bestand und Streben den russischen Aufsehern verdächtig war, mußten vor ihnen weichen. Sodann fand Rußland Gelegenheit, auch in einer kirchlichen Frage von großer Tragweite sich einzumischen. Seit alter Zeit war die Unterordnung einheimischer, reich ausgestatteter klösterlicher Stiftungen unter den Schutz hochberühmter heiliger Stätten, wie des heiligen Grabes in Jerusalem, der Klöster auf den Bergen Athos und Sinai, der Patriarchenstühle von Alexandria und Antiochia, üblich gewesen. Das „dedicirte Kloster“, wie es nachmals genannt wurde, übersandte der fernen, heiligen Schutzstätte Überschüsse seiner Einkünfte und suchte dadurch gleichsam eine Sicherung gegen willkürliche Eingriffe in die Bestimmungen der Stiftungsurkunde zu erkaufen. Unter der Herrschaft der fanariotischen Hospodare war es dabei aber nicht verblieben. Statt der entbehrlichen Überschüsse wanderte der größte Teil der vollen Einkünfte den ausländischen, heiligen Stätten zu. Auch die Verwaltung der Güter vieler dedicirter Klöster, das Amt ihrer Vorsteher, die Besetzung von Mönchsstellen ging in die Hände aus der Fremde gekommener Griechen über. Die Folge war eine sträfliche Vernachlässigung der ursprünglichen Zwecke der Stiftungen. Der habgierige griechische Klerus nutzte, wie man berechnet hat, etwa ein Fünftel des rumänischen Grund und Bodens mit zahlreichen abhängigen Dörfern zu eigenem Vorteil aus, ohne Anerkennung staatlicher Aufsicht und ohne schuldige Gegenleistung der Erhaltung von Wohltätigkeitsanstalten, Hospitälern und Schulen. Nach dem Aufhören der Fanariotenherrschaft erlangten die Hospodare allerdings von der Pforte Erlaubnis, die fremden Mönche auszuweisen, die von ihnen abgenommenen Güter im Namen des Staates zu verpachten und zu Gunsten der heiligen Schutzstätte nur eine bestimmte Summe nach Konstantinopel zu senden. Aber die russische Schirmmacht forderte nach dem Abschluß des Vertrages von Akkerman und erwirkte während der Okkupation der Donaufürstentümer die Zurückberufung der griechischen Mönche. Zwar enthielt das „organische Reglement“ eine Reihe von Artikeln, die gegen die Ausnutzung der Klostergüter durch Fremde gerichtet waren. Auch ward 1833 eine Kommission zur Prüfung der Schenkungsakten eingesetzt und danach die Verwaltung der nicht dedicirten Klöster durch die Kultusministerien angeordnet. Allein die griechische Geistlichkeit setzte sich kräftig zur Wehre. Beide Parteien riefen Rußlands Entscheidung an. Dies ermöglichte der Regierung des Zaren, mit Vergleichsvorschlägen einzugreifen, die endgiltige Regelung hinauszuschieben und beide Teile im Gefühl der Abhängigkeit zu erhalten.

Die Klösterfrage.

Die übrigen Großmächte machten Rußland sein Übergewicht in den Donaufürstentümern nicht streitig. Das benachbarte Östreich begnügte sich mit dem mäßigen Gewinn des Einfuhrhandels, wobei ihm zeitweise eine englische kaufmännische Gesellschaft in Bukarest den Rang abzulaufen

Nationale Bestrebungen.

suchte[1]). Im Lande selbst erwarb sich allerdings das Streben nach nationaler Selbständigkeit mit jedem Jahre mehr Anhänger. Es war namentlich in dem jungen Geschlecht der Bojarensöhne zu finden, die in Paris oder in Deutschland und in der Schweiz ihre Bildung empfangen hatten. Keine geringe Förderung gewährten diesem Streben das Eindringen von Erzeugnissen westeuropäischen Schrifttums in Übersetzungen und die wissenschaftlichen Studien der heimatlichen Vergangenheit. Hiefür war die Entlehnung von Gelehrten und Lehrern rumänischer Sprache aus Siebenbürgen insbesondere unschätzbar. Bald konnte man sich der Ansätze einer volkstümlichen, rumänischen schönen Litteratur berühmen, die Kogalniceanu, Negruzzi, Alessandrescu, Alessandri zu ihren Meistern zählte. Auch mancher ältere Bojar, der in Amt und Würden stand, ließ sich von der Strömung des Gedankens nationaler Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit treiben. Der walachische Minister Stirbey, mit dem Barante 1839 in Odessa bei einer Fahrt nach der Krim zusammentraf, suchte diesen von der Notwendigkeit zu überzeugen, aus den Donaufürstentümern einen unabhängigen Staat unter dem Scepter erblicher Herrscher zu bilden, mit anderen Worten, „sie zu behandeln wie Griechenland". Er verteidigte seinen Satz nicht nur im Hinblick auf das Wohl der Moldau und Walachei, sondern auch im Hinblick auf „das europäische Gleichgewicht"[2]). Indessen vorderhand glaubte man in Petersburg wie in Konstantinopel so hochfliegende, in der Regel nur heimlich geäußerte Absichten verachten zu dürfen. —

Serbien.

Nicht so handgreiflich wie in den Donaufürstentümern, aber thatsächlich doch unleugbar, stellte das russische Protektorat sich in Serbien dar. Der Macht des Zaren verdankte das tapfere serbische Volk die Ausführung jener Versprechungen von Akkerman und Adrianopel (s. III. 89. 186), durch welche die Pforte sich zur Anerkennung seiner Forderungen verpflichtet hatte. Die beiden Fermane vom 30. September 1829 und vom 3. August 1830 stellten das Ergebnis des langjährigen serbischen Befreiungskampfes fest[3]). Mit dem Paschalik Belgrad sollten die sechs ehemals ihm zugehörigen, strittigen Gebiete unauflöslich verbunden bleiben. Abgesehen von den Garnisonen der Festungen, die der Sultan

[1]) Hurmuzaki a. a. O. X. 470.

[2]) Barante a. a. O. VI. 127, 128, vgl. Jorga a. a. O. II. 263 ff. (teilweise nach ungedruckten französischen Konsularberichten).

[3]) Beide Fermane neuerdings französisch wieder abgedruckt in Voislav V. Rachitsch: Le royaume de Serbie. Paris 1901. S. 653 ff.

sich vorbehielt, sollte den Bekennern des Islam verwehrt sein, auf serbischem Boden zu wohnen. Grundeigentümer mohammedanischen Glaubens hatten sich den Verkauf ihrer Güter nach billiger Schätzung gefallen zu lassen oder wurden auf die jeweilige Übersendung ihres Ertrages angewiesen. Die Tributpflichtigkeit gegenüber dem Großherrn in Konstantinopel blieb zwar bestehen. Aber alle Auflagen sollten in einer bestimmten Summe zusammengefaßt werden, mit deren Eintreibung kein türkischer Beamter sich abzugeben hatte. Der Tributzahlung war jedesmal das Einkommen der ehemaligen Kriegslehen der Spahis in Geldeswert beizufügen. Erst durch diese Bestimmungen ward die Verwirklichung der bewilligten Selbstregierung Serbiens möglich. Sie umfaßte vollkommene Unabhängigkeit des Gerichtswesens, der Verwaltung, des Kultus, Freiheit des Waffentragens und des Handelsbetriebes, Erlaubnis der Gründung von Schulen, Hospitälern, Druckereien. Auch hinsichtlich der kirchlichen Beziehungen wurde den serbischen Wünschen der Wahrung erweiterter Selbständigkeit Rechnung getragen. Die Wahl der Metropolitane und Bischöfe sollte „der Nation" zustehen. Dem Patriarchen in Konstantinopel verblieb nur ihre Bestätigung, ohne daß diese persönlich einzuholen war.

Miloš Obrenović.

Als Krönung aller dieser Zugeständnisse erschien die Anerkennung des siegreichen Volkshelden Miloš Obrenović in der Stellung eines erblichen obersten „Knes" der serbischen Nation. Dreizehn Jahre zuvor hatte die Nation selbst ihm diese Würde durch Beschluß einer Skuptschina verliehen und diese Verleihung 1827 durch eine neue Skuptschina in Kragujevacz bestätigt. Der demokratische Ursprung der fürstlichen Macht in Serbien erhielt nunmehr durch die Zustimmung des türkischen Oberlehnsherrn eine rückhaltlose Bekräftigung. Miloš sollte es obliegen, im Einverständnis mit einer Versammlung angesehener Landsleute namens des Sultans die inneren Angelegenheiten Serbiens wie bisher zu verwalten. Am 12. December 1830 ward die Urkunde seiner Investitur, während ihn ein Bevollmächtigter Mahmuds II. mit einem goldgestickten Mantel bekleidete, in Belgrad feierlich verlesen. Noch dauerte es einige Zeit, bis man sich über die genaue Abgrenzung des serbischen Gebietes und über die Höhe der Tributzahlung einigte. Erst 1833 kam man damit zustande. Ein neuer Ferman des Sultans vom November dieses Jahres vervollständigte die früher ergangenen Erlasse[1]).

Seine Investitur. 12. Dec. 1830.

Charakter seiner Herrschaft.

Das junge serbische Gemeinwesen mit seinen 670 000 Einwohnern war in seiner socialen Schichtung ganz verschieden von dem der Donaufürstentümer. Ihm fehlte der bevorrechtete Stand der Bojaren mit großem Landeigentum und abhängigen, gedrückten Bearbeitern der

[1]) S. den Abdruck des Fermans in französischer Übersetzung bei G. Yakschitch: L'Europe et la résurrection de la Serbie. Paris 1907. S. 502—505.

Scholle. Es gab nur Fürst und Volk, die eng mit einander verbunden für die Befreiung des heimischen Bodens vom türkischen Joch gekämpft hatten. Miloš, selbst eines Bauern Sohn, in seiner Jugend Rinderhirt, des Lesens und Schreibens unkundig[1]), wie die Mehrzahl seiner Ratgeber, wahrte sich auch in seinem fürstlichen Konak die patriarchalische Einfachheit der Sitten. Aber gegen die Lockungen des Reichtums blieb er nicht gefeit. Schon dies verführte ihn zu einem Mißbrauch seiner Gewalt, der an die Übergriffe der andersgläubigen früheren Herren erinnerte. Er eignete sich Äcker, Wiesen, Gebäude an, ohne sich um anderer Recht zu kümmern, und bot höchstens einen Spottpreis zu ihrer Abfindung. Er suchte den gesamten Handel, vor allem den mit Schweinen, den Hauptausfuhr-Artikel, an sich zu reißen. Er nahm die bisher gemeinsam ausgenutzten Eichenwaldungen als eingezäunten, ausschließlichen Weideplatz seines Borstenviehes in Anspruch. Wer ihm Widerstand zu leisten wagte, war den Quälereien seiner Momken oder Beamten preisgegeben, ohne daß diese selbst immer vor körperlichen Züchtigungen geschützt gewesen wären. Ungestörte Sicherheit des Eigentums und der Person gab es unter dem Nachfolger der türkischen Paschas so wenig wie unter diesen. Wohl nahm es sich vielversprechend aus, daß auf seinen Antrieb der Code Napoleon ins Serbische übersetzt, von einer Kommission geprüft und als Grundlage des heimischen Rechtes angenommen wurde. Aber die straflose Ausübung der Willkür sprach dieser Verpflanzung fremder Vorschriften in das Hirten- und Bauernland Hohn. Dazu kam die Vernachlässigung jenes Artikels des großherrlichen Fermans, demgemäß Miloš nur im Einverständnis mit einer Landesversammlung regieren sollte. Während des Befreiungskrieges und vor der endgiltigen Anerkennung durch den Sultan hatte sich die Skuptschina, eine mehr oder weniger zahlreiche Versammlung von Knesen, Dorfältesten, Richtern, geistlichen Würdenträgern, im Rechtsbewußtsein der Nation eingelebt und Miloš selbst die stärkste Stütze geboten. Aber er zögerte, ihr auf Grund einer bindenden Urkunde klar umschriebene Befugnisse zu gewähren.

Verfassung von 1835.

Endlich sah er, der auf die kindliche Anhänglichkeit des Volkes vertraut hatte, seine Stellung ernstlich bedroht. Im Januar 1835 schloß sich eine Anzahl Mißvergnügter um angesehene Knesen zusammen. Sie zogen bewaffnet in Kragujevacz ein. Miloš fühlte sich ihnen nicht gewachsen und wich scheinbar weiter zurück, als man je erwartet hatte. Er beauftragte seinen Sekretär Davidović, der als junger Mann einige Jahre in Wien studirt, aber aus der Litteratur Westeuropas seinen Vorrat politischer Ideen bezogen hatte, „eine Verfassung" für Serbien zu entwerfen. Die ausführliche Arbeit des enthusiastischen Liberalen und

[1]) Pirch: Reise in Serbien im Spätherbst 1829. Berlin 1830. S. 158. Vgl. W. Eganowitsch: Die Schulverhältnisse in Serbien u. s. w. Bern 1907. S. 8.

Patrioten, eine Art freisinniger serbischer Charte, ward im Februar auf einer großen Skuptschina veröffentlicht. Durch den Druck ward sie auch zu Stammverwandten über die Grenzen Serbiens hin verbreitet. Zunächst trat hier eine Beruhigung ein. Aber bald zeigte sich, daß in konstitutionellen Formeln allein kein Heilmittel für noch halbrohe Zustände gefunden werden könne.

Ihre Mißachtung.

Miloš setzte sich schon wenige Monate später über die selbstgezogenen Schranken hinweg. Gewissermaßen zur Rechtfertigung diente ihm dabei der Widerspruch des türkischen Oberlehnsherrn gegen eine Urkunde, die in Konstantinopel als allzu verführerisch für andere Unterthanen christlichen Glaubens betrachtet wurde. Im Sommer 1835 stellte Miloš sich dort mit reichen Geschenken ein. Er ward mit Auszeichnung vom Sultan empfangen und ließ nach der Heimkehr durch seine amtliche Zeitung verkünden, in Serbien sei der Fürst der einzige Gebieter. Auch des Beifalls Östreichs und Rußlands war er bei der Mißachtung der Verfassung vollkommen sicher. Von Wien und von Petersburg aus hatte man sich über Davidovičs gefährliches Machwerk bei ihm noch vor seiner letzten Reise beklagt. Der russische Generalkonsul war von Bukarest aus eigenes nach Belgrad gekommen, um ihm persönlich den Unwillen seines Herrn zum Ausdruck zu bringen. Im folgenden Jahr verbat sich der Zar die Absendung einer Deputation aus Serbien, die seine Hilfe gegen die Vernichtung der Verfassung erflehen sollte. Nach alledem hielt sich Miloš wieder vielfache Gewaltsamkeiten, Eingriffe in Privatrechte, Ausbeute von Handelsmonopolen für erlaubt. Mancher berühmte Häuptling, wie Protitč und Vutčič, sogar sein eigener Bruder Jephrem mußte vor seiner Rache aus dem Lande weichen.

Eingreifen Rußlands

Indessen erregte die Überspannung seiner Eigenmacht allmählich in Konstantinopel und nicht minder in Petersburg Anstoß. Hier war man um so weniger mit ihm zufrieden, je deutlicher man wahrzunehmen glaubte, daß Miloš das russische Protektorat abzuschütteln und an den Westmächten, vornehmlich an England, einen Rückhalt zu gewinnen suche. In der That stand ein nach Belgrad entsandter englischer Agent, der zuerst als Konsul dann als Generalkonsul beglaubigte Oberst Hodges, mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fuß. Er arbeitete bei ihm für das englische Handelsinteresse und verbürgte ihm die kräftige Unterstützung Englands für alle Fälle in Konstantinopel. Seine Betriebsamkeit erschien den beiden Kaisermächten so unbequem, daß zeitweise an die Abrufung des östreichischen Konsuls gedacht wurde, um dadurch auch die Entfernung seines englischen Kollegen zu erreichen[1]). Wiederholte Klagen über Miloš'

[1]) Ficquelmont an Metternich 9. Mai 1837. Arch. Wien. Vgl. Metternichs Weisung an Neumann vom 23. Nov. 1842 bei Ranke: Serbien und die Türkei (S. W. XLIV. 545 ff.).

Regiment, die aus Serbien in Petersburg einliefen, fanden daselbst nun williges Gehör. Im Herbst des Jahres 1837 erschien ein Flügeladjutant des Zaren in Belgrad, um ihm ernstlich ins Gewissen zu reden. Danach erging unter Rußlands Vorwissen von Konstantinopel die Aufforderung an ihn, eine Abordnung zur endgiltigen Feststellung der serbischen Landesverwaltung an die Pforte gelangen zu lassen. Miloš wagte keinen Widerspruch gegen diesen Eingriff in die früher zugesagte Autonomie. Er mußte sogar die Aufnahme eines seiner Hauptgegner, des Abraham Petronievič, in die serbische Deputation geschehen lassen.

Grundgesetz von 1838.

Das Ergebnis der in Konstantinopel gepflogenen Beratungen, das unter Aufsicht des russischen Botschafters am goldenen Horn zustande kam und von der russischen Schutzmacht genehmigt wurde, war der Ustav, das Grundgesetz, vom December 1838. In gewissem Sinn konnte auch dies als eine Charte, mit Verbürgung der Sicherheit von Eigentum und Person gegen Willkürakte, bezeichnet werden. Aber sie war nach westeuropäischer Sprechweise „oktroyirt". Von einer Skuptschina war in ihr überhaupt keine Rede. Deren Stelle vertrat, entsprechend der Zahl der Kreise des Landes, ein lebenslänglicher Senat von siebzehn „der Angesehensten unter den Serben". Diesem Senat war die engste Beschränkung der fürstlichen Macht zugewiesen. Denn die Bewilligung der Auflagen, die Ausarbeitung von Gesetzen, die Gutheißung von Verordnungen, die Kontrolle über die Amtsführung der Minister sollte ihm obliegen. Zwar die Ernennung der Senatoren, vorausgesetzt, daß sie „allgemeine Anerkennung" genossen, stand dem Fürsten zu. Aber ihre Absetzung war ihm, woferne sie nicht bei der Pforte eines Vergehens überwiesen wurden, unter allen Umständen verwehrt.

Miloš' Abdankung. 13. Juni 1839.

Miloš konnte sich über die Erschütterung seiner bisherigen Machtstellung nicht täuschen. Selbst bei der Ernennung der Senatoren und Minister sah er sich genötigt, seinen Widersachern, auch den aus der Verbannung Heimgekehrten, die Mehrzahl der Plätze einzuräumen. Er versuchte es noch mit der heimlichen Aufwiegelung bäuerlicher Anhänger. Aber sie wurden von Vutčič zur Ergebung gezwungen. Darauf entschloß er sich am 13. Juni 1839, zu Gunsten seines ältesten Sohnes Milan abzudanken und das Land zu verlassen. Der schwerkranke Milan erfuhr nie, was geschehen war, und starb schon einige Wochen später. Bis zur Ankunft seines jüngeren, erst siebzehnjährigen Bruders Michael, der dem Vater in die Walachei gefolgt war, führte eine von der Pforte bestätigte Regentschaft die Geschäfte.

Erhebung Michaels. 1840.

Trotzdem sich unter den Regenten selbst Stimmen gegen Michael vernehmen ließen, fiel die Wahl des Senates doch auf ihn. Der Sultan verlieh ihm anfangs 1840, als er sich in Konstantinopel einstellte, nach Erklärung der Volljährigkeit die Fürstenwürde. Indessen machte man sich

an der hohen Pforte die vorgekommenen Schwankungen zunutze, um in der Bestallungsurkunde für Michael die Zusage der Erblichkeit des Fürstentums nicht zu wiederholen. Auch band man ihn an den Beirat der angesehenen serbischen Oberhäupter Vutčič und Petronievič für alle Regierungshandlungen.

Unfertigkeit der Zustände Serbiens.

So war wieder ein neues Gemeinwesen auf nationaler, wiewohl beschränkter, Grundlage unter der ehemaligen Rajah entstanden, dem Eindringen der abendländischen Kultur eröffnet, aber noch in jeder Weise unfertig und mit mannichfachen Überbleibseln der türkischen Herrschaft durchsetzt. Trotz allem, was Miloš für den Bau von Kirchen, die Gründung von Schulen, die Anlage von Straßen gethan hatte, stieß man doch noch auf zahlreiche Spuren der Zerstörung und hatte das Beste von der Zukunft zu erhoffen. Die Festungen waren in der Hand der Mohammedaner verblieben. Der versprochene vollständige Abzug aus ihren Ansiedelungen ließ auf sich warten. Die wenigen Städte hatten erst in einigen Quartieren westeuropäisches Gepräge, Häuser mit mehreren Stockwerken und Glasfenstern, erhalten. Der ungeheure Holzreichtum des Landes war beinahe noch nicht angebrochen. Das Grundgesetz von 1838 bedurfte in vielen Punkten der Verwirklichung im Leben. Selbst der sichere Bestand des Fürstenhauses Obrenovič, den der erste Artikel des Grundgesetzes nochmals verbürgen sollte, war neuerdings wieder in Frage gestellt.

Russische Schutzherrschaft.

Die russische Regierung hatte es geschehen lassen, vielleicht weil die Unsicherheit der serbischen Fürstenwürde ihren eigenen Zwecken besser entsprach. Jedenfalls hatten diese mit der Herstellung eines völlig selbständigen Staates an der Morava nichts zu schaffen. Nesselrode warf einmal im Gespräch mit Barante die Frage auf: „Könnte die Unabhängigkeit Serbiens etwa in unseren Plänen liegen? Was würden wir dabei gewinnen?[1])" Auch hier hatte Rußland damals den Vorteil, Östreichs Rivalität nicht befürchten zu müssen. Zwar wurde die Wichtigkeit unmittelbaren Einflusses der Donaumacht auf das benachbarte Serbien von Metternich keineswegs verkannt. Indessen eine von serbischer Seite an ihn gerichtete Aufforderung, Rußland aus seiner Rolle des Protektors zu verdrängen, lehnte er entschieden ab. Er beschränkte sich auf die Zusage der Erteilung guter Ratschläge[2]). —

Griechenland.

Von einem einseitigen russischen Protektorat konnte in dem jungen Königreich Griechenland, das nach den Konferenzprotokollen der drei Schutzmächte gebildet worden war, nicht die Rede sein. Indessen ließ Rußland es nicht an Bemühungen fehlen, den vorwaltenden Einfluß zurückzugewinnen, den es mit dem Sturz der Kapodistrianer verloren

[1]) Barante: Souvenirs V. 388.

[2]) Hardegg an Metternich 4. März 1840. Metternich an Hardegg 12. März 1840. S. Beer: Die orientalische Politik Österreichs S. 412.

Russische Einflüsse.

hatte. Zumal auf diesem Boden machte der Zar sich die Verfechtung der griechisch-orthodoxen Kirchengemeinschaft als politisches Kampfmittel zunutze. Er hatte dem Baiernprinzen, dem die griechische Krone zugefallen war, sein Verharren bei dem katholischen Bekenntnis von Anfang an sehr verübelt und er versuchte nachträglich, ihn durch Zusendung eines seiner Generale zum Übertritt zu bewegen. Als dann die Lostrennung der hellenischen Nationalkirche vom Patriarchat in Konstantinopel, die Aufhebung des privilegirten geistlichen Gerichtsstandes, die Einziehung von etwa vierhundert Klöstern erfolgt war (s. IV. 480), nahm sich Rußland unter der Hand aller derer an, die über Verrat an der Glaubenseinheit und über Beraubung der Kirche zeterten. Man bezeichnete sie nach einem halbverrückten, während des Befreiungskrieges aufgetauchten Herold Rußlands namens Nappa gemeiniglich als „Nappisten"[1]). Vor allem

Katakazy.

mit diesen Kreisen erhielt der russische Gesandte Katakazy, der schlaue, geschmeidige Sprößling eines mainotischen Geschlechtes, seine Verbindungen. In Petersburg ließ man ihn vorläufig gewähren, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Umtriebe den Thron des neuen Staates erschüttern könnten.

Englische Gegenwirkungen. Lyons.

In stärksten Gegensatz zu den Russen stellte sich der Vertreter der englischen Schutzmacht: Edmund Lyons. Der tapfere, derbe Seesoldat kehrte mit einer gewissen Absichtlichkeit die rauhe Seite heraus und trug selbst am Hof eine verletzende Formlosigkeit zur Schau. Er hatte die Genugthuung, zu sehen, daß die Parteigänger Rußlands immer häufiger zurückgesetzt wurden. Auch in dem Staatsrat, der nach dem Aufhören der Regentschaft als schwacher Ersatz einer Nationalvertretung geschaffen

Armansperg.

worden war, besaßen sie kein Übergewicht. Auf Lyons vornehmlich stützte sich der frühere Präsident der Regentschaft, der zum Staatskanzler ernannte Graf Armansperg, in dessen Bureau die Fäden der gesamten Regierung zusammenliefen. Er hielt den jungen König Otto, dem es ohnehin an Selbstvertrauen und Thatkraft fehlte, in entwürdigender Abhängigkeit und bediente sich einer den Mitteln und Bedürfnissen des Landes schlecht angepaßten Verwaltungsmaschinerie. Seine Überhebung ging so weit, daß er durch ein schriftliches, ärztliches Gutachten, das nach London und München gesandt wurde, den König für regierungsunfähig erklären ließ.

Schäden des Staatswesens.

Zu diesen Reibungen an höchster Stelle kamen als Hindernisse gedeihlicher Entwicklung des Staatswesens steigende finanzielle Verlegenheiten, wilde Verhetzungen der Presse wider die Herrschaft der „Bavaresi", Wiederaufleben des Brigantentums, gegen das förmliche Kriegszüge unternommen werden mußten. Als König Ludwig von Baiern

[1]) Guizot: Mémoires VII. 282.

im Winter 1835 auf 1836 bei dem Sohn in Athen zu Besuch weilte, stiegen ihm selbst einige Zweifel an der Lebensfähigkeit des unter seiner begeisterten Mitwirkung Geschaffenen auf. Er bat den wohlgesinnten Östreicher Prokesch, der seinen guten Kenntnissen von Land und Leuten den Gesandtschaftsposten in Athen dankte, um sein Gutachten. Prokesch legte ihm eine lange Liste von Heilmitteln gegen die eingerissenen Übelstände vor. Dabei warf er die Frage auf, ob Armansperg der Mann sei, „den Griechenland braucht, und der dem Thron nützen kann“[1]). In der That ließ der Entschluß, sich des übermächtigen Armansperg zu entledigen, nicht lange auf sich warten. Er kam zur Reife während einer Reise, die König Otto 1836 zum Zweck der Brautschau nach Deutschland führte. Dasselbe Schiff, das ihn mit der Erkorenen, der schönen, stolzen oldenburgischen Prinzessin Amalie am 15. Februar 1837 nach Athen zurückführte, trug auch Armanspergs Nachfolger an Bord. Es war der treffliche bairische Staatsmann Ignaz von Rudhardt, bisher Regierungspräsident des Unterdonaukreises. Vergeblich erschien Lyons im Reitanzug mit der Gerte in der Hand noch vor der Landung des Königs auf dem Schiff bei ihm, um das Verbleiben seines Günstlings Armansperg zu erzwingen. Armansperg mußte Griechenland verlassen. Rudhardt trat als Ministerpräsident und Minister des Äußeren an seine Stelle.

Entlassung Armanspergs. Febr. 1837.

Rudhardt brachte den besten Willen und nicht geringe Gaben für eine Wirksamkeit mit, die er nur als Vorbereitung einer rein griechischen Regierung betrachtete. Auch schien es ihm anfangs zu gelingen, angesehenen Griechen Vertrauen einzuflößen, den Geschäftsgang zu vereinfachen, den König an Arbeit mit Ministern und Staatsräten zu gewöhnen. Mancher Mißstand der Verwaltung Armanspergs ward beseitigt, manche Reform durchgeführt oder angebahnt. Die Einrichtung der regelmäßigen Dampfschiffahrten zwischen Athen und Triest, die stetige Zunahme der Elementarschulen, vor allem die Gründung der Universität in Athen, als einer Lichtquelle für das ganze Hellenentum, berechtigten zu schönen Hoffnungen. Aber mit jedem Tage steigerten sich für den reizbaren Rudhardt die Schwierigkeiten der Amtsführung. In Briefen an seinen Freund Lerchenfeld[2]) erging er sich in bitteren Klagen über die Schmähungen der Presse, die Ränke höfischer Günstlinge, die Einmischung unberufener Ratgeber, „das Mißtrauen, die Gemütlosigkeit, das geschäftige Nichtsthun“ des Königs. Die Feindschaft des unversöhnlichen Lyons trug viel dazu bei, in den Kämpfen, die er nach allen Seiten hin zu führen hatte, seine Kräfte aufzureiben. Ein erstes Entlassungsgesuch, in dem er dem König

Rudhardt Ministerpräsident.

[1]) Das ausführliche Gutachten Prokeschs: Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten (Briefwechsel mit Gentz und Metternich) 1881. II. 160—166.

[2]) S. den Abdruck dieser Briefe in dem Werk: Aus den Papieren des Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld 1887. S. 469 ff.

reinen Wein einschenkte, wurde zurückgewiesen. Aber als der König in einem Streit Rudhardts mit dem Justizminister gegen jenen Partei nahm, war der Bruch unvermeidlich. Rudhardt verließ mit zerrütteter Gesundheit seinen Posten. Er starb schon wenige Monate später bei der Heimkehr von einer Orientreise in Triest.

Sein Rücktritt. 21. Dec. 1837. († 11. Mai 1838.)

Nach Rudhardts Rücktritt ernannte König Otto seinen bisherigen Gesandten in Konstantinopel, Zographos, zum Ministerpräsidenten. Man mochte darin wie in der Entlassung bairischer Beamten und Soldaten ein Zugeständnis an die Forderung rein nationaler Selbstregierung erblicken. In Wahrheit aber war das Kabinet des unumschränkten und doch für kraftvolles Handeln nicht gemachten Königs der Mittelpunkt aller Geschäfte. Die Minister waren mehr oder weniger Werkzeuge seines schwankenden Willens. Der Staatsrat, der das Streben hatte, seine Befugnisse nach und nach auszudehnen, wurde in enge Grenzen zurückgewiesen. Hier bot sich nun ein neues Feld für die Einmischung der Großmächte. Wieder war es vorzüglich der Gegensatz Englands und Rußlands, der dabei in die Augen fiel. Schon längst hatte Lyons die zahlreiche Partei in Griechenland ermutigt, die ungestüm Gewährung einer parlamentarischen Verfassung forderte. Dies war die Parole, die er bei häufigen Zusammenstößen mit König Ottos Regierung nachdrücklich wiederholte. Er handelte ganz im Einverständnis mit Palmerston, in dessen Politik es paßte, das konstitutionelle Banner auch auf dem Boden von Hellas aufzupflanzen. Als die Londoner Konferenz der drei Schutzmächte über die Auszahlung der dritten Serie des griechischen Anlehens beriet, und die Frage möglicher Bürgschaften für Zinsen- und Rückzahlung aufgeworfen wurde, erklärte Palmerston, die beste Garantie, die König Otto geben könne, werde die Verleihung einer Verfassung sein[1]).

König Ottos Selbstherrschaft.

Die Verfassungsfrage und England.

In Petersburg aber, wo man aus eigenem Interesse doch zur Beschränkung der serbischen Fürstenmacht die Hand bot, weckte die Befürwortung einer griechischen Verfassung den stärksten Unmut. Der Zar brauste auf bei dem Gedanken an die Herstellung einer griechischen Volksrepräsentation selbst im bescheidensten Rahmen. In Athen erhob er durch den Generalmajor Stroganov entschiedenen Einspruch gegen jedes dahin zielende Unterfangen. In London drohte sein Botschafter Pozzo di Borgo mit Sprengung der Konferenz, falls Palmerstons Vorschlag zu Protokoll genommen werde. Daß Östreich den Widerwillen Rußlands gegen eine griechische Verfassung teilte, war begreiflich. Weniger klar erschien das Verhalten Frankreichs. In Paris besaß Griechenland allerdings an dem erfahrenen Kolettis einen Vertreter, von dem sich erwarten ließ, daß er die Regierung Louis Philipps der Einführung einer griechischen

Widerstreben Rußlands.

Verhalten Frankreichs.

[1]) Prokesch-Osten: Nachlaß II. 174.

Charte günstig zu stimmen suchen werde. Allein die Lockerung des Bundes der Westmächte wirkte auch auf ihr Verhalten gegenüber den Angelegenheiten Griechenlands zurück. Louis Philipp billigte Pozzos Auftreten gegen Palmerston in der Londoner Konferenz von ganzem Herzen. Lagrené, der französische Gesandte in Athen, ohnehin mit Lyons oft auf gespanntem Fuß, beeiferte sich nicht mehr, einer griechischen Verfassung das Wort zu reden[1]).

Schwäche des Königtums Ottos.

Die Uneinigkeit der Großmächte, vor allem Rußlands und Englands, trug nicht wenig dazu bei, dem Königtum des Wittelsbachers in Athen das Dasein zu erschweren. Metternich sah den griechischen Staat, der ihm von Haus aus als eine Ungeheuerlichkeit erschienen war, der Auflösung nahe. Nesselrode hielt dafür: „Wenn Griechenland stirbt, so sind es gewiß die schlechten Ärzte, die es getötet haben." Hoffnungsvoller lautete das Urteil Barantes, der im Sommer 1838 der griechischen Hauptstadt einen Besuch abstattete. Aber auch er verkannte nicht, daß „die Wohlthaten der Unabhängigkeit noch auf sich warten ließen", und prophezeite für den Fall neuer finanzieller Anforderungen ohne eine Art parlamentarischer Aufsicht Ausbrüche des Unwillens der Nation[2]).

England und Rußland in Konstantinopel.

Der Hauptschauplatz, auf dem England und Rußland sich den Rang abzulaufen suchten, war und blieb Konstantinopel. Seitdem England hier in Ponsonby einen neuen Vertreter erhalten hatte (s. IV. 490), wurde die britische Botschaft in Pera die stärkste Stütze aller geheimen und offenkundigen Feinde Rußlands im Diwan, die sich in ihrer Masse mit den Verfechtern des starren alttürkischen Wesens deckten. Hinter Ponsonby trat sein weniger ungestümer französischer Kollege Roussin in den Schatten. Der greise englische Diplomat, durch die Einzelheiten der täglichen Geschäfte leicht gelangweilt, aber für große weitaussehende Pläne rasch entflammt, arbeitete mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit dem Einfluß Rußlands im Rate des Sultans entgegen. Mitunter riß ihn seine Heftigkeit weit über die Grenzen der üblichen diplomatischen Höflichkeit hinweg. Sein Verwandter, Lord Durham, äußerte gelegentlich in vertraulichem Gespräch: „Wäre ich Minister, so bliebe Ponsonby keine vierundzwanzig Stunden in Konstantinopel"[3]). Dem reizbaren, hochfahrenden Engländer hielt der geschmeidige, durch angenehme Umgangsformen ausgezeichnete Botschafter Butenev Widerpart. Er stützte sich besonders auf die un-

Ponsonby.

Butenev.

[1]) Barante: Souvenirs V. 270, 282, 362, 429 ff. — Prokesch-Osten II. 1. 74. 177.

[2]) Weisung Metternichs an Ficquelmont. Secrète 15. Januar 1838. Nesselrode an Metternich 11. April 1840. Arch. Wien. — Barante: Souvenirs VI. 84 ff.

[3]) Barante: Souvenirs V. 381.

mittelbare Umgebung des Sultans, die, sei es ehrlich, sei es zum Schein, Mahmuds Reformplänen schmeichelte. Unter ihr nahm noch immer der alte Seraskier Chosrew Pascha (s. II. 458. u. s. w.) mit seiner großen Gefolgschaft den ersten Platz ein. Butenev hatte den Vorteil, durch seine Spione und Geldspenden über die besten Auskunftsquellen zu verfügen. Auch standen die Vertreter Östreichs und Preußens dank der allgemeinen politischen Konstellation für gewöhnlich auf seiner Seite.

Wechselnde Erfolge beider.

In seinem unaufhörlichen Ringen mit Ponsonby um vorwaltenden Einfluß auf die Hohe Pforte wechselte das Ergebnis von Fall zu Fall. Der Rat des Sultans, Einschüchterungen und Lockungen von dieser und jener Seite zugänglich, erschien dabei fast wie ein Spielball der Fremden. Es konnte für einen bedeutenden Erfolg Ponsonbys gelten, daß 1835 von der türkischen Regierung die seit lange erbetene Konzession der Einrichtung einer englischen Dampfschiffahrt auf dem Euphrat zugestanden wurde. Dadurch schien die Herstellung einer kürzeren und sichereren Verbindungsstraße mit Indien gewährleistet, die in Syrien am Ausfluß des Orontes ins mittelländische Meer beginnen sollte. Indessen gewann Butenev schon im folgenden Jahr durch Abschluß des Vertrages über die Räumung Silistrias und über die Zahlung der noch ausstehenden Kriegsentschädigung wieder einen Stein im Brett. Die wohlberechnete Großmut des Zaren, der die Donaufestung freiwillig vor Ablauf der ausbedungenen Frist räumte und der Türkei über die Hälfte der noch fälligen Kriegsschuld erließ, wurde vom Sultan und seinen Vertrauten mit Dank gelohnt. Sie nahmen sich Rußlands Ratschlag zu Herzen, auf die beabsichtigte Berufung englischer Instruktoren für das türkische Heer zu verzichten, und erbaten statt dessen einige Officiere von dem König von Preußen. Seinerseits durfte sich Ponsonby eines neuen Triumphes rühmen, als er Gelegenheit fand, für die schmähliche Behandlung englischer Unterthanen in Konstantinopel Genugthuung zu fordern. Der Reis-Efendi Akif, ein erklärter Günstling Rußlands, ward auf sein stürmisches Verlangen hin abgesetzt. Aber der Übereifer, den er entwickelte, kam ihm auf die Dauer wenig zustatten. Er hatte, um den stärksten Druck auszuüben, die kecke Behauptung gewagt, auf der jüngsten Monarchenzusammenkunft in Teplitz sei die Teilung der Türkei, die bisher nur Englands Widerstand verhindert habe, besprochen worden[1]). An der Newa blieb dies kein Geheimnis. Der Sultan ward von dort aus gereizt, auf Abrufung eines Botschafters, der eine so beleidigende Sprache geführt, in London zu bestehen. Wenngleich es dazu nicht kam, ward der Zweck eines Neuebekenntnisses des Sultans in Petersburg doch erreicht. Er versicherte, der Reis-Efendi sei nur aus Gesundheitsrücksichten abgetreten,

[1]) Bericht Stürmers 22. Juni 1836. Arch. Wien.

und pries in seiner Antwort auf ein Mahnschreiben des Zaren das „Bündnis" und die auf „festen Grundlagen ruhende Freundschaft mit Rußland"[1]).

Urqhart. Neben Ponsonby stand eine zeitlang, das Feuer schürend, David Urqhart, von Geburt ein Schotte, der seit Jahren mit den Zuständen des Orients wohl vertraut war. Zuerst hatte er, wie sein älterer Bruder (s. III 126), am griechischen Freiheitskampf teilgenommen. Dann war bei Dienstleistungen für Stratford Canning in Konstantinopel und bei einer Mission handelspolitischer Natur seine Teilnahme für türkisches Volkstum und türkisches Staatswesen in steigendem Maß gewachsen. Entgegen der landläufigen Meinung hatte er seit 1833 dem Glauben an die volle Lebensfähigkeit der Türkei Anhänger zu werben unternommen. Seine damals erschienene Schrift „Die Türkei und ihre Hilfsquellen" gab das Thema an, das fortan in der englischen Presse mannichfach variirt wurde. Er hatte die Genugthuung, großen Eindruck auf die öffentliche Meinung seines Vaterlandes zu machen. Auch in den englischen Regierungskreisen fanden seine Worte lebhaften Anklang.

Mit der ausgesprochenen Sympathie für die Türkei ging die glühende Abneigung gegen Rußland bei Urqhart Hand in Hand. Er hielt es für seine heilige Pflicht, nicht nur England, sondern ganz Europa vor den Ränken einer Macht zu warnen, deren Bestrebungen ihn für Occident und Orient gleich gefährlich dünkten. Diesem Zweck sollte vor allem das „Portfolio" dienen, eine Zeitschrift, die seit dem 28. November 1835 in zwanglosen Heften erschien. Ihren Hauptstock bildeten bisher geheim gebliebene Aktenstücke, die auf den Gang der russischen Politik und die Stellung der Mächte zu ihr in der jüngsten Vergangenheit ein überraschendes Licht warfen. Ihre Echtheit konnte nicht angezweifelt werden. Ein großer Teil stammte aus der Masse der Papiere, die während des Warschauer Novemberaufstandes 1830 von den Polen im Palast des Großfürsten Konstantin erbeutet worden waren. Aus vielen der Dokumente und der ihnen beigefügten Erläuterungen sollte bewiesen werden, daß Rußland die Selbständigkeit der Regierungen nicht minder schwer bedrohe wie die Freiheit der Nationen. Diese Beweisführung war besonders auf Deutschland gemünzt. Auch wurden deutsche Liberale, wie der treffliche Publicist Wurm in Hamburg, von Urqhart für die Mitarbeiterschaft an seiner Zeitschrift gewonnen. Das Portfolio machte weithin ein außerordentliches Aufsehen. Es wurde zu einem Arsenal, das Rußlands Gegnern scharfe Waffen lieferte. Höchst unliebsam fühlte sich Metternich durch die Ent-

Das „Portfolio".

[1]) Berichte Stürmers 10. 17. August, 4. 28. Sept., 12. Okt. 1836 mit zahlreichen Beilagen u. a. dem Antwortschreiben des Sultans an den Zaren 2. Okt. 1836. Arch. Wien.

hüllung des schroffen Gegensatzes berührt, in den er selbst sich während des letzten russisch-türkischen Krieges (s. III. 163 ff.) zum Zaren gestellt hatte. Zur Widerlegung der im Portfolio abgedruckten damaligen „skandalösen" Berichte Pozzo di Borgos übersandte er eine große Rechtfertigungsschrift mit aktenmäßigen Beilagen nach Petersburg. Der Zar ließ ihm zur Antwort sagen, „das alles rühre aus einer bösen Zeit, von der man nicht mehr reden müsse". Aber unverkennbar war es: aus diesen wie aus anderen Stücken des Portfolio drohte „ein wesentlicher Schaden für die konservative Allianz zu erwachsen"[1]).

Urqhart Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel.

Inzwischen winkte Urqhart die Aussicht, seinen Kampf gegen Rußlands Übergewicht nicht nur mit der Feder zu führen. Er war durch seinen Freund Sir Herbert Taylor, den Privatsekretär Wilhelms IV., bei Hofe eingeführt und hatte den König ganz für sich gewonnen. Dieser Begünstigung an höchster Stelle dankte er seine Ernennung zum Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel. Er wollte jedoch nicht eher dahin abgehen, bis er der Annahme einer Reihe von Vorschlägen sicher wäre, von denen er eine günstige Wendung im Orient erwartete. Hauptpunkte seines Programmes waren: Verstärkung der englischen Flotte, Befestigung des Bündnisses mit Frankreich, Abschluß eines englisch-türkischen Handelsvertrags, Beschützung der Türkei durch ihre Aufnahme in das allgemeine europäische Völkerrecht. Erst nach Gutheißung seiner Entwürfe begab er sich 1836 auf seinen Posten. Währenddessen war die Spannung zwischen England und Rußland allem Anschein nach in beständigem Wachsen. Die Debatten des Parlamentes über die Besetzung Krakaus hatten in Petersburg verletzen müssen. Die Sammlung einer russischen Flotte auf der Reede von Kronstadt konnte in London Argwohn erwecken. Selbst der beim Zaren vorzüglich angeschriebene Durham, der mit allen Kräften für Erhaltung des guten Einvernehmens Englands und Rußlands arbeitete, sah nicht ganz ohne Unruhe in die Zukunft. Im Frühling des Jahres 1836 verbreiteten Handelskorrespondenzen aus der Heimat einen panischen Schrecken unter den Kaufleuten der englischen Kolonie Petersburgs. Danach sollte ein Krieg mit Rußland täglich an Wahrscheinlichkeit gewinnen[2]). Unzweifelhaft hatte die journalistische Einwirkung Urqharts

---

[1]) Zur Ergänzung der Stellen im Tagebuch der Fürstin Metternich vom 17.—23. Febr. 1836 dienen mir Metternichs Weisung an Ficquelmont vom 1. März (Réservée), Privatbrief vom 1. März (Secrète, über Pozzo: „Quel homme et quel fléau pour une cour d'avoir un serviteur pareil"), Weisung 16. April, Bericht Ficquelmonts 3. April 1836 über die Quellen des Portfolio, Polizeibericht aus Karlsbad 18. Juni 1836 in „Rußland Varia". Arch. Wien. — Berichte Maltzans 19. 29. Febr. 5. April 1836. Arch. Berlin.

[2]) Bericht Ficquelmonts 6. April 1836. Arch. Wien. — Barante: Souvenirs V. 377 ff.

nicht wenig zur Erhitzung der Geister beigetragen. Mit noch stärkeren Mitteln begann er in Konstantinopel seine Lieblingspläne zu verfolgen.

Die Tscherkessen.

Im vierten Artikel des Friedens von Adrianopel war die ganze Küste des schwarzen Meeres vom Ausfluß des Kuban bis zum Hafen Nikolaja an Rußland abgetreten worden. Tausende freier Tscherkessen, die sich vom Sultan, zwar als dem Haupt der Gläubigen, aber nicht als ihrem weltlichen Oberherrn abhängig fühlten, sollten dadurch ihrer Freiheit beraubt werden. Das tapfere Gebirgsvolk setzte sich zur Wehre und machte dem russischen Soldaten jeden Schritt des heimischen Bodens streitig. Urqhart hatte schon 1834 den Schauplatz dieser Kämpfe mit eigenen Augen gesehen und die Tscherkessen in ihrem Widerstand ermutigt. Er hatte danach im Portfolio ihrer Unabhängigkeitserklärung die weiteste Verbreitung gegeben. In Konstantinopel gingen Tscherkessen-Scheichs in seinem Hause aus und ein, und bei Versuchen, Waffen und Munition an der kaukasischen Küste abzusetzen, hatte er ohne Zweifel insgeheim die Hand im Spiel.

Die Angelegenheit des „Vixen".

Einem solchen Unternehmen kam Butenev durch seine Spione auf die Spur. Der englische Schoner „Vixen", von einem Londoner Handelshaus ins schwarze Meer abgesandt, ward Ende December 1836 in Sukumkaleh, wohin ein Sturm ihn getrieben, von russischen Kriegsschiffen angehalten. Unter der Salzladung, die der „Vixen" enthielt, fanden sich Pulver und Munition verborgen. Die Sache wirbelte viel Staub auf und gab zu langwierigen Auseinandersetzungen Anlaß. Von Seite Rußlands berief man sich darauf, daß die kaukasische Küste, mit Ausnahme von zwei Häfen, in Blockade erklärt worden sei. Man begnügte sich jedoch mit der Konfiskation von Schiff und Ladung. Indessen geriet die englische Presse in heftige Erregung. Auch Palmerston führte gegenüber Pozzo di Borgo eine sehr vorwurfsvolle Sprache. Er frug, mit welchem Recht Rußland Gebiete in Anspruch nehme, über die der Sultan niemals habe verfügen dürfen. „Europa, ließ er ihn hören, hat zu lange geschlafen, es wacht endlich auf, um dem System der Übergriffe ein Ziel zu setzen, die der Zar an allen Grenzen seines weiten Reiches durchführen will. In Polen verstärkt er sich und bedroht Preußen und Östreich. Er hat die Donaufürstentümer zwar geräumt, säet aber Zwietracht in ihnen, um einen Vorwand zu haben, sie wieder zu besetzen. Er erbaut große Festungswerke in Finland, um Schweden einzuschüchtern. In Persien reizt euer Gesandter den Schah zu unsinnigen Expeditionen, um ihn zu schwächen und seinem Ruin zuzuführen. Jetzt wollt Ihr euch das Tscherkessenland aneignen, aber vierzig Jahre werden vergehen, ehe es euch gelingen wird, dies tapfere Volk zu bezwingen." Pozzo di Borgo hatte den Eindruck, als sinne Palmerston darauf, mit Rußland zu brechen. Er traute ihm die

Absicht zu, durch einen englisch-russischen Krieg „populär und ein großer Mann" werden zu wollen[1]).

Abrufung Urqharts. Frühling 1837.

Allein Palmerston hütete sich, die Dinge auf die Spitze zu treiben. Er gab sich mit der Annahme, daß Suchumkaleh rechtmäßiger russischer Besitz sei, zufrieden und verzichtete auf weitere Erörterungen über den Freiheitskampf der Tscherkessen. Die Sache, für die Urqhart England zum Beistand hatte verpflichten wollen, ward in London preisgegeben. Der unbequeme Ratgeber selbst, der auch mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten Ponsonby persönlich nicht zum besten stand, wurde aus Konstantinopel abgerufen und erhielt einen Nachfolger in der Person Henry Lytton Bulwers. Mit dem Tode König Wilhelms IV. verlor Urqhart sodann vollends die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Regierungskreise. Aber seine Feder blieb ihm. Er gebrauchte sie fortan, nicht nur um den Kampf gegen Rußland fortzusetzen, sondern zugleich um an Palmerston, von dem er sich und England verraten wähnte, sein Mütchen zu kühlen. Statt des Portfolio, das er aufgegeben, standen ihm zahlreiche Blätter zur Verfügung. Eine zeitlang sah man ihn auch inmitten der Chartisten. Ehrlicher Eifer ließ sich ihm niemals absprechen, aber seine Leidenschaft verführte ihn nicht selten zu gewagten Behauptungen, durch die er sich schadete.

Fortdauer seiner Agitation.

Allgemeiner Gegensatz Englands und Rußlands.

In dem Widerspiel Englands und Rußlands bildete die aufreizende Thätigkeit Urqharts nur eine Episode. Der Gegensatz beider Mächte im Orient wurde mit der friedlichen Lösung der Angelegenheit des „Vixen" nicht verwischt. Er erstreckte sich vielmehr noch weit über den Bereich der Türkei auf Gebiete, die im Rahmen der Geschichte Europas kaum mit einem flüchtigen Blick gestreift werden können. Zwar gehörte eine stark überhitzte Phantasie dazu, die russischen Soldaten schon auf dem Marsch nach Indien zu erschauen. Aber der Wettkampf Rußlands und Englands in Ländern, durch welche die Heer- und Handelsstraßen gegen Indien hin führten, verschärfte sich zusehends. Englische und russische Kaufleute machten sich den Markt dieser Länder streitig. Englische und russische Agenten maßen sich an ihren Fürstenhöfen.

Reibungen in Persien.

Nicht ohne guten Grund hatte Palmerston gegenüber Pozzo di Borgo über Rußlands Umtriebe in Persien Klage geführt. Der russische Gesandte in Teheran wußte den dortigen Vertreter Englands auszustechen. Er beherrschte den Schah vollkommen und begleitete ihn 1837 auf seinem Zuge gegen Herat. Diese Hauptstadt des westlichen Afghanistan, einen der Schlüssel zu den Thoren Indiens, durfte das britische Weltreich um keinen Preis in fremde Hände fallen lassen. Herat wurde von einem tapferen Engländer, der Sturm auf Sturm abschlug, zähe verteidigt.

Afghanistan.

[1]) Martens: Recueil des traités conclus par la Russie XII. (1898) 64 ff.

Der Schah wurde 1838 durch Entsendung einer englischen Flotte in den persischen Meerbusen und durch die Besetzung der Insel Karak zur Lösung der Verbindung mit Rußland gezwungen. Noch im gleichen Jahre ward von Indien aus ein gewaltiges Heer gegen Dost Mohammed gerüstet, den Emir von Kabul, der sich zum Fürsten im größten Teil Afghanistans aufgeschwungen und, von England abgewiesen, den Schutz des Zaren erbeten hatte. In Rußland aber wurde bald danach ein Kriegszug gegen den räuberischen Chan von Chiwa geplant, dessen Unterwerfung gewissermaßen eine Entschädigung für so manche britische Eroberung gewährt haben würde. Trotzdem man in London wie in Petersburg nicht müde wurde, sich der reinsten und uneigennützigsten Absichten zu berühmen, rangen England und Rußland in Centralasien beständig um die Ausdehnung ihres Machtbereiches. Chiwa.

Am sichtbarsten aber blieb doch der Antagonismus, in dem sie sich angesichts der Zukunft der Türkei befanden. Ponsonby hatte nach Metternichs Ausdruck „die fixe Idee, daß der Zar beständig die Eroberung Konstantinopels im Auge habe". Unleugbar kam die großartige Erweiterung des Kriegshafens und der Festung Sebastopol, die Nikolaus sich angelegen sein ließ, einer Bedrohung der türkischen Hauptstadt gleich. Auch Barante, der 1838 die Werke Sebastopols sah, konnte sich ernster Sorgen nicht entschlagen. Er berechnete, daß hier immer 20 000 Mann zur Einschiffung binnen zwölf Stunden bereit ständen. „Man darf sich nicht verhehlen, meinte er, daß die Einnahme Konstantinopels durch ein russisches Armeekorps eine leichte Sache ist, wenn nicht Frankreich und England eine günstige Gelegenheit ergreifen, um je eine Insel des Archipels im Bereich der Dardanellen zu besetzen und mit einer genügenden Garnison zu versehen. Dieser Entschluß müßte meinem Dafürhalten nach an dem Tage ausgeführt werden, an dem die Russen den Bosporus aufs neue okkupiren wollten"[1]). Indessen wies man in Petersburg die Verdächtigung, als habe man es auf die Erwerbung Konstantinopels oder überhaupt auf Gewinn türkischen Bodens in Europa abgesehen, mit flammender Entrüstung zurück. Der Zar erinnerte im Gespräch mit dem genannten Barante daran, daß er im Jahre 1833 seine Truppen nur auf Bitten des Sultans zu dessen Schutz nach Konstantinopel gesandt habe. „Wer kann glauben, ließ er sich hören, daß ich Konstantinopel erobern oder mein Gebiet vergrößern will? ... Was will man von mir? Was soll ich thun, um über meine Absichten zu beruhigen?" Er drehte den Spieß um und entrollte eine lange Liste von Beschwerden gegen Palmerston, den er fortdauernden Übelwollens und unablässiger Verleumdungen beschuldigte[2]). Die Zukunft der Türkei.

[1]) Barante: Souvenirs VI. 135.

[2]) Barante VI. 143—145.

Diese mit einer Selbstverteidigung verknüpften Anklagen Rußlands gegen England kamen auch in der publicistischen Litteratur zum Ausdruck.

„Die europäische Pentarchie." 1839.

In gewissem Sinn als Antwort auf das „Portfolio" konnte ein Buch betrachtet werden, das 1839 unter dem Titel „Die europäische Pentarchie" in Leipzig erschien. Sein Verfasser Goldmann, als Censor bei der russischen Regierung in Warschau angestellt, wollte allerdings nicht in amtlichem Auftrag geschrieben haben[1]). Manche seiner Behauptungen, die sich auf Deutschland bezogen, so der Preis Rußlands, als „Schutzmacht der deutschen Mittelstaaten", erregten bei Metternich Ärgernis. Sie veranlaßten ihn zu einer Beschwerde in Petersburg[2]). Hier lehnte man die Verantwortung für Äußerungen eines „unvorsichtigen Eifers" ab. Aber was der Pentarchist über die orientalische Frage zum besten gab, stimmte ganz und gar mit der Auffassung überein, die in der russischen Regierung an höchster Stelle vertreten wurde. Der Pentarchist war empört über „die Deklamationen, die in neuerer Zeit über Rußlands angebliche Eroberungssucht bis zum Ekel wiederholt worden sind". Er vermochte schlechterdings keinen haltbaren Grund aufzufinden, „der Rußland zum Wunsch vermögen könnte, der teilweise oder alleinige Erbe des osmanischen Reiches in Europa zu sein". Hingegen entrüstete er sich über „Englands halben Krieg und halben Frieden mit allen Mächten" und sah „das eigentlich fruchtbare Feld der britisch-diplomatischen Tracasserien in den südöstlichen Staaten Europas und im Orient".

Die Westmächte und Rußlands Orientpolitik.

Mitunter konnte es wieder scheinen, als werde der russisch-englische Gegensatz in Betracht der orientalischen Angelegenheiten die Abneigung des Zaren gegen das Bürgerkönigtum Louis Philipps mildern. Er gab gelegentlich zu, daß seine auswärtige Politik in Paris gerechter beurteilt werde als in London. Freilich ließ er es auch, zumal solange Durham an seinem Hofe weilte, an schmeichlerischen Versuchen nicht fehlen, England von der Allianz mit Frankreich abzuziehen. Jedenfalls gewährten ihm die sich mehrenden Anzeichen der Lockerung dieser Allianz eine unverhohlene Befriedigung. Mit vollem Recht konnte Barante nach Paris berichten: „Nichts erregt in Petersburg größere Freude als alles, was

---

[1]) Der Herausgeber der Lettres et papiers de Nesselrode (1910. VIII. 21) hält unbegreiflicher Weise für den Verfasser „M. Bethmann-Hollweg jurisconsulte Allemand".

[2]) Privatbriefe Metternichs an Benkendorff 24. Nov. 1839, 20. März 1840. Antworten Benkendorffs 10. Dec. 1839. (Er rühmt Goldmann als einen „Mann von guten Grundsätzen, von Geist und Talent, der geglaubt hat, etwas Gutes zu thun, um die Lügen zu zerstreuen", berichtet aber, daß Goldmann selbst als Censor sein Buch in Warschau habe verbieten lassen.) 27. März 1840. Berichte Ficquelmonts 21. Dec. 1839, 26. Jan. 1840. Weisung Metternichs an Ficquelmont. Réservée. 14. Juni 1840. Arch. Wien.

uns von England zu trennen scheint“[1]). Insonderheit für Rußlands Orientpolitik versprach eine Verfeindung der Westmächte reinen Gewinn. Sie erfolgte rascher, als selbst nach den bisherigen Anzeichen der Entfremdung Englands und Frankreichs zu erwarten gewesen war. Ein neuer Zusammenstoß des Sultans mit seinem aegyptischen Vasallen führte sie herbei, und dies Ereignis brachte in dem Verhältnis Rußlands zu England eine überraschende Wendung hervor.

[1]) Barante V. 368. 476. 533. VI. 145. Berichte Ficquelmonts 1. Febr. 1836, 18. März, 12. August 1837, 6. April 1839. Secrète Arch. Wien.

X.

Der türkisch-aegyptische Streithandel und die Großmächte Europas.

Unhaltbarkeit des Vertrages von Kutahja.

Die Geschichte kennt manchen Vertrag, der sich einen Frieden nennt, der in Wahrheit aber nur einen Waffenstillstand bedeutete. Für wenige Abmachungen gilt dieser Satz mit so viel Recht wie für die Übereinkunft von Kutahja, die im Jahre 1833 die Beziehungen des Sultans Mahmud und seines Vasallen, des Paschas von Aegypten, Mehmed Ali, regeln sollte (s. IV. 489. 490). Der stolze Sultan, der schon auf Griechenland und Algier hatte verzichten müssen, der in den Donaufürstentümern und in Serbien seine Oberherrschaft immer mehr eingeschränkt sah, wollte den Verlust von Syrien und Adana nicht als dauernd betrachten. Der greise Pascha, der seine Macht sattsam erprobt hatte, wünschte seine Eroberungen durch Vererbung seinem Adoptivsohn Ibrahim zu sichern, wenn nicht das lockere Band der Lehensabhängigkeit wenigstens für Aegypten ganz und gar zu zerreißen. Mißtrauisch und sprungbereit standen sich beide gegenüber. Mehmed Ali verwandte einen großen Teil seiner Einkünfte aus Baumwollernten, Zöllen und Abgaben auf die Erhaltung eines starken Heeres, das unter Ibrahims Kommando in Syrien lagerte. Doch wahrte er mit gewohnter Schlauheit noch sorgsam die Formen des Lehensverhältnisses. Er leistete die schuldigen Tributzahlungen, entrichtete sie anfangs 1837 auch für Kreta und übersandte gelegentlich reiche Geschenke nach Konstantinopel. Hier gab man sich etwas weniger Mühe, sich zu verstellen. Aufstände syrischer Bergvölker, denen die harten Rekruten- und Dienstforderungen des neuen aegyptischen Oberherrn unerträglich waren, erhielten manche Ermutigung seitens der Pforte. Der reizbare, leidenschaftliche Mahmud, der sich den Verboten seiner Religion zum Trotz mit den Jahren immer ungezügelter dem Trunk ergab, machte kaum ein Hehl aus seinen rachsüchtigen Wünschen. Vor allem sollten diesen die Reformen seines Kriegswesens dienen, für deren Anbahnung die preußischen Officiere, an ihrer Spitze Helmuth von Moltke, berufen wurden. Zu Wasser und zu Lande ward eifrig gerüstet. In

Spannung zwischen der Pforte und Mehmed Ali.

Kleinasien sammelten sich unter dem Kommando des ehemaligen Großvezirs Reschid Truppenmassen zum Zweck der Wiedereroberung Syriens.

Es fehlte allerdings nicht an Versuchen, die Spannung, die zwischen dem Großherrn und seinem Vasallen bestand, auf friedliche Weise zu lösen. Gegen Ende des Jahres 1836 gelang es der konservativen, alttürkischen Partei im Diwan, den erbittertsten Gegner Mehmed Alis, den einflußreichen Chosrew, zeitweise zu verdrängen. Gleich danach, im Februar 1837, ließ sich der Sultan durch seinen alten Ratgeber Pertew dazu bewegen, Anerbietungen in Alexandria zu machen, die auf ein endgiltiges Abkommen zwischen dem Lehensherrn und dem Lehensträger hinzielten. Mehmed Ali sollte für die Herausgabe des syrischen Binnenlandes und Adanas den erblichen Besitz Aegyptens und der syrischen Küstengebiete erhalten. Indessen erschien dies Anerbieten dem durch sein Glück verwöhnten Nachfolger der Pharaonen viel zu gering. Er wies es mit kaum verhüllter Entrüstung ab. Sein Traum war und blieb die Gründung eines vom Nil zum Euphrat reichenden erblichen Reiches und die volle Unabhängigkeit Aegyptens. Eine Abrüstung in Syrien erklärte er, solange ihm keine Bürgschaften ungestörten Besitzes gegeben seien, für unmöglich. Bald darauf schlug auch an der Pforte der Wind um. Im März 1838 wurde Chosrew Pascha an die Spitze der Regierung zurückgerufen. Als fähigsten Gehilfen hatte er Mustafa Mehmed Reschid zur Seite, den bisherigen Gesandten in Paris und London, dem das Ministerium des Auswärtigen übertragen war. Dieser geistvolle, hochbegabte Staatsmann hegte den Ehrgeiz, das halbbarbarische Gemeinwesen in allen seinen Teilen nach Maßgabe europäischer Civilisation, deren Wert er vollauf würdigte, umzugestalten. Aber zugleich erblickte er in dem aegyptischen Machthaber den gefährlichsten Rivalen. Er hatte selbst einst beim Abschluß des Friedens von Kutahja mitgewirkt und empfand den durch die Not erzwungenen Vertrag als eine drückende Fessel.

Versuche ihrer Lösung. Verdrängung Chosrews. 1836.

Pläne Mehmed Alis.

Zurückberufung Chosrews. 1838.

Reschid Minister des Auswärtigen.

Wo immer in Syrien die aegyptische Herrschaft Widerstand fand, ward er aufs neue von Konstantinopel aus gereizt. Eine Erhebung der Drusen des Hauran gegen Ibrahim wurde durch türkisches Geld unterstützt. Im Taurus kam es zu Gebietsverletzungen seitens der Beamten des Sultans. Sein Heer in Kleinasien hatte nach dem Tode Reschid Paschas in Hafis Pascha einen Oberbefehlshaber erhalten, der als erster General des neuen militärischen Systems betrachtet wurde und darauf brannte, es gegen die Aegypter zu erproben. Noch hatte er die Unterwerfung der trotzigen Kurdenstämme, die von seinem Vorgänger eingeleitet worden war, zu vollenden. Aber schon seit dem Sommer des Jahres 1838 nahmen die Rekognoscirungen gegen die syrische Grenze einen drohenden Charakter an. Auf der anderen Seite schob Ibrahim, nach Bewältigung der Drusen, seine Truppen gegen Norden vor und empfing von Mehmed Ali Ver-

Aufstand der Drusen.

Gegenseitige Rüstungen.

stärkungen. Alles deutete, trotz der friedlichen Versicherungen, in denen sich die Minister am goldenen Horn und der Pascha am Nil überboten, auf einen nahe bevorstehenden feindlichen Zusammenstoß.

Verhalten der Großmächte.

Schon längst waren die Großmächte Europas bemüht, in Konstantinopel wie in Alexandria auf Wahrung des Friedens zu dringen. Doch bewegten sie sich dabei nicht sämtlich auf derselben Linie. Auch wurden sie nicht alle von denselben Antrieben geleitet. Für Rußland kam vornehmlich jener Vertrag von Hunkiar-Iskelessi in Betracht, der wenige Monate nach dem Frieden von Kutahja geschlossen worden war (s. IV. 492). Er verbürgte der Pforte für acht Jahre das Erscheinen russischer Kriegsschiffe und Soldaten zum Schutz Konstantinopels im Notfall und verpflichtete sie dafür zur Sperrung der Dardanellen. Man hätte glauben können, der Zar habe den Wiederausbruch des Krieges Mehmed Alis gegen den Sultan herbeigesehnt, um so bald wie möglich Gelegenheit zu finden, als dessen Retter aufzutreten. Allein seine Politik war nicht so grob zugeschnitten. Zwar nahm er die zweideutige Rolle eines Beschützers des morschen türkischen Reiches ganz für sich allein in Anspruch und verwahrte sich gegen die Dazwischenkunft anderer. Als Palmerston im Sommer 1838 den Zusammentritt einer Konferenz von Vertretern der Großmächte in London zur Behandlung der türkisch-ägyptischen Angelegenheiten vorschlug, erhielt er von Petersburg eine entschiedene Absage. Gleichzeitig wies der russische Botschafter in Konstantinopel warnend darauf hin, daß Konferenzen der Art die Unabhängigkeit Griechenlands und Belgiens zur Folge gehabt hätten und sich daher der Pforte als Recept nicht empfehlen könnten. Indessen so eifersüchtig man an der Newa darüber wachte, die Schutzherrschaft über die Türkei mit niemandem zu teilen, so wenig Neigung hatte man, sich ohne genügende Vorbereitung der Rechte zu bedienen, die der Vertrag von Hunkiar-Iskelessi gewährte. Denn es war zu befürchten, daß dadurch die Westmächte, deren wachsende gegenseitige Entfremdung dem Zaren so erwünscht war, augenblicklich wieder zusammengeführt werden würden. Besser also schien es, wenn sich zunächst noch der Sultan und sein Vasall in Schach hielten.

Ziele Rußlands.

Preußen und Österreich.

Von den beiden deutschen Großmächten wurde Preußen nur insofern durch diese orientalische Verwicklung in Mitleidenschaft gezogen, als sie den Frieden des Occidents stören konnte. Österreich aber war seit der Zusammenkunft von Münchengrätz in allen Fragen, die den Bestand des türkischen Reiches berührten, von Rußland gleichsam ins Schlepptau genommen worden. Zwar hatte Metternich Grund genug, den Zukunftsplänen des Zaren hinsichtlich der Türkei zu mißtrauen (s. IV. 493). Allein die Besorgnis vor einer Ausbreitung der revolutionären Ideen hielt ihn an dessen Seite fest. Er teilte demnach seinen Widerwillen gegen

Palmerstons Londoner Konferenzplan. Er fand den Gedanken dieses „sogenannten Staatsmannes monströs", zum Schutz der Türken gegen die Aegypter neben englischen, französischen und russischen Kriegsschiffen an der kleinasiatischen Küste ein östreichisches Korps in Syrien erscheinen zu lassen[1]). Inzwischen setzte er Mehmed Ali mit beständigen Ermahnungen zu, es nicht zum Bruch mit dem Sultan zu treiben, und spannte nicht minder alle Kräfte an, die unverhohlene Kriegslust in Konstantinopel zu dämpfen.

Gemeinsames Interesse der Westmächte.

Daß auch den Westmächten aufs ernstlichste an der Vermeidung eines Zusammenstoßes des Großherrn und seines Vasallen gelegen war, begreift sich von selbst. Vor dem Ablauf des Vertrages von Hunkiar-Iskelessi, gegen den sie vergeblich protestirt hatten, blieb doch immer eine Besetzung Konstantinopels durch die Russen gemäß einem türkischen Bittgesuch zu fürchten. Wer wollte dafür bürgen, daß sich dann die kriegerische Demonstration nicht nach Pozzo di Borgos Rat in eine „solide Okkupation" verwandle[2]). Diese aber mußte man in Paris wie in London um jeden Preis zu verhindern wünschen. Indessen blieb doch ein Unterschied der Ansichten und Neigungen der Westmächte hinsichtlich der gespannten Lage im Orient unverkennbar. In den Regierungskreisen und mehr noch in der öffentlichen Meinung Frankreichs fuhr man fort, Mehmed Ali als wertvollen Schützling und als möglichen Erben des „kranken Mannes" am goldenen Horn zu betrachten. Der, freilich nicht unmittelbare, Nachbar der algerischen Kolonie, der mit dem Firnis moderner Kultur prunkende Bekenner des Koran, der sich so manchen Helfer für seine fieberhaft betriebenen technischen und militärischen Arbeiten aus Frankreich verschrieben hatte, genoß hier warme Sympathieen. Mit ihnen verband sich der feste Glaube an seine Unüberwindlichkeit. Mochte der französische Generalkonsul in Alexandria mit seinen Kollegen in Mahnungen zu geduldigem Beharren bei dem bisher Erworbenen wetteifern: zahlreiche Franzosen, die als Reisende oder als Diener des Paschas in Aegypten weilten, erklärten seine Losreißung von dem morschen türkischen Reich für durchaus ratsam und unschwer ausführbar. Die glänzenden Schilderungen seiner Macht fanden in ihrem Vaterlande begeisterte Hörer. Man gewöhnte sich hier immer mehr daran, seine Sache wie die Frankreichs anzusehen.

Ihr Gegensatz. Frankreich für Mehmed Ali.

England gegen Mehmed Ali.

Dagegen war man in England nichts weniger als gut auf den aegyptischen Pascha zu sprechen. Seine Begründung eigener Werkstätten hatte den Vertrieb englischer Fabrikate bereits schwer geschädigt. Seit der Eroberung Syriens brachten seine Karawanen Baumwollenzeuge, Tücher, Metallwaren bis ins Innere von Asien. Die Ausdehnung der von ihm besessenen drückenden Monopole und der von ihm beanspruchten

[1]) Martens: Recueil des traités conclus par la Russie etc. IV. 1. S. 478 vgl. Bulwer: Palmerston II. 238.

[2]) Martens a. a. O. XII. 71. 72.

hohen Zölle machten dem englischen Kaufmann den Mitbewerb so gut wie unmöglich. Als Inhaber beider Ufer des roten Meeres drohte er, sich des gesamten arabischen Kaffeehandels zu bemächtigen und zugleich den Weg nach Indien über die Landenge von Suez zu sperren. Auch war jener Versuch Englands, durch Einrichtung einer Dampfschiffahrt auf dem Euphrat und dem Orontes eine andere Verbindungsstraße nach Indien herzustellen, abgesehen von den örtlichen Hemmnissen, vor allem an seinem Einspruch gescheitert. So verschärften Rücksichten auf den Weltmarkt und auf die Machtstellung im Orient den Gegensatz der britischen Regierung zu dem aegyptischen Vasallen des Sultans. Mit Freuden ward daher von Palmerston der Vorwand benutzt, den die Mißhandlung Schiffbrüchiger an der Südküste Arabiens gewährte, um auf die dortige kleine Halbinsel Aden die Hand zu legen und sie zu einem Gibraltar des Ostens umzuwandeln. Schon einige Monate vorher war in Balta-Liman im Palast des Ministers Reschid Pascha, unweit Konstantinopels, ein englisch-türkischer Handelsvertrag unterzeichnet worden, dessen wohlthätige Wirkungen mit der Zeit allgemein fühlbar wurden, in dem Mehmed Ali aber einen gegen seine Macht geführten Streich erblicken mußte. Die ursprüngliche Idee ging auf David Urqhart zurück, dessen Wünsche freilich nur teilweise erfüllt wurden. Die Hauptsache war: der Vertrag schaffte sämtliche Monopole in allen Gebieten des türkischen Reiches ab, verwandelte die mannichfaltigen auf Ausfuhr und Einführung lastenden Abgaben in eine einzige Mautgebühr und stellte die Ausarbeitung eines neuen Zolltarifes in Aussicht[1]). Scheinbar fügte sich Mehmed Ali der Erstreckung dieser Staatsakte auf sein Vasallenreich, um sie in Wirklichkeit Tag für Tag zu mißachten.

Besetzung Adens. Jan. 1839.

Englisch-türkischer Handelsvertrag. 16. Aug. 1838.

Mit dem Abschluß jenes Handelsvertrages spielte Ponsonby einen Trumpf aus. Bei dieser Angelegenheit, wie überhaupt in allem, was mit der aegyptischen Frage zusammenhing, wußte er die Reformpartei im Divan, die bisher gewöhnlich Rußlands Winken gefolgt war, an sich zu ketten. Dem russischen Botschafter Butenev mußte dies sehr unerwünscht sein. Aber nicht minder lästig wurde Ponsonbys Betriebsamkeit seinem französischen Kollegen Roussin. Mit jedem Tage wurde ihm die Ermutigung der Hohen Pforte durch den Vertreter Englands in ihrem Konflikt mit Mehmed Ali klarer. Auf Ponsonbys Antrieb schloß sich im Sommer 1838 ein englisches Geschwader unter Befehl des Admirals Stopford der in das mittelländische Meer ausgelaufenen türkischen Flotte an. Auf seinen Rat begab sich der Minister Reschid im Winter 1838 nach Paris und London, um dort das Verlangen einer Verminderung

Ponsonbys Doppelspiel.

[1]) Karl Hillebrand II. 361 spricht mißverständlicher Weise von einer Verpflichtung des Sultans gegen England, „dessen Waren zollfrei in alle seine Staaten einführen zu lassen".

der Streitmacht Mehmed Alis und einer Rückgabe syrischer Gebietsteile zu verfechten. Bei diesen Schritten ließ Ponsonby es aber nicht bewenden. Während er in seiner amtlichen Eigenschaft gemäß Palmerstons Weisungen die Wahrung des Friedens einschärfte, machte er im stillen der kriegerisch gesinnten Umgebung des Sultans Mut. Palmerston selbst blieb dies Doppelspiel nicht ganz verborgen. Aber er wagte doch nicht, Ponsonby, der als Schwager Lord Greys einen starken Rückhalt bei der Regierung hatte, das Handwerk zu legen.

Hafis' Marsch über den Taurus.

Aufgestachelt durch den Botschafter Englands, verzehrt von Rachsucht und auf den Sieg mit Sicherheit vertrauend, gab Sultan Mahmud allen Warnungen und Friedensversprechungen zum Trotz im Frühling 1839 persönlich den Befehl zum Angriff. Hafis Pascha überschritt mit einem Armeekorps den Taurus und passirte am 21. April den Euphrat. Ibrahim sammelte in Eile seine zerstreuten Truppen, vermied aber jeden Schein des Beginnes feindseliger Handlungen. Auch gab Mehmed Ali den Konsuln in Alexandria die Zusage, sein Adoptivsohn solle Befehl erhalten, einen Landstrich zwischen beiden Heeren unbesetzt zu lassen und auf syrischem Boden die Herausforderung zu einer Schlacht abzuwarten.

Rückzug der Aegypter.

In der That zog sich die aegyptische Vorhut überall nach kleinen Scharmützeln zurück, während Hafis Pascha nach dem Rat seines Begleiters Moltke in einem gut verschanzten Lager am Euphrat Halt machte. Unter seinen Truppen, großenteils jüngst ausgehobenen, nur oberflächlich in europäischer Taktik geschulten Landwehren (Rediffs) herrschte eine furchtbare Sterblichkeit. Der ganze Ersatz bestand in eingefangenen Kurden. Die Erwartung von Verstärkungen war daher eine dringende Notwendigkeit. Wochenlang kam es zu keinem entscheidenden Zusammenstoß.

Erregung der Großmächte.

Indessen waren die Großmächte Europas auf die Kunde der Überschreitung des Euphrat durch das türkische Heer in Aufregung geraten. In Paris und in London war das Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, die Einmischung Rußlands als Schützers des Sultans für alle denkbaren Fälle zu hindern. Soeben war in Frankreich das Ministerium Soult, dessen auswärtige Politik in Wahrheit der König bestimmte, ans Ruder gelangt. Der Marschall entsandte unverzüglich zwei seiner Adjutanten nach Konstantinopel und nach Alexandria, um auf die Unterbrechung aller kriegerischen Handlungen zu dringen. Zugleich wurde den Kammern eine Kreditforderung von 10 Millionen unterbreitet, die nötigenfalls einer Rüstung der Streitkräfte zur See dienen sollten. Demnächst aber erschien ein rasches Übereinkommen mit England unerläßlich. Die Reibungen zwischen den Westmächten, die sich in jüngster Zeit gehäuft hatten, traten gegenüber der augenblicklichen Gefahr in den Hintergrund.

Palmerston nahm Soults Eröffnungen mit hoher Genugthuung

Vereinbarung Soults und Palmerstons.

auf. Auch er war bereit, über so manches Vorkommnis, das die Verbindung der Westmächte gelockert hatte, einen Schleier zu werfen. „Soult ist ein Juwel", schrieb er dem englischen Botschafter Granville nach Paris. „Wir verständigen uns über alles, sagte er etwas überschwänglich dem französischen Geschäftsträger in London, unsere Eintracht wird vollkommen sein." Man vereinbarte in der That gleichartige Instruktionen für die Admirale der beiden Geschwader, die an der syrischen Küste kreuzen sollten, um den feindlichen Parteien in den Arm zu fallen. Würden die Russen im Bosporus erscheinen, um in Konstantinopel einzurücken, so wollte man von der Pforte die Erlaubnis der Einfahrt in die Dardanellen fordern. Den weitergehenden Antrag Palmerstons, den Admiralen schon im voraus darauf hinzielende Vollmachten zu erteilen, wies Soult als zu verfänglich ab. Nach seinem Vorschlag sollten sich sämtliche Großmächte über Maßregeln zur Erhaltung des türkischen Reiches verständigen, und er bezeichnete Wien als geeignetsten Ort für ihre Beratungen.

Vorschlag von Konferenzen in Wien.

In diesem Vorschlag war unschwer der Gedanke Louis Philipps erkennbar, der sich Österreich im Lauf der Jahre immer mehr angenähert hatte. Palmerston trug anfangs Bedenken, seine Zustimmung zu geben, da er Metternichs Abhängigkeit von Rußland fürchtete. Allein er ließ sich von der Ratlichkeit von Konferenzen, wie er sie selbst das Jahr zuvor in London zu sehen gewünscht hatte, bald überzeugen. Metternich seinerseits kam der von Paris ausgehenden Idee auf halbem Wege entgegen. Er rühmte sich, der Vater jener „Zusammenkünfte der Kabinette" gewesen zu sein, die „mit Recht den Abscheu der Revolutionäre erregt" und während eines Jahrzehnts sehr viel „zur Erhaltung des allgemeinen Friedens beigetragen hätten". Zwar konnte seiner Ansicht nach von „Konferenzen" im eigentlichen Sinn, ähnlich denen von Aachen, Troppau, Laibach, Verona nicht wohl die Rede sein. Allein er hielt sich an den Satz: „Es kommt auf die Sache an, nicht auf die Form ... Machen wir die Dinge in Wien und in Konstantinopel ... Die Linie ist geographisch die kürzeste." Daß man in Berlin sich nicht sträuben werde, eine Zusammenkunft in der österreichischen Hauptstadt für die Behandlung der orientalischen Angelegenheit zu beschicken, durfte er als gewiß annehmen. Aber ein schwerer Irrtum war es, zu wähnen, der Zar werde in Wien gutwillig zugeben, was er in London nicht hatte dulden wollen: die Einschließung der Türkei in das öffentliche Recht Europas, die einst auf dem Wiener Kongreß nicht erreicht worden war (s. I. 273). Metternich glaubte es zwar „als einen glücklichen Umstand" betrachten zu dürfen, daß der Defensiv-Vertrag von Hunkiar-Iskelessi nicht in Frage kommen könne, da die Pforte den Angriff eröffnet habe[1]). Er schien es sogar für möglich zu halten, daß Rußland selbst den

[1]) Privatbrief Metternichs an Ficquelmont 21. Juni 1839. Arch. Wien.

Anstoß zu internationalen Abmachungen über eine Gesamtbürgschaft des türkischen Reiches gebe.

Allein er wurde bald genug von Petersburg aus eines anderen belehrt. Hier war man über den Seitensprung des östreichischen Bundesgenossen sehr ungehalten. Der Zar brachte Ficquelmont zu Gehör: „Ich kümmere mich nicht um die Angelegenheiten von Spanien und Portugal, das geht Frankreich und England an. Italien ist eure Sache, ich bin nur da, um euch zu unterstützen, ebenso in Deutschland, das Preußen und Östreich angeht. Aber was die Türkei betrifft, so ist das meine Sache." Er erklärte „ein Centrum von Beratungen über die orientalische Frage für unnütz" und wollte sich höchstens eine Verständigung mit Östreich allein, wie in Münchengrätz beredet, gefallen lassen[1]). Im gleichen Sinn waren Nesselrodes Weisungen für den Vertreter Rußlands in Wien gefaßt. Er verbat sich jede Mitwirkung Frankreichs und Englands, deren Hintergedanke sei, die Pforte dem russischen Einfluß zu entziehen. Er wies im voraus die Idee ab, „das Marmara-Meer zu einem Stelldichein aller verbündeten Flotten machen zu wollen", da eine solche Maßregel sich nicht gegen den Aegypter, sondern gegen den Zaren richte. „Die Frage der Schließung der Dardanellen, fügte er bei, ist für uns eine Ehrenfrage, die wir um jeden Preis verteidigen müssen, ohne vor irgend einem Opfer zurückzuschrecken." Es war klar: auf das Heilmittel einer Zusammenkunft von Wortführern der fünf Großmächte Europas am grünen Tisch unter dem Vorsitz des östreichischen Staatskanzlers sollte man verzichten.

Widerspruch des Zaren.

Während die Federn der Diplomaten im Occident geschäftig waren, hatte das Schwert im Orient schon eine große Entscheidung herbeigeführt. Hafis Pascha war Ende Mai vom Euphrat aufgebrochen und in das syrische Gebiet vorgedrungen. Noch drei Wochen wartete Ibrahim zu, bis seine Geduld erschöpft war und die Schwierigkeit der Verpflegung ihn vorwärts trieb. Am 20. Juni erschien er mit seinem ganzen, weit stärkeren, besser mit Artillerie versehenen Heer vor der türkischen Front. Moltke riet dringend den Rückzug in das befestigte Lager am Euphrat an. Aber Hafis Pascha schenkte seinen Mollahs und Astrologen mehr Vertrauen als dem genialen fränkischen Soldaten[2]). Er nahm am 24. Juni die Schlacht bei Nisib an und erlitt eine ver-

Schlacht bei Nisib. 24. Juni 1839.

[1]) Berichte Ficquelmonts 10. Juni (Réservée), 25. Juli 1839. Arch. Wien. Zur Ergänzung der Auszüge bei Martens IV. 1. Beer, Metternich u. s. w.

[2]) Moltkes (dritter) Bericht über die Schlacht von Nisib, den Fürst Pückler in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1839 Beilage Nummer 267, 268 veröffentlichte (vgl. Gustav Hirschfelds Ausgabe von Moltkes Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1893, S. 525), findet sich vom 15. August 1839 datirt, als Beilage zu Stürmers Bericht vom 19. Aug. 1839. Arch. Wien.

nichtende Niederlage. Der fluchtartige Rückzug, in den die preußischen Officiere mit hineingerissen wurden, kostete fünf Sechstel seines Korps. Die Rediffs liefen fast sämtlich nach Hause. Die Kurden schossen auf ihre eigenen Officiere. Hafis Pascha selbst entging mit Mühe der Ermordung durch Meuterer. Auch im siegreichen aegyptischen Heer war die Unordnung grenzenlos und Ibrahim wagte keine Verfolgung. Aber der Tag von Nisib verbreitete einen solchen Schrecken unter den türkischen Soldaten, daß zwei ihrer anderen Korps in Kleinasien auseinanderliefen, ohne einen Feind zu Gesicht bekommen zu haben.

Hafis' Niederlage.

Die Kunde der Besiegung Hafis Paschas traf den Sultan Mahmud nicht mehr unter den Lebenden. Seine letzte Herrscherhandlung war die Achtung Mehmed Alis und Ibrahims gewesen. Seitdem verfielen seine Kräfte immer mehr. Am 30. Juni entschlief er, nach einunddreißigjähriger blutbefleckter Regierung, die weit mehr durch Zerstören als durch Aufbauen bezeichnet war. Er hinterließ das Reich seinem ältesten Sohn, dem erst sechzehnjährigen, verweichlichten Abdulmedjid, im traurigsten Zustand. Im Inneren war es nach Vernichtung der Janitscharen durch den Übergang von alten, morschen zu neuen, noch unbefestigten Einrichtungen tief erschüttert. Von außen drohten ein übermächtiger Vasall und der lauernde Erbfeind unter der Maske des hilfsbereiten Beschützers. Der gänzlich unerfahrene, für sein Leben zitternde Nachfolger Mahmuds überließ die schleifenden Zügel der Gewalt den Händen Chosrews, der sich der Schwäche seiner Stellung wohl bewußt war. In erheucheltem Gefühl der Zuversicht ließ er die Vertreter der Großmächte wissen, die Regierung des neuen Sultans sei bereit, alle Beleidigungen Mehmed Alis zu verzeihen und bot diesem selbst durch einen vornehmen Abgesandten für die Zusicherung seiner Unterwerfung nochmals den erblichen Besitz Aegyptens an.

Tod Mahmuds. 30. Juni.

Sultan Abdulmedjid.

Die Ereignisse überholten diesen Schritt mit Sturmeseile. Eine Woche nach Mahmuds Tod hatte man in Konstantinopel die traurige Gewißheit, daß Ibrahim einen großen Sieg erfochten, und daß ihm der Weg über den Taurus nach dem Bosporus offen stehe. Nicht genug damit: fast zur selben Zeit erhielt man die Schreckenskunde des Abfalles der großherrlichen Flotte. Am 5. Juli war der Kapudan Pascha Achmed, ein persönlicher Feind Chosrews, mit ihr aus der Dardanellenstraße ausgelaufen. Der Kapitän eines englischen Linienschiffes, das ihr vorausfuhr, glaubte nicht anders, als daß es auf Vernichtung der aegyptischen Seemacht abgesehen sei. Aber der Admiral des kleinen, vor den Dardanellen kreuzenden französischen Geschwaders, Lalande, ward vertraulich in die verräterische Absicht des Kapudan Pascha eingeweiht, alle seine Schiffe Mehmed Ali auszuliefern und mit ihm den Sturz Chosrews, als welcher sich Rußland verkauft habe, ins Werk zu

Gefahr der Türkei.

Abfall des Kapudan Pascha. 5. Juli.

setzen[1]). Lalande, bei dem Sympathieen für die Sache des aegyptischen Herrschers, Abneigung gegen die Engländer und Furcht vor russischem Einfluß zusammenwirkten, behielt das Geheimnis bei sich. Er beschränkte sich auf den Ausdruck des Wunsches, Achmed Pascha möge sich um Erhaltung des Friedens bemühen, riet ihm nur, nach Rhodus statt nach Kreta zu segeln, und gab ihm eine französische Brigg zur schützenden Begleitung mit auf den Weg. In Paris erfuhr er starken Tadel. Aber an der Sache war nichts mehr zu ändern. Zum Staunen der englischen Marineofficiere lief die türkische Flotte am 17. Juli in den Hafen von Alexandria ein. Mehmed Ali empfing den Kapudan Pascha und seine Untergebenen mit väterlichem Wohlwollen und mahnte mit scheinheiligen Worten, dem jungen Sultan, „diesem fleckenlosen Edelstein", gemeinsam treu und hingebend zu dienen. Aber er weigerte die Herausgabe der Flotte, bis Chosrew abgesetzt, und bis ihm die Erblichkeit Aegyptens und Syriens zugesagt sei. Diese Forderungen hielt er gegenüber dem türkischen Abgesandten wie gegenüber den Konsuln in Alexandria unentwegt aufrecht.

Seine Einfahrt im Hafen von Alexandria. 17. Juli.

Der dreifache Schlag der Niederlage bei Nisib, des Todes Mahmuds, des Abfalles des Kapudan Pascha machte vor allem in London und Paris einen tiefen Eindruck. Die Befürchtung lag nahe, daß sich das Spiel von 1833 wiederholen werde. Kam es nicht zu einer Vermittlung durch die Großmächte, so schien man dem einseitigen Eingreifen Rußlands und einer neuen Auflage der Verträge von Kutahja und Hunkiar-Iskelessi entgegensehen zu müssen. Zunächst erging der Befehl an die beiden westmächtlichen Geschwader, sich vor die Dardanellenstraße zu legen. Dies geschah scheinbar zum Schutz wider einen aegyptischen Angriff von der Seeseite. In Wahrheit sollte es ein Drohmittel gegen Rußland sein. In Wien, wo man am frühesten über die Ereignisse unterrichtet war, hegte man vornehmlich den Wunsch, einem unmittelbaren Verständnis zwischen der Pforte und ihrem anspruchsvollen Vasallen durch die Einmischung der europäischen Großmächte zuvorzukommen. Im Gegensatz zu dem mit den orientalischen Angelegenheiten vertrauten Prokesch, der in Mehmeds Berufung zum Großvezir das sicherste Mittel einer Stärkung der Türkei erblickte[2]), sah Metternich in ihm nur den an-

Befürchtungen der Westmächte.

Metternichs Weisung nach Konstantinopel.

[1]) Rosen: Geschichte der Türkei nimmt keine Rücksicht auf die Enthüllungen des Prinzen von Joinville (Revue des Deux Mondes 1852. XV. 425. Essais sur la Marine Française par le Prince de Joinville 1852. Prince de Joinville: Vieux Souvenirs 1894. S. 175 ff.). Sie werden ergänzt durch Lalandes Schreiben an Rousssin 5. Juli 1839. Roussins Schreiben an Lalande 7. Juli 1839. Weisungen an Roussin und Lalande 27. Juli 1839. Pontois' Bericht 7. Jan. 1840 mit Beilagen. Arch. Paris. — Auszug aus Lalandes Schreiben an einen Freund in Stürmers Privatbrief an Metternich 7. Aug. 1839. Arch. Wien.

[2]) Prokesch-Osten: Mehmed Ali (1877). S. 104.

maßenden und strafwürdigen Rebellen. Er gab dem Vertreter Östreichs in Konstantinopel, dem Internuntius Stürmer, Anweisung, sich mit seinen Kollegen zu vereinigen, um der Pforte Mut einzusprechen und sie von einem demütigenden Übereinkommen mit Mehmed Ali zurückzuhalten. Die Botschafter Englands und Frankreichs in Wien bevollmächtigten nach seinem Wunsch Ponsonby und Roussin, den Schritt Stürmers zu unterstützen. Der Vertreter Preußens am goldenen Horn ging mit dem Östreichs Hand in Hand. Dagegen hätte der Gesandte des Zaren, gemäß der bisherigen Politik Rußlands, Grund genug gehabt, seine Zustimmung zu weigern. Allein er fürchtete wohl, durch offenen Widerspruch sich bloßzustellen und gab daher auch seine Unterschrift.

Kollektivnote der dortigen Vertreter der Großmächte. 27. Juli.

So kam am 27. Juli, zur Stärkung des geängsteten Chosrew, eine Kollektivnote zustande, durch welche die Pforte des „Einverständnisses der fünf Großmächte über die orientalische Frage" versichert und zum Verzicht „auf jede endgiltige Entschließung ohne ihre Mitwirkung" verpflichtet wurde. Das Aktenstück, dem die Pforte zustimmte, wurde durch Roussin auch in Alexandria sofort Mehmed Ali zur Nachachtung empfohlen[1]). Metternich wähnte, einen großen diplomatischen Triumph davongetragen und einen glücklichen Ausweg aus dem bedrohlichen Wirrsal gefunden zu haben. Aber aufs neue ward ihm eine herbe Enttäuschung nicht erspart.

Schwäche ihres Einverständnisses.

Das gerühmte „Einverständnis der fünf Großmächte" ruhte in Wahrheit auf schwachen Füßen. Zunächst führten ihre Vertreter in Konstantinopel eine sehr verschiedene Sprache. Diejenigen Englands, Östreichs und Preußens waren einer Rückgabe Syriens an die Pforte geneigt, während die Frankreichs und Rußlands sich dagegen aussprachen. Ponsonby und Roussin erklärten, sie würden ihre Geschwader herbeirufen, sobald Gefahr für den Sultan oder für Angehörige ihrer Nationalität drohe. Butenev ließ keinen Zweifel darüber, daß er seine Pässe fordern werde, wenn ein fremdes Kriegsschiff in die Dardanellen einfahre, und sprach die Befürchtung aus: ein „europäischer Krieg" werde das Ende vom Liede sein. Noch stärker war die Spannung innerhalb des Kreises der Regierungen selbst. Der Zar grollte Metternich wegen der Veranlassung der Kollektivnote vom 27. Juli, die ihm die Hände binden sollte, und fand die Zufügung der russischen Unterschrift „unpassend"[2]).

Sein Widerstreben gegen eine Beteiligung der Westmächte an der Entscheidung der orientalischen Frage war stärker als je. Er betonte

[1]) Berichte Roussins 28. 2. Aug. 1839. Sein Schreiben an Cochelet 28. Juli 1839. Arch. Paris. — Berichte Stürmers. 29. 31. Juli 1839. Arch. Wien.

[2]) Berichte Roussins 14. 19. 24. August 1839. Arch. Paris. — Berichte Stürmers 10. 19. August, 4. Sept. 1839. Arch. Wien.

zwar, daß er trotz des Erscheinens des englischen und des französischen Geschwaders vor den Dardanellen noch keinen Mann in Bewegung gesetzt habe. Aber er fügte mit einem zürnenden Seitenblick auf Metternich hinzu: „Will man mich verlassen, so muß ich meinen eigenen Weg gehen“[1]).

Gegensatz der Westmächte.

Mittlerweile begann auch das Einverständnis der beiden Westmächte untereinander bedenkliche Risse zu zeigen. Handelte es sich darum, „Rußland im Zaum zu halten“, wie der Marschall Soult sich ausdrückte, so waren sie einig. Kam das Verhältnis Mehmed Alis zum Sultan in Frage, so trennten sich ihre Wege. Seit dem Abfall des Kapudan Pascha, den der französische Admiral hatte geschehen lassen, war die Erbitterung gegen den Herrscher am Nil in England noch gewachsen. Die englische Regierung forderte, daß die Westmächte vor allem die Herausgabe der türkischen Flotte erzwängen. Sie wollte zur Erreichung dieses Zweckes im Notfall Alexandria die Sprache der Kanonen hören lassen. Sodann schien sie dabei beharren zu wollen, daß man Mehmed Ali mit der Erblichkeit Aegyptens abfinden müsse. Palmerston erklärte dem französischen Geschäftsträger, für ihn und für viele seiner Amtsgenossen stehe es fest, daß ohne Wiedererstattung der ihr entrissenen kleinasiatischen Gebiete an die Pforte nichts Dauerndes und Nützliches im Orient geschaffen werden könne. Die Zufügung des erblichen Besitzes Syriens zu dem Aegyptens werde unfehlbar die volle Unabhängigkeit nach sich ziehen, und diese Zersplitterung der asiatischen Türkei werde das Vorspiel für die Auflösung der europäischen Türkei zu Gunsten der Begehrlichkeit Rußlands bilden. „Je mehr ich über die Dinge nachdenke, schrieb er wenig später Henry Bulwer, dem zeitigen Stellvertreter Granvilles in Paris, desto mehr überzeuge ich mich davon, daß ohne Zurückdrängung Mehmeds in seine aegyptische Muschel kein dauernder Vergleich möglich ist ... Was das türkische Reich betrifft, so liegt kein Grund vor, warum es nicht wieder eine respektable Macht werden soll, wenn wir ihm nur zehn Jahre Frieden verschaffen, ... und wenn diese für innere Reformen ausgenützt werden.“

Französische Sympathieen für Mehmed Ali.

Ganz andere Gedanken waren es, die in Frankreich vorherrschten. Schon in den Kammerdebatten über die Bewilligung des Kredites von 10 Millionen war eine starke Parteinahme für Mehmed Ali zu Tage getreten. Die Mehrheit war unbestreitbar für Aufrechthaltung des „bestehenden Zustandes“ im Orient, also für Belassung Syriens unter aegyptischer Herrschaft. Nach den schweren Einbußen der Pforte steigerte sich die Teilnahme für den großen Pascha in Alexandria. In der Presse

[1]) Fürst Karl von Lichtenstein an Kaisersfeld. Peterhof 16. August 1839. (Beilage zu Kaisersfelds Privatbrief an Metternich. Petersburg 17. August 1839.) Arch. Wien.

und in den Salons ward er als glücklicherer Nachfolger des Helden der Pyramidenschlacht gepriesen. Eine leicht entzündliche Phantasie erblickte in ihm den Träger französischer Kultur und den Helfer für die Erweiterung der französischen Macht im Mittelmeer. Die Regierung konnte, auch wenn sie gewollt hätte, sich dieser Strömung nicht entziehen. Mochte sie nach der Schlacht von Nisib, als es galt, Ibrahims Vormarsch aufzuhalten, sich gegenüber Mehmed Ali auch zu nichts ausdrücklich verpflichtet haben[1]): dem Sieger ganz Syrien wieder abzuverlangen, wäre ihr doch unmöglich gewesen. Auch Louis Philipp war in diesem Punkt nicht mehr frei. Zwar hatte er die Ansicht vertreten, ein durch Furcht oder Verrat etwa erzwungenes Abkommen des jungen Sultans und seines Vasallen müsse für null und nichtig erklärt werden. Aber zur Beraubung des Herrn von Syrien wollte er selbst die Hand nicht bieten. Ebensowenig wollte er auf Palmerstons Forderung eingehen, in Alexandria gemeinsam die Herausgabe der türkischen Flotte zu erzwingen. In den Augen Frankreichs galt sie, wie Soult in London wissen ließ, „nur als ein Pfand, kraft dessen Mehmed Ali die erbliche Investitur aller seiner Besitzungen zu erlangen gedenke". Nicht einmal auf die gemeinsame Abrufung der Generalkonsuln von Alexandria wollte er sich einlassen, da diese im gegenwärtigen Augenblick nötiger als jemals in Mehmeds Nähe seien. Einzig die vieldeutige Erklärung, jeder Angriff auf Konstantinopel werde durch die Geschwader der Westmächte abgewehrt werden, sollte Mehmed Ali als warnender Fingerzeig dienen.

Die Politik des Zaren.

Die Mißhelligkeiten der beiden Bundesgenossen des Westens blieben kein Geheimnis. An keiner Stelle wurden sie mit so gespannter Aufmerksamkeit verfolgt wie in Petersburg. Der scharfblickende Barante, der Frankreich dort vertrat, hatte schon frühe die Absicht des Zaren durchschaut, bei dieser Gelegenheit dem verhaßten Bürgerkönig einen empfindlichen Streich zu versetzen. „Wir laufen Gefahr, lautete am 8. Juni 1839 seine Voraussage, daß sich zwar nicht eine kriegerische aber eine friedliche Koalition gegen uns bildet, um unseren Einfluß zu verringern." Am 13. Juli und am 7. August warnte er Soult mit den Worten: „Der Zar hofft, daß wir uns mit England überwerfen ... er hegt die Meinung, daß England schmeicheln und sich übelwollend gegen Frankreich erzeigen ein sicheres Mittel ist, beide Mächte zu trennen." Am 28. August kam er zu dem gewissen Schluß: „Das Hauptziel der Politik des Zaren ist, sich England anzunähern ... England wird unaufhörlich mit Schonung und Zartheit behandelt. Man verübelt nichts, was von seiner Seite kommt." Die Beobachtungen Sainte-Aulaires

[1]) Gegen die Annahme K. Hillebrands II. 381, die sich nur auf eine Unterhaltung Thiers' mit Nassau Senior stützt, s. auch Thureau-Dangin IV. 61. Die Aktenstücke, die mir im Archiv des Auswärtigen zu Paris vorgelegen haben, sprechen gleichfalls nicht dafür.

in Wien deckten sich mit denen Barantes. „Sollen wir es, frug er sorgenvoll, im Interesse Mehmed Alis mit allen unseren Alliirten verderben? Dieser Mensch ist der böse Geist Frankreichs. Sein Ehrgeiz ist unersättlich, seine Pläne sind revolutionär. Der Schein seiner Begünstigung entfremdet uns Östreich wie England. Rußland ... wird unseren Platz in ihrem Bund einnehmen und wird damit der Schiedsrichter in den Angelegenheiten des Orients werden“[1]).

Annäherung Rußlands an England.

In der That gab der Zar seiner Orientpolitik eine höchst merkwürdige und folgenreiche Wendung. Er suchte zunächst, wie man das schon einmal 1826, zur Zeit des griechischen Aufstandes erlebt hatte (s. III. 86), eine Verständigung allein mit England anzubahnen. Es traf sich günstig, daß erst wenige Monate zuvor ein Besuch des jungen Großfürsten Alexander in London hier wie in Petersburg den angenehmsten Eindruck hinterlassen hatte. Auf die Reise des sehr freundlich aufgenommenen Sohnes ließ der Zar im Spätsommer die Mission eines eigens bevollmächtigten Vertrauensmannes folgen. Es war der Baron Brunnow, ein Diplomat aus Nesselrodes Schule, dem der Boden in England von seiner früheren Laufbahn her nicht fremd war. Man nannte ihn mit starker Übertreibung den „russischen Gentz“. So wenig er sich an Geist mit diesem messen konnte, so sehr übertraf er ihn durch Gewandtheit und Verstellungskunst. Am 15. September langte er in London an und unterbreitete Palmerston sofort die Vorschläge seines Herrn[2]). Sie liefen wesentlich darauf hinaus, die Seemächte zu verpflichten, dem Marmara-Meer fernzubleiben und auf den Gedanken einer Gesamtbürgschaft des türkischen Länderbestandes zu verzichten. Dafür versprach Rußland, gemeinsam mit den anderen Mächten die Ausführung eines türkisch-aegyptischen Übereinkommens garantiren, den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi nicht erneuern und im Notfall zum Schutz Konstantinopels gegen Mehmed Ali, nur als von ganz Europa bevollmächtigt, namens der Großmächte einschreiten zu wollen. In Zukunft sollte die Schließung von Dardanellen und Bosporus als unverbrüchlicher Grundsatz des internationalen Rechtes Europas proklamirt werden. Brunnow fügte vertraulich hinzu, der Zar sei bereit, sich auf diese Bedingungen hin mit den Mächten, auch ohne Frankreich, zu vereinigen. Obwohl er den politischen Vorteil des Beitrittes Frankreichs nicht verkenne, sei ihm persönlich doch Frankreichs Ausschluß erwünschter.

Brunnows Mission nach London.

---

[1]) Thureau-Dangin IV. 70 (Mémoires inédits de Sainte-Aulaire).

[2]) Martens: Recueil XII. XV. (1898, 1909), die wichtigste Ergänzung zu Guizot, Bulwer: Palmerston, Thureau-Dangin, Hillebrand u. s. w. Wie gewöhnlich steht der Wert des Kommentares von Martens im umgekehrten Verhältnis zu dem der von ihm mitgeteilten Dokumente. Eines der stärksten Versehen Martens' findet sich XII. 127, wo vom Sturz „des Ministeriums Guizot“ (Frühling 1840!) die Rede ist.

Berechnungen Palmerstons.

Bei Palmerston fanden die russischen Vorschläge alles in allem eine freundliche Aufnahme. Zwar war es eine starke Zumutung, daß die Flaggen Englands und Frankreichs sich nur an der kleinasiatischen und aegyptischen Küste zeigen sollten, während vielleicht russische Kriegsschiffe, unter dem Schein einer „europäischen Vollmacht", an der Serailspitze oder in Skutari Anker warfen, und während vielleicht russische Soldaten auf türkischem Boden kampirten. Indessen war Rußlands Beitritt nicht zu verachten, wenn es galt, die Rückgabe Syriens an die Türkei durchzusetzen. Desgleichen verhieß für die Zukunft der Verzicht Rußlands auf die Erneuerung des Vertrages von Hunkiar-Iskelessi einen Gewinn. Palmerston besprach die Sache mit dem französischen Botschafter Sébastiani unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß Frankreich mit von der Partie sein werde. Er selbst aber hätte auch einer Vereinbarung der vier Mächte ohne Frankreich, gemäß dem Programm Rußlands, schon damals keinen Widerstand entgegengesetzt. Seine Stimmung gegen die angeblichen Bundesgenossen an der Seine wurde von Tag zu Tag gereizter. „Es ist klar, schrieb er Bulwer nach Paris, daß sie Wünsche hegen, die einzugestehen sie sich schämen. Ihr einziger Zweck ist, so viel wie möglich für Mehmed Ali zu thun, ohne daß sie sich im mindesten um den Sultan kümmern." Er war jedoch genötigt, auf Amts- und Parteigenossen, wie Melbourne, Russell, Clarendon, Holland, Rücksicht zu nehmen, die der offenen Trennung von Frankreich widerstrebten, und Einwendungen zu beachten, die von hier aus geltend gemacht wurden. Daher gab er Brunnow zur Antwort, beim Erscheinen russischer Streitkräfte im Bosporus könne England, um mit Frankreich wie bisher Hand in Hand zu gehen, auf das Einlaufen von Kriegsschiffen ins Marmara-Meer nicht verzichten. Für die Zukunft wollte er sich die Sperre beider Meerengen, als Satzung des internationalen Rechtes Europas, gefallen lassen. Im übrigen machte er folgende Gegenvorschläge: Die fünf Mächte regeln gemeinsam die Art ihrer Mitwirkung bei der Beseitigung der orientalischen Krisis. Die Unabhängigkeit und der Bestand des türkischen Reiches unter der herrschenden Dynastie werden für so lange wie möglich festgestellt. Im Fall eines Widerstandes Mehmed Alis gegen die ihm vorgezeichneten Bedingungen bleibt die Verwendung russischer Truppen auf Kleinasien diesseits des Taurus beschränkt. Mit diesen Gegenvorschlägen in der Tasche reiste Brunnow Mitte Oktober wieder von England ab.

Seine Gegenvorschläge. 3. Oktober.

Zunahme der Spannung zwischen den Westmächten.

Fürs erste war seine Mission gescheitert. Allein er durfte die Überzeugung mitnehmen, daß der Boden für die Verständigung Rußlands und Englands, vielleicht selbst mit Umgehung Frankreichs, nicht ungünstig sei. In der That brachten die nächsten Monate keine Besserung in den Beziehungen der beiden Westmächte. Soult fand Palmerstons Zuge-

ständnis ungenügend, Mehmed Ali außer dem erblichen Besitz Aegyptens noch den des Paschaliks Akka ohne die Festung gewähren zu wollen. Palmerston selbst zog es darauf, ohne sich auf weiteres einzulassen, wieder zurück. Seine Sprache gegenüber der französischen Regierung wurde so scharf, daß Granville in Paris ihn um ihre Milderung glaubte ersuchen zu müssen[1]). Auf der anderen Seite erhitzte man sich hier in der Presse immer mehr gegen das „perfide Albion". Man glaubte sich von den Nachbarn jenseits des Kanals „verraten" und bäumte sich auf gegen den Gedanken, dem aegyptischen Schützling Zwang anthun zu sollen. Palmerston wurde beschuldigt, Frankreich überall in den Weg zu treten. Sogar die Wiedererhebung Abdelkaders, der damals aufs neue zu den Waffen griff, wollte mancher mit seinen geheimen Umtrieben in Zusammenhang bringen. „Die englisch-französische Allianz, meldete der östreichische Botschafter nach Hause, ist in Wirklichkeit nur noch ein leerer Traum und ein Wort ohne Sinn." Selbst der vorsichtige, kühl urteilende Louis Philipp ließ sich zu sehr verfänglichen Äußerungen hinreißen. Dem bairischen Gesandten sagte er, und dies blieb Palmerston nicht verborgen, voraussichtlich werde es bald zu einem Kampf der französischen und der englischen Flotte im mittelländischen Meere kommen, dann könne das Bündnis mit Mehmed Ali sehr wichtig für Frankreich werden[2]).

Der wachsame Barante verfolgte in Petersburg mit Unruhe alle Anzeichen, die dem Plan des Zaren, die Westmächte zu verfeinden, günstig zu sein schienen. Seine Sorgen wurden von Sainte-Aulaire in Wien geteilt, dem es nicht entging, daß Östreich „mit aller Welt gut Freund bleiben" und höchstens „die Kraft seiner Unthätigkeit in Frankreichs Dienst stellen werde". Allerdings war Metternich schmerzlich dadurch berührt, daß der Zar sich über seinen Kopf hinweg mit Palmerston zu verständigen suchte. Die Aufregung über die leidigen orientalischen Dinge hatte ihm schon vorher hart zugesetzt und nicht wenig zu seiner damaligen Erkrankung beigetragen. Während er sich anschickte, auf dem Johannisberg Erholung zu suchen, vertrat ihn der aus Petersburg herbeigerufene Ficquelmont. Dieser langjährige Vertraute des Zarenhofes, rühmte sich gegenüber Nesselrode, nach seiner Ankunft in Wien beinahe wie „ein russischer Gesandter gesprochen zu haben". Er sah, wie Barante nicht mit Unrecht bemerkte, „für Östreich nur darin Vorteil, den Stolz des Kaisers Nikolaus nicht zu reizen". Als dann Metternich selbst wieder die Geschäfte übernahm, hütete er sich, ungleich der leidenschaftlicheren Fürstin Melanie in ihren Gesprächen mit Brunnow, irgend welche Verstimmung über „den politischen Abfall" des Zaren zu äußern. Man war scheinbar in

Sorgen Metternichs.

[1]) Bericht Rumpffs 19. Dec. 1839. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

[2]) Berichte Apponyis 4. Okt. (wodurch Palmerstons Mitteilung an Granville 22. Nov. 1839, bei Bulwer II. 268 bestätigt wird), 15. Nov. 1839. Arch. Wien.

Seine Nachgiebigkeit gegen den Zaren.

Wien und Petersburg wieder ein Herz und eine Seele. Nesselrode schrieb dem östreichischen Kollegen sehr schmeichlerisch: „In einem Augenblick, da die Allianz zwischen Rußland und Östreich mehr als je die sicherste Bürgschaft der Erhaltung des Friedens ist, betrachtet der Zar Sie als Hauptstütze dieses Bundes der zwei Mächte und als Zwischenglied, das früher oder später auch England mit ihnen verketten wird." Metternich erwiderte nicht minder zuvorkommend: „Ohne die Eintracht der beiden Kaisermächte würde Europa nur noch Trümmer von Ruinen zeigen. England muß zur konservativen Allianz zurückkehren, wenn der Nebel, der dies Land noch bedeckt, sich zerstreut hat"[1]). In Wahrheit aber hatte er das allzu deutliche Gefühl, vom Zaren in eine untergeordnete Stellung zurückgeschoben zu sein.

Rußlands Erfolg in Konstantinopel.

Auch in Konstantinopel durfte die russische Politik sich eines neuen Erfolges rühmen. Die Furcht vor dem nordischen Nachbarn überwog die Hoffnung auf einen möglichen Schutz der beiden Westmächte. Der Divan verweigerte nicht nur aufs entschiedenste seine Zustimmung zu einer Einfahrt der englisch-französischen Flotte in die Dardanellen: er forderte sogar ihre Entfernung aus der Besika-Bai, wo sie vor Anker lag. Um dieselbe Zeit, im Herbst 1839, traf der türkische Minister des Auswärtigen, Reschid Pascha, von seiner Reise nach Paris und London (s. o. S. 382) heimkehrend, wieder in Konstantinopel ein. Die erste That nach seiner Rückkunft war die feierliche Verkündung des „Hattischerif von Gülhane", einer Art Charte, die vor den Großwürdenträgern der Pforte, Vertretern der Rajah, dem diplomatischen Korps im Kiosk von Gülhane von ihm verlesen wurde. Der junge Sultan und die hohen Reichsbeamten leisteten nach europäischem Muster den Eid auf die Urkunde, und die Kanonen der Strandbatterieen verkündigten der Hauptstadt das große Ereignis. Freilich standen die schönen Versprechungen völliger Sicherheit von Leben, Ehre und Eigentum für alle Unterthanen, welcher Religion sie seien, fester Regelung des Abgabewesens und des Kriegsdienstes, endgiltiger Abschaffung von Steuerverpachtung an den Meistbietenden, von Stellenhandel und Bestechung vorläufig nur auf dem Papier. Aber „der Theaterstreich", wie der russische Botschafter Butenev Reschids Reformakt nannte, ließ sich trefflich gegen Mehmed Ali, und damit auch mittelbar gegen seine französischen Lobredner, ausnützen. Nach dem prunkenden Schauspiel von Gülhane konnte der Pascha von Aegypten der öffentlichen Meinung Europas nicht mehr als der auserwählte Bahnbrecher einer Wiedergeburt des mohammedanischen Reiches vorgeführt werden. Er war durch den gewandten Verkündiger einer neuen Zeit in Konstantinopel übertrumpft worden.

Der Hattischerif von Gülhane. 3. Nov. 1839.

[1]) Ficquelmont an Nesselrode (lettre confidentielle) 7. August. Nesselrode an Metternich 8. Nov. Metternich an Nesselrode 24. Nov. 1839. Arch. Wien.

Zweite Mission Brunnows nach London. Dec. 1839.

Währenddessen ward die politische Welt Europas durch eine zweite Sendung Brunnows nach London in Spannung erhalten. Unterwegs schloß sich ein östreichischer Bevollmächtigter, Baron Neumann, ihm an, auf dessen Schmiegsamkeit er zählen durfte. Der Bote des Zaren brachte diesmal Vollmachten zum Abschluß eines Vertrages und die Einwilligung seines Herrn in eine Hauptforderung Palmerstons mit. Falls russische Truppen zum Schutz Konstantinopels gegen die Aegypter am Bosporus ausgesetzt würden, sollte es den anderen Mächten unbenommen sein, je zwei oder drei Kriegsschiffe ins Marmara-Meer einlaufen zu lassen. Dies unerwartete, wenn gleich sehr beschränkte, Zugeständnis setzte die französische Regierung in einige Verlegenheit. Soult argwohnte, „irgend eine hinterlistige Klausel der Vorschläge Brunnows" werde Frankreichs Beitritt unmöglich machen. Allein er konnte doch nicht umhin, Sébastiani die Weisung zu erteilen: „Ein Vertrag auf dieser Grundlage würde die Sachlage ändern. Man hätte genügenden Anlaß, die ganze orientalische Frage daraufhin noch einmal zu prüfen, selbst in den Punkten, in denen jede Macht ihre Meinung zu bestimmt ausgesprochen hätte, als daß eine weitere Erörterung möglich schien." Der Sinn dieser Worte, in denen man ohne Zweifel die Meinung Louis Philipps zu suchen hat, konnte nur sein: Frankreich wird sich um des Friedens willen gegen einen Abstrich seiner Forderungen, insoferne sie Mehmed Ali betreffen, nicht länger sträuben. Mündlich ging Sébastiani, der Vertrauensmann Louis Philipps, mit bestimmten Vorschlägen aller Wahrscheinlichkeit nach noch weiter[1]).

Französische Befürchtungen.

Indessen war die Befürchtung von Zumutungen, die nun einmal als ehrenrührig und nachteilig betrachtet wurden, in Frankreich nicht so leicht aus den Geistern zu bannen. Die parlamentarische Opposition schmiedete sich daraus eine Waffe zum Angriff gegen das Ministerium Soult. In der Adreßdebatte der zweiten Kammer zu Anfang des Jahres 1840 deutete mehr als ein Redner an, man müsse die Regierung überwachen, damit sie „der Würde des Landes" nichts vergebe. Nur ungern willigte Louis Philipp damals in die Abrufung Sébastianis, dessen Festigkeit gegenüber Palmerston zweifelhaft erschien, und in seine Ersetzung durch Guizot. Die Weisung, die dieser am 19. Februar mit auf den Weg nahm, enthielt u. a. den Satz, daß man Mehmed Ali für die Forderung der Rückgabe Kretas, Adanas und der heiligen Städte in Arabien nicht weniger als die Erblichkeit Aegyptens und Syriens bis zum Taurus anbieten dürfe, wolle man sich nicht der Gefahr seiner Weigerung, seines verzweifelten Widerstandes und damit einer Erschütterung des türkischen Reiches aussetzen. Bis zu Guizots Ankunft ließ man einen Stillstand in den Londoner Verhandlungen eintreten. Brunnow und Palmerston waren zwar noch

Ersetzung Sébastianis in London durch Guizot.

[1]) Vgl. die Bemerkungen Karl Hillebrands II. 392.

Die Londoner Verhandlungen.

nicht über alle Punkte einig geworden. Aber die Ausgleichung der noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten erschien nicht allzu schwierig. Demnächst hatte sich aus den Beratungen des englischen Kabinets ergeben, daß hier der vorgeschlagene Vertrag als eine Übereinkunft der fünf Großmächte mit der Pforte aufgefaßt wurde. Dies bedingte selbstverständlich die Einladung eines türkischen Bevollmächtigten. In der Sache lief alles auf eine europäische Konferenz hinaus, an der zum erstenmal auch dem Sultan ein Anteil gegönnt werden sollte.

Ansicht Metternichs und des Zaren.

Metternich sah, wenngleich nicht mehr Wien als Vereinigungspunkt in Frage kam, mit Genugthuung seinen alten Wunsch der Erfüllung nahe gebracht. Er hegte die Hoffnung, es werde doch noch an der Themse zu einer allgemeinen Verständigung kommen. Aber auch der Zar schien mit der Wendung, die die Dinge nahmen, zufrieden zu sein. Die Einwürfe, die er früher gegen die Behandlung der orientalischen Angelegenheiten durch sämtliche Großmächte vorgebracht hatte, waren verstummt. Den Schlüssel zur Erklärung der russischen Politik, die mehr als je die persönliche des russischen Selbstherrschers war, hatte man wie früher vornehmlich in seinem Haß gegen das französische Bürgerkönigtum zu suchen. Mit diesem Gefühl verband sich die Berechnung des Gewinnes mutmaßlicher völliger Verfeindung der Westmächte. Nesselrode und Brunnow gingen ganz in die Ideen ihres Herrn ein. „Wir spielen nur eine Nebenrolle, schrieb jener am 1. Februar diesem nach London, der Streit ist nicht zwischen uns und Frankreich, sondern zwischen England und Frankreich." „Lassen wir beiden Zeit, erwiderte Brunnow, sich zu zanken. Aber lassen wir sie nicht allein. Stellen wir uns hinter England, um ihm zu sagen: Bleibe fest, wir sind mit dir."

Reibungen zwischen Paris und Petersburg.

Mittlerweile wurden die Reibungen der Regierungen an der Newa und an der Seine immer empfindlicher. In Paris ward man den Argwohn nicht los, daß der Zar, um der Dynastie Orléans zu schaden, sogar die Unterstützung des Bonapartismus mit Geldmitteln nicht verschmähe. Die Aussagen des Journalisten Durand, der als Redakteur des bonapartistischen Blattes „Le Capitole" verhaftet worden war, ließen trotz der Ableugnungen von russischer Seite einen Stachel zurück[1]). Andrerseits beklagte man sich in Petersburg über gewisse Worte, die während der Adreßdebatte zu Gunsten Polens gefallen waren. Man fand es vor allem empörend, daß selbst der Ministerpräsident, Marschall Soult, wieder

[1]) Über die Angelegenheit Durands, des früheren Redakteurs des „Journal de Francfort", findet sich eine interessante Korrespondenz Metternichs mit Benkendorff Nov. Dec. 1839, Jan. April 1840. Ferner: Nesselrode an Tatiščev 25. Jan. 1840 mit Beilage an Medem 26. Dec. 1839. Berichte Apponyis 15. 28. Dec. 1839. Arch. Wien. Daselbst „Rußland Varia" schon vorher Metternich an Benkendorff 27. April (mit Beilagen, Korrespondenz Durand-Brints), Benkendorff an Metternich 30. April 1839.

von einer unverjährbaren Verletzung der Verträge von 1815 gesprochen hatte. Er suchte allerdings den Sinn seiner Äußerungen abzuschwächen, aber die Verarbeitung des brennenden Themas durch die französische Presse mußte aufs neue den Zaren in sehr üble Laune versetzen. Barante befürchtete zeitweise einen jähen Bruch. Seine Stellung in Petersburg ward höchst unbehaglich. Er sehnte sich danach, so bald wie möglich aus ihr erlöst zu werden. Mit Bitterkeit sprach Louis Philipp unter vier Augen von der Unversöhnlichkeit des nordischen Herrschers. „Der Kaiser Nikolaus, klagte er, verabscheut mich. Er wünscht den Sturz meiner Dynastie, betrachtet ihn als unvermeidlich und leistet jeder Unternehmung, die ihn herbeiführen soll, seine Hilfe." „Die übrigen Fürsten, sagte er ein anderes Mal, sind im Vergleich mit mir auf Rosen gebettet. Seit zehn Jahren bemühe ich mich, durch die That die vorgefaßte Meinung des Kaisers von Rußland zu widerlegen, aber umsonst. An den anderen Höfen geht es nicht viel besser, es ist der Wind, der von Rußland weht"[1]).

Sturz Soults.

In eben dieser Zeit sichtlicher Annäherung Rußlands an England und drohender Vereinzelung Frankreichs gegenüber den vier anderen Großmächten Europas erfolgte der Sturz des Ministeriums Soult (s. o. S. 288). Die Leitung der französischen Politik ging in Thiers' Hände über, der sich nicht wie Soult mit der Rolle eines Figuranten begnügen wollte. Hinsichtlich der Stellung der beiden Westmächte zu einander schien sein Amtsantritt, wie man auch in Petersburg und Wien annahm[2]), fürs erste eine Besserung zu versprechen. Zwar hatte er noch jüngst als Abgeordneter in einer großen Rede die Ansicht verfochten, die Türkei werde wohl oder übel auf Aegypten und Syrien verzichten müssen, wie sie früher auf Griechenland verzichtet habe. Aber er hatte sich zugleich, ohne den Stolz Frankreichs vergessen zu wollen, als entschiedenen Anhänger der englischen Allianz bekannt. Dieselbe Sprache, nur mit stärkerer Betonung des patriotischen Accents, führte er als Ministerpräsident vor den Kammern. Er stemmte sich hier allerdings der gefährlichen Strömung nicht entgegen, die so manchen seiner Landsleute dazu hinriß, in der Beschützung Mehmed Alis eine Sache der französischen Ehre und des französischen Vorteils zu sehen. Er schenkte sogar dem flammenden Aufruf Berryers Gehör, der die neuen Minister beschwor, sich in dieser Frage des Lebens oder des Todes gegen Frankreichs Feinde „mit der Kraft der Revolution zu wappnen". Er verpfändete sein Wort: „An dem Tage, an dem es sich um Frieden ohne Würde handelte, würde ich mich zurückziehen oder Berufung an mein Land einlegen, um das Gefühl seiner

Ministerium Thiers.

Seine Stellung zu England.

[1]) Bericht Apponyis 28. Dec. 1839. Arch. Wien. — Bericht Rumpffs 4. März 1840. Stadt-Archiv Frankfurt a. M.

[2]) Metternich an Nesselrode 9. März. Nesselrode an Metternich 11. April 1840. Arch. Wien.

Größe in ihm zu erwecken." Aber er warnte ernstlich vor den gegenseitigen, aufreizenden Anklagen, die England und Frankreich zu verfeinden drohten, und betonte die Vorteile der westmächtlichen Allianz. Wie er diese Allianz erhalten und doch Mehmed Alis Ansprüchen gerecht werden wollte, war sein Geheimnis. Zunächst suchte er Zeit zu gewinnen. „Die Vorschläge der anderen abwarten, schrieb er Barante, sie maßvoll und geduldig beurteilen: das ist die Haltung, die wir vorläufig einzunehmen haben. Wir werden, wenn es nötig ist, unsere Meinung sagen, aber wir brauchen uns nicht zu beeilen."

Seine Instruktionen für Guizot.

Diese Taktik sollte Guizot in London befolgen. Er sollte jede gemeinsame Beratung mit den Wortführern der vier Mächte vermeiden und sich amtlich nur mit den englischen Ministern ins Benehmen setzen, um ein gesondertes Einverständnis mit ihnen anzubahnen. An sich wäre kaum ein anderer Vertreter Frankreichs so geeignet gewesen, den verlorenen Boden in England zurückzugewinnen, wie Guizot. Der berühmte Staatsmann und Historiker, mit seinem puritanischen Ernst und mit seiner guten Kenntnis des angelsächsischen Wesens fand in allen Kreisen der höheren Gesellschaft, bei Whigs und Tories, die herzlichste Aufnahme. Auch konnte er unschwer bemerken, daß Palmerstons Gereiztheit gegen Frankreich und Hinneigung zu Rußland durchaus nicht von allen seinen Kollegen, geschweige denn von der Masse der Radikalen und Liberalen, geteilt wurde. Ebenso bewies ihm das Benehmen des östreichischen Bevollmächtigten Neumann und des preußischen Gesandten Bülow den dringenden Wunsch ihrer Auftraggeber, den türkisch-aegyptischen Handel ohne Bruch mit Frankreich geschlichtet zu sehen. Sie deuteten in freundschaftlichen Privatgesprächen verschiedene Möglichkeiten eines Ausgleiches an: etwa Überlassung ganz Syriens an Mehmed Ali zur lebenslänglichen Beherrschung oder eines Teiles von Syrien, wie Aegyptens, als Erbgut. Für die Erzwingung eines derartigen Abkommens ward freilich die Mitwirkung Frankreichs vorausgesetzt. Guizot, dem die Hände gebunden waren, wich aus, betonte aber, daß keinesfalls von anderen als friedlichen Mitteln der Ausführung des Versöhnungsplanes die Rede sein dürfe. Auf demselben Standpunkt verharrte er gegenüber Palmerston, selbst als dieser wieder zur Überlassung des Paschaliks Akka, diesmal mit der Festung, an Mehmed Ali bereit schien. Eine Erinnerung des türkischen Gesandten Nuri Efendi an die Kollektivnote der fünf europäischen Großmächte vom 27. Juli 1839 und das darauf gestützte Ersuchen, dem Sultan wieder zu seiner Flotte und zum Besitz der außeraegyptischen Provinzen zu verhelfen, beantwortete er durch einfache Empfangsanzeige und durch unverbindliche Versicherung der wohlwollenden Absichten Frankreichs. Mit einem Wort: er hielt sich streng in den ihm vorgezeichneten Grenzen.

Indessen konnte er Thiers nicht verhehlen, daß diese Zauderpolitik große Gefahren mit sich bringe. Schon im Frühling schrieb er ihm, wenn man nicht bald mit England über eine befriedigende Lösung der syrischen Frage einig werde, so sei ein Übereinkommen der vier Mächte, mit Ausschluß Frankreichs, möglich. Im Juni wiederholte er seine Mahnung in dringenderem Ton. Er erklärte, man müsse sich ohne rasche Vereinbarung darauf gefaßt machen, daß Palmerston den Widerstand seiner Kollegen und der Vertreter anderer Mächte besiegen und mit Umgehung Frankreichs einen ihm genehmen Vertrag zu vieren erwirken werde. Thiers empfing von diesen Warnungen keinen tieferen Eindruck. Er hielt es für ganz undenkbar, daß die vier Mächte in absehbarer Zeit Ernst damit machen würden, Mehmed Ali seine Beute abzustreiten[1]). Auch bestärkte ihn das scheinbare Nachlassen der Spannung zwischen Frankreich und England in seiner zuversichtlichen Stimmung. Als er die Überführung der Gebeine Napoleons von Sankt Helena in London erbitten ließ, fand er hier das freundlichste Entgegenkommen. Palmerston begleitete die sofort erteilte Einwilligung mit den etwas ironischen Worten: „Die Regierung Ihrer Majestät hofft, daß die Schnelligkeit ihrer Antwort in Frankreich als Beweis ihres Wunsches betrachtet wird, jede Spur der feindseligen Gefühle ausgelöscht zu sehen, die zu Lebzeiten des Kaisers die eine Nation gegen die andere bewaffneten. Sie hegt das Vertrauen, daß solche Gefühle, wenn sie noch irgendwo vorhanden sein sollten, in der Gruft begraben werden, in der die Reste Napoleons niedergelegt werden sollen."

Guizots Warnungen.

Thiers' Zuversicht.

Einen Liebesdienst anderer Art leistete Frankreich seinerseits England. Zwischen den Regierungen von London und Neapel hatten sich damals Zwistigkeiten erhoben, die bereits zur Anwendung kriegerischer Maßregeln führten. Englische Kapitalisten fühlten sich durch die Erteilung eines Monopoles für die Schwefelausbeute Siciliens an eine französische Gesellschaft in ihren vertragsmäßigen Rechten gekränkt. Da ihnen keine Genugthuung zuteil wurde, erhielt Admiral Stopford Befehl, die Häfen Siciliens zu blockiren und auf neapolitanische Schiffe Jagd zu machen. Indessen war Palmerston gern bereit, die von Thiers vorgeschlagene Vermittlung Frankreichs anzunehmen. Auch König Ferdinand II., der schon die Beschlagnahme aller englischen Schiffe in den Häfen seines Königreiches verfügt hatte, beugte sich dem französischen Angebot. Nach einigen Wochen, anfangs Juli, kam es zu einem für beide Teile annehmbaren Vergleich[2]). Es war ein Erfolg, der Thiers

Vermittlung zwischen England und Neapel.

[1]) Bericht Apponyis 10. April 1840. Arch. Wien.

[2]) Alles Nähere bei Bianchi III. 281 ff. Poggi I. 259 ff. Bulwer: Palmerston III. 33 ff. Guardione: Il dominio dei Borboni in Sicilia 1830—61. Turin 1907. Reiche Einzelheiten in den Berichten d'Haussonvilles und Montebellos. Neapel, Jan. bis Juli 1840. Arch. Paris.

mit Stolz erfüllte. Er mochte sich schmeicheln, der Welt dadurch gezeigt zu haben, daß trotz des Übergewichtes Östreichs doch Frankreichs Stimme in Italien etwas gelte, und daß sie zugleich in England einen freundschaftlichen Widerhall finde.

Mißtrauen Palmerstons gegen Frankreich.

In Wahrheit war Palmerston die Lösung des englisch-neapolitanischen Streites hauptsächlich deshalb höchst erwünscht, weil er die Hände gegen Mehmed Ali frei haben wollte. „Wir brauchen, schrieb er seinem Bruder, unsere Schiffe in der Levante, wo es Arbeit für sie giebt." Sein Mißtrauen in die Orientpolitik Frankreichs war ungeschwächt. Er wußte, daß sich die Regierung Louis Philipps nicht zur Anwendung von Gewalt gegen den Aegypter verstehen werde. Er nahm um so stärkeren Anstoß an dem damaligen Bestand der französischen Seemacht. Er mutmaßte, daß Thiers den Beginn einer europäischen Einmischung in Kleinasien so lange hinzuzögern wünsche, bis es gelungen sei, durch unmittelbare Verhandlung zwischen dem Sultan und seinem Vasallen eine Thatsache zu schaffen, vor der sich die Friedensliebe der Mächte beugen werde.

Hinhaltendes Verfahren Thiers'.

Allerdings war dies der Hauptzweck, der Thiers bei seinem hinhaltenden Verfahren vorschwebte. Auf diese Weise ließ sich die Fessel abstreifen, die durch die Kollektivnote vom 27. Juli 1839 Frankreich auferlegt wurde. Dadurch wäre der Londoner Konferenz mit einem Schlag der Boden entzogen worden. Freilich galt es, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen, um nicht den Verdacht der Doppelzüngigkeit auf sich zu laden. Man mußte den Schein einer Abschwörung der Kollektivnote vom 27. Juli 1839 ebenso sorgfältig vermeiden wie den Schein eines unmittelbaren Druckes auf die Beschlüsse der Pforte und Mehmed Alis. Aber „dringende Ratschläge" in Konstantinopel wie in Kairo zu geben, schien Thiers durchaus erlaubt. Daran ließ er es denn auch nicht fehlen. Er mahnte hier wie dort, den Bogen nicht zu überspannen. „Ich ziehe, vertraute er Guizot schon am 28. April, das Seil an beiden Enden, um die beiden Parteien einander anzunähern, aber ich hüte mich vor der Anknüpfung einer Unterhandlung, um uns jeden begründeten Vorwurf der Falschheit zu ersparen."

Der französische Generalkonsul in Aegypten fand seine Aufgabe nicht undankbar. Mehmed Ali geriet durch den drohenden Ausbruch einer neuen Empörung der bedrückten Bergbewohner des Libanon, die insgeheim durch verkleidete englische Agenten angefeuert wurden, in ernste Verlegenheit. Kam man ihm von Konstantinopel aus halbwegs entgegen, so schien der Verzicht auf einen Teil seiner Ansprüche nicht völlig ausgeschlossen. Hier hatte inzwischen, nach Abrufung Roussins, der neue französische Botschafter Pontois seinem englischen Kollegen Ponsonby Widerpart zu halten gesucht. Er mochte es als einen Triumph betrachten, daß im Juni der erbittertste Gegner des aegyptischen Pascha

Sturz Chosrews.

vom Schauplatz verschwand[1]). Der alte, bis dahin beinahe allmächtige Chosrew, „der Talleyrand und Metternich der Türkei", erlag den Ränken seiner Gegner, die ihn dem halbwüchsigen, lenksamen Sultan als Haupthindernis der Anbahnung des Friedens mit dem aegyptischen Lehensträger darstellten. In der That nahm Mehmed Ali die Kunde des Sturzes Chosrews mit überschäumender Freude auf. Er erklärte dem französischen Generalkonsul, sobald er ihre officielle Bestätigung erhalte, werde er seinen ersten Sekretär, Samid Bey, nach Konstantinopel senden und die Rückgabe der türkischen Flotte anbieten. Der Generalkonsul empfahl ihm, sich in seinen Forderungen zu mäßigen. „Laßt mich nur machen, erwiderte der Pascha, wir werden uns sicher verständigen." Am 16. Juni schiffte sich Samid Bey wirklich, mit einem Geschenk von einer Million Piaster in der Tasche, nach Konstantinopel ein. Thiers knüpfte an diese Wendung der Dinge große Hoffnungen. Er wies Pontois an, die Mission Samid Beys nach Kräften zu unterstützen. Er entsandte den jungen Eugen Périer zu Mehmed Ali mit dem Rat, sich mit dem lebenslänglichen Besitz Syriens zu begnügen. Er schärfte Guizot ein, nun erst recht jeder gemeinsamen Konferenz fernzubleiben und Mehmed Alis Schritt solange wie möglich „vor den Engländern" zu verheimlichen.

Mission Samid Beys nach Konstantinopel.

Mission E. Périers nach Alexandria.

Allein in London hatte man von dem Geschehenen Wind bekommen. Palmerston sah darin eine offenbare Treulosigkeit Frankreichs und traf unverzüglich seine Gegenmaßregeln. Der Sendung Samid Beys arbeitete er durch Ponsonby, der den Divan zum Widerstand ermutigte, mit bestem Erfolg entgegen[2]). Den Vertretern der Ostmächte stellte er vor, daß man „die Diktatur Frankreichs" nicht dulden dürfe und sich schleunig zu vieren einigen müsse. Bei dem Russen Brunnow, der das Feuer schürte, bedurfte es keiner Überredung. Der Östreicher Neumann und der Preuße Bülow, dieser nach dem eben in Berlin erfolgten Thronwechsel noch ohne neue Vollmacht, gingen unbedenklich mit. Alle drei versammelten sich regelmäßig ohne Guizots Vorwissen bei Palmerston zur Feststellung eines Vertrages mit Shekib Pascha, dem seit kurzem angelangten Bevollmächtigten des Sultans[3]). Auch jetzt noch stieß Palmerston bei mehreren seiner Kollegen im Kabinet auf den stärksten Widerspruch gegen den Vorsatz, ohne Frankreich abzuschließen. Er konnte ihn erst dadurch besiegen, daß er am 5. Juli bei Melbourne um seine Entlassung einkam. Keiner seiner Amtsgenossen wollte die Verantwortlichkeit tragen, ihn zu opfern. Auf den phlegmatischen Melbourne selbst hatte Bülows Rat, „schnell und kühn zu handeln", schon ein paar Tage

Palmerstons Gegenmaßregeln.

[1]) Berichte Pontois' 17. Mai, 7. 8. 18. Juni 1840. Arch. Paris.

[2]) Berichte Pontois' 17. 24. Juli 1840. Arch. Paris.

[3]) Bekanntes wird ergänzt durch Palmerstons apologetischen Brief an Hobhouse vom 27. Juli 1843 (English Historical Review XVIII. 125—130. 1903).

vorher Eindruck gemacht. Die Konferenzen nahmen einen ungestörten Verlauf und näherten sich gegen Mitte Juli ihrem Ende.

Täuschung Guizots.

Obwohl alles hinter Guizots Rücken vor sich ging, schöpfte er doch Verdacht. Er hielt Thiers beständig auf dem laufenden und empfing von ihm die Antwort: „Wir müssen mit kaltem Blut abwarten." Beide glaubten, man werde so rasch im Lager der vier Mächte nicht fertig werden. Guizot war fest überzeugt davon, daß man jedenfalls den Entwurf des im Werk befindlichen Übereinkommens der französischen Regierung zur Annahme oder zur Ablehnung vorlegen wolle. Noch zuguterletzt täuschte ihn eine Mitteilung seiner Freundin, der Fürstin Lieven, die damals in London weilte, und selbst im Dunkeln tappte[1]). Aber Palmerston, hinter dem Brunnow stand, drang auf unverweilten Vollzug. Frankreich sollte, wie beleidigend auch dies ungewohnte Vorgehen erscheinen mochte, erst die vollendete Thatsache erfahren und dadurch vor Europa beschämt werden.

Der Vertrag vom 15. Juli 1840.

Am 15. Juli unterzeichneten die Vertreter der vier Mächte und der Bevollmächtigte der Pforte vier Aktenstücke, deren erstes und wichtigstes die Zusage enthielt, den Pascha Aegyptens zur Annahme einer gemeinsam festgestellten Übereinkunft zu zwingen und dem Sultan im Notfall Beistand gegen ihn zu leisten. Doch sollte die Öffnung der Dardanellen und des Bosporus, woferne sie zum Schutz Konstantinopels erbeten würde, nur als einmalige Ausnahmemaßregel gelten. In Zukunft sollte „die alte Regel des türkischen Reiches" wieder in Kraft treten und Kriegsschiffen fremder Mächte, solange die Pforte sich im Frieden befinde, die Einfahrt ins Marmara-Meer verboten sein. Die Bedingungen, die Mehmed Ali angeboten werden sollten, waren: Überlassung Aegyptens als Erbreich und Südsyriens mit der Festung Akka auf Lebenszeit gegen Räumung Nordsyriens, Adanas, Kretas, der heiligen Städte Mekka und Medina in Arabien und Herausgabe der türkischen Flotte. Nahm Mehmed Ali diese Bedingungen zehn Tage nach ihrer Übermittlung nicht an, so ging er der Herrschaft über das syrische Paschalik Akka verlustig. Ließ er nochmals zehn Tage verstreichen, so behielt der Sultan sich vor, auch von seinem Angebot der Erblichkeit des aegyptischen Paschaliks zurückzutreten und das weitere mit seinen Verbündeten zu beraten. Ein reservirtes Protokoll bestimmte, daß angesichts der Zustände Syriens und der Interessen Europas, zum Zweck möglichst schneller Herstellung des Friedens, mit der Ausführung des Hauptvertrags auch ohne zeitraubendes Abwarten der Ratifikationen begonnen werden sollte. Demgemäß erhielt Admiral Stopford sofort Befehl, sich in Bewegung zu

[1]) „A day or two before 15. July Guizot was misled by Madame Lieven, who, in trying to pump Bulow, was overreached herself" u. s. w. So Palmerston in dem oben citirten Brief, wichtig zur Korrektur von H. von Treitschke V. 76.

setzen. Ein paar türkische Schiffe und ein östreichisches Geschwader unter Befehl des Kontreadmirals Bandiera sollten sich dem englischen anschließen. Kaum hatte Thiers, Böses ahnend, noch Zeit, Mehmed Ali zu warnen, damit er schleunigst seine Flotte in Sicherheit bringe.

Mitteilung an Guizot.

Zwei Tage nach der Knüpfung des neuen Vierbundes gab Palmerston in gewundenen Worten Guizot von dem Geschehenen Kenntnis. Er äußerte namens der vier Mächte „das lebhafteste Bedauern über ihre augenblickliche Trennung von Frankreich". Aber er fügte die dringende Bitte hinzu, ihnen wenigstens „eine moralische Unterstützung gewähren" und sich dadurch „einen neuen Anspruch auf die Dankbarkeit und Achtung aller Friedensfreunde" verdienen zu wollen. Die schönen Phrasen konnten die Schärfe der thatsächlichen Lage nicht mildern. Der Vertrag vom 15. Juli bezeichnete einen Markstein in der Geschichte. Mit ihm verwandelte sich die orientalische Frage wieder wie sieben Jahre zuvor in eine europäische. Diesmal verbanden sich vier Großmächte zum augenblicklichen Vorteil der Türkei, um der fünften, die dem stärksten türkischen Vasallen ihre Gunst schenkte, ein Paroli zu bieten. Man mußte darauf gefaßt sein, daß diese sich nicht damit zufrieden geben, sondern den ihr angethanen Tort rächen werde. Im Orient sollte der Friede erzwungen werden. Im Occident drohte aus diesem Unterfangen der Krieg hervorzugehen.

Entrüstung in Frankreich.

An demselben Tag, an dem der Londoner Vertrag unterzeichnet wurde, schloß in Paris die Session der Kammern. Von der parlamentarischen Rednertribüne konnte ihm also keine sofortige Kritik zuteil werden. Um so stärker war der Ausdruck der Entrüstung in der Presse und in der Gesellschaft. Man wiederholte ein dem Marschall Soult zugeschriebenes Wort: „Es ist der Vertrag von Chaumont." „Frankreich fordert, so sagte der Siècle, daß man mit ihm rechnet, ... es würde sich wie ein Mann erheben, um sich, wie es schon einmal geschehen, über seine Grenzen zu stürzen, statt sich mit der duldenden Rolle zu begnügen, die seine Verbündeten von gestern wie seine alten Feinde ihm zuzuweisen sich erkühnen wollen." „Zwingt man uns, drohte der Temps, aufs neue die Trikolore von Hauptstadt zu Hauptstadt zu tragen, so werden wir es diesmal nicht thun, um die Vergeltung der Völker gegen uns heraufzubeschwören, sondern um ihre Befreiung zu fördern." „Frankreich, erklärte selbst das gemäßigte Journal des Débats, kann nicht zurückweichen, weil das hieße: sich auf den Rang der Mächte zweiten Ranges herabdrücken lassen ... es muß sich auf den Krieg vorbereiten." Bei der Einweihung der Denksäule auf dem Bastilleplatz und bei der Überführung der Gebeine der Julikämpfer dorthin weckten die Klänge der Marseillaise

in tausenden von Herzen Erinnerungen an die Siege der Väter. „Das Publikum, berichtete einer der Korrespondenten Guizots, ist unglaublich kriegerisch, die kältesten Köpfe, die ängstlichsten Geister werden durch die allgemeine Bewegung mit fortgerissen." „Man glaubte, schrieb Heinrich Heine von seinem Beobachterposten, den großen Zornschrei des Achilles zu vernehmen, und die verletzten Nationalgefühle und Nationalinteressen bewirken jetzt einen Waffenstillstand der hadernden Parteien."

Indessen behauptete der deutsche Dichter für den damaligen Augenblick zuviel mit den Worten: „Die Kampflust entlodert auch bei der Regierung."

Unmut Louis Philipps.

Zwar konnte Louis Philipp seinen tiefen Unwillen über den Londoner Vertrag nicht verbergen. „Seit zehn Jahren, rief er im Kreise der Seinen aus, bilde ich den Damm gegen die Revolution, auf Kosten meiner Popularität, meiner Ruhe, oft mit Lebensgefahr. Sie danken mir den Frieden Europas, die Sicherheit ihrer Throne und vergelten es mir auf diese Weise! Wollen sie denn durchaus, daß ich die rote Mütze aufsetze?" Vornehmlich erzürnte ihn das Benehmen der beiden deutschen Großmächte. „Ohne Östreichs und Preußens Zutritt, sagte er vorwurfsvoll zum Botschafter Apponyi, hätte England nichts gewagt. Ihr habt alle Angst vor dem Kaiser von Rußland, alle Welt zittert vor ihm ... Ihr laßt mich in einer Lage, die für Europa die schwersten Verwicklungen herbeiführen

Seine Friedensliebe.

kann." Doch fügte er sofort hinzu: „Ich werde meinerseits alles thun, um den Frieden aufrecht zu erhalten." Er versicherte, allfällige Rüstungen seien lediglich Zugeständnisse an „die öffentliche Meinung"[1]). Thiers' Groll galt in erster Linie England. Allein er trug Sorge, eine gemessene Haltung zu bewahren, und schärfte Guizot ein, „nichts Entscheidendes herbei-

Thiers' militärische Vorbereitungen.

zuführen". „Heute losbrechen, schrieb er ihm, wäre wahnsinnig und grundlos ... Wir werden ohne Geräusch Vorbereitungen treffen, die weniger augenfällig als kräftig sein sollen. Wir werden sie augenfällig machen, wenn die Lage und die Rücksicht auf die öffentliche Meinung

Verordnungen vom 29. Juli und 5. Aug.

es erfordert." Danach ließ er durch den Moniteur die Einberufung der noch verfügbaren Mannschaften der vier Altersklassen von 1836 bis 1839 zu den Fahnen, die Aushebung von 10 000 Matrosen, die Anweisung der nötigen Kredite zur Verstärkung der Flotte um 65 Fahrzeuge verkündigen.

Louis Philipp war mit allem einverstanden. Er schwankte nach dem Zeugnis des Herzogs von Broglie, der damals ausführlich mit ihm sprach, keinen Augenblick[2]). Man hörte ihn sagen: „Ich bin mit Herrn Thiers zufrieden. Er ist so klug wie ich und ich bin so national wie er. Wir verstehen uns sehr gut." Dennoch konnte Eingeweihten ein Unterschied der Denkweise des Königs und seines Ministerpräsidenten nicht

[1]) Berichte Apponyis 5. 6. August 1840. Arch. Wien.

[2]) Thureau-Dangin IV. 244. 246. (Documents inédits.) Vgl. seine Aufschlüsse auch für das Folgende, dazu Apponyis Berichte 13. Juli, 5. August 1840. Arch. Wien.

verborgen bleiben. In Worten, die auf die Außenwelt berechnet waren, nahm Louis Philipp keinen Anstand, Thiers zu übertrumpfen. Aber er machte seine stillen Vorbehalte, sich durch ihn nicht zu Thaten von unberechenbaren Folgen drängen zu lassen. Thiers, seit dessen Berufung er „ein Gefühl der Demütigung" nicht los werden konnte, war in seinen Augen „der unbeständigste Mensch". Als Sainte-Aulaire sich von ihm verabschiedete, um auf seinen Botschafterposten nach Wien zurückzukehren, vertraute er ihm an: „Sie müssen wissen, daß ich mich nicht zu weit durch meinen kleinen Minister werde fortreißen lassen. Eigentlich will er den Krieg, und ich will ihn nicht. Bleibt mir keine andere Wahl, so werde ich ihn eher wegwerfen als mit ganz Europa brechen." Für den Augenblick lag kein Grund vor, diesen Gegensatz ans Licht treten zu lassen. Denn Thiers gab die Hoffnung noch nicht auf, Frankreich auch ohne Wagnis eines europäischen Krieges für das, was ihn eine unverzeihliche Kränkung dünkte, Genugthuung verschafft zu sehen. Dabei rechnete er, wie er Barante anvertraute, zunächst „auf eine Teilung der Mächte, auf Bedenklichkeiten der einen oder der anderen". Welche Mächte er im Auge hatte, war klar. „Wenn es sich um Belgien handelte, hatte er erst kürzlich geäußert, würde ich Preußen begreifen, wenn es sich um Italien handelte, würde ich Östreich begreifen, aber, was kann es Preußen oder Östreich ausmachen, ob der Pascha von Ägypten eine Provinz weniger oder mehr hat?"[1])

Thiers' Hoffnung auf Teilung der vier Mächte.

So viel war richtig: in Berlin wie in Wien war man nicht ohne Sorge, durch den Londoner Vertrag auf unerwünschte Weise gebunden zu sein. Der Vertreter Preußens in London hatte zwar vorsichtshalber die Klausel in ihn aufnehmen lassen, jede Macht habe nur „nach Maßgabe ihrer verfügbaren Mittel" bei der Durchführung der getroffenen Übereinkunft mitzuwirken. Aber dieser Vorbehalt konnte seiner Regierung nicht genügen. Ihre zu spät in London eingetroffenen Instruktionen hatten die Unterzeichnung des Vertrages zu vieren ohne Anerkennung der Neutralität Preußens für den Kriegsfall durch die drei anderen Mächte ausdrücklich verboten. Zur Ratifikation bequemte sie sich erst nach Einschaltung eines geheimen Protokolles, kraft dessen Preußen sich „vollkommene Freiheit des Handelns und namentlich die Wahrung strenger Neutralität vorbehielt, falls die Orientangelegenheit einen Konflikt der unmittelbar an ihr beteiligten Mächte herbeiführen sollte"[2]).

Vorbehalt Preußens.

Für Östreich erfolgte allerdings die Ratifikation ohne irgend welche Einschränkung. Aber Metternich ließ deutlich durchblicken, daß er auf

Versöhnlichkeit Metternichs.

[1]) Bericht Apponyis 22. Juli 1840. Arch. Wien.

[2]) Protocole réservé 14. August 1840, abgedruckt bei Martens XII. 142. Vgl. H. von Treitschke V. 78 ff. (Zur Ergänzung Treitschkes: Bülows Mitteilungen in Varnhagens Tagebüchern I. 327.) Barante: Souvenirs VI. 491.

die Rückkehr Frankreichs in das europäische Koncert hohen Wert lege. In seinem Schloß Königswart, wo sich die Botschafter zu einer Art von diplomatischem Kongreß um ihn sammelten, sagte er Sainte-Aulaire: „Es handelt sich nur darum, einen Übergang zu finden, um die fünf Großmächte wieder zu vereinigen." In einem Rundschreiben an die östreichischen Missionen in Deutschland und Italien betonte er: „Ich hoffe, daß die französische Regierung, wenn der erste Augenblick der Erregung vorüber ist, sich entschließen wird, dem Werk der Pacifikation beizutreten." Nur die eine Furcht schien ihn zu erfüllen, daß „höllische Geister eine rein politische Frage in eine Sache revolutionärer Propaganda verwandeln könnten", und er unterließ nicht, Louis Philipp vertraulich vor dieser Gefahr zu warnen.

Anfechtungen Palmerstons.

Mittlerweile blieb das Werk des 15. Juli auch in London nicht unangefochten. Die Trennung von Frankreich und die Verbindung mit Rußland erfuhren zumal in der radikalen Presse scharfen Tadel. Im Parlament hatte Palmerston kurz vor dem Schluß der Sommersitzung sich vorwurfsvoller Interpellationen zu erwehren. Von seinen Amtsgenossen konnten einige noch immer nicht verschmerzen, daß er seinen Willen durchgesetzt hatte. Wellington sagte im Salon der Königin Viktoria so laut, daß jeder es hören konnte: „Wenn man den Frieden will, muß man sich mit Frankreich verständigen." König Leopold von Belgien, der damals als Gast in Windsor weilte und nach seiner persönlichen und politischen Stellung wie zum Vermittler berufen schien, mühte sich ab, eine Form dieser Verständigung zu finden. Er schlug zu dem Zweck Ersetzung des Vertrags vom 15. Juli durch einen Vertrag der fünf Mächte vor, der die Unabhängigkeit und den Bestand des türkischen Reiches sichern sollte[1]). Indessen war damit in der Sache nichts gewonnen. Denn einerseits ließ sich Palmerston, im Gefühl seiner Überlegenheit, keinen Augenblick beirren. Andrerseits hielt Thiers und mit ihm Louis Philipp eine solche Lösung nur für annehmbar, wenn zugleich mindestens der Besitzstand der Herrschaft Mehmed Alis, wie der Friede von Kutahja ihn festgestellt hatte, verbürgt werde. Demnächst empfahl sich nach ihrer Ansicht, daß Mehmed Ali Frankreichs gute Dienste erbitte, um den erblichen Besitz Aegyptens und den lebenslänglichen Besitz Syriens zu erhalten. Diese Weisungen empfing Guizot im Schlosse Eu, wo er sich zu einer Beratung mit dem König, dem Ministerpräsidenten und dem Marschall Soult eingestellt hatte.

Bemühungen Leopolds von Belgien.

[1]) König Leopold an Metternich. Claremont 13. August. Windsor 23. August 1840. Metternich an König Leopold 2. Sept. 1840. (Beilage zur Weisung an Apponyi 1. Sept.) Arch. Wien. Vgl. den Abdruck des Briefes König Leopolds an Metternich 15. Sept. 1840 bei Ernst II. von Sachsen-Coburg: Aus meinem Leben I. 95. (Unglaublicher Weise ist daselbst S. 98 von den „Kanonen der verbündeten Westmächte" die Rede.)

Der Bonapartismus und Prinz Louis Bonaparte.

Eben dort hatte man die Kunde von dem Scheitern eines ganz in der Nähe gewagten, tollkühnen Handstreiches des Prinzen Louis Bonaparte vernommen. Seit seiner halb unfreiwilligen Übersiedelung aus der Schweiz in die Hauptstadt Englands hatte der Prinz daselbst mit gewohnter Virtuosität die Doppelrolle des sorglosen Lebemannes und des zielbewußten Verschwörers gespielt. Er zeigte sich bald im Hyde-Park, bald in der Oper und schmiedete insgeheim mit seinen alten Vertrauten Prätendentenpläne. Der Treueste und Gläubigste seiner Gefolgschaft, Persigny, suchte durch ein anonymes Werk „Briefe aus London" die Aufmerksamkeit des französischen Publikums wieder auf „den Erben des Kaisers" zu lenken. Der Prinz selbst entwarf 1839 mit Namensunterschrift in seinen „Napoleonischen Gedanken" das angeblich ideale Programm des angeblichen Oheims: „Gründung einer soliden europäischen Gemeinschaft und Befestigung der Freiheit in Frankreich". In Paris diente jenes von der Regierung verfolgte Blatt „Capitole" der bonapartistischen Propaganda, und der verbitterte Radikale Mauguin leistete ihm mit seiner Zeitung „Commerce" eine kaum versteckte Hilfe. Die sichtliche Erregung, die der Plan baldiger Überführung der Gebeine des Kaisers nach Frankreich hervorrief, trug nicht wenig dazu bei, den Prinzen im Wahn des Erfolges seines Erscheinens auf französischem Boden zu bestärken. Endlich hielt er nach der tiefen Rückwirkung des Londoner Vertrages auf das reizbare Nationalgefühl jenseits des Kanals seine Stunde für gekommen.

Sein Boulogner Unternehmen. 6. Aug. 1840.

Freilich standen die Vorbereitungen seines Unternehmens wieder in beinahe lächerlichem Mißverhältnis zu seinem Ziel. Diesmal war es auf die Garnisonen des Nordens abgesehen. Sie sollten nach der Überrumpelung Boulognes gewonnen und zum Marsch gegen Paris vereint werden. Allein von hervorragenden militärischen Persönlichkeiten kam keine einzige als zuverlässig hilfsbereit in Betracht. Auch General Magnan in Lille, dem der Marschallsstab und 400 000 Francs geboten wurden, erlag der Versuchung nicht und konnte sich bei dem späteren Proceß darauf berufen. Alles in allem waren es fünfundfünfzig Mann, die sich am 4. August auf einem von dem Prinzen gemieteten Dampfer einschifften. Zu ihnen gehörten die Teilnehmer des Straßburger Abenteuers, Persigny und Parquin[1]), der Freund und Leibarzt Conneau, General Montholon, der Gefährte des Kaisers auf Sankt Helena. Die Mehrzahl bestand aus alten, in Diener des Prinzen verwandelten Soldaten. An Bord befanden sich vorher gedruckte bombastische Proklamationen, Exemplare eines Dekrets, das die Absetzung der Dynastie

[1]) Oberst Vaudrey, der nach Hillebrand II. 429 und Thureau-Dangin IV. 266 unter den Teilnehmern des Attentates von Boulogne figurirt, war nach Thirria: Napoléon III avant l'Empire I. 165 nicht dabei.

Orléans, Berufung eines Nationalkongresses, Ernennung von Thiers zum Präsidenten der provisorischen Regierung ankündigte. Außerdem 400 000 Francs in Gold und Papier, Waffen, Munition und ein lebendiger Adler. Erst in der Nacht vom 5. auf den 6. August konnte man unweit Boulogne bei Wimereux landen, wo ein paar Mitverschworene an der Küste warteten. Im Morgengrauen des 6. August drang die kleine Schar in Boulogne ein. Es gelingt ihr, den Hof der Kaserne des 42. Regimentes zu besetzen. Soldaten und Leute aus dem Volk leisten in der ersten Überraschung dem Ruf Folge: „es lebe der Kaiser". Kaum aber eilen königliche Officiere herbei, so verschaffen sie sich Gehorsam. Sie treiben den Prinzen, der einen der Grenadiere durch einen Pistolenschuß verwundet, und seine Genossen zurück. Umsonst suchen die Verschworenen die Bevölkerung aufzuwiegeln, das Thor des Schlosses in der oberen Stadt zu sprengen, an der Denksäule „der großen Armee" sich zu sammeln. Vor den anrückenden Gendarmen und Nationalgarden müssen sie flüchten. Viele werden auf offenem Feld, am Ufer gefangen. Der Prinz, Persigny, Conneau und ein paar andere stürzen sich ins Meer, um schwimmend ein Boot zu erreichen. Sie sind einem furchtbaren Kugelregen preisgegeben. Einer wird getötet, ein zweiter schwer verwundet, ein dritter ertrinkt. Der Prinz selbst kommt mit zerrissener Uniform davon. Aber die nachsetzenden Verfolger zwingen ihn zur Ergebung. Nach drei Stunden ist die ganze Tragikomödie zu Ende.

Der Mißerfolg.

Die Regierung war längst vor einem neuen tollen Streich des Prinzen gewarnt worden[1]). Nur war ihr unbekannt geblieben, daß er sich zunächst gegen Boulogne richten sollte. Sein Mißlingen wurde dem Lande durch eine kurze Notiz im Moniteur mitgeteilt. Die Presse hatte, mit wenigen Ausnahmen, für den Urheber des gescheiterten Unternehmens nur Ausdrücke des Spottes und des Tadels. Das Publikum war im ganzen und großen vollkommen gleichgiltig. Ebenso kühl verhielt es sich gegenüber dem Proceß, der über das Schicksal der Gefangenen entschied. Diesmal überwies ihn die Regierung nicht wie nach dem Straßburger Attentat den Geschworenen, sondern, belehrt durch die damaligen Erfahrungen, mit Berufung auf Artikel 28 der Charte, dem Gerichtshof der Pairs. Viele Zeitungen schlugen dieses Entschlusses wegen Lärm, aber die Tribünen im Luxembourg-Palast, wo die Gerichtsverhandlungen

Gleichgiltigkeit des Publikums.

Proceß und Verurteilung des Prinzen. 6. Oktober.

[1]) Die Enthüllung Hillebrands II. 427 „nach Privatmitteilungen von zuverlässigster Seite", daß „Thiers den Prinzen bestimmt zu dem Unternehmen getrieben", finde ich nirgends bestätigt. Da Montholon teilnahm, kann er nicht wohl der Verräter gewesen sein, wie Hillebrand angiebt. Zu Apponyi sagte Thiers bald danach: „Ce qui nous aurait furieusement embarassé c'est si Louis Bonaparte avait pu sortir derrière le catafalque, mais le pauvre jeune homme a été bien maladroit, bien mal conseillé." Bericht Apponyis 14. Sept. 1840. Arch. Wien.

am 28. September begannen, blieben beinahe leer. Ohne Echo verhallte die stolze Erklärung des Prinzen, die in den Worten gipfelte: „Ich vertrete vor Ihnen ein Princip: die Souveränität des Volkes, eine Sache: das Kaisertum, eine Niederlage: Waterloo. Das Princip haben Sie anerkannt, der Sache haben Sie gedient, die Niederlage wollen Sie rächen." Ohne Wirkung verpuffte die glänzende Rhetorik der Verteidiger, an deren Spitze der Legitimist Berryer dem Richterkolleg, das so viele Diener des Kaisertums umfaßte, die schneidenden Worte zurief: „Wenn der Erfolg alles macht, so fragen Sie sich, die Hand auf dem Herzen, vor Gott: wäre es gelungen, hätte er triumphirt, hätte ich dann sein Recht geleugnet und jede Teilnahme an seiner Macht zurückgewiesen?" Die Verurteilung stand von Anfang fest und machte keinen besonderen Eindruck. Man regte sich nicht darüber auf, daß dreizehn Gefährten des Prinzen verschieden bemessene Freiheitsstrafen zudiktirt wurden, während er selbst lebenslängliche Haft in der Festung Ham verbüßen sollte. Der Abenteurer von Straßburg und Boulogne, der den Glauben an sein Gestirn hinter die Mauern seines Gefängnisses mit sich nahm, blieb vergessen in der tiefen Erregung, die eben damals durch den Verlauf der orientalischen Angelegenheiten noch gesteigert wurde.

Fortgang der Rüstungen. Ordonnanzen vom 10. 21. 25. 29. September.

Bis zum Anfang Oktober hielt Thiers allem Anschein nach an der Zuversicht fest, sie ohne Anwendung von Waffengewalt und doch nicht zur Unehre Frankreichs geschlichtet zu sehen. Währenddessen aber betrieb er die angefangenen Rüstungen mit fieberhaftem Eifer. Er selbst gefiel sich immer mehr in der Rolle eines Carnot und Napoleon. Er verbrachte manche Stunde im Kriegs- und Marineministerium und redete vom Waffenhandwerk wie ein Mann des Faches. In mehreren rasch auf einander folgenden Ordonnanzen wurden dem Kriegsminister außerordentliche Kredite von mehr als 100 Millionen Francs eröffnet, zwölf neue Infanterieregimenter, sechs neue Kavallerieregimenter, zehn Bataillone Jäger geschaffen. Der früher von der Kammer verworfene Plan (s. IV. 579) der Befestigung von Paris, ein Lieblingsgedanke des Königs, ward wieder aufgenommen und mit der Arbeit unverweilt begonnen. Dabei beabsichtigte man, trotz der Vermehrung der Kosten, die beiden bisher erwogenen Systeme, das der zusammenhängenden Umwallung und das der vorgeschobenen Forts, miteinander zu verknüpfen. Vor allem hatte der Herzog von Orléans dafür gesprochen, der überhaupt in diesen Tagen ein unschätzbarer Bundesgenosse des Ministerpräsidenten wurde. „Ich arbeite, schrieb er seiner Schwester, der Königin von Belgien, wie ein Sträfling, um Thiers zu helfen ... Wir werden 500 000 Mann unter den Waffen haben, dazu die Organisation und das Material für ein Heer von 900 000, mit Einschluß der Nationalgarde, alle unsere festen Plätze im Verteidigungszustand und

Plan der Befestigung von Paris.

Paris gedeckt. Alsdann werden wir nach Belieben denen gegenüber auftreten können, die die Weltkarte nach ihrer blinden Leidenschaft zurechtschneiden und ein Europa ohne Frankreich träumen"[1]).

Thiers' Ausfälle gegen Östreich.

Thiers ließ es nicht bei Rüstungen bewenden. Er machte auch kein Hehl daraus, wo seiner Meinung nach im Fall eines europäischen Krieges der erste Schuß auf dem Festland abgefeuert werden müsse. Ehemals hatte er das Wort hingeworfen: „Glaubt man, daß Italien, die Rheinprovinz, Polen leicht in Ruhe zu erhalten wären?[2])" Neuerdings sprach er nur von Östreichs „verwundbarem Punkt" in Italien. Dem niederländischen und dem sächsischen Gesandten sagte er, wohl wissend, daß seine Worte in Wien kein Geheimnis bleiben würden: „Seien Sie nur ruhig, wir schicken kein Korps an den Rhein, greifen Deutschland nicht an ... Etwas anderes ist's mit Östreich, wir kennen seine schwache Seite." Dem sardinischen Gesandten deutete er an, Karl Albert werde unter Umständen den Durchzug französischer Truppen gestatten müssen, dürfe aber im Fall eines Sieges Frankreichs auch auf Ausdehnung der Grenze seines Staates nach Osten rechnen. Am Hof des Königs beider Sicilien arbeitete er dem Einfluß Östreichs entgegen[3]). Schon glaubten argwöhnische Beobachter in Neapel voraussagen zu dürfen, daß Ferdinand II. für den Preis eines kleinen Landgewinnes im Kirchenstaat, erpicht darauf, eine Hauptrolle in Italien zu spielen, sich zur Allianz mit Frankreich verlocken lassen werde[4]).

Komödie der Drohungen.

Alles dies, verbunden mit gelegentlichen herausfordernden und ungestümen Reden, die Apponyi in Paris unmittelbar oder durch andere zu hören bekam, wäre wohl geeignet gewesen, Metternich an den baldigen Ausbruch eines Krieges glauben zu lassen. Indessen ging gerade aus Apponyis Berichten hervor, wie viel Komödie bei jenen Drohworten mit unterlief. Der König setzte ihm, nicht ohne einige Berechtigung, auseinander, daß die herrschende kriegerische Stimmung den großen Vorteil biete, klaffende Lücken im Militärwesen auszufüllen. Die Befestigung von Paris, die übrigens auch Metternich als „Schutzwehr gegen das Spiel schlechter Leidenschaften", billigte, wollte er gleichfalls aus diesem Gesichtspunkt betrachtet wissen. „Wir geben, sagte er, jetzt Millionen aus, ohne Furcht, daß die Kammern sie uns nachträglich verweigern könnten, was wahrscheinlich geschehen wäre, wenn wir sie von ihnen gefordert hätten." Er äußerte die Hoffnung, daß Thiers, „der mit unermüdlichem Eifer im wahren Sinn des Friedens" arbeite, die

[1]) Duc d'Orléans: Lettres (1889) S. 284 (Brief vom 19. Sept. 1840).

[2]) Bericht Apponyis 31. Januar 1840. Arch. Wien.

[3]) Berichte Montebellos 13. 19. Sept. 1840. Arch. Paris.

[4]) Bianchi III. 305 ff. Hillebrand II. 442. Schwarzenbergs Bericht Turin 2. Okt. 1840. Arch. Wien.

Sache zu einem guten Ende führen werde. Wie das gemeint war, erläuterte Thiers selbst mit unversieglicher Beredsamkeit. „Wir haben, erklärte er, uns bisher die größte Mühe gegeben, Mehmed Ali von der Überschreitung des Taurus und von dem Marsch seines Heeres auf Konstantinopel abzuhalten ... Drücken wir auf ihn, um ihm Zugeständnisse zu entreißen, und drückt Ihr auf die Pforte, damit sie sich daran genügen lasse, so kann die Sache geordnet werden." Als Apponyi darauf hinwies, die Mächte seien durch den Julivertrag auch der Pforte gegenüber gebunden, erwiderte Thiers mit Lebhaftigkeit: „Die Pforte ist nur eine Gliederpuppe, die vier Mächte entscheiden für sie"[1]).

Wahre Absicht Thiers'.

Im Grunde war, was er erstrebte, eine Wiederholung des früher durchkreuzten Kunstgriffes: unmittelbare Verständigung der Pforte mit ihrem Vasallen unter Vermittlung der ihm wohlgesinnten Macht Frankreich[2]). In der ersten Hälfte des August hatte er den Grafen Walewski nach Alexandria entsandt. Er versprach sich nicht wenig von dem Auftreten des stattlichen Sprößlings Napoleons (s. o. IV. 173), der nach dem Scheitern des polnischen Aufstandes das französische Bürgerrecht erlangt und sich als Soldat in Algier wie als Schriftsteller in Paris hervorgethan hatte. Walewski langte beinahe gleichzeitig mit einem Boten des Sultans in Aegypten an, der Mehmed Ali aufforderte, sich einfach den Bedingungen des Londoner Vertrages zu unterwerfen. Dazu freilich konnte der seiner Macht und Frankreichs Gunst vertrauende Pascha sich nicht entschließen. Hingegen gab er die Erklärung ab, er nehme das Angebot der erblichen Herrschaft Aegyptens an und verlasse sich für das übrige auf die Großmut des Sultans. Von Walewski gedrängt, sich klarer auszudrücken, bequemte er sich ihm gegenüber nach langem Sträuben, auf die heiligen Städte, Adana, Kreta verzichten und sich mit dem lebenslänglichen statt des erblichen Besitzes von Syrien begnügen zu wollen. Walewski machte sich (30. August) sofort auf den Weg, um persönlich in Konstantinopel eine Vereinbarung auf diesen Grundlagen herbeizuführen.

Walewskis Mission nach Alexandria.

Seine Fahrt nach Konstantinopel.

Um die Mitte des Monats September kannte man das genauere Ergebnis seiner Mission in Paris. Thiers beeilte sich, ihren „glücklichen Ausgang" und „das große Zugeständnis" Mehmed Alis triumphirend

Thiers' Genugthuung.

---

[1]) Berichte Apponyis 8. 9. 10. 14. 20. Sept. 1840 (wichtig zur Ergänzung von Bulwer: Palmerston, Hillebrand, Thureau-Dangin, Metternichs Papieren u. s. w.). Metternichs Weisung an Apponyi 18. Sept. 1840. Arch. Wien. (Danach hätten die Verbündeten schon 1815 die Befestigung von Paris angeraten, die Metternich für wichtig hält, um Paris zu sichern „contre le jeu des mauvaises passions". Doch mißbilligte er später die Art der Ausführung. Aus Metternichs Papieren VI. 514. Weisungen an Apponyi 8. Febr. 1841.)

[2]) Weisung Thiers' an Pontois 30. August 1840. Arch. Paris.

den Großmächten anzukündigen. „Ich kann nicht anders glauben, ließ er Guizot zur Mitteilung an Palmerston wissen (17. Sept.), als daß so vernünftige Bedingungen angenommen werden... Die Regierung des Königs unterdrückt im Interesse des Friedens ihre nur allzu gerechtfertigte Empfindlichkeit und appellirt an die Weisheit der verbündeten Höfe." In einer ergänzenden Weisung fügte er bei: „Nachdem wir Mehmed Ali so weit gebracht haben, sind wir moralisch verpflichtet, ihm unsere Unterstützung zu leihen, wenn er auf unsere Forderung hin die Grenzen der Mäßigung nicht überschreitet." Ähnliche Andeutungen machte er im Gespräch mit dem englischen Geschäftsträger Bulwer und mit dem östreichischen Botschafter Apponyi. Indessen wurden sie nicht allzu tragisch genommen. An eine „ernsthafte Verpflichtung" gegenüber Mehmed Ali wollte Apponyi nicht glauben. Er hatte den Eindruck, daß Thiers nur „eine effektvolle Phrase der Einschüchterung" in den Mund genommen habe und „um jeden Preis die Sache vor Eröffnung der Kammern beendigt sehen möchte"[1]). Optimistisch sah man die Dinge auch in Metternichs Umgebung an. „Klemens, verzeichnete seine Gemahlin in ihrem Tagebuch, betrachtet die Angelegenheit Mehmed Alis jetzt als geschlichtet, und alle Kriegsgerüchte verstummen." In London ermutigte die jüngste Wendung die Gegner des schroffen Verfahrens Palmerstons im englischen Ministerium. Vornehmlich drangen Russell, Holland und Clarendon auf die Anknüpfung neuer Verhandlungen der vier Mächte mit Frankreich. In mehreren Sitzungen des Kabinets kam es zu erregten Scenen[2]). Palmerston setzte sich zur Wehre und führte gegen Frankreich eine Sprache, die Lord Holland „an 1793" erinnerte. Dann verschanzte er sich hinter Brunnow, der erst Weisungen von Petersburg abwarten müsse. Inzwischen aber blieb er unerschütterlich und rechnete auf rasche politische und militärische Entscheidungen im Orient. „Wenn vier Mächte einen Vertrag schließen, schrieb er Bulwer, so haben sie auch die Absicht, ihn auszuführen." Von irgend welcher Nachgiebigkeit gegen Frankreich konnte seiner Meinung nach nur die Rede sein, wenn das Weltwunder geschähe, daß Mehmed Ali die Vier und den Sultan zusammen überwinde.

Optimismus Metternichs.

Starrheit Palmerstons.

Absetzung Mehmed Alis. 14. September.

Er hatte gute Gründe, so siegesgewiß zu sein. Der erste Schlag gegen Mehmed Ali fiel in Konstantinopel. Hier setzte der englische Botschafter Ponsonby, die Schritte seines Kollegen Pontois durchkreuzend, alle Hebel zum Verderben des Paschas in Bewegung[3]). Er bewirkte nicht nur die Zurückweisung der von Walewski überbrachten Vorschläge durch den

---

[1]) Bericht Apponyis 19. Sept. 1840. Arch. Wien. Vgl. Bulwer: Palmerston.

[2]) Alles Nähere in Greville: Mémoires 1902. IV. 317.

[3]) Berichte Pontois' 27. August, 17. Sept. 1840. Arch. Paris.

Diwan. Er stachelte diesen zum Erlaß eines Fermans, der Mehmed Ali aller seiner Ämter und Würden entsetzte. Der Sultan entzog dem geächteten Vasallen, ohne vorherige Beratung mit seinen Verbündeten, selbst das auf Lebenszeit verliehene Paschalik Aegypten. Dieser Machtspruch ging weit über den Londoner Vertrag hinaus. Er wurde in Wien und Berlin aufs stärkste mißbilligt. Selbst Palmerston fand sich bemüßigt, ihn gegenüber der französischen Regierung als ein bloßes Einschüchterungsmittel darzustellen.

Die Zwangsmaßregeln gegen ihn.

Währenddes hatten auch die kriegerischen Zwangsmaßregeln Mehmed Alis Machtstellung in Syrien über alles Erwarten rasch erschüttert. Schon im August war das englisch-östreichisch-türkische Geschwader an der syrischen Küste erschienen. Dem Höchstkommandirenden der Verbündeten, Admiral Stopford, war sein berühmter Landsmann, der kühne Seeheld Charles Napier, beigegeben. Die Landungstruppen, unter dem Oberbefehl des englischen Generals Charles Smith, bestanden, abgesehen von den englischen und östreichischen Marinesoldaten, aus etwa 6000 türkischen Linienmannschaften. Das Heer Ibrahim Paschas war dieser Streitmacht allerdings an Zahl weit überlegen. Aber es war in elender Verfassung und wurde täglich durch Fahnenflucht geschwächt. Ein großer Teil mußte zur Bewachung der Nordgrenze verwandt werden und kam daher für die Verteidigung der Küstenplätze nicht in Betracht. Am mißlichsten aber für Ibrahim war der Wiederausbruch des kaum in Blut erstickten Aufstandes im Libanon. Die trotzigen Bergbewohner, die früher schon Waffen und Munition aus englischen Händen empfangen hatten, schöpften neuen Mut und brachen haufenweise aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Von diesen streitbaren Rebellen im Rücken bedroht, mußte Ibrahim die schlecht armirten Seeplätze ihrem Schicksal überlassen. Am 11. September begann das Bombardement der Stadt und Festung Beyrut, deren aegyptischer Kommandant die Räumung geweigert hatte. Ein paar Tage später erfolgte die Ausschiffung türkischer Truppen einige Stunden nordwärts und die Übergabe eines Küstenforts. Am 26. September erstürmten die Engländer unter Napier und die Östreicher unter dem jungen Erzherzog Friedrich, einem Sohn des Siegers von Aspern, das auf der Stätte des antiken Sidon erbaute Saida. Danach wagte der Befehlshaber von Beyrut, dem die Vorräte ausgingen, es nicht, länger standzuhalten. Er verließ die Stadt und schlug sich zu Ibrahims Lager durch. Am 8. Oktober ward Beyrut im Namen des Sultans besetzt. Andere, kleinere Plätze der Küste folgten. Im Inneren des Landes machte der Abfall von der harten aegyptischen Herrschaft die größten Fortschritte. Wer in Europa an ihre Widerstandskraft geglaubt hatte, wurde unsanft aus diesem Wahn herausgerissen.

Militärische Schwäche der Aegypter.

Erstürmung Saidas. 26. September.

Besetzung Beyruts. 8. Oktober.

Vor allem traf dies auf Frankreich zu. Je weniger man hier eine so

Erbitterung in Frankreich. Kriegslärm.

energische Ausführung des Londoner Vertrags für möglich gehalten hatte, desto höher flammte die Erbitterung über die vermeintliche Verletzung der nationalen Würde. Schon am 3. Oktober hatte Heinrich Heine aus Paris seinen deutschen Lesern zu berichten: „Seit gestern Abend herrscht hier eine Aufregung, die alle Begriffe übersteigt. Der Kanonendonner von Beyrut findet ein Echo in der Brust aller Franzosen." Ein paar Tage später schilderte er die vorwaltende Stimmung derart: „Stündlich steigt die Aufregung der Gemüter ... Entscheidung, Entscheidung um jeden Preis! ruft das ganze Volk, das seine Ehre gekränkt glaubt." In der großen Oper sang das Publikum die Marseillaise, und nach Erlaubnis des Polizeipräfekten spielten an den folgenden Abenden die Musikkapellen aller Theater die stürmisch verlangte Hymne von 1792. Dabei ließ sich immer deutlicher das nächste Ziel dieser leidenschaftlichen Aufwallung erkennen. Was Frankreich mittelbar in Syrien verloren hatte, sollte wettgemacht werden durch unmittelbaren Angriff am Rhein. Der alte dämonische Trieb des Eroberns auf Kosten des deutschen Nachbarn regte sich wieder mit aller Macht, kaum verdeckt durch die fadenscheinige Hülle abgebrauchter Schlagworte der revolutionären Propaganda. Zeitungen aller Parteien waren einig in dem Ruf, den jugendliche Barrikadenhelden (s. IV. 45) schon im Sommer 1830 erhoben hatten. „Man muß die Verträge von 1815 zerreißen .. auf zum Rhein ... man setze die nationale Bewegung fort durch den Krieg." Selbst ein Edgar Quinet, der deutschem Wesen so viel Verständnis entgegenbrachte, ließ sich durch die brausende Strömung mitreißen. In einer Flugschrift „1815 bis 1840" forderte er die Rheingrenze und Rache für die Niederlage von Waterloo.

Aufwallung des deutschen Nationalgefühls.

Dem wilden Lärm antwortete in Deutschland ein allgemeiner Schrei der Empörung. Es zeigte sich, welche Kraft das deutsche Nationalgefühl gewonnen hatte, und wie vor dem glänzenden Ideal vaterländischer Einheit die lockenden Bilder wälschen Freiheitssegens verblaßt waren. Gerade im deutschen Süden und Westen, wo sie früher manches Auge geblendet hatten, und wo man sich nun zunächst bedroht wußte, war der Ausbruch der Entrüstung am stärksten. Saint-René Taillandier, der damals in Heidelberg studirte, sah mit Schrecken „den ganzen Ingrimm des Jahres 1813", den er für immer begraben gewähnt hatte, wieder aufwachen. Die Vertreter Frankreichs an den ehemals rheinbündischen Höfen waren höchlich erstaunt über die leidenschaftlichen Zornworte, die sie zu hören bekamen. In Zeitungsartikeln, Flugschriften und poetischen Erzeugnissen kam die Entschlossenheit, einmütig jede Verletzung deutschen Bodens mit gewappneter Faust abzuwehren, zu beredtem Ausdruck. Mit Windeseile verbreiteten sich die Verse des aus Bonn gebürtigen Juristen Nikolaus Becker:

Beckers Rheinlied.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie gleich gier'gen Raben
Sich heiser danach schrei'n.

Zum erstenmal auf der Bühne des Kölner Stadttheaters angestimmt[1]) und mit Jubel begrüßt erklangen sie, wennschon in den verschiedensten Melodieen, bald an tausend und abertausend Orten. Georg Herweghs künstlerisch weit bedeutenderes „Rheinweinlied" mit dem kräftigen Refrain „der Rhein soll deutsch verbleiben", Robert Prutz' pathetische Strophen „Der Rhein" mit der Mahnung des Freiheitspredigers: „Sei deutsch, mein Volk, verlern' den krummen Rücken" konnten sich einer solchen Volkstümlichkeit nicht rühmen. Des Schwaben Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein", die Karl Wilhelms kongeniale Marschweise erst ein Menschenalter später zum Gemeingut von Millionen machte, blieb damals beinahe unbeachtet. Als treuester Dolmetscher des tiefsten Empfindens seiner Zeitgenossen ward weit und breit Nikolaus Becker gefeiert. König Friedrich Wilhelm IV. bedachte ihn mit Gunstbezeugungen und König Ludwig von Baiern übersandte ihm einen vergoldeten Pokal. Von französischer Seite verwies ihn Lamartine in einer „Marseillaise des Friedens" auf „die Bruderliebe", die kein Vaterland kenne. Aus einem anderen Ton sprach Alfred de Musset in den höhnischen Versen: „Wir haben ihn gehabt, euren deutschen Rhein ... Gehört er euch, so wascht in ihm eure Bedientenjacke ... aber hütet euch, die Toten aus ihrer Ruhe aufzuwecken."

In Deutschland blieb man die Antwort nicht schuldig. Mitunter ging man schon über die bloße Verteidigung hinaus. Moltke, nach seinen orientalischen Erlebnissen dem Dienst in der Heimat zurückgegeben, griff zur Feder, um den Satz zu verfechten: „Wenn Frankreich und Deutschland je miteinander abrechnen, so steht alles Soll auf seiner, alles Haben auf unserer Seite. Nur wir haben an Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen ... Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze ... Wenn Frankreich die Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, ... so sollten wir uns im festen Entschluß vereinigen, ... das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken, ... bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat." Die deutschen Regierungen ließen dem Durchbrechen des erstarkten Nationalgefühls ungehemmten Lauf. Selbst Metternich hatte diesmal gegen die aus der Tiefe des Volkes entsprungene Bewegung nichts einzuwenden und fand sie frei von früheren verdächtigen „revo-

Auslassung Moltkes.

Urteil Metternichs.

[1]) S. L. Berger: Der alte Harkort. 3. A. 1895, S. 284.

lutionären Beimischungen" des Liberalismus[1]). „Es bedurfte, meinte er, des ganzen Talentes des Herrn Thiers, um das, was in Deutschland noch von doktrinärem Geist vorhanden war, in nichts aufzulösen ... Er liebt den Vergleich mit Napoleon. Nun wohl, was Deutschland betrifft, so ist die Ähnlichkeit vollkommen, und die Palme gebührt sogar Herrn Thiers. Eine kurze Spanne Zeit hat ihm genügt, um dies Land dahin zu bringen, wohin zehn Jahre der Eroberung es unter dem Kaiser gebracht hatten."

Meinungsverschiedenheit Thiers' und des Königs.

Es war freilich nicht gerecht, einen Einzelnen für alle Herausforderungen der französischen Heißsporne verantwortlich zu machen. Aber unleugbar war es, daß sie ihre Hoffnungen auf das Ministerium Thiers setzten und daß sie von ihm in keiner Weise entmutigt wurden. Die Blätter, die der Regierung in Paris zur Verfügung standen, ließen nicht ab, die Flamme der Kriegslust zu schüren. Sie wiesen auf die Streitkräfte hin, die man besitze, und drohten: Frankreich wird den Kanonendonner von Beyrut, wenn es sein muß, auf dem Festland wie auf dem mittelländischen Meer beantworten. Thiers selbst schien es für nötig zu halten, daß sofort wenigstens irgend etwas zur Beschwichtigung der Geister geschehe. Rasch nach einander wurde in den ersten Oktobertagen unter seinem Vorsitz, danach auf Drängen Louis Philipps unter dem Präsidium des Königs selbst, im Conseil darüber beratschlagt, ohne daß man sich hätte einigen können. Es war, wie es heißt, u. a. davon die Rede, einen Punkt der kleinasiatischen Küste zu besetzen und so eine neue Auflage der Überrumpelung Anconas (s. IV. 228) im Orient zu liefern. Auch die Entsendung der Flotte nach Alexandria zum Schutz gegen einen Angriff der Verbündeten konnte in Frage kommen. Aber mehrere der Minister, unter ihnen der des Krieges und der Marine, erhoben Einwendungen. Ebenso verwarf der König jede maritime Demonstration. Den englischen Botschafter ließ er durchfühlen, daß er den selbständigen Gang seines Ministerpräsidenten fürchte: „Setzt man mir, sagte er, nicht das Messer an die Kehle, so werde ich alles thun, um den Krieg zu vermeiden"[2]). Er widerstand auch dem Drängen seines ältesten Sohnes, der im Hinblick auf die Möglichkeit von Aufständen in Paris den Ausspruch gethan hatte: „Ich falle lieber am Rhein- oder Donauufer als in einer Gosse der Straße St. Denis"[3]). Louis Philipps Wille war: in Ruhe abwarten, ob die Verbündeten einen Angriff auf Aegypten wagen würden.

---

[1]) Rückblick in Metternichs Weisung an Trautmannsdorff 19. Okt. 1841. Arch. Wien. Vgl. Metternichs Papiere VI. 551.

[2]) Bericht Apponyis 3. Okt. 1840. Arch. Wien.

[3]) H. von Treitschke V. 110 legt dies Wort irriger Weise Thiers in den Mund. S. Thureau-Dangin IV. 277, ebenda 330—335, für das Folgende nach Documents inédits.

Thiers antwortete mit dem Angebot seines Rücktrittes. Aber in dieſem Augenblick war dem König, der ſich noch ungedeckt fühlte, damit nicht gedient. Auch Thiers ließ ſich durch Zureden des Herzogs von Broglie bewegen, nicht auf ſeinem Sinn zu beſtehen. „Wollen Sie, frug ihn Broglie, die Rolle Esparteros ſpielen und ſich durch eine Emeute wieder zur Macht zurückführen laſſen?“ Er mahnte ihn, einen Ausgleich zu ſuchen, und verhütete vorläufig den Bruch. König und Miniſterium einigten ſich auf eine Art Ultimatum, das am 8. Oktober in Form einer Note an die Vertreter Frankreichs bei den vier anderen Großmächten Europas abgeſandt wurde. Frankreich gab nach den durchſichtigen Wendungen dieſer Note Syrien ſo gut wie preis. Es erklärte aber zugleich, die Ausführung der Abſetzungsakte, die gegen Mehmed Ali ergangen war, nicht dulden zu können. Mit anderen Worten: ein Angriff auf Aegypten ſollte, auf die Gefahr eines allgemeinen Krieges hin, nicht geſtattet werden.

Vorläufiger Ausgleich.

Thiers' verſöhnliche Note vom 8. Okt.

Dieſe Erklärung klang weit verſöhnlicher, als ſich hatte erwarten laſſen. Sie verdiente ein Entgegenkommen von der anderen Seite. Palmerſton beantwortete ſie daher auf Andringen ſeiner Kollegen am 15. Oktober durch eine Weiſung für Ponſonby, der zufolge dem Sultan durch die Botſchafter ſeiner vier Verbündeten ans Herz gelegt werden ſollte, Mehmed Ali im Fall ſeiner baldigen Unterwerfung nicht nur als Paſcha Aegyptens wieder einzuſetzen, ſondern ihm auch die erbliche Inveſtitur dieſes Paſchaliks zu verleihen. Einige andere Anzeichen ſchienen gleichfalls auf eine Löſung der Spannung hinzudeuten. In der Einberufung der franzöſiſchen Kammern auf den 28. Oktober konnte man ein Zugeſtändnis an Mißtrauiſche erblicken, die Thiers beſchuldigten, ſich der parlamentariſchen Kontrolle möglichſt lange entziehen zu wollen. Mit der Entfernung des franzöſiſchen Geſchwaders aus den levantiniſchen Gewäſſern nach Toulon mochte man die Gefahr eines plötzlichen Zuſammenſtoßes mit der engliſchen Flotte beſeitigt ſehen. Thiers ſelbſt ließ im Geſpräch mit Apponyi die Worte fallen: „Sie glauben vielleicht, ich ſei kriegeriſch geſinnt. Sie täuſchen ſich. Ich wünſche aufrichtig den Frieden. Verſuchen wir nur, uns bis zum Frühling zu verſtändigen. Erſt dann werde ich, wenn es nicht gelingt, für den Frieden zu fürchten anfangen“[1]).

Entgegenkommen Palmerſtons.

Indeſſen fehlte es nicht an verdächtigen Thatſachen und Gerüchten, die mit dieſen Beteuerungen in Widerſpruch ſtanden. Man bemerkte, daß die Rüſtungen mit fieberhaftem Eifer weiter betrieben wurden. Man mutmaßte, daß den Kammern neue Kreditforderungen vorgelegt werden ſollten. Man munkelte von dem Plan einer Beſetzung der

Fortſetzung der Rüſtungen Frankreichs.

[1]) Bericht Apponyis 18. Okt. 1840. Arch. Wien.

balearischen Inseln, die zur Sicherung der Verbindung mit Algier hätte dienen können[1]). Vor allem blieb es fraglich, ob Thiers überhaupt noch die Geister, die er gerufen, wieder los werden könne. Schon mehrten sich die Stimmen in der Presse der Linken, die sein Ministerium der Feigheit und Unehrlichkeit ziehen. Eine Brandschrift wie Lamennais' Anklage gegen die gesamte Staats- und Gesellschaftsordnung „Das Land und die Regierung" goß Öl ins Feuer. Auf den Straßen in Paris und in anderen größeren Städten sammelten sich immer aufgeregtere drohende Massen. Zu welchem Wahnwitz die krankhafte Reizbarkeit im Kopf eines Fanatikers sich verdichten konnte, bewies am 15. Oktober ein neuer Mordanschlag auf den König. Der Thäter, ein verkommenes Subjekt namens Darmès, dem die Büchse in der Hand sprang, als er sie gegen den Wagen Louis Philipps anlegte, rief, vom Wundfieber ergriffen, im Gefängnis aus: „Welch ein Unglück! Wäre der Streich gelungen, so wäre Mehmed Ali gerettet und der Vertrag vernichtet"[2]).

Steigerung des Kriegslärmes.

Attentat Darmès'. 15. Oktober.

Den König ermutigten die sichtbaren Rückwirkungen des Attentates auf die Stimmung weiter Volkskreise, sich der friedlich-konservativen Unterströmung anzuvertrauen, die den Wallungen kriegerisch-revolutionärer Leidenschaft zum Trotz schon eine bedeutende Kraft erlangt hatte. Je näher der Augenblick der Entzündung eines europäischen Brandes von unabsehbarer Ausdehnung heranzurücken schien, und je emsiger Gegner und Verächter des Bestehenden Zündstoff herbeitrugen, desto bänglicher wurde der herrschenden Klasse der hohen Bourgeoisie zumute. Der Fall der Börsenkurse, die Stockung der Geschäfte erschreckte sie. Der skeptische Doudan, der vertraute Sekretär des Herzogs von Broglie, schrieb am 11. Oktober einer Freundin: „Die klugen Eigentümer fühlen sich von einer tiefen Schwermut erfaßt, indem sie daran denken, was der Ruhm sie kosten könnte." „Das Land muß es wissen, warnte das von Tag zu Tage ängstlicher gewordene Journal des Débats, es drohen ihm zwei Gefahren: eine von außen, eine andere von innen ... Die Aufregung der Geister eröffnet den Faktionen eine unerwartete Aussicht. Der Krieg ist ein edler Vorwand, eine Revolution ist ihr Zweck." Fabrikanten, Kaufleute, Banquiers, hohe Beamte brachten ihre Mahnungen und Besorgnisse vor einer abenteuerlichen Politik bei Hofe zu Gehör. Der König kannte sie als Vertreter der Gesellschaftsklasse, die in den Kammern über die Mehrheit gebot. Es war ihm auch kein Geheimnis, daß seine Minister nicht durchaus einig waren.

Friedliche konservative Strömung.

[1]) S. über diesen Plan Thureau-Dangin IV. 342 (nach Bulwer: Palmerston und Jauberts Rede in der Kammer vom 3. Dec.). Daß man in England schon früher einen Handstreich Frankreichs gegen die Balearen fürchtete, beweist Rumpffs Bericht vom 15. Febr. 1840. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

[2]) Bericht Apponyis. Arch. Wien 17. Okt. 1840.

Er wußte, daß Guizot, sein Botschafter in London, im Grunde ebenso dachte wie er selbst. Erst kürzlich hatte der von schwerer Sorge Bedrückte nach Paris geschrieben: „Wir kehren zu 1831 zurück, zum revolutionären Geist, der die nationale Erregung ausbeutet und ohne berechtigten Grund, ohne Aussicht auf Erfolg zum Kriege treibt." Von seinem Freunde Duchâtel, der nach Darmès' Attentat in St. Cloud seine Aufwartung machte, erfuhr er: „Der König hat mit mir von Ihnen gesprochen, Sie sind seine einzige Hoffnung ... er fühlt, daß es mit dem Ministerium nicht weitergehen kann, er ist entschlossen, sich bei der ersten Gelegenheit von ihm zu trennen und betrachtet Sie als seinen Retter." Sorgen Guizots.

Die vom König ersehnte Gelegenheit bot sich bereits am 20. Oktober. Es galt, den Text der Thronrede festzustellen, die bei der Eröffnung der Kammern zu verlesen war. Im Namen des Ministeriums unterbreitete Rémusat dem Conseil einen von ihm niedergeschriebenen Entwurf. Er begann zwar mit der Versicherung aufrichtiger Wünsche für Wahrung des Friedens. Aber er betonte die Notwendigkeit noch stärkerer Rüstung und schloß mit den drohenden Worten: „Frankreich würde den Frieden nicht um einen seiner unwürdigen Preis erkaufen, und euer König, dessen Ruhm darin besteht, ihn der Welt bewahrt zu haben, will seinem Sohn das heilige Pfand der Unabhängigkeit und Nationalehre, das die französische Revolution in seine Hand gelegt hat, unverletzt hinterlassen." Der König weigerte sich, diesen Entwurf der Thronrede zu genehmigen. Er widersprach der Forderung Thiers', sich von den Kammern sofort zur Einberufung des Kontingentes von 1841 ermächtigen zu lassen. Eine Einigung war unmöglich. Thiers erbat auf der Stelle die Entlassung des Ministeriums. Der König nahm sie ohne weiteres an. Diesmal scheiterten auch Broglies Versuche der Vermittlung. Übrigens äußerte der König seine Zufriedenheit mit dem würdigen Benehmen Thiers'. Er rühmte gegenüber Apponyi, daß Thiers versprochen habe, von der Tribüne herab zu erklären, der Unterschied ihrer Ansichten bestehe nur darin, daß der eine „aus Vorsicht", der andere „für den Krieg" habe rüsten wollen. Doch fügte er, wie von schwerer Last befreit, den Herzenswunsch hinzu: „Gott gebe, daß er nie wieder zur Macht gelange"[1]). Widerstand des Königs. Entlassung des Ministeriums Thiers. 20. Oktober.

Die herrschende Aufregung machte eine rasche Umbildung der Regierung zur dringenden Notwendigkeit. In wenig Tagen war das neue Ministerium fertig. Nur dem Namen nach stand der Kriegsminister Marschall Soult als Präsident an seiner Spitze. Sein wahrer Leiter war der vom König aus London herbeigerufene, von Thiers selbst als Nachfolger erwartete Guizot, dem Louis Philipp seine einstige Das Ministerium Soult-Guizot. 29. Oktober.

[1]) Apponyis Berichte 23. 26. 27. 30. Okt., 3. Nov. 1840. Arch. Wien.

Beteiligung an der Koalition gegen Molé nicht nachtrug. Guizot nahm das augenblicklich wichtigste Amt des Auswärtigen auf sich. Seine Freunde Duchâtel, Humann, Villemain stellten sich ihm für das Innere, die Finanzen, den Unterricht zur Verfügung. Das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten erhielt Soults unterwürfiger Gefolgsmann Teste. Mit Martin, Cunin-Gridaine, Admiral Duperré für Justiz und Kultus, Handel, Marine, empfingen die Anhänger Molés aus den Reihen der Konservativen ihren Lohn. Es war ein Ministerium ganz nach dem Sinn des Königs. Aber es mußte sich erst zeigen, ob es ihm gelingen werde, sich zu behaupten. Aus der Presse der Linken scholl ihm sofort der höhnische Ruf „Ministerium des Auslandes" entgegen. Von den Männern der Rechten hatte mancher Guizots Benehmen gegen Molé noch nicht verziehen. Molé selbst fühlte sich tief verletzt dadurch, daß er ganz übergangen war. Thiers war trotz seiner versöhnlichen Worte als gefährlichster Rivale in der parlamentarischen Arena zu fürchten. Angesichts so vieler Gegner erschien es doppelt schwierig, die aufgewühlten Leidenschaften zu beschwichtigen. Damit verquickte sich die brennende Frage der auswärtigen Politik. Frankreich mußte aus der Vereinzelung herausgerissen werden, in die es durch seine eigene Schuld geraten war. Es mußte wieder eintreten können in das sogenannte Koncert der europäischen Großmächte ohne Zumutung allzu sichtbarer Einbuße an dem, was die nationale Einbildung dem Gebiet der Ehre und Würde zurechnete.

Schwinden der Kriegsgefahr.

Wann und wie immer diese verwickelten Aufgaben gelöst werden mochten, eines stand mit der Entlassung des Ministeriums Thiers und mit der Berufung des Ministeriums Guizot doch fest: die unmittelbare Gefahr eines europäischen Krieges war geschwunden. Das Hauptverdienst dieser Wendung kam dem König zu. Heinrich Heine hatte recht zu sagen: „Vor der Hand haben wir Frieden, und dem König Ludwig Philipp gebührt das Lob, daß er zur Erhaltung des Friedens ebensoviel Mut aufgewendet, als Napoleon dessen im Kriege bekundete. Ja, lacht nicht, er ist der Napoleon des Friedens!"

Eröffnung der Kammersession in Paris. 5. November.

Die erste Probe seiner Lebensfähigkeit hatte das Ministerium Guizot vor den Kammern zu bestehen. Mit Rücksicht auf die Neubildung der Regierung war die Eröffnung der Session bis zum 5. November verschoben worden. Die Thronrede, die der König an diesem Tag verlas, trug eine andere Färbung als die von Thiers empfohlene. So wenig sie die Rätlichkeit der geschehenen Rüstungen verleugnete, so bestimmt verhieß sie ein Beharren bei der seit zehn Jahren erprobten „gemäßigten und versöhnlichen Politik". „Der Friede, vernahm man aus Louis

Philipps Mund, ist notwendig für das allgemeine Interesse Europas, für das Glück aller Völker und für den Fortschritt der Civilisation. Ich rechne auf Sie, um mir bei seiner Erhaltung zu helfen, sowie ich auf Sie rechnen würde, wenn die Ehre Frankreichs und der Rang, den es unter den Nationen einnimmt, neue Opfer von uns verlangen sollten." Wie gewohnt, öffnete die Adreßdebatte alle Schleusen des Redestromes. Bei den Pairs kam sie in zwei Tagen zu Ende und verhalf Guizot zu einem ohne Widerspruch gegebenen Vertrauensvotum. Einen schwereren Stand hatte er in der Kammer der Abgeordneten.

Adreßdebatte der Pairs. 17. 18. Nov.

Hier spitzte sich die lange und stürmische Debatte zu einem rhetorischen Duell zwischen ihm und Thiers zu. Beide Kämpfer lieferten dabei die glänzendsten Beweise der ihnen eigentümlichen Begabung. In Thiers konnte man den Meister der naturfrischen, durchsichtigen, schwungvollen Rede bewundern. Guizot imponirte durch die Würde, das Pathos, den Stolz, womit er sich auf eine unnahbare Höhe zu erheben suchte. Wenn es Thiers jemals Ernst damit gewesen war, an sich zu halten, so vergaß er diesen Vorsatz im Getümmel der Schlacht, um sich zum Führer einer unversöhnlichen Opposition zu machen. Er ging so weit, anzudeuten, Guizot habe als Botschafter nicht immer seine Pflicht erfüllt. Er beschuldigte ihn, als Minister durch Nachgiebigkeit gegen „die Koalition" Frankreichs „Einfluß im Mittelmeer" aufs Spiel setzen und sich vor ganz Europa demütigen zu wollen. Für sich selbst dagegen nahm er den Ruhm in Anspruch, danach gestrebt zu haben, „die Würde Frankreichs bis zum äußersten aufrecht zu halten". Er ließ über 900 000 Mann aufmarschiren, mit denen er im Frühling Europa habe drohen wollen. Er zielte bis zum Thron mit der bitteren Klage über „die Schwäche", die seinen patriotischen Eifer gehemmt habe. Guizots Verteidigung befaßte sich notgedrungen ebenfalls mit der Vergangenheit wie mit der Zukunft. Dem Minister, der jedes Wort auf die Wagschale legen mußte, wurde es selbstverständlich leichter, von jener als von dieser zu sprechen. Er durfte nicht enthüllen, daß er vergeblich in London angeklopft hatte, um Mehmed Ali wenigstens noch ein Stück von Syrien zu retten. Er hatte damit zu rechnen, daß dem Pascha dies ganze Land mittlerweile verloren gegangen war. „Wollt ihr, rief er der Kammer zu, ihm nun den Rat geben, die erbliche Herrschaft Aegyptens zurückzuweisen, in der Hoffnung, ihm im Frühling mit 900 000 Mann durch den Krieg wieder zum Besitz Syriens zu verhelfen?" Er pries „den ungeheuren Dienst, den die Krone dem Lande geleistet habe". Aber er fügte selbstbewußt hinzu: „Wir haben die Rüstung aufrecht erhalten, wir haben Europa kein Zugeständnis gemacht, wir haben kein Wort gesagt, das unsere würdige, abwartende Haltung geändert hätte."

Adreßdebatte der Abgeordneten. 23. Nov. bis 2. Dec.

Sieg des Ministeriums.

Hinter den beiden Hauptkämpen, die ihre Klingen in diesem heißen Wortgefecht kreuzten, traten seine übrigen Teilnehmer zurück: so Odilon Barrot, der als Führer der dynastischen Linken Thiers decken zu müssen glaubte, so General Bugeaud, der sich mit soldatischer Disciplin an Guizots Seite stellte, so selbst Berryer und Garnier-Pagès, die namens der Legitimisten und Radikalen aus der peinlichen Sachlage für ihr Parteibekenntnis Kapital herausschlugen. Schließlich ward der für die Regierung günstige Entwurf der Adresse in etwas verschärfter Fassung mit 247 gegen 161 Stimmen angenommen. Die Kammer verwarf somit die kriegdrohende Haltung des letzten Ministeriums, das dreiviertel Jahre zuvor aus ihrer eigenen Mitte hervorgegangen war. Indessen die Mehrheit erschien noch nicht für die Dauer gefestigt. „Die Schlacht ist gewonnen, schrieb Guizot am 13. December Barante nach Petersburg, aber ich mache mir keine Illusionen. Diese Schlacht ist nur der Anfang eines langen, harten Feldzugs."

Beruhigung in Paris.

Nicht nur innerhalb, auch außerhalb des Palais Bourbon wußte das Ministerium Guizot sich Achtung zu verschaffen. Alsbald nach seiner Berufung wandte sich ein den Staatsanwälten zukommendes und sogleich veröffentlichtes Rundschreiben gegen „die lärmenden Manifestationen, die sich lügnerisch mit dem Namen patriotischer Gefühlsausbrüche decken". Die Drohung energischen Einschreitens wirkte. Lärmende Umzüge und Ansammlungen hörten auf. Das Straßenleben der Hauptstadt bewegte sich ohne Störungen in den gewohnten Bahnen. Auch der gefürchtete Tag der Beisetzung der Gebeine Napoleons im Invalidendom verlief ohne bedenkliche Zwischenfälle. Guizot hatte dies Vermächtnis von seinem Vorgänger überkommen. Das Schiff, das in Sankt Helena die ausgegrabenen Reliquien in sich aufgenommen hatte, war am 30. November unter dem Kommando des Prinzen Joinville in Cherbourg gelandet. Zwei Wochen später hielt der tote Kaiser auf prunkvollem Leichenwagen durch den Triumphbogen seinen Einzug in Paris. Dem Sarge voran marschirten, in ihren zerschlissenen Uniformen an dem eisigen Wintertag vor Kälte schlotternd, die Veteranen seines Heeres. Rechts und links standen auf dem langen Weg Linientruppen und Nationalgardisten. Hinter ihnen ballten sich hunderttausende aus der schaulustigen Volksmenge zusammen. Aber es gab, nach Heines Schilderung, „mehr stumme Thränen als lautes Geschrei". Die Rufe: „Nieder mit Guizot, nieder die Verräter, nieder die Engländer" blieben vereinzelt. Die ernste Ceremonie ging ohne Erschütterung der Ruhe vorüber. Guizot konnte im Gefühl voller Sicherheit einem Freunde schreiben: „Unsere Gegner hatten auf zweierlei gehofft: auf eine gegen mich ausbrechende Emeute und auf eine Demonstration kriegerischer Gesinnung. Beide Pläne sind gescheitert."

Beisetzung der Gebeine Napoleons. 15. December.

Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse zum Ausland. Zunächst

blieb doch immer noch ein starker Rückstand gegenseitigen Mißtrauens übrig. Das System des bewaffneten Friedens, das sich im Ministerium Guizot darstellte, bedingte, wie er selbst hervorgehoben hatte, die Aufrechthaltung der bisher vollzogenen Rüstungen. Was Wunder, wenn der durch das Kriegsgeschrei geweckte Argwohn außerhalb Frankreichs nicht überall so bald verschwand. Palmerston war von Thiers' Sturz schon unterrichtet, als er Granville in Paris vertraulich wissen ließ: „Ich glaube zwar, wir werden jetzt keinen Krieg mit Frankreich haben, aber wir müssen immer auf ihn gefaßt sein. Alle Franzosen wollen die Grenzen ihres Staates auf Kosten anderer Nationen ausdehnen, und alle fühlen, daß eine Allianz mit England eine Schranke für solche Pläne ist... Es ist ein Unglück für Europa, daß der Nationalcharakter eines großen und mächtigen Volkes im Centrum des Weltteils so geartet ist. Aber andere Nationen dürfen ihre Augen nicht vor der Wahrheit verschließen und müssen sich auf kluge Vorsichtsmaßregeln einrichten." Palmerstons fortdauernde Gereiztheit gegen Frankreich kam nicht minder klar in einer nachträglichen Erwiderung auf Thiers' Note vom 8. Oktober zum Ausdruck. Er gab dieser Erwiderung vom 2. November die weiteste Verbreitung durch ihre Veröffentlichung und nahm dadurch vor der Welt gleichsam die versöhnlichen Ratschläge zurück, die er nach Konstantinopel hatte gelangen lassen.

Schwierigkeiten gegenüber dem Ausland.

Gereiztheit Palmerstons.

Auch jenseits der Alpen traute man der Zukunft noch nicht vollkommen. In Turin fühlten der König und seine Minister nur allzu deutlich, daß im Fall eines großen festländischen Krieges die Wahrung strenger Neutralität unmöglich sein werde. Versuchte man auf ihr zu bestehen, so hieß das, wie schon Thiers dem Gesandten Karl Alberts bemerkt hatte, nichts anderes wie Deckung der Lombardei, der verwundbarsten Stelle Östreichs, ohne Vorteil für Frankreich. In Wien aber wollte man sich mit einer Neutralitätserklärung nicht begnügen, die beim Eindringen überlegener französischer Kolonnen ein wertloses Blatt Papier sein konnte. Vielmehr erwartete man, wennschon ohne Übernahme einer Bürgschaft für die Sicherung Savoyens, offenen Anschluß an die Koalition. Diesen Rat ließ auch Palmerston, mit der Zusage freundschaftlicher Teilnahme an der Unabhängigkeit Piemonts, nach Turin gelangen. Der dortige Gesandte Östreichs, Fürst Felix Schwarzenberg, bemerkte zwar sehr wohl, daß der Gedanke einer Allianz mit Frankreich unter den Liberalen zahlreiche Anhänger habe. Er mußte selbst bedauern, „Gegenstand der böswilligsten Anklagen" zu sein. Aber seine Gespräche mit dem König überzeugten ihn davon, daß Karl Albert, falls es zum Kriege komme, auf Östreichs Seite stehen werde. „Schreiben Sie Metternich, sagte ihm der König, daß er sicher sein kann, wenn die Umstände mich zum Verzicht auf die Neutralität zwingen, mich so zu finden, wie er mich immer ge-

Mißtrauen in Turin.

kannt hat." Inzwischen rief er zwei Kontingente unter die Waffen und schien persönlich nicht abgeneigt, sein Heer im Kampf zu erproben[1]).

Frage der deutschen Wehrhaftigkeit.

Am dringendsten war die Aufgabe, für alle Fälle gerüstet zu sein, in Deutschland erschienen, nachdem plötzlich der Kampfruf „Zum Rhein" von Paris aus erklungen war. Der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., so wenig ihn danach gelüstete, durch einen Waffengang mit dem polternden Nachbarn im Westen Lorbeeren zu erringen, hatte doch das lebhafteste Gefühl für die unbedingte Notwendigkeit voller Bereitschaft kräftiger Verteidigung. Preußen selbst konnte freilich binnen acht Wochen 200 000 Mann am Rhein sammeln. Aber was Österreich für den Schutz der deutschen Erde an der Westgrenze zu leisten vermöchte, blieb angesichts der Mängel seines Militärwesens wie seiner traurigen Finanzzustände zweifelhaft. Vollends die schweren Gebrechen der Wehrverfassung des deutschen Bundes waren für niemanden ein Geheimnis. Erst im April 1840 war nach langem Hader endlich der preußische Vorschlag, statt eines einzigen Waffenplatzes an der oberen Donau zwei Bundesfestungen, in Ulm und in Rastadt, zu errichten, von einer Konferenz der süddeutschen Regierungen zu Karlsruhe angenommen worden. Aber die Bestätigung durch einen Beschluß des Bundestages stand noch aus. Die Buntscheckigkeit der Bewaffnung und Uniformirung der Aufgebote von Mittel- und Kleinstaaten war sich gleich geblieben. An den Verschiedenheiten und Lässigkeiten von Wehrpflicht und Übungen hatte sich nichts geändert. Ein allgemeiner Plan für Verteilung und Mobilisirung der Streitkräfte fehlte. In der Stunde der Gefahr wandten sich die Blicke aller Hilflosen auf den König von Preußen. Wohl oder übel ließ Metternich ihm die Vorhand. In Berlin ward im Laufe des Oktobers, hauptsächlich durch den General von Grolman ein Verteidigungsplan ausgearbeitet, dem wesentlich die preußischen Vorschläge von 1831 und 1832 (s. IV. 296—298) zugrunde lagen. Danach, im November, wurde Grolman abgesandt, um die Zustimmung Österreichs zu erwirken. Ihm folgte der vertraute Freund Friedrich Wilhelms IV., Oberst Radowitz, der Sprößling einer aus Ungarn stammenden katholischen Adelsfamilie, der in westfälischem und kurhessischem Dienst seine Schule durchgemacht, danach in Preußen auf einer glänzenden Laufbahn den Posten des Militärbevollmächtigten am Bundestag erlangt hatte. Seine Aufgabe war, zur Feststellung eines gemeinsamen Verteidigungsplanes auch die übrigen deutschen Höfe zu bereisen.

Grolmans und Radowitz' Sendung nach Wien. Nov.

---

[1]) Schwarzenbergs Berichte 21. 30. Sept., 1. 26. Okt., 21. Nov. 1840. Arch. Wien. Die Erzählung bei Bianchi IV. 169 (vgl. Poggi, Storia d'Italia II. 293), Schwarzenberg habe vom Kriegsminister Villamarina die Zulassung der Besetzung einiger Punkte am Po durch österreichische Truppen verlangt, findet in seinen Berichten keine Bestätigung.

Die beiden preußischen Sendboten fanden in Wien die freundlichste Aufnahme[1]). In den rein militärischen Fragen verständigten sich Grolman und Ficquelmont, der seit kurzem, als Staats- und Konferenzminister und Chef der Kriegssektion im auswärtigen Amt, endgiltig von Petersburg abberufen war. Gegenstände der allgemeinen Politik, vornehmlich ernste Mahnungen, dem deutschen Bunde ein kräftigeres Leben einzuflößen, brachte Radowitz bei Metternich zur Sprache. Das nächste Ergebnis der Verhandlungen übertraf die kühnsten Erwartungen der Preußen. Östreich versprach 150 000 Mann als Reserveheer zu stellen und die Mobilisirung außerordentlich zu beschleunigen. Es genehmigte außerdem wie 1832 den Vorschlag des Aufmarsches der Hauptarmeen an der Mosel, am Niederrhein, Mittelrhein, Oberrhein, den Anschluß der norddeutschen Bundeskontingente an die preußische Kriegsmacht und ihr enges Zusammenwirken mit den süddeutschen. Was der neue König von Preußen dafür Östreich bot, war ein in Metternichs Augen „Epoche machendes Zugeständnis". Er übernahm freiwillig die schwerwiegende Verpflichtung, das lombardisch-venetianische Königreich gegen jeden Angriff Frankreichs unter solidarischen Schutz des deutschen Bundes zu stellen. Radowitz hatte einige Mühe, in München und Stuttgart, wie vorher in Dresden, die hiegegen mit vollem Recht erhobenen Bedenken zu entkräften. In Wien fand man die Hilfsbereitwilligkeit des romantisch gestimmten Bundesgenossen für Verwicklungen auf italienischem Boden unschätzbar. Ihr zu Liebe zeigte man sich vorläufig in Sachen des deutschen Wehrwesens nachgiebig, um etwas später durch eine Mission des Generals von Heß nach Berlin manches Bewilligte zurückzunehmen oder abzuschwächen.

Preußisch-östreichische Verständigung.

Mittlerweile ward auf Betreiben Preußens, um dem Bund zuvorzukommen[2]), durch die Botschafter der beiden deutschen Großmächte in Paris namens Gesamtdeutschlands eine Anfrage wegen der Rüstungen an Guizot gerichtet. Seine Antwort lautete so, wie sie nicht anders zu erwarten war. Er erklärte, so lange Frankreich isolirt und der Streithandel im Orient nicht geschlichtet sei, es für rein unmöglich, einen bestimmten Termin der Entwaffnung anzugeben. Aber er versicherte, daß den Rüstungen durchaus kein aggressiver Charakter, und am wenigsten mit Bezug auf Deutschland, zuzuschreiben sei. Beinahe noch beruhigender, nach Metternichs Ausdruck „naiv, mit dem vollen Stempel der Wahrheit versehen", klangen die Äußerungen Louis Philipps. Der König benutzte jede Gelegenheit, um die Unschädlichkeit der Rüstungen zu beweisen. Er ließ immer wieder durchblicken, daß die übertriebene Sparsamkeit der Kammern

Preußisch-östreichische Interpellation in Paris. 6. December.

[1]) Alles Nähere zur Ergänzung von Bekanntem bei Hassel: J. M. von Radowitz Band I. 1905, dazu Maltzans Berichte 13. 27. Nov. 1840. Arch. Berlin.

[2]) S. Hassel: Radowitz I. 327 gegen H. von Treitschke V. 93.

in den letzten Jahren schwer am Heerwesen gesündigt habe. Allerdings erachtete er eine Friedensstärke von mindestens 400 000 Mann für nötig, aber vor allem, von den Bedürfnissen Algiers abgesehen, zum Zweck der Stärkung seiner Regierung gegen innere Feinde. Von einem Kriege fürchtete er ein allgemeines Chaos. „Ein zweiter Wiener Kongreß, sagte er, kann nie mehr vorkommen. Was kommen würde, wäre die Auflösung der politischen und socialen Ordnung Europas, der Triumph der Revolution“[1]).

Gesetzentwurf über die Befestigung von Paris.

Als eine eigentümliche Art von Friedensbürgschaft sollte das Ausland auch jene große Maßregel der Befestigung von Paris betrachten, die Guizot von Thiers ererbt hatte. Am 12. December ward ein Gesetzentwurf eingebracht, der einen Kredit von nicht weniger als 140 Millionen Francs für die Fortführung der hastig begonnenen Arbeiten eröffnen sollte. Diesmal setzte Thiers seine ganze Kraft zur Verteidigung einer Vorlage ein, die sich gleichsam als eine Indemnitätsakte seines eigenen Ministeriums darstellte. Aber der Widerstand gegen ihre Annahme war nicht leicht zu brechen. Er wurde um so zäher, als man bemerkte, daß der Kriegsminister, Marschall Soult, mit der Empfehlung der doppelten Verteidigungslinie, Umwallung und Forts, statt allein dieser, seine bessere Überzeugung grollend zum Opfer brachte. Nur die Unterstützung des größten Teils der Linken sicherte Guizot den Sieg. Als er errungen war, wies er die Vertreter Frankreichs bei den fremden Mächten an, sie über den Zweck des unternommenen Werkes zu beruhigen. Er erklärte, sein wahrer Charakter sei gleichzeitig „Beweis der Kraft und Pfand des Friedens“. Der König sprach ganz in gleichem Sinn. „Der Gedanke an die Befestigung von Paris, sagte er, wird das kriegerische Feuer dämpfen. Das Gefühl der Sicherheit flößt Vertrauen ein. Man wird sich nicht mehr mit Eroberungsplänen beschäftigen.“

Abschluß der Kämpfe im Orient.

Die sicherste Aussicht auf Erhaltung des Friedens in Europa gewährten der Verlauf und der Abschluß des Kampfes im Orient. Nach der Einnahme Beyruts war in Syrien mehrere Wochen lang nichts Entscheidendes geschehen. Teilweise wurden die Zögerungen der Alliirten durch ihre Mißhelligkeiten verschuldet. Die Admirale Stopford und Bandiera waren nicht immer einig über den Operationsplan. General Smith erfuhr Tadel wegen seiner Führung des Oberbefehls und gab ihn bald an den Deutschen Jochmus ab, der sich einst in Griechenland und neuerdings in Spanien unter englischem Kommando erprobt hatte (s. o. S. 315). Gemeinsam mit Charles Napier machte man sich an die Eroberung Akkas,

[1]) Zu den Mitteilungen in Metternichs Papieren, Hillebrand, Hassel: Radowitz u. s. w. Berichte Apponyis 18. Nov., 6. 16. Dec. 1840. Arch. Wien. — Berichte Rumpffs 2. 9. Jan. 1841. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

[1]) Berichte Apponyis 4. Jan., 4. Febr., 1. April 1841. Arch. Wien.

der stärksten syrischen Festung, die im Jahre 1799 allen Angriffen Napoleons getrotzt hatte. Ein dreistündiges furchtbares Bombardement von der Seeseite genügte, um die entmutigte Besatzung zur Preisgebung des Platzes zu zwingen. Am 4. November fiel die Stadt mit zwei- bis dreihundert Kanonen in die Hände der Verbündeten. Nach dem Verlust Akkas ward Ibrahims Stellung in Syrien unhaltbar. Er sammelte die Trümmer seines Heeres in Damaskus und zog, von den Aufständischen und von den Türken verfolgt, mit Zurücklassung seiner Artillerie gen Süden, um die Landenge von Suez und Aegypten zu erreichen. Noch war von seinem verzweifelten Entschluß in Alexandria nichts bekannt, als Charles Napier mit seinem Geschwader drohend vor dieser Residenz Mehmed Alis erschien. Der kühne Seemann gedachte durch rasches, selbständiges Handeln den Knoten des orientalischen Zwistes zu durchhauen und kam nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Mehmed Ali sehr bald zum Ziel. Gewitzigt durch die jüngsten herben Erfahrungen und empfänglich für die freimütige Sprache des Engländers willigte Mehmed Ali in einem von seinem Minister Boghos Bey und von Napier am 27. November unterzeichneten Vertrag. Er verpflichtete sich zur Räumung Syriens und zur Herausgabe der türkischen Flotte gegen Überlassung der ungeschmälerten und erblichen Herrschaft Aegyptens. Dafür verbürgte Napier, daß dies Zugeständnis der Pforte unter dauernder Garantie der vier mit ihr verbündeten Mächte stehen solle.

Eroberung Akkas. 4. Nov.

Abzug Ibrahims.

Napiers Vertrag mit Mehmed Ali. 27. November.

Die Eigenmacht des kühnen englischen Seehelden, der ohne jeden Auftrag die Pforte wie die Mächte durch den Vertrag gebunden hatte, stieß zuerst auf entschiedenen Widerspruch. Sein Vorgesetzter, Admiral Stopford, wie der Divan in Konstantinopel, von Ponsonby aufgereizt, erklärten die Abmachung des 27. November für ungiltig. Indessen schien es Palmerston geraten, nachdem so viel für Englands Interesse erreicht war, das Geschehene gut zu heißen. In Petersburg hatte man eine Vernichtung Mehmed Alis, dessen aegyptische Herrschaft die Macht des Sultans voraussichtlich für immer schwächte, niemals ins Auge gefaßt. In Wien und Berlin folgte man der Leitung der beiden Verbündeten. Dem Willen seiner Regierung mußte sich der hitzige Ponsonby in Konstantinopel fügen. Die dortigen Vertreter Rußlands, Östreichs, Preußens bedurften keiner Mahnungen, die Ratgeber des Sultans nicht in der Halsstarrigkeit zu bestärken[1]). Somit kam es zu einer vorläufigen Versöhnung des geächteten Vasallen und seines mit fremder Hilfe siegreich gebliebenen Lehensherrn. Am 11. Januar 1841 sandte Mehmed Ali die großherrliche Flotte nach Konstantinopel zurück. Am 13. Februar

Seine Gutheißung.

Vorläufige Annäherung des Sultans und Mehmed Alis.

[1]) Bericht Pontois' u. a. 27. Dec. 1840. Arch. Paris.

stellte der Sultan den Ferman aus, durch den er ihn mit der erblichen Regierung Aegyptens belehnte.

Man konnte glauben, die Verwicklung im Orient völlig gelöst zu sehen. Die Zeit schien gekommen, auch den Gegensatz der Mächte im Occident der daraus hervorgegangen war, durch ein unwiderlegliches Zeugnis hinwegzuräumen. Es galt mit anderen Worten die Wiederaufnahme Frankreichs in das europäische Koncert, aus dem es nach dem Londoner Vertrag vom 15. Juli 1840 ausgeschlossen war. Niemand zeigte sich so beflissen, diesem Zustand ein Ende zu machen wie Metternich. Er wünschte von Herzen, der friedlichen und konservativen Politik Guizots Hilfe zu leisten und erhielt aus dessen Mund das Lob: „alles, was uns von Östreich zukommt, ist ausgezeichnet, nützlich und wirksam"[1]). In Berlin war man gleichfalls sehr geneigt, die Hand zur Aussöhnung mit der Regierung Louis Philipps zu bieten, die sich nicht mehr in dem Ministerium Thiers verkörperte. Friedrich Wilhelm IV. und seine Ratgeber betrachteten als unverrückbares Ziel, das erreicht werden müsse, die Erhaltung des türkischen Reiches unter Mitwirkung Frankreichs. In England tadelten Brougham, Hume, Grote während der Adreßdebatte Palmerstons schroffes Benehmen gegenüber Frankreich. Wellington wie Peel gaben der Hoffnung Ausdruck, dies Land unverzüglich in den Rat der europäischen Großmächte zurückkehren zu sehen. Palmerston selbst verknüpfte eine Rechtfertigung seiner Politik mit der Versicherung, der wärmste Freund der französischen Allianz gewesen zu sein. Nachdem Frankreichs Rolle als eines Protektors Mehmed Alis ausgespielt war, nahm er keinen Anstand, sich zu dem Satz zu bekennen, keine allgemeine Angelegenheit Europas könne ohne Teilnahme dieser großen Macht sicher und vollständig geregelt werden. Indessen ließ er im dunkeln, wie er sich einen neuen Vertrag der fünf Mächte abgefaßt denke. Auch schien er, wenn der Vertreter der Freien Deutschen Städte in Paris gut unterrichtet war, daselbst auf einer Zusage der Entwaffnung bestehen zu wollen[2]). Noch weniger Neigung, Frankreich entgegenzukommen, war von Rußland zu erwarten. Der Zar hatte zwar die Aussicht auf einen Krieg mit dem Königtum der Orléans, dem er seinen revolutionären Ursprung nicht verzeihen konnte, schwinden sehen müssen. Aber der Wunsch, Frankreich zu demütigen und die Westmächte für immer einander zu entfremden, blieb bestimmend für sein persönliches Empfinden. Daran wurde durch die freundlichsten Worte Nesselrodes nichts geändert. Sie stimmten sehr wenig zu Brunnows sprödem Verhalten in den Londoner

Vorbereitung der Wiederaufnahme Frankreichs in das europäische Koncert.

---

[1]) Weisung Metternichs an Apponyi 4. Januar. Privatbrief Apponyis an Metternich 22. Januar 1841. Arch. Wien.

[2]) Bericht Rumpffs 16. Febr. 1841. Stadtarchiv Frankfurt a. M.

Konferenzen, über das Metternich schon seit Wochen in Petersburg Klage führte[1]).

Hemmungen.

Der Vertreter Frankreichs in London, der Geschäftsträger Bourqueney, sah nicht ohne Bangen den Abschluß der Verhandlungen über eine neue Akte, die alle fünf Mächte einigen könnte, von Tag zu Tage hinausgeschoben. Aber Guizot ließ sich in seiner zuwartenden Haltung nicht beirren. Er machte einer Reihe von Bedingungen geltend. Die Aufforderung, an der Unterzeichnung teilzunehmen, sollte von den vier Mächten ausgehen. Sie hätten den Ablauf des Vertrages vom 15. Juli der französischen Regierung zur Kenntnis zu bringen. Die Frage der Entwaffnung dürfe von ihnen nicht aufgeworfen werden. Was den Inhalt der neuen Akte betraf, so wünschte er, daß sie sich nicht auf den einzigen Artikel hinsichtlich der Meerengen von Dardanellen und Bosporus beschränke. Es schien ihm wichtig, daß sie einige andere Zusicherungen enthalte. Dahin rechnete er Verbürgung der Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reiches, Gewährleistung freien Handelsverkehrs über die Landenge von Suez, das rote Meer, den Euphrat, den persischen Meerbusen für alle europäischen Nationen, Garantieen für Rechtspflege und Verwaltung hinsichtlich der christlichen Bevölkerung in Syrien. Aber diese Wünsche fanden auf russischer und englischer Seite kein Gehör. Brunnow widersprach, getreu dem alten Verfahren Rußlands (s. III. 193), vor allem der Übernahme irgend welcher Verbürgung der Unantastbarkeit des türkischen Reiches. Er hielt es sogar für passend, um die Nutzlosigkeit solcher Abmachungen zu erweisen, an die Teilung Polens zu erinnern. Palmerston wollte namentlich von vertragsmäßigen Bestimmungen über den Handelsverkehr mit Asien und über innere Verhältnisse des Machtgebietes des Sultans nichts wissen. Wohl oder übel mußte Guizot auf eine Erweiterung der geplanten Akte verzichten. Man gönnte ihm nur noch die Genugthuung, einige kleine Veränderungen im Wortlaut anzubringen. Dann endlich war man soweit, am 15. März die entworfenen Dokumente in London paraphiren, d. h. mit dem Namenszug der Bevollmächtigten versehen lassen zu können. Die förmliche Unterschrift mußte wegen eines neuen unerwarteten Zwischenfalles im Orient noch hinausgeschoben werden.

Paraphirung der Akte. 15. März 1841.

Neue Weiterungen in Alexandria.

Man hatte gewähnt, zwischen dem Sultan und Mehmed Ali sei alles geordnet. Aber als dieser den Text des Fermans vom 13. Februar zu Gesicht bekam, fand er mehrere der Bedingungen, an die seine erbliche Herrschaft in Aegypten geknüpft sein sollte, völlig unannehmbar. Der Sultan behielt sich das Recht vor, selbst den Nachfolger des Paschas in

[1]) Außer den Mitteilungen bei Guizot, Barante, Martens, Hillebrand u. a. verwerte ich Metternichs Schreiben an Nesselrode 1. Nov. 1840. Nesselrodes Antwort 19. Nov. 1840. Meysenbugs Bericht Petersburg 7. Nov. 1840. Arch. Wien.

dessen Familie auszuwählen. Er beanspruchte, die Officiere des verminderten aegyptischen Heeres zu ernennen. Er forderte ein Viertel des Rohertrags der jährlichen Einkünfte des Landes als Tribut. Mehmed Ali glaubte eine mit solchen Vorbehalten beschwerte Gabe zurückweisen zu müssen. Darüber gerieten die Diplomaten an der Themse und am goldenen Horn in nicht geringe Aufregung. Wieder waren es besonders die Vertreter Östreichs, die auf Metternichs Geheiß für einen Ausgleich arbeiteten.

Sturz Reschid Paschas. 29. März 1841.

In Konstantinopel kam man erst zum Ziel nach dem Sturz Reschid Paschas. Er mußte am 29. März den Ränken einer Kamarilla weichen und wurde mit dem Botschafterposten in Paris abgefunden. Auch Ponsonby, der, wie gewohnt, die Pforte zum Widerstand gegen ihren Vasallen verhetzt hatte, mußte sanftere Saiten aufziehen. Der Sultan gewährte auf Andringen seiner Verbündeten die Erblichkeit Aegyptens nach der Erstgeburt in der männlichen Linie der Familie Mehmed Alis und Ibrahims. Er verlieh dem Pascha das Recht, die Officiere bis zum Obersten zu ernennen. Er willigte in eine Verständigung über die nicht nach dem Jahresertrag zu entrichtende, sondern ein für allemal in Geld zu bestimmende Tributzahlung. Daraufhin nahm Mehmed Ali, von Paris aus zur Mäßigung gemahnt, das abgeänderte, aus Konstantinopel übersandte Investiturdekret des Sultans an. Er ließ es am 10. Juni feierlich vor allen Würdenträgern Aegyptens in seinem Palast zu Alexandria verlesen, während die Kanonen der Forts und der Kriegsschiffe im Hafen die Herstellung des Friedens verkündigten.

Türkisch-aegyptische Verständigung.

Protokoll über den Ablauf des Vertrages vom 15. Juli 1840. 10. Juli 1841.

Mit der Nachricht dieses Ereignisses hatten auch alle Zögerungen in London ein Ende. Die Unterzeichner des Vertrages vom 15. Juli 1840 erklärten in einem Schlußprotokoll seinen Zweck für erreicht. Gleichzeitig luden sie „zur Bekundung der Einigkeit aller Regierungen und im Interesse der Befestigung des europäischen Friedens" Frankreich ein, an einem neuen Vertrag über die Schließung der Meerengen von Konstantinopel teilzunehmen. Der sogenannte „Meerengenvertrag" vom 13. Juli 1841 leitete sich mit ein paar allgemeinen wohlklingenden Sätzen ein. Die fünf Mächte rühmten ihre Einigkeit als sicherstes Pfand des Friedens Europas. Sie wollten sie dadurch bezeugen, daß sie dem Sultan „ihre Achtung der Unverletzlichkeit seiner souveränen Rechte und ihren aufrichtigen Wunsch bewiesen, die Ruhe seines Reiches gefestigt zu sehen". Danach folgte die Erklärung des Sultans, in Zukunft gemäß der „alten Regel seines Reiches", solange die Pforte sich in Frieden befinde, fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in Dardanellen wie Bosporus verbieten, und die Zusage der fünf Mächte, diesen Entschluß achten zu wollen. Vorbehalten blieb die Gestattung der Einfahrt leichter Kriegsfahrzeuge für den gesandtschaftlichen Dienst. Endlich sprach der Sultan die Absicht

Der Meerengenvertrag. 13. Juli.

aus, den Vertrag mit der Aufforderung des Beitrittes allen anderen befreundeten Mächten zur Kenntnis zu bringen. Das war der ganze Inhalt der Staatsakte, mit der die Erschütterung des Friedens im Orient und seine Gefährdung im Occident ihren Abschluß erreichte[1]).

Rückblick.

Blickte man auf die bewegte Zeit der Kämpfe, Bündnisse und Rüstungen zurück, so war das Ergebnis je nach dem Standpunkt, auf den man sich stellte, verschieden. Im Orient hatten europäische Mächte höchst erfolgreich in das Ringen der beiden Nebenbuhler eingegriffen. Der Pascha von Aegypten war in engere Schranken zurückgewiesen, aber zugleich in einer noch immer sehr bedeutenden, nunmehr erblichen Herrscherstellung aufrecht erhalten. Der Sultan war gegen einen auswärtigen Feind beschützt, in frühere Rechte wieder eingesetzt und zum erstenmal in einer europäischen Konferenz mit gleicher Stimme zugelassen worden. Die innere Zersetzung des türkischen Reiches konnte freilich dadurch nicht gehemmt werden, und die Aussicht auf Erfolge seiner Reformirung war nach dem Sturz Reschid Paschas noch ungewisser als zuvor. Im Occident war die längst gelockerte ungeschriebene Allianz der beiden Westmächte vollkommen zerrissen worden. Unzweifelhaft hatte die persönliche Politik Palmerstons nicht wenig dazu beigetragen. Aber auch nach dem Fall des whigistischen Ministeriums, dessen Hauptkraft er geworden war, blieb die Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen London und Paris ein äußerst zweifelhaftes Unterfangen. Den Schaden trug, trotz scheinbarer Wahrung seiner Würde, Frankreich davon. Je heftiger die Fiber des nationalen Ehrgefühls während der kriegerischen Erregung gereizt worden war, desto nachhaltiger war innerhalb und außerhalb des Landes der Eindruck einer Minderung seines Ansehens. Dazu kam das Schwinden der Aussicht, im Bunde mit dem Schützling am Nil den Machtkreis im Mittelmeer erweitern zu können, und die Belastung der Staatsrechnung um etwa eine viertel Milliarde, die durch die großen Ausgaben für Rüstungen und Festungsbauten erfordert wurde[2]). In den Gewinn teilten sich England und Rußland. England sah den Wettbewerb eines gefährlichen Rivalen auf den Märkten des Ostens eingeschränkt und erlangte größere Sicherheit für den Überlandweg nach Indien. Zugleich befriedigte in London die Ersetzung des

Einbuße Frankreichs.

Gewinn Englands und Rußlands.

[1]) Es ist irrig, wenn H. von Treitschke V. 116 auch die Verabredungen über „Mehemed Ali" zum Inhalt des sog. „Meerengenvertrages" rechnet. Noch willkürlicher sind die Angaben bei Karl Hillebrand II 467 (und nach ihm u. a. Flathe: Zeitalter der Restauration und Revolution S. 387), der unbegreiflicher Weise die oben S. 429 angegebenen Wünsche Guizots als Vertragsartikel bezeichnet. — Über den zweifelhaften Sinn der vom Sultan behaupteten „alten Regel" s. Rosen: Geschichte der Türkei I. 211.

[2]) S. die Zahlen („276 millions de travaux militaires ou maritimes") bei Thureau-Dangin IV. 466 ff.

ausschließlichen Protektorates Rußlands über die Türkei, wie es nach dem Vertrag von Hunkiar-Iskelessi bestanden hatte, durch eine Akte allgemein europäischen Ursprungs. Der Zar seinerseits glaubte jenen Vertrag, der ohnehin abgelaufen war, preisgeben zu dürfen, da die Schließung der Dardanellen Rußland fortan gegen einen Angriff von der Seeseite zu sichern schien. Ihm blieb inzwischen die Möglichkeit, seine eigene Flotte im schwarzen Meer nach Belieben zu verstärken, die Zuversicht auf allmähliche weitere Auflösung des türkischen Reiches und der Triumph, das Bündnis der beiden Westmächte vorläufig ganz und gar gesprengt zu haben.

Schwäche des europäischen Staatensystems.

Eine feste Grundlage des europäischen Staatensystems war durch die Schlichtung des aus den orientalischen Wirren erwachsenen Streites nicht gegeben. Zwar der seit lange schon verblaßte Gegensatz jener beiden Gruppen der West- und Ostmächte war bis auf weiteres völlig beseitigt. Aber an ihre Stelle war keine neue Verbindung getreten, die eine innere Berechtigung gehabt und die auch nur auf kurze Zeit Dauer versprochen hätte. Der Wunsch, den der Zar gehegt haben mochte, den Vierbund von 1840 zu einer neuen Auflage der Quadrupel-Allianz von 1813—1815 zu stempeln, war nach der äußerlichen Versöhnung mit Frankreich unerfüllbar geworden[1]). Rußlands Annäherung an England hatte nur einem einzigen bestimmten Zweck gegolten und konnte nicht für die Zukunft maßgebend sein. Die deutschen Großmächte wurden trotz scheinbar vollkommener Eintracht mit dem Erstarken des deutschen Einheitsgedankens wider den Willen ihrer Leiter allmählich immer sichtlicher verschiedenen Bahnen zugedrängt. So trat Europa mit schwankendem Verhältnis der Großmächte zu einander in einen Abschnitt seiner Geschichte ein, der dank dem unaufhaltsamen Wachstum nationaler, politischer und socialer Begehren zur Vorbereitung neuer gewaltiger Erschütterungen diente.

[1]) S. Martens IV. 1. S. 498. Metternich an Medem 25. Juli 1841, an Woyna Secrète 3. Nov. 1841. Arch. Wien.

Anhang.

I.

Auszug aus dem Bericht Tschanns, des eidgenössischen Gesandten in Paris. Paris, 22. December 1833.

(Eidgenössisches Archiv Bern.) Vgl. o. S. 92.

... J'ai reçu (la dépêche) du directoire du 13. décembre, par laquelle V. V. E. E. me chargent de les informer de ce que je pourrais apprendre de l'opinion qu'on se fait en France sur la portée des transactions de la Prusse avec les états de l'Allemagne concernant l'établissement d'un système uniforme de douanes. Il avait naturellement déjà été question de cet important objet dans la conversation précédente que j'ai eue avec M. de Broglie et dont ma dépêche confidentielle du 18. a fait mention. C'est même la considération des conséquences du nouveau système allemand pour notre commerce, ainsi que les observations qui sont parvenues à ce sujet au ministre, qui l'ont porté à me faire l'ouverture dont j'ai eu l'honneur de faire part à V. E. sur les dispositions dans lesquelles était le gouvernement français d'user de son influence pour faire accorder dans les limites possibles quelques faveurs aux produits de l'industrie suisse. J'ai touché encore cet objet dans une conversation de hier, suivant le sens de la dépêche du 13. décembre, et voilà en peu de mots le résumé de ce que M. de Broglie a bien voulu me dire sur sa manière de voir. Il envisage l'association dont il s'agit comme un des faits les plus graves de l'époque, et cela moins sous le rapport commercial que sous le rapport politique. Sous le rapport commercial la France n'y trouve pas pour elle un grand inconvénient, peut-être même sous un certain point de vue en aura-t-elle moins d'embarras, puisqu'elle n'aura dorénavant à discuter les réclamations relatives aux rapports commerciaux de l'Allemagne qu'avec une seule et même autorité, tandis qu'auparavant elle avait à recevoir les plaintes et à répondre aux observations de plusieurs états qui avaient des intérêts très différens. Mais il pense, en envisageant les conséquences politiques de cette association, qui comprend la presque totalité des états de l'Allemagne dans un même et puissant réseau, elle fait faire plus de chemin à la tendance à une centralité germanique sous la bannière de la Prusse, que n'auraient pu faire de longues négociations diplomatiques. C'est aussi par suite de cette manière de juger, que M. de Broglie croit, que la Suisse a prudemment fait de rester en dehors de cette combinaison[1]). ...

---

[1]) Vgl. A. von Gonzenbach: Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und den Zollvereinsstaaten u. s. w. Luzern 1845.

II.

Weisung Metternichs an Trautmannsdorff. Reservirt ad No. 1. Wien, 30. November 1837.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.) Vgl. o. S. 156.

Die vorhergehende Depesche ist so abgefaßt, daß E. E. sie ohne Anstand dem Herrn Baron v. Werther, dann Herrn Fürsten v. Wittgenstein, oder wo Sie es sonst für zweckmäßig halten, vertraulich und in ungesuchter Weise, als das Glaubensbekenntniß Ihres Hofes in der fraglichen ärgerlichen Angelegenheit vorlesen können.

Wenn aber in derselben allerdings nichts enthalten ist, was unserer inneren Ueberzeugung widerspricht, so ist die Depesche doch freilich weit davon entfernt das Maß der Gefühle auszudrücken, welche durch die Vorgänge in Cölln in uns erregt worden sind.

Wir halten dieselben nicht für einfach bedauerlich, wie es die Depesche angibt, sondern für ein wahres, von der preußischen Regierung vor ganz Europa gegebenes Aergerniß, und für eine eben so ungerecht beschlossene als ungeschickt ausgeführte Maßregel.

Einen katholischen Bischof von sonst ganz vorwurfsfreiem Wandel, wegen einer seinem Gewissen entsprungenen — gleichviel ob übel oder gut verstandenen — Handlung seines kirchlichen und geistlichen Amtes, seiner Jurisdiction berauben, und was noch mehr ist, gewaltsam aus seinem Sprengel entfernen, war schon an sich eine Maßregel, die Europa seit den Zeiten der Napoleonischen Gewaltherrschaft zu sehen nicht mehr gewohnt war, und die eine einigermaßen gesetzmäßig vorangehende Regierung sich n i e hätte erlauben sollen. Diesen heillosen Zweck aber noch in den von Preußen versuchten Wegen, bei Nacht und Nebel, mit Aufbiethung einer bewaffneten Macht zu Pferd und zu Fuß, und unter Versetzung einer der ersten und wichtigsten Städte des Reichs in den Belagerungsstand, bewerkstelligen[1]), würde heißen, zu dem Verwerflichen noch das Lächerliche hinzufügen, dürfte man letzteres Wort von den Nebenumständen einer Begebenheit brauchen, die durch und durch von der ernstesten Beschaffenheit ist.

Was die nächsten Folgen dieses Gewaltstreiches seyn werden, steht nun zu erwarten. Vielleicht gestalten sich dieselben ruhiger, als man der Natur der Dinge nach vermuthen könnte; vielleicht geht die ungerechte That für das erste spurlos vorüber. Grob aber wäre der Irrthum in Berlin, wollte man sich hiedurch täuschen lassen, und nun glauben, gestützt etwa durch ein Seitens des Cöllner Domkapitels einzuführendes Provisorium, auf den wohlfeil errungenen Lorbeern in Gemächlichkeit ausruhen zu können. Unvermerkt vielleicht, aber um so sicherer, wird die ausgestreute böse Saat fortwuchern; an emsiger Nachhilfe wird es von Seite des benachbarten Auslandes nicht fehlen; das Bild einer aufgedrungenen, fremden, das Heiligste im Menschen, die Gewissensfreiheit bedrückenden Regierung wird sich in den Gemüthern der katholischen Rheinländer — vielleicht auch in jenen der Katholiken im übrigen Preußen, täglich lebendiger ausprägen, und die Früchte hievon an jenem Tage sich zeigen, wo von der westlichen Grenze Deutschlands her der erste

[1]) Diese Übertreibungen müssen auf ungenauen Nachrichten beruhen.

Kriegsruf erschallen wird. Brüssel duldete 15 Jahre hindurch schweigend, und in den Augen der oberflächlichen Beobachter vielleicht scheinbar zustimmend, die Eingriffe seines protestantisirenden Königs in des Landes kirchliche Rechte; nach dem Julysturm in Paris genügte es dann an wenigen Tagen, um das aufgedrungene Gebäude zu stürzen, und die Dynastie der Oranier wohl für immer von jenem Boden zu entfernen!

In den anliegenden zwei Schreiben, die E. E. dem Herrn Fürsten v. Wittgenstein zustellen lassen wollen, drücke ich demselben meine Gedanken über die Sache mit derjenigen persönlichen Freimüthigkeit aus, zu welcher mich die zwischen uns bestehende Freundschaft, so wie das alte Wohlwollen des Königs berechtigen. Die zweite Anlage enthält, zu E. E. geheimen Wissenschaft, das Wesentliche aus diesen Schreiben, für den Fall, daß der Fürst sie Ihnen zu zeigen Anstand nehmen sollte. Aus denselben werden E. E. ersehen, daß ich für jetzt von Preußen auf dem Felde der kirchlichen Erörterungen Abschied nehme. Die Gemüther sind zu Berlin in diesem Augenblicke zu aufgeregt, die kalte, ruhige Vernunft zu offenbar in den Hintergrund gestellt, als daß man jetzt dort deren Sprache verstehen könnte; und in solcher Lage der Dinge thun jene, die nur diese Sprache reden können und wollen, am besten zu schweigen. Der Tag wird aber wohl kommen, wo von Verlegenheiten aller Art umstrickt, und außer Stande weder auf dem einmal betretenen Pfade der religiösen Verfolgung bis zur äußersten Consequenz fort zu wandeln, noch auf demselben mit einem Anscheine von Anstand wieder umzukehren — man in Berlin nach wohlwollendem Rathe und vermittelnder Handlung sich sehnen dürfte. — Unsere Freundschaft für Preußen und unser eigenes wohlverstandenes Interesse, welchem durch die muthwillige Anregung dieser religiösen Zerwürfnisse wahrlich nicht gedient ist, werden uns es alsdann zur Pflicht machen, wieder auf dem Platze zu seyn, und die Hülfe, die wir leisten können, nicht zu versagen. Möge es aber dann nicht zu spät, und noch möglich seyn, den kirchlichen Frieden, auf dem allein möglichen Felde der richtigen Grundsätze gründlich herzustellen! — Des Uebles ist bereits so viel geschehen, es wird täglich in wachsender Proportion sich desselben so viel anhäufen, daß die Hoffnung eines auch nur einigermassen befriedigenden Ausganges aus diesem Labyrinthe von Fehlgriffen wohl keine sehr starke seyn kann.

III.

Bericht Maltzans. Wien, 26. April 1838.

(Geh. Staats-Archiv Berlin. Rep. I. Östreich 140.) Vgl. o. S. 163.

Sire. Plusieurs de mes précédents rapports ont fait connaître à Votre Majesté qu'il existe en Autriche un parti qui reproche à Monsieur le Prince de Metternich d'avoir laissé politiquement grandir la Prusse aux dépens de l'Autriche et nommément de n'avoir pas empêché l'influence que le système de douanes a conférée à la Prusse.

Ce parti est aujourd'hui en grand mouvement, proclamant l'opinion que l'instant était venu où on pouvait regagner ce qu'on croit avoir perdu.

Selon ce parti, l'affaire de Cologne devrait servir de point de départ, et voici le raisonnement qu'il y rattache.

La Prusse s'est engagée dans une lutte dans laquelle elle ne peut plus reculer. C'est sous le drapeau du protestantisme qu'elle devient l'instrument de la révolution. Lisez, s'écrie-t-on, ce que disent à ce sujet certains journaux du Nord de l'Allemagne. Ils dévoilent clairement la pensée et l'espérance du parti révolutionnaire. Que l'Autriche prenne donc rang, qu'elle se place à la tête du catholicisme, qu'elle réunisse autour d'elle les gouvernements catholiques et qu'elle fasse ainsi triompher et la cause de l'église et les intérêts politiques de l'Autriche.

Ce raisonnement, tout absurde qu'il est, remue cependant les esprits et ne manque pas de produire de l'effet.

C'est pour cette raison, Sire, que je le cite; mais il va sans dire que la pensée politique de Monsieur le Prince de Metternich est au-dessus de pareilles utopies[1]).

IV.

Zwei Berichte Malkans. Wien, 21. April 1839.

(Geh. Staatsarchiv in Berlin. A A I. Rep. I. Nr. 142.) Vgl. o. S. 172.

Sire!

Votre Majesté daignera Se rappeler que, tel que j'eus l'honneur de le mander sous la date du 10 Mars, le Conseil d'Etat Impérial avait été chargé de s'occuper des changements que le parti ultramontain tâche à introduire dans la législation Josephine quant aux mariages mixtes.

Le travail du Conseil d'Etat ne fut point favorable aux voeux de ce parti. L'affaire fut donc portée à la Conférence où elle donna lieu à une séance fort orageuse dont voici, selon la version la mieux établie, à peu près le résultat.

Déjà avant cette séance l'Archiduc François Charles doit s'être rendu auprès du Comte de Kolowrat et lui avoir avoué, que reconnaissant et mesurant toute l'impopularité qui s'attache à un changement des lois existantes relatives aux conflits religieux, Son Altesse Impériale Se rangeait désormais entièrement de l'avis du Comte, à quoi ce dernier répondit qu'il espérait dès lors que Son Altesse Impériale voterait aussi selon sa conviction au sein de la Conférence.

La séance ouverte, la discussion, dit-on, commença de suite à devenir fort animée, et l'on prétend que Monsieur le Prince de Metternich débuta par reprocher vivement au Comte de Kolowrat de courir après la popularité, — reproche que le Comte repoussa en y ajoutant l'assurance, qu'il attachait si peu de valeur à sa position officielle, que sa voiture était toujours prête pour le transporter dans un lieu de retraite (Son Excellence a loué une maison à Prague), dès que le Gouvernement Impérial sanctionnerait des principes auxquels la conscience du Comte ne lui permettait pas de s'associer.

Une autre rencontre eut lieu dans la même séance entre Messieurs de Kolowrat et de Clam, ce dernier promettant l'assistance de l'armée à toutes les mesures que le Gouvernement voudrait prendre, ce qui lui valut de la part du Comte de Kolowrat la réponse, que jusqu'ici lui, le

[1]) Vgl. die Mitteilungen in Max von Lerchenfeld: Aus den Papieren des Staatsministers von Lerchenfeld 1887, S. 202, 511, wonach auch Metternich und Kolowrat auf Baierns Rücktritt vom Zollverein spekulirten.

Comte, n'avait envisagé l'armée que comme un moyen de défense extérieure mais nullement comme un moyen de défense intérieure. La discussion une fois engagée, Monsieur de Kolowrat reprocha encore au Comte de Clam d'avoir dépassé l'année financière révolue le budget ordinaire de la guerre de 8 millions de florins, sans que pour cela l'armée fût mieux équipée et plus en état de faire la guerre.

Quant enfin au résultat final de cette séance, il paraît évident que l'opinion de Monsieur le Prince de Metternich se trouva dans une forte minorité, et que ce ne fut qu'à force d'adresse que Son Altesse parvint à obtenir, qu'on ne décidât rien et qu'on se placerait pour le moment sur un terrain expectatif, c'est-à-dire qu'on déposerait les réclamations qui abondent de toutes parts à la suite du refus du clergé catholique de vouloir bénir un mariage mixte sans avoir obtenu la promesse relative à la religion des enfants, — qu'on déposerait, dis-je, ces réclamations et qu'on n'y répondrait pas, abandonnant pour ainsi dire la solution au besoin qu'éprouveraient les parties intéressées à en finir.

Cet état de choses ne peut cependant pas durer. Sans doute entre-t-il dans le calcul de Monsieur le Prince de Metternich de profiter de cette espèce de répit qu'il vient d'obtenir, pour tâcher d'atteindre le but qu'il a en vue; mais je pense, Sire, que la Diète hongroise qui va s'ouvrir et les dispositions, qui se manifestent déjà aujourd'hui en Hongrie à l'égard du maintien des lois en vigueur, rendront à Son Altesse la tâche plus difficile qu'elle ne le suppose.

Il est un fait que catholiques et protestants se rallient aujourd'hui en Hongrie pour empêcher qu'on ne touche aux droits politiques et religieux qu'ils possèdent, et dans aucune province de la Monarchie Autrichienne l'ultramontanisme est autant l'objet d'une haine générale qu'en Hongrie.

Trois Evêques hongrois et parmi eux l'Evêque de Groswardein ont levé le bouclier contre la législation Josephine, en défendant la bénédiction des mariages mixtes sans la promesse que tous les enfants seraient élevés dans la religion catholique. L'irritation contre ces Evêques est déjà immense et il est à prévoir, que la Diète dès son ouverture sera forcée de s'occuper de cette grave question embrassant les intérêts de trois millions de protestants et rencontrant la sympathie, on peut dire, du reste de la population hongroise.

J'eus ces jours-ci l'occasion de m'apercevoir, que Monsieur le Prince de Metternich commence à se douter des difficultés que présentera la prochaine Diète hongroise, mais aimant les illusions, Son Altesse en parla avec beaucoup de légèreté et comme d'une chose aisée à prévenir.

J'eus de même l'occasion d'apprendre, que le Prince croit devoir abandonner son plan de changer les termes du code Joseph, mais qu'il veut réclamer ce qu'il nomme une pleine et entière liberté de conscience, c'est-à-dire que d'un côté le prêtre catholique ne pourrait être forcé de commettre un acte qui serait contraire à sa conscience et aux dogmes de l'église, qu'on ne pourrait par conséquent plus exiger de lui la bénédiction d'un mariage mixte, sans qu'il ait obtenu la promesse relative à la religion des enfants, mais que de l'autre côté aucune espèce de contrainte ne devrait être imposée à la partie civile et qu'elle pourrait librement stipuler selon sa bonne volonté.

Tout cela veut dire en d'autres termes que les lois existantes ne seront plus exécutées, — expédient fort dangereux et inexplicable quand on

songe, qu'il est recommandé par un homme d'Etat tel que Monsieur le Prince de Metternich.

„L'Autriche n'est pas placée sur la ligne de la vérité", me dit l'autre jour Monsieur le Chancelier Impérial, „cet état de choses ne peut pas durer, il faut le changer".

Je ne pus m'empêcher de lui répliquer qu'il me semblait, qu'on s'en apercevait un peu tard, puisque pendant 50 ans on ne s'en était pas douté.

Le fait est, Sire, que l'Autriche et sa législation sont bien dans le vrai, mais que Monsieur le Prince de Metternich en est sorti.

Loin de moi, de vouloir m'engager dans des prophéties, mais si tout ce qui m'entoure et ce que j'observe ne me trompe pas, je suis tenté d'admettre que l'esprit dominateur et l'ambition déréglée du clergé catholique ira se briser précisément contre cette Autriche sur le soutien de laquelle on comptait et ira ensevelir sous ses décombres une haute et belle réputation, celle de Monsieur le Prince de Metternich.

C'est avec une profonde douleur, Sire, qu'on doit s'avouer, que la position intérieure de ce grand homme d'Etat s'abaisse et se détruit de jour en jour. C'est malheureusement un fait bien avéré et l'abandon dont Monsieur le Chancelier de Cour et d'Etat vient d'être frappé de la part de l'héritier présomptif du trône, achèvera de dépopulariser Son Altesse et de la perdre aux yeux des masses. —

Sire!

Dans mon précédent très-respectueux rapport je touchai un évènement d'une haute importance, savoir le changement qui semble s'être opéré dans les opinions de Monseigneur l'Archiduc François Charles et dont il résulte, que dans les affaires religieuses Son Altesse Impériale se détache du parti de Monsieur le Prince de Metternich, pour aller se ranger du côté de celui du Comte de Kolowrat.

Des personnes bien informées attribuent ce changement à l'influence de Madame l'Archiduchesse Sophie, laquelle douée d'un esprit vif et juste reconnaîtrait enfin tout l'abîme, qui s'ouvrirait entre le trône et la nation, si le premier cherchait à s'appuyer sur Rome et sur le clergé catholique en dehors des lois existantes.

Je partage cet avis, Sire, car, vu l'influence qu'exerce Madame l'Archiduchesse Sophie sur Son auguste époux, on ne peut au moins guère admettre que l'Archiduc ait agi sans l'assentiment de Madame l'Archiduchesse Sophie.

On dit encore que la Princesse Amélie de Suède, étroitement liée avec sa cousine l'Archiduchesse Sophie, aurait beaucoup contribué au changement dont j'ai l'honneur de faire mention et qui, s'il se poursuit et soutient, pourrait entièrement changer la face des choses en Autriche.

V.

Bericht L. Bombelles'. Bern, 6. September 1836, nebst Beilage: Coup d'œil sur la crise actuelle. 4. September 1836.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.) Vgl. o. S. 256.

Mon Prince!

J'ai l'honneur d'envoyer à Votre Altesse les copies légalisées des deux circulaires adressées par le Vorort aux cantons, relativement à l'éxécution

du conclusum de la diète qui ordonne l'extradition des réfugiés. Les deux pièces sont rédigées de manière à mettre le Vorort à l'abri de tout reproche. La question est de savoir si les cantons obéiront de bonne foi. J'ai retenu aujourd'hui les deux listes, qui accompagnent les circulaires et qui m'ont été communiquées par la chancellerie fédérale. Ces deux listes, contenant quelques inexactitudes, je les enverrai à Votre Altesse incessament avec les corrections, que j'y ai ajoutées.

L'inconvenante réponse adressée dernièrement par la diète à la France est un incident qui à mon avis doit faire envisager l'affaire que nous traitons sous un autre point de vue. C'est pénétrés de cette vérité que nous nous sommes réunis avant-hier, Monsieur de Rochow, de Dusch et moi, chez Monsieur l'Ambassadeur de France pour aviser aux moyens de donner à nos démarches l'ensemble dont elles ont plus que jamais besoin. Ces Messieurs m'ayant prié de résumer mes opinions dans un mémoire, j'ai jeté à la hâte quelques idées sur le papier et il en est résulté la pièce ci-jointe, que j'ai communiquée à mes collègues et que j'ai l'honneur de soumettre à Votre Altesse.

Si j'ai cru devoir émettre l'opinion, que les puissances doivent faire cause commune avec la France pour obtenir une réparation éclatante au langage arrogant qu'a osé tenir la diète, c'est qu'il me semble impossible de souffrir de la part de la confédération un pareil langage sans compromettre à l'avenir nos intérêts les plus chers.

La France a été jusqu'ici l'alliée naturelle de la révolution en Suisse.

Ce qui s'est passé depuis deux mois a donné aux esprits dans ce pays-ci un degré d'irritation peu commun contre leurs voisins de l'ouest, et il fallait s'y attendre. Que le ministère, qui succèdera à celui de Monsieur Thiers, suive une autre marche; qu'il fasse bon marché des injures reçues; qu'il tende de nouveau les bras au radicalisme, et ce radicalisme saisira avec empressement cette occasion de reprendre ses anciens errements. Alors la forfanterie nationale, dont la réponse à la France est l'expression, se tournera en entier contre nous et nous aurons perdu tout le terrain, que la France par une marche oblique (peu honorable il est vrai) aura gagné.

Je ne fais pas au cabinet des Tuileries l'injure de croire mes prévisions probables, mais il me semble, qu'en bonne politique il faut envisager les questions sous toutes leurs faces; et en engageant la France à se mettre en avant dans une affaire où elle est la plus lésée nous rendons service à sa dignité et nous profitons avec sagacité d'une faute majeure, commise par la confédération, pour nous replacer sur un terrain, qui nous met à même d'obtenir les plus heureux résultats.

Je soumets cette idée à Votre Altesse avec la confiance, que m'inspire la justesse du coup d'oeil d'un grand homme d'état, et je puis l'assurer qu'il m'a été aisé de faire partager ma conviction à mes collègues. J'ai cru également devoir écrire dans le même sens à Monsieur le Comte d'Apponyi. Notre position actuelle vis-à-vis de la Suisse est tellement claire, qu'elle est parfaitement comprise par ceux des confédérés, qui ne partagent pas le délice dans lequel les derniers événements ont fait tomber les radicaux.

Monsieur l'Avoyer Tscharner et le Chancelier Amrhyn, hommes d'esprit et de sens, me disaient encore hier que, si les puissances souffraient sans en demander raison le langage que s'est permis la Diète dans sa dernière réponse, il deviendrait de toute impossibilité de tenir tête à la révolution

et que la Suisse entrerait dans un dédale de folies et de malheurs, qui forceraient à la fin les puissances à une occupation militaire.

C'est pour prévenir un fait aussi fâcheux et dont les conséquences augmenteraient les embarras de la politique européenne, que je crois qu'il faut mettre la circonstance à profit et couper court au mal avant qu'il ne devienne irréparable.

Veuillez agréer, mon Prince, l'hommage de mon profond respect.

Bombelles.

Beilage.

Coup d'œil sur la crise actuelle. Berne, 4 Septembre 1836.

Les arrestations, faites à Zurich, au mois du mai dernier, n'ont pas été, comme le prétend le parti radical, le motif des complications qui ont troublé le répos de la Suisse; mais ces arrestations ont dévoilé toute la profondeur du mal qui rongeait en secret la confédération depuis 4 ans. Les magistrats même ont reculé devant des révélations qui les compromettaient; mais l'impulsion une fois donnée il a fallu continuer, bongré malgré, et telle est la cause de la note du 22. Juin adressée par le Vorort à la France. Le cabinet des Tuileries a entrevu tout ce que la position avait de grave; et de concert avec les puissances limitrophes et intéressées au repos de la Suisse, il a, dans sa réponse du 22. Juillet à la confédération placé la question sous son véritable point de vue et fait comprendre toute l'étendue de ses devoirs à une nation, qui les avait si mal remplis jusqu'alors.

Cette réponse, rédigée dans les termes les plus conciliants, n'a eu d'autre tort que de dire franchement la vérité à un peuple égaré par ses flatteurs.

Les assemblées populaires travaillèrent la populace. Le conclusum, malgré l'insuffisance de ses dispositions, fut envisagé comme un acte de faiblesse arraché à la peur, qu'inspirait l'étranger, et l'on parvint à faire croire aux masses ignorantes, que l'accomplissement d'un devoir sacré n'était qu'un acte de despotisme de la part des puissances de l'Europe. Si nos demandes eussent été sur le champ appuyées par les arguments, qu'eut fourni l'emploi de la force, rien de ce qui s'est passé depuis trois semaines n'aurait eu lieu. La chûte du Ministère Thiers en France et les causes qui l'ont amenée et précédée nous forcèrent à un temps d'arrêt.

Le radicalisme suisse en a profité pour relever sa tête audacieuse; pour croire à l'impunité de tous ses méfaits, et prendre une attitude tellement arrogante qu'elle fait appréhender à la saine partie des confédérés la perte de leurs institutions et même de leur existence. Un pareil état de choses peut en effet avoir des suites sinistres. Mais il n'est point d'affaire, quelque compliquée qu'elle puisse être, qui ne porte en elle-même le moyen de venir à bout de ses difficultés; il n'est point d'adversaires, quelqu'habiles qu'ils soient, qui ne prêtent à la longue le flanc. Il s'agit alors de frapper promptement et juste. Je crois que ce moyen nous est offert par la dernière note de la diète. L'affaire des réfugiés commençait à languir, le conclusum faiblement exécuté mais toute fois exécuté nous eut rendu très-difficile une justification é v i d e n t e de la prise des mesures restrictives. Une foule de sectaires obscurs auraient été remis aux autorités françaises; les chefs se seraient momentanément ou éloignés ou cachés; le radicalisme aurait triomphé et l'Europe aurait été jouée. Mais si dans ce moment-ci,

la France, offensée par une note aussi inconvenante que basée sur de fausses données, demande aux puissances de faire cause commune avec elle, ce ne sera plus pour chasser quelques réfugiés qu'on emploiera le blocus, mais pour exiger de la Suisse le redressement de tous les nombreux griefs, qu'on est légalement autorisé à lui reprocher.

Ces griefs sont:

1) un état de choses assez révolutionnaire pour permettre à une assemblée législative et représentant la nation entière un langage aussi peu mesuré que l'est celui de la note.

2) Une application entièrement fausse des dispositions du pacte fédéral, qui en dénature l'esprit et la tendance depuis que des institutions révolutionnaires ont pris sa place.

3) Un abus scandaleux du principe d'association, qui a permis entreautres au premier magistrat de Zurich de substituer une assemblée populaire à une délibération du grand conseil[1]).

4) Un dévergondage de la presse poussé au dernier point, tandis que les tribunaux se voyent forcés de garder le silence devant ses écarts les plus coupables.

5) Une sympathie avouée par la pluspart des gouvernements cantonaux de la Suisse pour les révolutionnaires de tous les pays.

Cette sympathie les a engagé à respecter depuis 4 ans le secret des faux noms qu'ils se sont donnés; à les fournir d'argent et de faux passeports; à faire partie de leurs conciliabules et à assumer l'énorme responsabilité de tous les crimes qu'ils ont projetés. Ce qui s'est fait dans le passé est une malheureuse garantie de ce qui se fera à l'avenir. Car tant que la Suisse ne sera point f o r c é e à rentrer dans le véritable esprit du pacte fédéral: en éloignant de ses conseils des magistrats indignes de la confiance publique; en rétablissant des bornes au dévergondage sans frein de la presse; en abolissant toute société secrète et en ne souffrant plus de ces assemblées populaires, qui sont un véritable s t a t u s i n s t a t u et faussent l'esprit de ses lois, la sécurité que doit inspirer un état, créé pour consolider le repos de l'Europe, ne peut avoir lieu; et l'obtention de cette sécurité est certainement un motif assez important pour ne négliger aucun des moyens, et fussent-ils les plus sévères, qui doivent atteindre ce but.

Je crois donc, que la note dernièrement remise à la France n'était qu'un symptome évident du mal qui mine la confédération, c'est à extirper ce mal que doivent tendre tous les efforts des cabinets.

L'instant est venu où il faut demander franchement à la Suisse, si elle veut être l'a m i e ou l'e n n e m i e de l'Europe. Dans le premier cas, qu'elle donne des gages de sa bonne volonté, en prenant toutes les mesures exigées par l'état actuel des choses. Dans le second cas, la conduite de l'Europe n'est pas difficile à prévoir. — Il ne faut pas toutefois perdre de vue que la Suisse a c t u e l l e ne répondra à nos demandes, de quelque nature qu'elles soient, que forcée par la plus évidente nécessité; et que ce n'est qu'appuyée par des mesures coërcitives, qui plus elles seront vigoureuses et plus elles seront courtes et efficaces, que nos justes exigences peuvent avoir des chances de succès. Quand la réparation que les puis-

[1]) Anſpielung auf die Verſammlung von Wiedikon vom 21. Auguſt 1836.

sances doivent exiger sera obtenue, il semble indispensable qu'une conférence, à laquelle les cabinets interessés prendront part, soit instituée, et que cette conférence, dont le siége serait placé hors des limites de la confédération, pût traiter avec les députés que les cantons y enverront:

1) du mode à adopter pour purifier le pacte fédéral de l'impure alliage qu'on y a introduit depuis quelque temps.

2) de la révision indispensable des constitutions cantonales qui depuis les derniers changements ne sont plus en harmonie avec le pacte; et en dernier lieu de l'adoption de principes assez sages pour que la Suisse, tout en conservant sa forme républicaine, ne soit pas à l'avenir une continuelle pierre d'achoppement pour toutes les autres monarchies, à la paternelle politique desquelles elle doit son existence.

VI.

Bericht L. Bombelles'. Bern, 8. December 1836.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.) Vgl. o. S. 266.

Mon Prince,

J'ai reçu, il y a quelques jours, une lettre de Madame la Duchesse de St. Leu, dont j'ai l'honneur de soumettre ici la copie à Votre Altesse. Voulant allier ce qu'exige la prudence avec une femme aussi intrigante, au respect dû au malheur, je n'ai point cru devoir répondre par écrit à Madame la Duchesse de St. Leu; mais je lui ai fait dire verbalement par une personne sûre, qui se trouvait à Constance, que j'avais parlé de ses craintes à Monsieur le Duc de Montebello et que cet Ambassadeur m'avait répondu que Son Gouvernement ne lui avait communiqué aucun ordre de presser le départ de Madame la Duchesse. Je copie textuellement la réponse que Madame de St. Leu a faite à cette communication de mon correspondant: „Je remercie le Comte de Bombelles de sa complaisance et je vais vous „dire ce qui m'a porté à m'adresser à lui dans la pénible situation dans „laquelle je me trouve. Je me suis donc adressée au Ministre d'Autriche „parceque l'Autriche est raisonnable et qu'elle est à même de juger de „l'injustice qu'on commettrait envers moi en m'accusant de me mêler de „politique. Si mon fils, qui malheureusement se croyait appelé par le nom „qu'il porte à des choses, dont je ne savais rien, a commis un crime, cela „ne peut autoriser à des injustices à mon égard. L'événement de Stras„bourg m'a frappé comme un coup de foudre; car je croyais mon fils „tranquillement en Suisse. Vous pensez bien, Monsieur, que lorsqu'on „va risquer Sa vie, on n'en prévient pas une mère. — N'est-ce pas vrai? „Et moi, qui me mêle de rien, mon dieu! comment pouvais-je penser à „ce qu'il devait arriver. J'ai de la politique par dessus les oreilles, et je „ne m'occupe que de mes propres affaires, du dessin et autres choses pareilles; „mais en qualité de mère j'ai dû tout faire pour sauver la vie de mon fils. „Vous pouvez bien penser en quelle situation je me trouvais lorsque j'ai „reçu la nouvelle de ce qui s'était passé. Je me faisais les plus tristes idées „de ce qui pourrait en suivre. Je ne rêvais que conseil de guerre, condam„nation, et je partis de suite pour Paris pour demander au Roi la vie de „mon fils. Je pensais, que le Roi, qui nous a quelques obligations, écouterait

„les voeux d'une mère, et j'ai tout fait pour que ce pas ne put déplaire au „gouvernement. J'ai aussitôt donné connaissance de mon arrivée à Monsieur „Molé et au préfet de police et je n'ai rien négligé sous ce rapport. Monsieur „Molé s'est d'abord montré disposé à arranger cette affaire; mais quelle fut „ma surprise et ma peine, lorsque j'appris que Monsieur Guizot mettait „tout ce qui s'était passé depuis six mois en Suisse sur mon compte. J'avoue „que je fus outrée d'une pareille injustice.

„Comment se pourrait-il que j'aie pu rien faire? moi, qui ne parle „pas allemand et qui ne connais presque personne. N'est-il pas innoui „de recevoir de pareils reproches? On a dit aussi, que mon fils s'était occupé „de menées révolutionnaires en Suisse. Comment peut-on croire à de „pareilles choses? Il avait bien autres choses à faire." Ici la duchesse s'est levée et s'est promenée avec agitation dans la chambre. „Enfin j'ai „dû m'attendre d'un moment à l'autre à me voir enlevée de chez moi et „cependant je ne reconnais à personne le droit de me faire partir d'ici avant „que ce soit de ma propre et libre volonté, puisque je n'ai rien à me re- „procher ...

„Aussitôt que j'ai été sûre de la vie de mon fils, j'ai quitté Paris; car „c'était le seul objet qui m'y anima. C'est moi qui ai désiré qu'il aille „en Amérique. Mon fils m'a écrit que je devais rester ici; mais je veux „le suivre en Amérique, et c'est ce que je déclare encore. Oui, j'irai en „Amerique, mais je veux que ce soit de ma propre volonté. Il m'est in- „différent d'être en Suisse ou en Amérique. Je me sens assez de forces „pour faire ce voyage. Je sais qu'ici on me verra partir avec regret; mais „cependant je partirai sans pouvoir toutefois fixer le moment. J'espère „qu'on ne voudra pas me forcer de me mettre en route dans cette saison. „Je le crois même, mais les paroles de Monsieur Guizot m'ont trop frappé „pour ne pas me livrer à quelque crainte."

Veuillez agréer, mon Prince, l'hommage de mon profond respect

Bombelles.

Beilage. Copie d'une lettre de Madame la Duchesse de St. Leu à Monsieur le Comte de Bombelles. Arenenberg, ce 17 Novembre 1836.

Je suis revenue chez moi accablée sous le poids de si pénibles emotions, de si affreuses craintes pour la vie de mon fils, que j'ai besoin de me remettre un moment dans le calme d'un coup si imprévu et si déchirant pour le coeur d'une mère. Mon projet est de rejoindre mon fils le plutôt possible; mais je ne puis concevoir les raisons, qui peuvent motiver l'injustice et le manque de procédés du gouvernement français à mon égard. Vous êtes à portée de savoir, Monsieur le Comte, que je ne me mêle nullement des affaires qui ne me regardent pas, et que je n'ai demandé à la Suisse qu'un asyle et la tranquillité que j'y avais trouvé avec bonheur. Je réclame donc votre intercession pour que nul n'ait le droit de me faire partir de chez moi, que quand cela me conviendra et quand ma santé et mes affaires d'intérêts me le permettront sans risquer l'un et l'autre par un voyage précipité. Je me fie, Monsieur le Comte, à votre justice, à votre obligeance et je Vous prie de recevoir l'assurance de mes sentiments

(signé) Hortense

VII.

Weisung Metternichs an Apponyi. Wien, 14. Juli 1838.

Réservée.

(K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien.) Vgl. o. S. 274.

Monsieur le Comte!

On vient de me donner connaissance dans des voyes confidentielles d'une lettre de Jérôme Bonaparte au Prince de Montfort, son père, et j'en ai fait prendre à la hâte une copie, que Vous trouverez ci-jointe. Comme il peut être intéressant pour le Roi de connaître la manière, dont les membres de la famille pensent et s'expriment sur la dernière incartade de Louis Bonaparte, je vous invite, Monsieur le Comte, à porter Vous même cette lettre à la connaissance de Sa Majesté et à en donner lecture à Monsieur le président du Conseil. Je Vous prie de vouloir bien faire remettre sur le champ la lettre ci-jointe à Monsieur le Comte de St. Aulaire.

Beilage (mit dem Vermerk „de Vérone"). Jérôme Bonaparte à son père le Prince de Montfort à Florence (Kopie). Stuttgart, 24. Juin 1838.

J'ai parlé au Roi de votre venue à Friedrichshafen. Il n'y a pas paru contraire, et cela lui aurait sincèrement fait plaisir de vous voir ainsi que Mathilde[1]), mais il m'a répondu, qu'il y attendait des Princes étrangers, qui lui avaient demandé et auxquels il avait promis de ne s'y trouver que seul avec sa famille.

J'ai vu Monsieur de Persigny, qui était aide de camp de Louis dans cette affreuse affaire de Strasbourg. Il m'a apporté une lettre de recommandation de Louis. Je crains bien, qu'il n'ait encore quelque machination en tête. Il est entouré d'un tas d'intriguants, qui lui persuadent, qu'il est un homme supérieur, que son père et ses oncles sont des ganaches, qui ne sont plus bons à rien, et l'exploitent à leur profit. On lui dit que c'est lui qui est l'Empereur (ce sont les mots de Monsieur de Persigny) que ses oncles ne sont rien du tout; on ne veut pas même leur laisser l'expérience, qu'il n'y a que nous trois, qui y ont des droits. Là-dessus on m'a fait forts compliments sur ma personne, mon caractère etc. Je l'ai bien laissé parler, n'ai répondu qu'aux choses qui paraissaient passer la permission et me suis contenté de répondre, qu'il me paraissait bien difficile, que leurs projets réussissaient, que je ne me mêlerais de rien, parceque c'était contre mes principes de m'embarquer dans les conjurations ou toute autre intrigue politique, et que je ne voulais pas gâter ma position pour des bêtises. Que mon opinion était, que si jamais nous revenions en France, cela serait après un acte de république par la volonté de la nation, parceque notre nom est éminemment national en France, mais que jamais je ne tremperais mes mains dans des révolutions, qui étaient tellement contre les principes de l'Empereur et indignes de notre nom. Avec cela le but du parti de Louis est de lui faire avoir une position princière égale à la mienne, parcequ'ils en sentent tout l'avantage et voient bien, que lors de l'affaire de

[1]) Die Prinzessin Mathilde, Schwester des Briefschreibers.

Strasbourg cela lui aurait été d'un grand avantage; pour y arriver ils veulent, que Louis épouse Mathilde, ce qui est au reste à ce qu'on me dit[1]) une affection de coeur de mon cousin. Mais ce n'est pas, parcequ'elle est votre fille, sa cousine, mais parcequ'elle est la nièce du roi de Wurtemberg, qui, dit-on, alors pourrait donner cette situation princière à Louis. Persigny a eu l'impudence de me dire: „C'est la nièce du Roi de Wurtemberg, que nous voulons, car la fille du Prince Jérôme sans fortune, sans position ne peut pas nous convenir." —

Du reste croyez-moi bien le Roi ne fera rien pour Louis à moins que l'Autriche et la Russie ne le veuillent. — Je trouve cela assez naturel, car Louis ne le regarde pas au fond.

VIII.

Bericht Bois-le-Comtes an Thiers. San Ildefonſo, 13. 14. Auguſt 1836.

(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris. Espagne 772. Fol. 71 ff.)
Vgl. o. S. 313.

Saint Ildephonse 13. août 1836, 8. h. du matin.

Monsieur, M. de Rayneval étant retenu au lit depuis trois jours par une fluxion de poitrine et M. Drouyn étant à Madrid, je dois me charger de vous informer des événements qui se sont passés cette nuit.

Hier soir, sur les huit heures, le régiment des milices provinciales fort d'environ cinq cents hommes s'insurgea dans la caserne demandant la constitution. Il prit les armes, sortit et entra dans la ville, la musique jouant l'hymne de Riego. Quelques hommes du peuple lui répondirent par les mêmes cris, et les soldats du quatrième régiment de la Garde, le voyant venir, furent précipitamment prendre leurs armes et se joignirent à lui.

Toute cette troupe soulevée marcha contre le palais. Les portes furent aussitôt fermées. Le comte de San Roman se présenta aux soldats et les harangua. Ils ne le maltraitèrent ni ne l'écoutèrent, mais quelques cris de „Muera San Roman!" se mêlèrent aux vociférations qui appelaient la mort de Muñoz et de Quesada. Tous les officiers étaient restés fidèles et étaient séparés des soldats. M. de San Roman exigea, qu'ils rejoignissent leurs compagnies pour essayer de les ramener, mais leur voix fut aussi méconnue. La cavalerie seule, fort d'à peu près trois cent hommes, ne prit aucune part au mouvement. Au premier bruit de ce qui se passait je me suis rendu chez M. Villiers. „Vous voyez ce qui se fait, lui dis-je; je pense que nous devons nous mettre près de la Reine." — „Je le ferais volontiers mais la Reine est en fuite." — „Ce bruit est trop grave pour nous en rapporter à d'autres qu'à nous pour le vérifier." — „Eh bien partons!" Nous nous rendîmes sur la place du palais que les soldats faisaient retentir de leurs cris de „Viva" et de „Muera". Les uns chargeaient leurs fusils, les autres en frappaient les portes du palais; d'autres chantaient, d'autres dansaient; d'autres proféraient de violentes menaces et se préparaient au combat. Nous demandons qui commande; nous disons que nous voulons parler au commandant, aux officiers. „Il n'y a pas de commandant ni d'officiers", répondent les soldats, „les sous-officiers ont pris la direction."

[1]) Ms. qu'on ne me dit.

Nous demandons à pénétrer jusqu'au palais; on nous le refuse. Nous en reconnaissons l'impossibilité; plusieurs voix commençaient à murmurer autour de nous les noms de traîtres et d'espions.

Nous nous rendons à la maison de la camarera mayor, d'où l'on pénètre dans le palais par des galeries intérieures; parvenus à l'ouverture de la galerie nous la trouvons fermée et faisons de vains efforts pour nous faire entendre. Nous revenons sur la place. Le tumulte n'avait fait que s'accroître et nous ne pouvions plus que nous y compromettre sans aucune chance de succès.

Rentrés chez M. Villiers, l'idée nous vint qu'il serait peut-être possible d'appaiser avec quelque argent une troupe, qui demandait, et avec de trop fortes raisons, du pain en même temps qu'elle réclamait la constitution. Nous pensions, que par notre crédit personnel et par celui de nos gouvernements il nous serait possible de trouver l'argent nécessaire. M. Villiers envoye tenter le moyen près des soldats. Ils répondent: „Ce n'est plus du pain qu'il nous faut, c'est la liberté." Ils étaient déjà gorgés de vin.

Cependant les clameurs et les démonstrations menaçantes augmentaient toujours. On était parvenu à enfoncer une petite porte qui heureusement ne donnait pas entrée dans le palais même, mais les efforts se dirigeaient contre la porte principale; on commençait à tirer des coups de fusil; on annonçait qu'on allait faire venir du canon et on disait massacrer tout ce qui était dans le palais, si la Reine n'acceptait la constitution. Ces dispositions pouvaient paraître menaçantes pour la Reine elle-même par l'ardeur affectée avec laquelle les soldats criaient: „Vive Isabelle II."

La malheureuse Reine lutta pendant cinq mortelles heures. Enfin à deux heures du matin, elle céda. Une procession de soldats fut avec des torches lui présenter la constitution. Elle en prononça l'acceptation.

Aussitôt les soldats firent retentir les airs de leurs cris de triomphe. Les fusils et les canons furent déchargés et rechargés et tirés continuellement jusqu'au jour. Quand il parut, les soldats furent chercher dans leurs casernes quelque repos à cette nuit tumultueuse.

A cinq heures du matin tout était calme dans la ville, au palais et dans les casernes. Les autorités continuaient à occuper leurs postes. Le ministre de grâce et justice, le seul qui fut ici, donnait ses ordres. Le palais était libre. M. de San Roman vint chez moi. Il me raconta la scène de la nuit et combien il était loin de s'attendre à une insurrection, qu'aucun indice n'avait indiquée et qui était partie du sein des deux régiments sur lesquels il comptait le plus. Il me dit, qu'au milieu de ces scènes d'effroi la Reine avait exprimé le désir de m'avoir près d'elle. Je l'instruisis des efforts, que M. Villiers et moi avions fait pour pénétrer le palais, et exprimai le regret, qu'il n'eut pas lui même profité du peu d'autorité qui lui restait pour nous faire avertir et nous aider à pénétrer jusqu'à Sa Majesté. „Et maintenant, M. le Comte, ajoutai-je, pouvez-vous m'aider à pénétrer jusqu'à Sa Majesté?" — „Venez et nous essayerons," répondit-il. „Mais je le priai d'attendre que j'eusse consulté M. Villiers, nous étant promis lui et moi de concerter toutes nos démarches ensemble. M. Villiers se leva aussitôt pendant que Monsieur de San Roman allait au palais. Nous trouvâmes sur la place M. de San Roman qui revenait. Il nous dit que la Reine dormait en ce moment, mais qu'il avait chargé le gentilhomme de service de lui demander de nous recevoir, M. Villiers et moi, sur les deux heures. J'aurais voulu attendre ce moment pour être en état de donner au Roi et à la Reine

des nouvelles de leur auguste nièce; mais il importe d'abord de leur annoncer qu'elle n'est plus en péril et de faire connaître au gouvernement de Sa Majesté l'importante révolution qui vient de s'opérer en Espagne. Je profite à la hâte de la permission qu'on m'a donnée d'envoyer une estafette. Quand les soldats seront réveillés, cette faculté me serait peut-être retirée.

M. Villiers et moi enverrons un autre courrier annoncer le développement de ce mouvement. M. Drouyn fera parvenir à Votre Excellence les nouvelles de Madrid et une dépêche télégraphique.

Agréez, je vous prie Monsieur, l'assurance de ma haute considération.

Le baron de Bois-le-Comte.

P.S. Les événements de la nuit et la souffrance d'être retenu dans son lit pendant que de telles choses se passaient ont vivement agité M. l'ambassadeur. Cependant il n'est pas plus mal. Trois abondantes saignées ont presque fait disparaître l'inflammation, mais il est difficile d'espérer, qu'il puisse avant au moins huit jours être en état de se rendre à Madrid si sa présence y devenait nécessaire.

Saint Ildephonse 1836, 13 août.

Monsieur, pendant que l'on expédiait ma dépêche No. 4, je me suis rendu chez la camarera mayor de la Reine, madame la marquise de Santa Crus, qui a passé toute cette nuit auprès de Sa Majesté. Je n'ai que le tems d'écrire à Votre Excellence sans même conserver de minute, ce qu'elle vient de me dire; une heure de retard seulement pourrait rendre impossible le départ de l'estafette.

La reine s'est montrée pleine de courage et de fermeté dans ces circonstances, au milieu desquelles tout le monde à peu près avait perdu la tête. Lorsqu'elle vit les efforts de la troupe pour pénétrer dans le palais, elle donna ordre de recevoir douze soldats. Ils furent admis. „Que demandez-vous?“ dit Sa Majesté. — „La constitution de 1812 et la liberté.“ — „Mais comment puis-je donner la constitution de 1812? vous savez qu'une pareille mesure doit se prendre sollennellement en présence des Cortes, par les Cortes elles-mêmes; qu'il ne m'appartient pas de l'adopter ou de la rejeter.“ — „Nos camarades n'entendent pas tout cela: ils sont restés trois ans en Navarre pour le service de Votre Majesté; ils resteront, s'il le faut, trois ans sur cette place pour obtenir ce qu'ils demandent.“ — „Mais, cette constitution, la connaissez-vous?“ — „On nous a dit: qu'elle était bonne; il nous la faut et, en même tems, la liberté.“ — „Qu'est-ce que vous entendez par la liberté?“ — „Que nous voulons être plus libres que nous ne le sommes.“ — „Mais vous serez toujours des soldats et par conséquent soumis à l'obéissance.“ — „Oui, mais rentrés chez nous, nous serons plus heureux. Par exemple, du tems de la constitution, on ne payait le sel dans nos villages qu'une piécette. De plus on nous fera justice. On m'avait promis la croix de Sainte Isabelle; on ne me l'a pas donnée.“

Ce dialogue était soutenu tout entier par Sa Majesté elle-même. Le ministre de grâce et justice présent dit aux soldats: „Vous n'avez pas lu la constitution; comment donc y tenez-vous?“ — „D'autres nous ont indiqué ce qu'elle valait.“ — M. de San Roman ajouta: „Voulez-vous donc renverser les deux reines? Vous savez que la constitution établit la succes-

sion masculine, c'est-à dire D. Carlos (ce qui est inexact[1]). — „Pour D. Carlos nous n'en voudrons jamais; c'est un despote. Et quant aux deux reines qu'importe que la constitution les renvoie; la nation les veut et les saura bien soutenir."

Comme elle ne pouvait rien gagner sur les soldats la reine leur dit: „Retirez vous, je vais prendre ma résolution. Deux d'entre vous viendront ensuite l'entendre de ma bouche."

Les soldats s'étant retirés: „Eh bien, Monsieur," dit la reine, „que faut-il faire?" — „Nous n'avons plus le choix, dit le ministre de grâce et justice: céder à la force. Les soldats qui occupent l'intérieur du palais demandent déjà à rejoindre leurs camarades du dehors; ils ouvriront les portes si nous voulons résister." La reine alors fit entrer les deux soldats; tous deux, l'un surtout, se présentirent avec une extrême arrogance. La reine lui dit: „J'ai pris un parti: je cède. Vous avez la constitution." — „Votre Majesté va donc la jurer?" — „Je ne puis la jurer ici et en ces circonstances. Je vous autorise à la proclamer et jurer jusqu'à la convocation des Cortes." — „Nous ne pouvons nous contenter de cette acceptation provisoire." — „Il n'est pas cependant en mon pouvoir de vous en donner une autre." — „Eh bien, que Votre Majesté nous donne une acceptation écrite de sa main." — „Vous savez que ce n'est pas dans nos formes, mais j'autorise devant vous M. de San Roman à vous permettre de proclamer et publier la constitution." — „Alors donnez nous une pierre, mais une belle et vaste pierre." — „Qu'est-ce que vous en ferez?" — „Nous écrirons dessus: Place d'Isabelle II et de la constitution." — „Mais on ne peut vous tailler une pierre en quelques instants. Voulez-vous une feuille de papier? Alcade, écrivez sur un papier ce que veulent ces messieurs." — „Nous sommes militaires, nous ne voulons rien recevoir d'un alcade." — „Qu'un autre écrive donc!"

Un des assistans écrivit alors sur une feuille de papier: „La reine autorise le général San Roman à laisser les soldats jurer la constitution jusqu'à la réunion des Cortes." Les deux soldats témoignèrent qu'ils se contenteraient bien de ce papier mais qu'ils craignaient que leurs camarades ne le trouvassent pas suffisant. Ils demandèrent que la reine y apposât sa signature. La reine ayant refusé en se retranchant sur les usages, les deux soldats descendirent après avoir tenu conseil avec leurs camarades. Ils revinrent bientôt et dirent que la troupe ne se séparerait pas que la reine n'eût signé. Sa Majesté donna enfin sa signature.

Je prie Votre Excellence d'agréer l'assurance de ma respectueuse considération.

Le baron de Bois le Comte.

Saint Ildephonse 1836, 14 août.

Monsieur, je dois ajouter quelques détails à ceux que j'ai eu l'honneur de donner à Votre Excellence sur le mouvement militaire, par lequel 12 à 1500

[1]) Nach dem Berichte Jentschs vom 27. August 1836 (Arch. Berlin) hätte der Justizminister gesagt: „que la constitution de 1812 moyennant laquelle Msgr. l'Infant Don Carlos est le successeur immédiat à la couronne, dans le cas que la petite vérole ou quelque autre maladie venait à enlever les deux jeunes Infantes, les soumettrait à ce même despotisme, qu'ils croyaient abolir par le code politique de Cadiz."

soldats abandonnés de leurs chefs ont en quelques heures de nuit renversé le gouvernement de la Reine régente et préparé peut-être le renversement de celui de la reine Isabelle et changé dès cet instant la base et les conditions sur lesquelles il reposait, en substituant à un régime libéral un régime démocratique, à une constitution librement acceptée une constitution imposée par la violence à l'autorité souveraine.

Le résultat d'élections faites par la loi la plus démocratique qui eut encore été établie en Espagne ayant donné une majorité de députés modérés, le parti extrême humilié et irrité en avait appelé à l'insurrection. L'insurrection avait déjà établi la constitution de 1812 dans la moitié de l'Espagne, quand le désarmement des miliciens à Madrid montra au parti qu'il ne réussirait pas s'il ne se rendait maître de la troupe. A Madrid, la vigueur et la vigilance du general Quesada, à l'armée du Nord, l'influence puissante encore de Cordova rendait cette entreprise difficile. Les circonstances se présentirent plus favorables à St. Ildephonse. On y avait eu l'impardonnable négligence de laisser manquer de pain les deux régiments qui y étaient préposés à la garde de la Reine. Le parti porta contre eux tous ses efforts et toute sa séduction; la misère et les privations les y rendirent plus accessibles. Quelques jours avant l'insurrection on avait vu arriver de Madrid les agens qui l'ont préparée et on a peine à concevoir comment avec les indices qui se sont manifestés M. de San Roman a pu être aussi complettement surpris. Il en rejette la faute sur la police qui en effet est tout-à-fait nulle en Espagne et, du moins, au milieu de la crise il s'est relevé par son courage. Il n'a pas craint de descendre au milieu des soldats qui demandaient sa tête et de les haranguer. Il a rappelé au 4e régiment, qu'il y avait à peine quelques jours que la reine Isabelle avait attaché elle-même la cravate à son drapeau. Il l'a conjuré de ne pas ternir la gloire qu'il venait d'acquérir en Navarre. Les discours faisaient quelque impression lorsque les agens de Madrid insistèrent plus fortement auprès des soldats. La reine s'étant elle-même approchée de la fenêtre entendit les mots de Firme! Firme! (ferme! ferme!) que répétaient ces agens. Quand Sa Majesté eut cédé le comte de San Roman dut le premier, à la tête des soldats, prêter serment à la constitution; aussitôt après avoir fait cet acte nécessaire au salut de sa souveraine il déposa sa démission à ses pieds.

On a remarqué comme une preuve de la séduction qui avait été exercée sur les soldats, qu'un grand nombre d'entre eux étaient pris d'eau de vie et de vin; circonstance très rare pour des Espagnols et assez singulière parmi une troupe laissée sans solde depuis trois mois.

Par une singularité tout à fait propre à cette nation, à peine le mouvement eut-il été fini que les soldats furent tranquillement occuper les postes qui leur étaient assignés par leurs officiers; le service reprit avec une parfaite régularité. Une heure avant comme une heure après l'insurrection il eût été impossible de reconnaître que la ville allait être ou avait été le théâtre d'aussi grands désordres. L'insurrection finit sur les 3 heures du matin; à 5 heures, passant dans la rue avec le Comte de San Roman, je voyais les soldats rendre avec respect et empressement les honneurs militaires à un chef dont ils venaient de méconnaître la voix et de braver l'autorité.

L'opinion semble aujourd'hui prédominer que plusieurs des officiers ont plus encore manqué de fidélité que d'énergie. L'esprit qu'ont montré

les sous-officiers et l'empire qu'ils ont exercé pendant l'insurrection n'échappera pas à l'attention de Votre Excellence.

La fermeté et la présence d'esprit de la Reine dans la nuit du 12 au 13 août ont été véritablement dignes d'admiration. Elle n'ignorait pas le danger auquel elle était personnellement exposée; les propos des soldats qui parvenaient jusqu'à elle eussent suffi pour dissiper toute illusion; mais, loin de s'en faire aucune, la Reine regardait ce qui vient de se passer, elle me l'a dit elle-même, comme le résultat d'une conspiration profondément méditée, dont elle-même était le premier but comme régente, dont sa fille comme reine devait devenir la seconde victime.

Lorsque le 13 au matin je vis Sa Majesté pour lui exprimer l'intérêt avec lequel je l'avais suivie dans cette nuit d'allarmes, elle daigna confirmer les renseignemens que j'ai eu l'honneur de donner à Votre Excellence sur la conduite qu'elle y a tenue. Elle y ajouta quelques détails.

D'après ce que me dit Sa Majesté les soldats qui se sont présentés à elle etaient absolument incapables de s'élever jusqu'à l'idée d'une révolution. Quand, après avoir déposé leurs armes ils pénétrèrent dans la salle où elle les attendait entourée de sa dame du palais et de ses grands officiers, l'émotion qu'ils éprouvèrent leur ôta pendant quelques instants la faculté de l'expression. Il fallut qu'elle leur demandât plusieurs fois ce qu'ils lui voulaient avant qu'ils pussent le lui dire. Ils insistèrent alors pour obtenir la constitution de 1812 et non celle de 1820. Sa Majesté leur fit remarquer que c'était un seul et même acte. Ils prétendirent qu'on voulait les abuser et qu'ils savaient parfaitement que la constitution de 1820 contenait des additions et des suppressions auxquelles ils ne pouvaient consentir. On ne put les faire sortir de cette idée. Leur thème leur avait été donné; ils s'y tenaient obstinément, hors d'etat qu'ils étaient de le discuter. „J'ai seulement été étonnée, me disait Sa Majesté en exprimant cette opinion, qu'on ne les eût pas chargés d'ajouter à la demande de la constitution de 1812 celle du renvoi de mes ministres. On aura craint d'embrouiller leurs idées en les chargeant de trop de choses à la fois." La Reine ayant demandé à ces mêmes députés ce qui les avait décidés à se soulever pour obtenir la constitution, „c'est, répondirent-ils, qu'on nous l'avait promise en Navarre". — „Et qui vous l'avait promise?" — „Mina et Cordova." — „Cela est impossible." — „Nos officiers sont ici présents; interrogez les." — Les officiers gardèrent le silence, „probablement, me dit la reine, par crainte de contredire les soldats." — „Au reste, reprirent ceux-ci, il serait inutile de refuser la constitution car toute l'armée la veut comme nous." — „Mais, dit Sa Majesté, savez-vous ce que vous faites en demandant cette constitution? Vous amenez Carlos à Madrid. Vous ne pouvez mieux faire pour le servir et, sous peu, vous le verrez ici." En me rapportant ces paroles, Sa Majesté ajouta: „Ce que je leur ai dit là, je le crois. Charles viendra ici. Les masses sont pour lui et puis la nation ne veut pas de la constitution; elle se jettera dans ses bras pour s'y soustraire. Les partisans de Charles comprennent tout cela très bien. Il y a aussi du Carlisme dans ce qui se passe sous vos yeux; je sais un moine qui y a une forte influence et, depuis quelque temps, les habitans des environs qui sont tous Carlistes vivent très bien avec les soldats."

Sa Majesté reprenant alors la narration qu'elle me faisait continua ainsi: „Des deux députés, qui vinrent après les 12 que j'avais congédiés,

il en était un dont la figure était particulièrement repoussante et féroce. „Je consens à ce que vous me demandez, dis je en m'adressant à lui, maintenant vous pouvez être satisfait; mais qu'il n'y ait pas de massacre." Cet homme ne répondit pas. Je répétais deux fois: „Entendu; il ne doit pas y avoir de massacre. Je ne pus le faire sortir du silence dans lequel il persistait à se retrancher."

„J'avoue que je ne puis me défendre de la crainte de voir se renouveler des scènes sanglantes. Il y aura encore des massacres et des assassinats; vous ne savez pas encore assez ce que sont les hommes qui se trouvent à la tête de tout cela. De bien mauvais progrès ont été faits depuis que vous avez quitté ce pays. Chez vous on n'a recours à l'assassinat qu'en désespoir de tout autre moyen. Ici le succès même ne le fera pas abandonner aux révolutionnaires. Quesada est celui pour lequel je crains le plus dans ce premier moment. Lui même sait qu'on en veut à ses jours. Il y a déja un mois qu'il m'a dit: „Je dois conseiller à Votre Majesté de me chercher dès cet instant un remplaçant car je dois être assassiné". „Du moins, continua Sa Majesté, j'ai cherché à prévenir des malheurs en envoyant dès la pointe du jour l'ordre à Quesada de ne pas se porter ici avec des troupes comme il avait probablement pensé à le faire. Sur quoi pourrait-il compter quand ma propre garde m'a trahie dans l'intérieur de mon palais? J'apporterai la même prudence dans toute ma conduite. Aujourd'hui on va poser la pierre de la constitution. J'ai donné ordre aux autorités de s'y trouver; ce sera encore une épreuve à passer. La cérémonie est au moment de commencer; je crois même déjà entendre une musique; ne l'entendez vous pas? Peut-être vont ils m'appeler et me demander de jurer la constitution. Je le ferai s'ils le veulent; maintenant que je l'ai accordée, qu'importe de ne pas la jurer? Cependant je sais que je ne pourrai plier mon caractère à toutes les humiliations qu'a endurées Ferdinand. Peut-être avant qu'on m'ôte la régence prendrai-je le parti de la déposer volontairement. J'ai voulu essayer ce matin si j'étais déjà prisonnière. J'ai ordonné qu'on attelât mes voitures; on les a forcées de rentrer. Je renouvellerai l'épreuve ce soir . . . On craint que je me jette dans Madrid. A quoi bon aller à Madrid? Je n'ai pas de nouvelles de Madrid car ils se sont emparés du télégraphe; mais en ce moment Madrid est probablement aussi bien que St. Ildephonse au pouvoir de la révolution, et quant à se sauver dans un pays étranger pense-t-on que ce soit facile au milieu de l'Espagne? Et sais-je d'ailleurs en quelles mains je laisserai ma fille?"

Tout en nous rendant au palais M. Villiers et moi nous nous étions concertés sur les conseils que nous donnerions à Sa Majesté. D'après ce dont nous étions convenu, je l'engageai, du moment où elle ne se voyait plus aucun point d'appui, aucune force sur laquelle elle put compter de ne pas irriter les esprits par une résistance inutile. Je lui représentai que toutes les tentations que le roi Ferdinand avait faites pour secouer le joug des Cortes n'avaient eu d'effet que de compromettre ses meilleurs serviteurs et de rendre sa dépendance plus profonde et plus humiliante. Je lui conseillai enfin d'attendre qu'on lui ôtat la régence plutôt que de la déposer pour ne pas paraître abandonner d'elle-même la garde et la cause de sa fille. La reine se montra parfaitement disposée à suivre ces conseils. Son langage portait même l'empreinte d'une sorte d'insouciance, de résignation, libre, dégagée, préparée à tout, presque gaie, qui est dans son caractère.

„Oui, dit-elle, je ferai de la meilleure grâce possible ce que je ne puis éviter de faire.“

Avant de me congédier, Sa Majesté, informée des efforts que j'avais faits pour pénétrer jusqu'à elle au milieu de la crise qu'elle venait de passer m'en remercia avec sensibilité. „J'avais exprimé le désir, me dit-elle, d'avoir le corps diplomatique, de vous avoir surtout, près de moi. J'ai ordonné au ministre de grâce et justice de vous inviter à venir; mais chaque fois il m'a répondu que les soldats ne vous laisseraient pas passer; que ce serait vous exposer inutilement et c'est en effet ce qui est arrivé.“

Le 13 à 3 heures la pierre de la constitution a été solennellement scellée dans le mur de la maison du poste sur la place de St. Ildephonse. Cette cérémonie s'est passée sans désordre, au son de la musique militaire et en présence de toutes les troupes.

Dans l'après-dîner Sa Majesté a essayé de sortir en voiture; on n'y a mis aucun obstacle.

Le soir la ville a été illuminée d'après un ordre donné par les autorités. Quelques chants patriotiques se sont fait entendre mêlés à quelques cris de „Muera!“, selon le caractère des Espagnols qui associent à toutes leurs fêtes politiques le désir et l'espoir de la vengeance.

Dans les cérémonies qui viennent de se passer ici on n'a pas entendu comme à Madrid le cri de „Muera la Francia!“ Cependant, au milieu du tumulte et des réjouissances de la nuit du 12, dans les décharges que faisaient les soldats en signe de triomphe, plusieurs coups de fusil ont porté sur la maison qu'occupe M. l'ambassadeur. Deux balles sont restées enfoncées dans les volets de la chambre où il couche.

Je prie Votre Excellence d'agréer l'assurance de ma respectueuse considération

Le baron de Bois-le-Comte.

IX.

Schreiben der Königin-Regentin Maria Cristina an die Königin von Frankreich. Madrid, 19. August 1836.

(Archives du Ministère des Affaires Etrangères. Paris. Espagne 773. Fol. 18 ff.) Vgl. o. S. 314.

1836, 19. août. Madrid.

Ma chère tante,

Ma très chère tante, je vous suis extrêmement obligée de vos deux lettres, dont la seconde m'est parvenue peu après l'arrivée de monsieur de Bois-le-Comte. Maintenant et plus que jamais j'implore votre protection, celle de mon oncle chéri. Mille terreurs m'assaillent; je ne puis rester en Espagne. Si ma présence ici ne mettait que ma vie en danger, je me résignerais; mais avec ma vie est menacée celle de ma fille, celle d'une quantité de gens qui se trouvent compromis.

Je dois par force réclamer les soins de plusieurs personnes, et il suffit non seulement que quelqu'un soit près de moi, même que je le regarde, pour qu'il soit un traître et qu'on demande sa tête. Ne croyez pas que ce sort n'atteigne que telle ou telle personne, non; tout le monde le subit: le petit comme le grand, le vieux comme le jeune.

Les souffrances que j'ai déjà endurées, celles qui me sont réservées encore si je demeure ici plus longtemps me font implorer, chère tante, votre appui. Ils ont ici gardé l'idée que, si on change la régence, les ambassades se retireront. Mon cher oncle pourrait-il en cela trouver de quoi m'aider? Je n'ai d'espoir qu'en lui et en vous, tante chérie. La seule grâce que je vous demande est celle-là: que vous fassiez votre possible afin qu'ils me laissent librement sortir d'Espagne, ne fût-ce même que comme simple particulière, et que vous assuriez, je vous en conjure, la vie de mes deux filles. Je n'ai pas d'autre désir. Soyez assurée, que s'il ne m'est pas accordé de réaliser ce désir, peu de jours sont réservés à votre nièce. Avant qu'un mois ne s'écoule, mon coeur y aura succombé. Vous ne pouvez vous imaginer à quel point ce coeur est oppressé, et rien ne peut plus le soulager s'il ne m'est accordé de vivre hors d'ici, en quelque lieu que ce soit. Rendez quelque consolation, chère tante, à une nièce qui vous aime tendrement et qui, si elle obtient cette grâce, vous sera toute sa vie profondément reconnaissante et qui vous devra son bonheur.

Pardonnez moi, je vous en prie, si j'ai pris cette liberté de vous parler à coeur ouvert, mais à qui parlerai-je ainsi si ce n'est à vous, chère tante, à vous qui êtes mon unique appui? Faites, je vous en conjure, que personne ne connaisse la prière que je vous adresse.

Ayez la bonté de consoler ma mère chérie et de lui donner de mes nouvelles ce que je ne puis faire en ce moment. Je n'en ai ni le temps, ni la force.

Adieu, chère tante, n'oubliez pas et consolez celle qui vous baise respectueusement les mains, à vous et à l'oncle chéri, et qui se dit pour la vie

Votre très affectueuse et très dévouée nièce

Marie Christine.

Post-scriptum. — Mille choses de ma part, je vous en prie, aux chers cousins et cousines.

Berichtigungen.

Seite 156 letzte Zeile ist zu lesen: S. Anhang II statt Anhang III.

In Band IV ist zu lesen: Seite 140 am Rande unten 16. Jan statt 16. Dec.
„ „ „ „ „ „ : Seite 183 vierte Zeile von unten 8. Sept. statt 28. Sept.
„ „ „ „ „ „ : Seite 228 zweite Anmerkung T. XXXVIII statt LXXXVIII.
„ „ „ „ „ „ : Seite 409 am Rande unten Brüder Schnell statt Brüder Snell.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Theodor Lindner

Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger (1346—1437)
Geheftet M. 7.—

Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273 bis 1437). Zwei Bände. Mit 1 Karte
Geheftet M. 12.— In Halbfranzband M. 16.—

Geschichte des deutschen Volkes. Zwei Bände
Geheftet M. 10.— In 1 Halbfranzband M. 12.—

Die sogenannten Schenkungen Pippins, Karls des Großen und Ottos I. an die Päpste
Geheftet M. 2.—

Allgemeingeschichtliche Entwickelung. Rede gehalten beim Antritt des Rektorates der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1904
Geheftet 50 Pfennig

Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwickelung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung
Zweite erweiterte und umgearbeitete Auflage
Geheftet M. 4.50. In Halbfranzband M. 6.—

Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden
Preis jedes Bandes: Geheftet M. 5.50, in Leinenband M. 7.—
in Halbfranzband M. 7.50

Bis April 1911 erschienen:

Erster Band: Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Kultur

Zweiter Band: Niedergang der islamischen und der byzantinischen Kultur — Bildung der europäischen Staaten

Dritter Band: Vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ende der Konzile — Die abendländisch-christliche Kultur — Anfänge einer neuen Zeit

Vierter Band: Der Stillstand des Orients und das Aufsteigen Europas — Die deutsche Reformation

Fünfter Band: Die Kämpfe um die Reformation — Der Übergang in die heutige Zeit

Sechster Band: Das neue europäische Staatensystem. Absolutismus und Merkantilismus — Die geistige Befreiung und die Aufklärung — Asien und Afrika

Siebenter Band: Amerika — Europa bis zum Beginn der französischen Revolution — Die Revolution und die Republik — Napoleon

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Fürst Bismarck

Gedanken und Erinnerungen
Großoktav-Ausgabe — Zwei Bände gebunden M. 20.—
Volks-Ausgabe (Klein-Oktav) — Zwei Bände gebunden M. 5.—

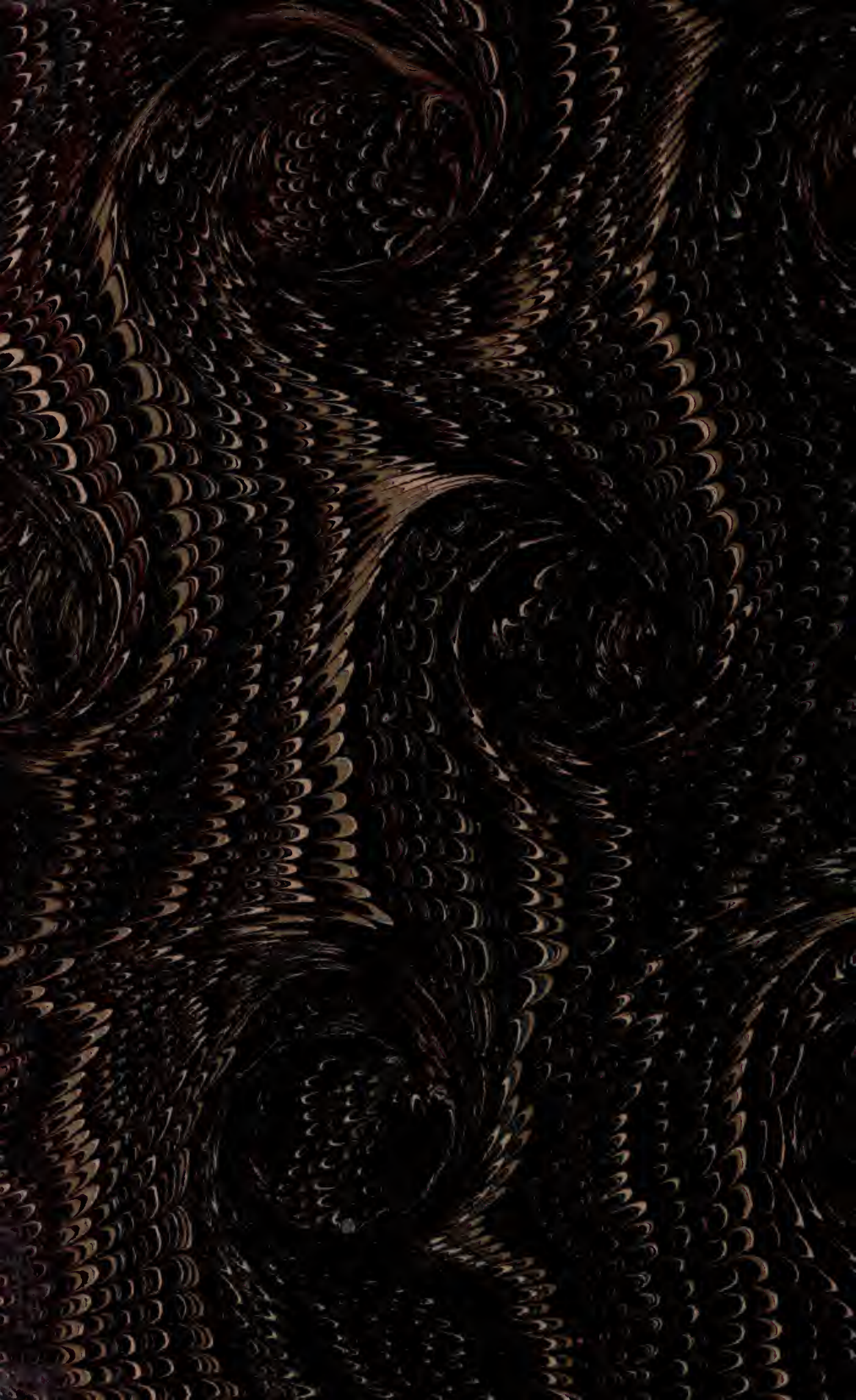
Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen
Band I: **Kaiser Wilhelm I. und Bismarck.** Mit Bildnis des Kaisers und 22 Briefbeilagen in Faksimiledruck
Band II: **Aus Bismarcks Briefwechsel**
Liebhaber-Ausgabe auf Velinpapier in zwei Halbfrzbdn. M. 30.—
Großoktav-Ausgabe in zwei Leinenbänden M. 20.—
Die beiden Bände des Anhangs sind auch einzeln zu M. 15.— bezw. M. 10.— zu haben

---

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Mit Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und zehn weiteren Porträtbeilagen
Dritte Auflage — Geheftet M. 6.— Gebunden M. 8.—
Hieraus einzeln:
Fürst Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71 Mit Titelbild und einem Brief-Faksimile
Geheftet M. 2.— Gebunden M. 2.80

Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl — Geheftet M. 6.— In Halbfranzband M. 8.—
Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz 1858—1861 — Geheftet M. 3.— Gebunden M. 4.—
Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamt-Ausgabe, besorgt von Horst Kohl. Vierzehn Bände.
Geheftet M. 108.50. In Halbfranzband M. 136.—
Bismarckreden 1847—1895. Herausgegeben von Horst Kohl Auswahl in einem Bande. Neue unveränderte Ausgabe
Geheftet M. 5.— In Halbfranzband M. 6.75
Bismarck. Eine Biographie. Von Erich Marcks. Erster Band: Bismarcks Jugend, 1815—1848. Mit zwei Bildnissen. 13.—15. Auflage
Geheftet M. 7.50 In Leinenband M. 9.50
In Halbpergamentband M. 10.— In Halbfranzband M. 10.—
Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Tatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt von Ludwig Hahn. Vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten. Fünf Bände — Geheftet M. 55.— Gebunden M. 62.50
Erinnerungen an Bismarck. Von Dr. Freiherrn von Mittnacht, Kgl. Württemb. Staatsminister und Ministerpräsidenten a. D.
Sechste Auflage — Geheftet M. 1.50 Gebunden M. 2.—
Dasselbe. Neue Folge. (1877—1889.) Fünfte Auflage
Geheftet M. 1.50 Gebunden M. 2.—
Aus Bismarcks Werkstatt. Studien zu seinem Charakterbilde Von Arnold Fenffi von Pilsach — Geheftet M. 1.60 Gebunden M. 2.40
Bismarck und Shakespeare. Eine Studie von Arthur Böhtlingk
Geheftet M. 3.— Gebunden M. 4.—

Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen
Von Horst Kohl — Geheftet M. 4.— Gebunden M. 5.—



122858
HMod
S839g
Author Stern, Alfred
Title Geschichte Europas. Vol.5.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

K.F.K. B.S.